

Deutsche Syntax

Institut für deutsche Sprache
Jahrbuch 1991



Deutsche Syntax

Ansichten und Aussichten

Herausgegeben von
Ludger Hoffmann



Walter de Gruyter · Berlin · New York
1992

Redaktion: Franz Josef Berens

⊗ Gedruckt auf säurefreiem Papier, das die
US-ANSI-Norm über Haltbarkeit erfüllt.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Deutsche Syntax: Ansichten und Aussichten / hrsg. von Ludger
Hoffmann. – Berlin ; New York : de Gruyter, 1992
(Jahrbuch ... des Instituts für Deutsche Sprache ; 1991)
ISBN 3-11-013706-2
NE: Hoffmann, Ludger [Hrsg.]; Institut für Deutsche Sprache
<Mannheim> : Jahrbuch ...

ISSN 0537-7900

ISBN 3 11 013706 2

© Copyright 1992 by Walter de Gruyter & Co., D-1000 Berlin 30

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede
Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne
Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für
Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung
und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

Druck: W. Hildebrand, Berlin

Buchbinderische Verarbeitung: Th. Fuhrmann KG, Berlin

INHALT

Gerhard Stickel: Eröffnung	1
Ludger Hoffmann: Vorwort	6
Günther Grewendorf: Parametrisierung der Syntax	11
Simon C. Dik: Zur Entwicklung einer funktionalen Computergrammatik des Deutschen	74
Joachim Jacobs: Syntax und Valenz	94
Angelika Redder: Funktional-grammatischer Aufbau des Verb-Systems im Deutschen	128
Christian Lehmann: Deutsche Prädikatklassen in typologischer Sicht	155
Renate Steinitz: Durative und inchoative Prädikate und die Adverbialkomplemente von Verben	186
Peter Eisenberg: Adverbiale Infinitive: Abgrenzung, Grammatikalisierung, Bedeutung	206
Hans-Werner Eroms: Das deutsche Passiv in historischer Sicht	225
Gisela Zifonun: Das Passiv im Deutschen: Agenten, Blockaden und (De-)Gradierungen	250
Gisbert Fanselow: „Ergative“ Verben und die Struktur des deutschen Mittelfelds	276
Hubert Haider: Die Struktur der Nominalphrase – Lexikalische und funktionale Strukturen	304
Clemens Knobloch: Funktional-grammatischer Aufbau der Nominalphrase im Deutschen	334
Podiumsdiskussion zum Satzbegriff	
Ludger Hoffmann: Einleitung und Materialien	363
Joachim Buscha: Statement zur Podiumsdiskussion	378
Konrad Ehlich: Zum Satzbegriff	386
Karl Erich Heidolph: „Satz“ als Kategorie der Grammatik	396
Bruno Strecker: Zum Begriff des Satzes	408

Plenumsdiskussion	417
Inger Rosengren: Satztyp, Satzmodus und Illokution aus modularer Sicht	435
Cathrine Fabricius-Hansen: Subordination	458
Werner Abraham: Wortstellung im Deutschen – theoretische Rechtfertigung, empirische Begründung	484
Jochen Rehbein: Zur Wortstellung im komplexen deutschen Satz	523
Das Institut für deutsche Sprache im Jahre 1991	575

GERHARD STICKEL

Eröffnung der Jahrestagung am 12.3.1991

Willkommen zur 27. Jahrestagung des Instituts für deutsche Sprache! Eigentlich sollte dies eine kleine Tagung werden. Für diejenigen, die unsere Tagungsbräuche noch nicht kennen, eine kurze Erläuterung: Vor 14 Jahren wurde – zunächst motiviert durch akuten Geldmangel – das Alternieren von großen und kleinen Jahrestagungen eingeführt. Bei den großen geht es durchweg um ein Thema, für das Interesse auch über die Grenzen der Germanistischen Linguistik hinaus angenommen wird. Die Themen der kleinen Jahrestagungen sind linguistischer, sind stärker fachorientiert. Sie stehen meist in thematischem Zusammenhang mit laufenden Forschungsarbeiten des Instituts.

Nach der letztjährigen großen Tagung, die in aspektreichen Beiträgen die Sprachgeschichte seit dem 19. Jahrhundert behandelte (s. Jahrbuch 1990), sollte es und wird es wohl auch in diesem Jahr wieder etwas linguistisch-technischer zugehen. Syntax gilt ja gemeinhin als spröde, als ein beschreibungssystematisches Teilgebiet der Linguistik, wo besonders theoriebetont gearbeitet wird, wo die formalen Rekonstruierer, die mathematisierenden Modellbauer das Wort führen.

Bei der Apologetik des eigenen Fachs, zu der wir gelegentlich von Vertretern anderer Wissenschaften und häufig von sprachinteressierten Laien gedrängt werden, bereitet die Syntaxforschung Schwierigkeiten. Zu nahe liegt die Frage, warum die Zusammenfügung von Wörtern zu Sätzen oft mit so großem terminologischen Aufwand behandelt wird, warum sich bei der Erforschung gerade dieses Phänomenbereichs linguistische Schulen und Konfessionen bilden, die sich heftig bekämpfen oder – schlimmer noch – wechselseitig ignorieren.

Es ist sicherlich nicht sinnvoll, sprachwissenschaftliche Disziplinen und Teilgebiete nach ihrem Erkenntniswert oder Nutzen ordnen zu wollen. Dafür gibt es auch außerhalb der Wissenschaft kein allgemeingültiges Maß, innerwissenschaftlich schon gar nicht. Und dennoch halten viele Linguisten Syntax für etwas ganz Besonderes, sozusagen für Linguistik pur. Dahinter mag bei manchen die noch aus dem klassischen Strukturalismus stammende Vorstellung von Satzstrukturen als reiner Kombinatorik stehen – eine Vorstellung, die heute aber allenfalls noch von Vertretern der sogenannten autonomen Syntax gepflegt wird.

Attraktiv ist Syntax sicherlich, weil ihr Gegenstandsbereich die Ausdrucksformen umfaßt, in denen eine Sprache – um mit Wilhelm von

Humboldt zu sprechen – aus „endlichen Mitteln einen unendlichen Gebrauch macht“. Auch ein relativ neues Werk über die Unermeßlichkeit natürlicher Sprachen, „The Vastness of Natural Languages“ von Langendoen und Postal (1984), handelt nahezu ausschließlich von Syntax, d.h. von Sätzen und ihren Strukturen.

Für die Satzforscher, die syntaktische Strukturen nicht ausschließlich als Kombinatorik formaler Ausdrucksklassen ansehen – und das ist sicherlich die Mehrzahl der zeitgenössischen Syntaktiker – für diese Forscher ist Syntax wohl vor allem deshalb so anziehend, weil sie das Integrationsfeld von Form und Bedeutung darstellt. Neben Teilbereichen der Wortbildung, die sich auch syntaktisch betrachten lassen, sind Sätze Ausdrücke, deren Form nicht nur bedeutungstragende Einheiten ordnet, sondern selbst auch Bedeutung hat. Die Fragen, wie Satzbedeutungen sich zu den Bedeutungen ihrer Konstituenten verhalten, wie syntaktische Formen zu Satzbedeutungen und zu den kommunikativen Funktionen satzförmiger Äußerungen beitragen, werden wohl in fast allen Beiträgen zu dieser Tagung direkt oder mittelbar behandelt. Mit Sicherheit wird sich dabei auch erweisen, daß sich diese Fragen zwar einfach stellen, aber bisher nur mit Mühen und nur mit Teilresultaten beantworten lassen. Ebenfalls wird sich wohl erneut herausstellen, daß schon wegen der hohen Komplexität des Gegenstands verschiedene Ansätze und Verfahren zur Bearbeitung der Hauptfragen der Syntax genutzt werden. Diese unterschiedlichen Ansätze und Verfahren machen eben die derzeit aktiven Richtungen und Schulen der Syntaxforschung aus.

Zweck der Tagung ist es, Einblicke in die aktuellen Entwicklungen der Syntaxforschung zu vermitteln. Die Tagung soll einen Markt bieten, auf dem unter anderem ausgehandelt werden kann, inwieweit sich die Neogenerativisten und die Funktionalisten unter den Syntaxforschern ergänzen können oder sich tatsächlich mehr als nur darstellungstechnisch unterscheiden. Es sollte dabei nicht um Syntaxtheorie allgemein oder an sich gehen, sondern in erster Linie um die Syntax der deutschen Sprache. Dies schon deshalb, weil die deutsche Sprache nun einmal der Forschungsgegenstand des IDS ist. Und damit bin ich bei dem Institutsbezug des Tagungsthemas. Im IDS wird seit mehreren Jahren an einer Grammatik der deutschen Gegenwartssprache gearbeitet. Die Arbeiten an der ersten Fassung dieser Grammatik, die im übernächsten Jahr erscheinen soll, sind gerade in der wichtigen Schlußphase. Ich möchte aber meiner Institutskollegin Gisela Zifonun, die das Grammatikprojekt leitet, nicht vorgreifen. Sie wird in ihrem Beitrag auch einige allgemeine Angaben über die Grammatik und den Stand der Arbeiten machen.

Jedenfalls bietet dieses Projekt den institutsspezifischen Anlaß für die Tagung. Die Mitarbeiter erhoffen sich Anregungen für die abschließenden Arbeiten an der Grammatik. Damit deute ich einen der Wege an, auf denen die Ergebnisse auch sehr spezieller theoriebetonter Syntaxforschung umgesetzt werden, nämlich in Grammatikschreibung, einschließlich der Überprüfung und Verbesserung schon vorhandener Grammatiken. Für die Mitarbeiter an der IDS-Grammatik ist sicherlich zudem die gelegentliche Feststellung hilfreich und tröstlich, daß auch die Kollegen an den Universitäten in der Regel nur mit Wasser kochen.

Ich möchte kurz noch auf eine Angelegenheit eingehen, die mit dem Tagungsthema nur in einem weiten Sinne zu tun hat. Es geht um die Bedingungen, unter denen hierzulande Sprachwissenschaft getrieben wird, insbesondere die Landessprache einschließlich ihrer Syntax erforscht werden kann.

Bei der Eröffnung früherer Jahrestagungen war es üblich, jeweils ein paar allgemeine Bemerkungen über das Institut für deutsche Sprache zu machen, über seine Ergebnisse, seine Pläne, hin und wieder auch über seine materiellen Probleme. Diesmal möchte ich über ein anderes Institut sprechen. Diesem Institut ist eine Vielzahl von wichtigen Arbeiten zur deutschen Sprache und ihrer Geschichte zu verdanken, darunter umfangreiche Wörterbücher, eine Grammatik, viele Monographien und Aufsätze zu speziellen Themen aus Grammatik, Lexik, Text- und Soziolinguistik und weiteren linguistischen Teilgebieten.

Ich meine das Zentralinstitut für Sprachwissenschaft in Berlin, früher eine Einrichtung der Akademie der Wissenschaften der DDR, jetzt von 'Abwicklung', also Auflösung bedroht. Eine Fachtagung wie diese ist nicht das geeignete Forum, um generell die wirtschaftlichen, die kultur- und wissenschaftspolitischen Probleme der neuen Bundesländer und Ostberlins zu erörtern. Bei einer Tagung aber, die einem Thema der Sprachgermanistik, also der Wissenschaft von der deutschen Sprache gewidmet ist, liegt es jedoch nahe, auf Gefahren hinzuweisen, die dem vorhandenen einschlägigen Forschungspotential drohen.

Bisher gibt es in Deutschland neben den germanistischen Hochschulinstituten und kleineren Akademiearbeitsstellen zwei größere außeruniversitäre Einrichtungen zur Erfassung und wissenschaftlichen Dokumentation der deutschen Sprache: das IDS und das erheblich größere Zentralinstitut für Sprachwissenschaft in Ostberlin. Von den noch rund 160 Wissenschaftlern in Berlin ist etwa die Hälfte mit Forschungen zum Deutschen befaßt. Zur Zeit besteht die Gefahr, daß das IDS diese Aufgaben künftig allein bewältigen soll, d.h. daß das in Deutschland noch vorhandene

außeruniversitäre Forscherpotential auf ein Drittel seines bisherigen Bestands reduziert wird.

Das letzte, woran wir in Mannheim dabei denken, ist die Aussicht, auf diese Weise ein 'Konkurrenzinstitut' loszuwerden. Es gibt einfach zu viele große und wichtige Forschungsaufgaben, die wir in Mannheim mit den vorhandenen 42 Wissenschaftlerstellen nicht bearbeiten können. Deshalb haben wir uns nach der politischen Wende in der DDR mit unseren Berliner Kollegen darauf gefreut, das riesige Aufgabengebiet endlich in sinnvoller Weise arbeitsteilig und kooperativ angehen zu können. Immerhin läuft seit letztem Jahr ein gemeinsames größeres Projekt zur Entwicklung der Gegenwartssprache. Aber auch dieses Projekt droht bei der Datenerfassung steckenzubleiben, falls es nicht gelingt, in Berlin wenigstens Teilbereiche des derzeitigen Instituts arbeitsfähig zu erhalten.

Vom IDS aus haben wir seit Anfang letzten Jahres wiederholt Initiativen unternommen. Seit uns von staatlicher Seite bedeutet wurde, daß gute Worte für den Erhalt eines Partnerinstituts nicht genügen, daß sich das IDS auch darauf einstellen solle, mit Teilen des Berliner Instituts organisatorisch verbunden zu werden, haben wir vorgeschlagen, ein Doppelinstitut aus einem Mannheimer und einem Berliner Zweig einzurichten. Auch dabei kam es uns darauf an, Berlin als Standort einer größeren Forschungseinrichtung für deutsche Sprache zu erhalten. Was aus diesem Vorschlag wird, ist noch offen, zumal der Wissenschaftsrat seine Beratungen noch nicht abgeschlossen hat. Es gibt weitere Initiativen, darunter Vorschläge Westberliner Kollegen, die sich auf den allgemeinlinguistischen Bereich des Zentralinstituts beziehen, zur Zeit ebenfalls noch ohne erkennbare Resultate.

Sicher ist, daß mit Maßnahmen zur Erhaltung von Berliner Forschungspotential, das für unser Fach – ich meine sogar – für unser Land wichtig ist, nicht gewartet werden kann, bis die schwierigen und administrativen Umstellungs- und Konsolidierungsprozesse im Gebiet der ehemaligen DDR abgeschlossen sind. Darauf zu warten wäre gleichbedeutend mit einer totalen 'Abwicklung' auf Null. Das Kuratorium des IDS hat bei seiner gestrigen Sitzung eine Resolution zur Erforschung der deutschen Sprache im vereinten Deutschland beschlossen. Der Text ist im Tagungsbüro verfügbar. Ich wäre allen Tagungsteilnehmern sehr dankbar, wenn Sie diese Initiative unterstützen könnten. Mit diesem Appell wende ich mich nicht nur an die deutschen Teilnehmer, sondern auch an die Kolleginnen und Kollegen aus dem Ausland.

Mit Berliner Kollegen haben wir wiederholt erörtert, wie man in den kommenden Jahren auch einmal eine Tagung wie diese in Berlin aus-

richten könne. Solange wir nicht zu Abwicklungszynikern geworden sind, sollten wir diesen Gedanken auf keinen Fall aufgeben. Und ich hoffe immer noch, wir können zur Eröffnung unserer großen Jahrestagung 1992 berichten, daß eine zuträgliche Lösung gefunden worden ist.

Ich bitte um Nachsicht und Verständnis für diesen Exkurs. Noch einmal heiße ich Sie alle herzlich willkommen zu dieser etwas groß geratenen kleinen Jahrestagung. Ich danke besonders den Referenten für ihre Bereitschaft, sich mit Vorträgen zu beteiligen. Danken möchte ich auch dem Vorbereitungsausschuß, zu dem Herr Sitta als Vertreter des Kuratoriums und Herr Hoffmann und Frau Zifonun vom IDS gehören. Ludger Hoffmann gilt besonderer Dank: Er hatte die Federführung bei der Vorbereitung und deshalb die meiste Arbeit.

Uns allen wünsche ich anregende und ertragreiche Vorträge und Diskussionen.

Vorwort

Der vorliegende Band repräsentiert Beiträge und Diskussionen der Jahrestagung 1991, die ein Bild vom Forschungsstand in der Syntax geben und die wissenschaftliche Kooperation fördern sollte. Die aktuellen Entwicklungen haben zu veränderten Erklärungsansprüchen und Beschreibungsformen geführt und neue Perspektiven auch für das Verständnis des Deutschen aufgezeigt. Sie galt es zu dokumentieren.

Über Syntax wird in der Grammatiktheorie der letzten fünfzig Jahre am heftigsten gestritten. Die einen sehen hier das Paradefeld einer Theoriekonstruktion, die endlich in der Lage ist, menschliche Sprachfähigkeit und Lernbarkeit von Sprachen mit wenigen, universellen Prinzipien sprachlicher Struktur zu erklären (Vgl. dazu u.a. den Beitrag von Grewendorf, in diesem Band). Für sie markiert Chomskys Theorie Progress oder gar Modernität schlechthin. Nach dem 'pragmatic turn' nun also der 'Chomskyan turn' (Vgl. Kasher (ed.) 1991 zur Entwicklung und zum Stand dieser Richtung). Andere halten – nach Feyerabend und Strukturalismusdebatte – solche Kategorien für wissenschaftstheoretisch nicht mehr tauglich und reklamieren postmoderne Unübersichtlichkeit und synchrone Vielfalt für eine im Kontext der Sozialwissenschaften anzusiedelnde Linguistik. Manche betrachten jede Art von Modularisierung über ein bloßes Analyse- bzw. Darstellungsprinzip hinaus als der Sprache unangemessen, zumal ein Zugang zur 'Sprachverwendung' nicht gefunden sei (Überlegungen zu einem 'Pragmatik-Modul' stellt Kasher 1991 an). Natürliche Sprachen seien ein kompliziertes, stärker gesellschaftlich als biologisch zu fundierendes Netzwerk, dem mit rein formbezogenen Erklärungen, mit der Konzentration auf eine übereinzelsprachlich fundierte Kerngrammatik und mit spekulativen genetischen Annahmen, die interdisziplinär nicht vermittelt seien, nicht beizukommen sei. Sie sehen Ausdrucksstrukturen primär als Träger von Bedeutungen, als Mittel des Handelns, des Diskurs- und Textaufbaus oder als Träger mentaler Orientierungsleistungen (Vgl. Ehlich 1986, 1991; Hoffmann 1989). Bei allen Unterschieden – etwa zwischen den Ansätzen von Dik, Givón oder der funktionalen Pragmatik – sind sie sich einig darin, daß Sprache nicht auf Grammatik im engen Sinn zu reduzieren sei, Formstrukturen stets funktional zu vermitteln seien und ein – wie immer gefaßtes – Konzept von 'Kommunikation' und 'Sprache' fundierend zu sein habe.

"It will now be evident that in the functional paradigm the relation between the different components of linguistic organization is viewed in such a way that pragmatics is seen as the all-encompassing framework within

which semantics and syntax must be studied. (...) In this view there is no room for something like an "autonomous" syntax." (Dik 1989, S. 7; vgl. auch den Beitrag von Dik, in diesem Band).

Manche Linguisten halten sich in der Diskussion um universelle Prinzipien und Parameter wie in der Frage angemessener Erklärungen des Spracherwerbs lieber bedeckt, nehmen den generativen Ansatz allenfalls als Beschreibungssprache und konzentrieren sich auf das, was in diesem Rahmen an interessanten Analysen möglich ist. Die Chomsky-Syntax erscheint ihnen gar als „bemerkenswert unformal und kompatibel mit recht verschiedenen Ausbuchstabierungen. Es handelt sich um einen *maximal* theorienneutralen Entwurf." (v.Stechow/Sternefeld 1988, S. 4)

Demnach wäre eine methodologische Diskussion erst noch zu leisten, der Streit um eine erklärende Theorie stünde noch aus.

Nicht zuletzt ist die Fraktion derer zu nennen, für die Fortschritt allein dann möglich ist, wenn der Bedeutungsbezug sprachlicher Ausdrücke im Fokus bleibt und eine Formalisierung nach theoretisch bestimmten, präzisen (algorithmischen) Regeln erfolgt. Bedeutungen sind unter Einsatz der Mittel moderner formaler (oder 'natürlicher') Logik zu beschreiben. Ziel ist, die Ausdrucksstruktur so zu entwickeln, daß ihr Beitrag zum Aufbau von Bedeutungen bzw. zur Angabe von Wahrheitsbedingungen für Sätze genau bestimmt werden kann. Syntaktische Regeln sind in diesem Ansatz nur funktional für die Bedeutungszuweisung (Zu diesem Ansatz vgl. Frosch 1991). Psychologische Deutungen – wie sie ja in der Tradition noch im 19. Jahrhundert gängig waren – werden skeptisch betrachtet oder abgelehnt, über Konzepte wie 'Konvention' (Lewis) oder 'Intention' und 'Implikatur' (Grice) wird der Bezug zu Kontext und Verwendung hergestellt und Pragmatik hinzugezogen.

Ob in der Tendenz dieser Entwicklungen eine disziplinäre Ausdifferenzierung der Richtungen – analog etwa zur form- und strukturorientierten Anatomie und funktionsbezogenen Physiologie in der Medizin – liegt oder gar eine Abspaltung (als Anschluß der Generativisten an die kognitive Psychologie oder Biologie, der Funktionalisten an die Sozialwissenschaften oder die Sprachpsychologie), ist derzeit offen. Eher gibt es gute Gründe, sprachorientierte Forschung zusammenzuhalten, Konvergenzen und gemeinsame Beschreibungssprachen zu suchen und die Kooperation zu fördern, statt taktische Ausgrenzung und wissenschaftssoziale Desintegration zu betreiben, die in der Öffentlichkeit nicht verstanden und in der Wissenschaftsförderung letztlich auch nicht belohnt werden.

Abseits vom Streit zwischen Formalisten und Funktionalisten verschiedener Richtungen arbeitet eine breite linguistische Tradition stark phänomenbezogen, eklektizistisch oder mit minimiertem theoretischen Grundgerüst. Nicht zuletzt sind die meisten Grammatiken und sprachgeschichtlichen Untersuchungen nicht mit rigidem theoretischen Anspruch geschrieben. Gleichwohl verdanken wir – bei aller Problematik der Textart (vgl. Hoffmann 1992) – dem Zwang zur grammatischen Systematisierung und zusammenhängenden Erklärung bedeutende Einsichten. Traditionelle Betrachtungsweisen, die sich nur auf isolierte Einzelercheinungen beziehen oder im grammatischen Gewand den Sprechern normative Vorgaben machen wollen, sind in der Wissenschaft selten geworden, während die Öffentlichkeit nach wie vor Sprachregelungen erwartet und auch durch Absatzzahlen honoriert. Fragen der grammatischen Normierung und des grammatischen Fundaments von Normen sind aber keineswegs obsolet, sondern wissenschaftlicher Analyse zugänglich; hier besteht sogar eine uneingelöste Bringschuld. Eine Beschränkung auf Normprobleme der Orthographie wird auf die Dauer nicht reichen.

Auch innerhalb der Lager findet sich ein gehöriges Maß an fruchtbarer Auseinandersetzung, denken wir etwa an den Streit um die – auch über die generative Zugangsweise hinaus – zentralen Prinzipien der Phrasenstruktur (vgl. Kornai/Pullum 1990), die Projektionsverhältnisse in der Nominalphrase (Haider, in diesem Band), den Umgang mit Kasusrollen, mit Thema/Rhema, mit Illokution, mit Satzmodus etc.

Wer streitet, lebt. In der Linguistik ist nicht nur manches noch im Fluß, es sind auch auf allen Ebenen erhebliche Fortschritte erzielt worden – und keineswegs nur im enger generativen oder funktionalen Rahmen. Über dem Streit der Modellbauer und Nachkonstruktoren wird aber oft vergessen, was aus der langen Geschichte der Linguistik an Einsichten vergessen und an Ballast mitgeschleppt wird. Dies führt einerseits zu einer Vielzahl vermeintlicher Neuentdeckungen, andererseits zu einem in großen Teilen unhinterfragten Präsuppositionsbestand, der in die Theorien eingeht und sich gelegentlich als schwer wahrnehmbarer Infektionsherd erweist. Jede Theorie muß sich ihrer Grundbegriffe und Vorannahmen ständig versichern; was dazu an wissenschaftstheoretischen Kautelen notwendig ist, zeigt die Geschichte des Satzbegriffs. In ihr spiegeln sich wie in einem Brennglas die Entwicklungen der Grammatikdiskussion dieses Jahrhunderts. Auf der Tagung wurde diese Tradition aufgenommen. Die Podiumsstatements (Buscha, Ehlich, Heidolph, Strecker) und die Beiträge aus dem Plenum sind in diesem Band wiedergegeben.

Theoriediskussionen, wie sie hier nur kurz anzudeuten waren, durchziehen alle Beiträge des vorliegenden Bandes. Besonders explizit sind

sie in den Beiträgen von Grewendorf, der phänomenbezogen den generativen Rahmen skizziert, Dik, der die von ihm inaugurierte 'Functional Grammar' auf die automatische Sprachverarbeitung appliziert, und Jacobs, der mit einer formalen Rekonstruktion der Valenztheorie nicht nur diesen Rahmen fortentwickelt. Es folgen Analysen zu den zentralen Bereichen der deutschen Syntax: zum funktional-grammatischen Aufbau des Verb-Systems (Redder), den Prädikatsklassen in typologischer Sicht (Lehmann), zu Inchoativen, Durativen und Adverbialkomplementen (Steinitz), zu adverbialen Infinitiven (Eisenberg), zum Passiv aus diachroner (Eroms) und synchroner (Zifonun) Sicht, zu „ergativen Verben“ und Mittelfeld (Fanselow), zur Phrasenstruktur im Nominalbereich (Haider) und zu seinem funktional-grammatischen Aufbau (Knobloch), zu Satzmodus (Rosengren), Subordination (Fabricius-Hansen) und zur Wortstellung (Abraham, Rehbein). Ein Band wie dieser kann seinen Gegenstand nicht einfach popularisieren, das machen andere auf ihre Weise, auch er zeigt aber „das ganze raffinierte Inventar eines modernen Varietés mit seinen Tricks aus Licht und Farbe, Drehbühne und Projektion, Spiegelung und Hologramm.“ (Macheiner 1991, S. 15)

Literatur:

- Chomsky, N. (1981): *Lectures on Government and Binding*. Dordrecht: Foris.
- Dik, S.C. (1989): *The Theory of Functional Grammar. Part I*. Dordrecht: Foris.
- Ehlich, K. (1986): *Interjektionen*. Tübingen: Niemeyer.
- Ehlich, K. (1991): *Funktionale Sprachanalyse*. In: Flader, D. (Hrsg.): *Verbale Interaktion*. Stuttgart: Metzler, S. 127-143.
- Frosch, H. (1991): *Montague-Grammatik*. In: Jacobs, J. et al. (Hrsg.): *Handbuch zur Syntax*. Berlin: de Gruyter (erscheint).
- Givón, T.S. (1984): *Syntax Vol. I*. Amsterdam: Benjamins.
- Givón, T.S. (1990): *Syntax Vol. II*. Amsterdam: Benjamins.
- Hoffmann, L. (1989): *Towards a pragmatic foundation of grammar*. In: Graustein, G./Leitner, G. (eds.): *Reference Grammars and Modern Linguistic Theory*. Tübingen: Niemeyer. S. 111-133.
- Hoffmann, L. (1992): *Grammatik – falsche Erwartungen, neue Perspektiven*. In: *Akten des Germanistentages Augsburg* (erscheint).

- Kasher, A. (ed.)(1991): *The Chomskyan Turn*. Oxford: Blackwell.
- Kasher, A. (1991): *Pragmatics and Chomsky's Research Program*. In: Kasher (ed.), S.122-150.
- Kornai, A./Pullum, G. (1990): *The X-bar theory of phrase structure*. In: *Language* 66, S. 24-50.
- Macheiner, J. (1991): *Das grammatische Variété*. Frankfurt: Eichborn.
- Stechow, A.v./Sternefeld, W. (1988): *Bausteine syntaktischen Wissens*. Opladen: Westdeutscher Verlag.

GÜNTHER GREWENDORF

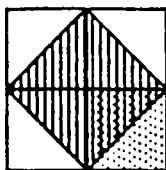
Parametrisierung der Syntax

Zur „kognitiven Revolution“ in der Linguistik

1. Platons Problem*

In seinem Dialog 'Menon' zeigt Platon, daß ein ungebildeter Sklave „weiß“, wie man aus einem Quadrat der Fläche n ein Quadrat mit der Fläche $2 \times n$ konstruieren kann:

(1)



Für den Erwerb dieses Wissens, das ihm sokratische „Hebammenkunst“ entlockt, besaß der Sklave keinerlei Erfahrungsgrundlage, was Platon zu der Feststellung veranlaßt: „*In dem Nichtwissenden also sind von dem, was er nicht weiß, dennoch richtige Vorstellungen.*“ (Menon, Kap. 20) Die Frage, wie man über ein Wissen verfügen kann, für dessen Erwerb man keine relevante Erfahrungsgrundlage besitzt, ist als 'Platons Problem' bezeichnet worden (Chomsky 1986a). Rekonstruiert man Platons metaphysische Beantwortung, daß es sich dabei um 'Erinnerung' handle, in biologischen Kategorien, so lautet die Antwort, daß „Wissen“ Resultat genetischer Ausstattung sein kann.

Ein Spezialfall von Platons Problem besteht in der Frage, wie sprachliches Wissen und die Fähigkeit zu seinem Gebrauch angesichts unterbestimmender empirischer Evidenz erworben werden. Jüngere Forschungen zeigen (cf. Chomsky 1990), daß bereits vier Tage alte Kinder zwischen ihrer Muttersprache und anderen Sprachen Unterschiede

* Ich danke Jamal Ouhalla für die inspirierenden Wochen voller Linguistik, Bitter und Couscous, die ich im Sommer 1990 in London verbracht habe. Dem Queen Mary and Westfield College gilt mein Dank für die Bereitstellung von Arbeitsmöglichkeiten. In einem Seminar über Spracherwerb, das ich zusammen mit Helen Leuninger im WS 90/91 an der Universität Frankfurt veranstaltet habe, kamen viele Problembereiche der vorliegenden Arbeit zur Sprache. Für die Einsichten, die ich dabei gewonnen habe, möchte ich Helen Leuninger und den TeilnehmerInnen des Seminars danken.

ausmachen können. Im Alter von drei Jahren bezieht sich die Grammatik des Kindes bereits auf abstrakte Strukturen oberhalb der Wortebene, d.h. Phrasen sind in diesem Alter bereits als syntaktische Einheiten verfügbar, wie Untersuchungen von Otsu (1981) belegen. Crain/Thornton (1990) haben gezeigt, daß der kindlichen Grammatik von frühesten Stadien des Spracherwerbs an alle Ebenen der syntaktischen Repräsentation zugänglich sind, daß insbesondere bereits 3-4jährige über die Beschränkungen von Bewegungsprozessen zwischen D-Struktur und S-Struktur verfügen, die etwa den Prozeß der 'wanna'-Kontraktion im Englischen (2)/(3) oder das Phänomen des sog. 'Starken Crossover' (4)/(5) steuern:

- (2) a. *Who do you want to help?*
b. *Who do you wanna help?*
- (3) a. *Who do you want to help you?*
b. **Who do you wanna help you?*
- (4) a. *Wer_i glaubt, er_j hat eine Murrel?*
b. *Wer_i glaubt, er_i hat eine Murrel?*
- (5) a. *Wer_i glaubt er_j, hat eine Murrel?*
b. **Wer_i glaubt er_i, hat eine Murrel?*

Solan (1983) demonstrierte in Experimenten mit 4-6jährigen, daß bereits in dieser Altersstufe Restriktionen, die die sog. 'Rückwärtspronominalisierung' (6) steuern und für die die strukturelle Relation des c-Kommandos grundlegend ist, wirksam sind:

- (6) a. **Das Pferd sagte ihm_i, daß der Fuchs_i weglaufen würde.*
b. *Das Pferd trat ihn_i, nachdem der Fuchs_i es dreimal gereizt hatte.*

Diese Ergebnisse fanden eine Bestätigung in Untersuchungen, die den Erwerb der c-Kommando-Relation an dem subtilen Unterschied zwischen (intersententieller) Diskurskoreferenz und (durch c-Kommando beschränkter) Koreferenz bei Variablenbindung erforschten (cf. Roeper 1988):

- (7) a. **Jeder_i redete zu lang. Er_i wußte, daß es ein Fehler war.*
b. *Hans_i redete zu lang. Er_i wußte, daß es ein Fehler war.*
c. *Jeder_i sagte, daß er_i wußte, daß es ein Fehler war.*

Das an den Phänomenen (2)-(7) illustrierte grammatische „Wissen“ ist zu subtil, um via Instruktion erworben zu werden. Darüber hin-

aus ist schwer zu sehen, wie das Kind das „Wissen“ um die in (2)-(7) nicht möglichen Fälle aus Erfahrung gelernt haben könnte. So kommt z.B. Rückwärtspronominalisierung selbst im Sprachgebrauch des Erwachsenen relativ selten vor, und selbst wenn Kinder mit sog. *n e g a t i v e r E v i d e n z* konfrontiert sind, findet diese nachweislich eine ähnliche Resonanz wie die Aufforderung, früh ins Bett zu gehen (cf. Gleitman/Wanner 1982). De facto kommt aber negative Evidenz nicht nur kaum vor, es läßt sich überdies zeigen (cf. z.B. Wexler/Manzini 1987), daß für den Spracherwerb allein *p o s i t i v e E v i d e n z* relevant ist.¹ Platons Problem, auf sprachliches Wissen bezogen, läßt sich daher nicht anders lösen als durch die Annahme eines genetisch determinierten Sprachprogramms, das den Erwerb dieses Wissens in ähnlicher Weise zu einem von externen Faktoren abhängigen Wachstumsprozeß macht, wie unsere genetische Ausstattung auch andere biologische Entwicklungsprozesse in Abhängigkeit von externen Faktoren, wie z.B. der Ernährung, heranreifen läßt.

Eine solche mentalistische sprachtheoretische Hypothese kann wenig Attraktivität und kaum naturwissenschaftlichen Status beanspruchen, wenn es ihr nicht gelingt, sich zu einem theoretischen Gebäude zu konkretisieren, das die Ableitung empirisch überprüfbarer Prognosen zuläßt, die insbesondere nicht nur die *M ö g l i c h k e i t* des Spracherwerbs in einer relativ kurzen Zeitspanne betreffen, sondern auch erklären, wie sich der Übergang von dem angeborenen Anfangszustand zu dem jeweiligen *s t e a d y s t a t e*, d.h. der jeweils erworbenen Einzelsprache, vollzieht.

Bei der Lösung dieser Aufgabe sind in den vergangenen zwanzig Jahren unglaubliche Fortschritte erzielt worden. In den Prozeß dieser Entwicklung möchte ich im folgenden anhand konkreter Beispiele aus der Syntax verschiedener Sprachen einen kursorischen Einblick vermitteln.

2. Das Prinzipien- und Parametermodell

Ihre erste linguistische Konkretion erfuhr die sog. *z w e i t e k o g n i t i v e* Revolution (Chomsky 1990) in der Auffassung (Chomsky 1965), daß die Sprache (i.S.v. Grammatik) ein mental repräsentiertes Regelsystem sei, das, grob gesagt, auf folgende Weise erworben werde: Der Anfangszustand der Sprachfähigkeit determiniert, was ein mögli-

¹ Nach Williams (1987) stellt das lerntheoretische „Subset Principle“ (cf. Wexler/Manzini 1987) eine Formalisierung der Hypothese dar, daß negative Evidenz beim Spracherwerb keine Rolle spielt. Argumente gegen diese Äquivalenzhypothese finden sich in Hyams (1987).

ches Regelsystem ist, und stellt überdies einen Mechanismus ('Bewertungsprozedur') bereit, der angesichts verfügbarer direkter Evidenz ein *b e s t i m m t e s*, mit dieser Evidenz verträgliches und unter Einfachheitsgesichtspunkten optimales Regelsystem selektiert.

Obwohl es gelungen ist, auf der Basis dieser Forschungsstrategie für eine Vielzahl menschlicher Sprachen solche Regelsysteme anzugeben und für zahlreiche bis dato wenig beachtete grammatische Phänomene adäquate Regeln zu rekonstruieren, litt diese erste Phase mentalistischer Syntaxtheorie unter einem gravierenden Mangel: Sie hatte vor lauter Regeln Platon aus dem Auge verloren. Technischer ausgedrückt: Bei dem Bestreben, deskriptiv adäquate Regelsysteme zu formulieren, geriet der Gesichtspunkt der Erklärungsadäquatheit aus dem Blickfeld. Was heißt das?

Um diese Frage zu beantworten, hat man sich klarzumachen, daß es zu vorgegebener sprachlicher Evidenz eine Vielzahl möglicher Regelsysteme gibt, die diese Evidenz deskriptiv adäquat analysieren. Eine Theorie nun, derzufolge das Kind unter diesen ein bestimmtes Regelsystem *G* erwirbt, weil die angeborene Bewertungsprozedur unter der Vielzahl der mit den Daten verträglichen Regelsystemen eben das System *G* selektiert, erklärt uns nicht sonderlich viel, solange wir über Eigenschaften, Wirkungsweise, Kriterien und mentale Repräsentation einer solchen Prozedur keine weiteren Aufschlüsse erhalten.

Hinzu kommt folgendes. Die skizzierte Theorie erklärt uns nicht nur im geschilderten Sinne zu wenig. Sie ist überdies empirisch nicht adäquat. Es gibt nämlich nicht nur *v i e l e* Regelsysteme, die das Kind als mögliche Grammatiken erwerben könnte und unter denen die Bewertungsprozedur selektieren muß, es gibt *z u v i e l e*. Machen wir uns das am Beispiel möglicher Systeme von Phrasenstrukturregeln klar. Was eine mögliche Phrasenstrukturregel ist, wird durch die formale Definition einer Phrasenstrukturgrammatik bestimmt (cf. Grewendorf 1988). Nach dieser Definition ist z.B.

(8) $VP \rightarrow Det\ NP$

eine mögliche PS-Regel. Obwohl wir die empirische Hypothese wagen würden, daß verbale Phrasen in allen menschlichen Sprachen aus verbalen lexikalischen Elementen projiziert werden, das Kind daher Regeln des Typs (8) aus der Betrachtung möglicher Regelsysteme von vornherein ausschließen könnte, findet eine derartige Restriktion möglicher Regelsysteme keinen Eingang in die skizzierte Theorie. Nur unter der Annahme aber, daß das Kind beim Spracherwerb eine Vielzahl möglicher Regelsysteme von vornherein als nicht in Betracht kommend aus-

schließen kann, läßt sich erklären, wieso es so schnell und treffsicher das eine und nicht ein anderes Regelsystem selektiert. M.a.W., die skizzierte Theorie ist nicht restriktiv genug, um das Phänomen des Spracherwerbs erklären zu können.

Die sog. *S t a n d a r d*-Theorie des Mentalismus läßt aber auch noch in anderer Hinsicht empirische Adäquatheit vermissen. Entgegen dem vermeintlichen Vorgehen einer Bewertungsprozedur scheinen Kinder Regelsysteme zu selektieren, die sehr viel komplexer sind als potentiell mögliche einfachere Alternativen. Ein Beispiel aus dem Englischen mag dies verdeutlichen. Im Englischen kann man das Objekt eines finiten *daß*-Satzes in Form einer *w*-Frage erfragen (9a); dasselbe gilt für das Subjekt eines nicht konjunkional eingeleiteten finiten Komplement-Satzes (9b):

- (9) a. *Who do you think that Mary kissed?*
 b. *Who do you think kissed Mary?*

Was läge näher als diese Option auf das Subjekt eines finiten *daß*-Satzes auszuweiten. Das vom englischen Kind selektierte Regelsystem erlaubt diese Generalisierung jedoch perfiderweise nicht:

- (10) **Who do you think that kissed Mary?*

Das Erklärungsdefizit der Standardtheorie hatte zur Folge, daß die mentalistische Linguistik etwa seit Beginn der siebziger Jahre (Chomsky 1973) bestrebt war, ihre Theorie über die strukturellen Eigenschaften natürlicher Sprachen an Platons Problem zu messen. Als Resultat dieser Entwicklung wurde in Chomsky (1981) eine Sprachtheorie konzipiert, die diesem Anspruch zu genügen versucht: das sog. *P r i n z i p i e n -* und *P a r a m e t e r m o d e l l*.

Dieser Theorie zufolge besteht der Anfangszustand der Sprachfähigkeit aus einer Reihe von Prinzipiensystemen oder *M o d u l e n*, die determinieren, was eine mögliche Grammatik einer natürlichen Sprache ist. Diese Prinzipiensysteme werden *u n i v e r s a l e G r a m m a t i k* genannt. Die Prinzipien der universalen Grammatik lassen Variationsmöglichkeiten zu, d.h. sie enthalten *P a r a m e t e r*, deren Optionen durch die sprachliche Umgebung des Kindes fixiert werden. Die Fixierung dieser Parameter resultiert in einer einzelsprachlichen Grammatik, also dem *s t e a d y s t a t e* der Sprachfähigkeit.

Diese Theorie des komplexen und modularen Systems der Sprachfähigkeit findet eine Analogie in anderen biologischen Fähigkeitssystemen (cf. Fanselow/Felix 1987). Auch die Entwicklung unseres visuellen Systems ist durch angeborene Prinzipien determiniert, deren Parameter ebenfalls durch die frühkindliche Umgebung fixiert werden. So determiniert z.B.

die frühe visuelle Umgebung des Kindes die Dichte der Rezeptoren für horizontale und vertikale Linien (Chomsky 1990). Wie andere Aspekte physischen Wachstums, so wird auch das Sprachwachstum von den Eigenschaften der Umgebung entscheidend beeinflusst.

Die entscheidende sprachtheoretische Konsequenz des Prinzipien- und Parametermodells besteht darin, daß die unrestringierten Regelsysteme der Standardtheorie gänzlich aus der Sprachtheorie eliminiert sind. Die Grammatik wird nicht mehr als ein System von Regeln aufgefaßt, sondern als ein System von Prinzipien mit fixierten Parametern. Dies kann man sich unter Bezug auf die oben erwähnten Phrasenstrukturregeln klarmachen. Die möglichen Phrasenstrukturen natürlicher Sprachen sind nun nicht mehr Instanzen von unrestringierten Regelsystemen, die es zu lernen gilt, sondern werden durch universelle Prinzipien in einer für alle Sprachen geltenden Weise determiniert. Ein Beispiel für ein solches Prinzip ist das sog. *X - b a r S c h e m a* (cf. Grewendorf/Hamm/Sternefeld 1987, Grewendorf 1988, v. Stechow/Sternefeld 1988)

$$(11) X^n \rightarrow \dots X^{n-1} \dots$$

demzufolge alle Phrasen in allen Sprachen nach dem Prinzip aufgebaut sind, daß die n-te Projektion einer lexikalischen Kategorie X eine Kategorie n-1-ter Projektion desselben Typs dominieren muß. Dieses Prinzip garantiert also den endozentrischen Aufbau von Phrasen. Die Optionen, die es offenläßt und die durch Parameterfixierung zu einzelsprachlichen Besonderheiten führen, betreffen z.B. Serialisierungseigenschaften. So gehen z.B. im Englischen Nomina, Verben, Adjektive und Präpositionen ihren Objekten voran, während sie im Japanischen ihren Objekten folgen. Um eine bestimmte Grammatik zu erwerben, muß das Kind also wissen, wie es einen Parameter der Art

- (12) a. *der Kopf ist linksperipher*
 b. *der Kopf ist rechtsperipher*

zu fixieren hat.

Unter Gesichtspunkten der Lernbarkeit hat nun das sprachtheoretische Konzept des Prinzipien- und Parametermodells eine Konsequenz, die seinem Anspruch auf Erklärungsadäquatheit einen wesentlichen Vorteil zu verleihen scheint. Während die von der Standardtheorie angenommenen Regelsysteme aufgrund der unendlichen Anzahl möglicher Regelsysteme eine unendliche Anzahl von Sprachen zu generieren erlaubten, kann es dem Prinzipien- und Parametermodell zufolge nur endlich viele Sprachen geben, da die Anzahl der Parameter und Parameteroptionen endlich ist.

Daraus läßt sich aber in der Tat ableiten, daß jede natürliche Sprache ein lernbares System ist. Diese Konsequenz steht in Einklang mit Ergebnissen der mathematischen Lerntheorie, derzufolge Spracherwerb nur dann möglich ist, wenn die Menge natürlicher Sprachen in einem technischen Sinne endlich ist.

Das Prinzipien- und Parametermodell liefert also nicht nur eine Lösung für die linguistische Spezialisierung von Platons Problem, es offeriert auch eine Erklärung sprachlicher Variation: Die Verschiedenheit der Sprachen resultiert aus Variationen in der Fixierung von Parametern. Obwohl es der generativen Linguistik in den letzten zehn Jahren gelungen ist, eine ganze Reihe von universellen Prinzipiensystemen und Parametern ausfindig zu machen (cf. z.B. Chomsky 1981, Chomsky 1986, Chomsky 1986a, Baker 1988, Rizzi 1990) und eine Vielzahl von strukturellen Gemeinsamkeiten und Verschiedenheiten unterschiedlichster Sprachen daraus abzuleiten, blieben bei der Frage, wie sich der Grammatikerwerb, also der Übergang vom Anfangszustand zum *steady state*, durch die umgebungsabhängige Parametrisierung angeborener Prinzipien faktisch vollzieht, eine ganze Reihe von Problemen offen (cf. z.B. Roeper/Williams 1987, Guilfoyle/Noonan 1988, Clahsen 1990).

Ein zentrales Problem dieser Spracherwerbstheorie ist z.B., ob alle universellen Prinzipien von Anfang an zur Verfügung stehen und über den gesamten Erwerbsverlauf konstant bleiben, wie die sog. *Kontinuitätshypothese* annimmt (cf. z.B. Pinker 1984, Hyams 1987), oder ob universelle Prinzipien, wie andere biologische Systeme auch (z.B. die Entwicklung sekundärer Geschlechtsmerkmale), einem Reifungsprozeß unterliegen und erst dann wirksam werden können, wenn das biologische Wachstum sie dazu in die Lage versetzt. Eine solche *Reifungshypothese* wird z.B. von Felix (1984) und Borer/Wexler (1987) vertreten.

Beide Hypothesen haben ihre Vor- und Nachteile (cf. Guilfoyle/Noonan 1988). Die Kontinuitätshypothese ist z.B. mit der Tatsache konfrontiert, daß ein Kind wahrscheinlich schon in den ersten Wochen und Monaten seines Lebens genügend sprachlichen Daten ausgesetzt wäre, um die meisten seiner Parameter zu fixieren. Nun ist aber klar, daß sich der Spracherwerb in bestimmten Entwicklungsstufen vollzieht. Warum werden Daten, mit denen das Kind von Anfang an konfrontiert ist, erst in einem bestimmten Entwicklungsstadium relevant für die Parameterfixierung? Wie läßt sich insbesondere erklären, daß bestimmte syntaktische

Konstruktionen schon in früheren, andere erst in späteren Entwicklungsstadien vorhanden sind?²

Das Faktum, daß sich die Sprache beim Kind über einen gewissen Zeitraum und in gewissen Entwicklungsstufen entwickelt, kann die Kontinuitätshypothese daher nur als einen durch sprachunabhängige Faktoren gesteuerten *Lernprozeß* erklären. Dann handelt sich das Prinzipien- und Parametermodell mit der Kontinuitätshypothese aber eine Vielzahl jener lerntheoretischen Probleme des Spracherwerbs wieder ein, zu deren Eliminierung dieses Modell gerade entwickelt worden ist.

Diesen negativen Aspekten der Kontinuitätshypothese stehen aber auch positive Aspekte gegenüber. Die Annahme, daß die universellen Prinzipien von Anfang an operativ sind, garantiert, daß jedes Stadium der kindlichen Grammatikentwicklung mit der universalen Grammatik in Übereinstimmung steht. Stellt man sich diese Stadien als eine Folge von Grammatiken vor, so prognostiziert die Kontinuitätshypothese, daß jedes dieser Stadien eine „mögliche menschliche Sprache“ repräsentiert, somit also keine „wilden Grammatiken“ (Goodluck 1986) erworben werden können.

Die Reifungshypothese hat keine Probleme, die Entwicklung und Veränderung der kindlichen Grammatik zu erklären. Da dieser Hypothese zufolge nicht alle Prinzipien der universalen Grammatik in jedem Stadium des Spracherwerbs verfügbar sind, muß das Durchlaufen dieser Stadien nicht ausschließlich dem sprachlichen Input zugeschrieben werden. Die Übergänge in der kindlichen Sprachentwicklung erklären sich vielmehr durch Reifungsprozesse, die die verschiedenen Prinzipien der universalen Grammatik in unterschiedlichen Entwicklungsstadien wirksam werden lassen.

Daß die Reifungshypothese letztlich jede Veränderung im kindlichen Spracherwerb durch das Konzept der Reifung erklären kann, geht zweifellos auf Kosten ihrer Erklärungskraft (cf. Guilfoyle/Noonan 1988). Solange keine Restriktionen für diese Hypothese angegeben werden, muß dies als ein gravierender Einwand angesehen werden. Ein weiteres Problem dieser Hypothese besteht darin (cf. Guilfoyle/Noonan 1988), daß sie den Erwerb „wilder Grammatiken“ nicht ausschließt. Da nicht alle Prinzipien der Universalgrammatik in jedem Stadium des Spracherwerbs operativ sind, kann es Erwerbsstadien geben, in denen die sich entwickelnde

² Man hat dieses Problem der Kontinuitätshypothese auch das Trigger Problem genannt (Borer/Wexler 1987).

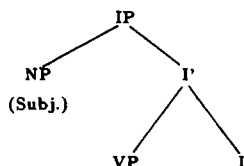
Grammatik nicht mit der universalen Grammatik übereinstimmt. Dies ist aber eine unerwünschte Konsequenz, da es dem Kind einen Zustand der Sprachfähigkeit zuschreibt, der eigentlich nicht menschenmöglich sein sollte.

Da sowohl die Kontinuitätshypothese als auch die Reifungshypothese Einwänden ausgesetzt ist, die den Erklärungsanspruch des Prinzipien- und Parametermodells einschränken, ist nach alternativen Entwicklungsmodellen zu suchen. Guilfoyle/Noonan (1988) haben mit einer restriktierten Version der Reifungshypothese ein Modell vorgeschlagen, das die Vorzüge der beiden Hypothesen zu integrieren und ihre Nachteile zu vermeiden versucht.

Ihre *Strukturentwicklungshypothese* besagt, daß die Prinzipien der universalen Grammatik von Anfang an verfügbar sind und somit nicht der Reifung unterliegen, daß aber der grammatische Strukturaufbau heranreift. Die wesentliche Idee ist dabei, daß die *funktionalen Kategorien* wie INFL, COMP oder DET und damit der von diesen Kategorien (im Sinne der X-bar Theorie) projizierte Strukturaufbau erst im Verlaufe der kindlichen Sprachentwicklung (nach Erwerb der lexikalischen Kategorien) sukzessive erworben werden.

Da grammatische Strukturen universelle Prinzipien nur verletzen können, wenn diese auf sie angewandt werden können, folgt aus dieser Hypothese nicht, daß die Grammatik des Kindes in irgendeinem Stadium der universalen Grammatik widerspricht. So besagt z.B. ein zentrales Prinzip der Universalgrammatik (das *erweiterte Projektionsprinzip*), daß alle Sätze ein Subjekt haben müssen. Wenn wir nun annehmen, daß Sätze Projektionsresultate der Flexionskategorie INFL (also INFL-Phrasen (IP)) sind, cf.

(13)



dann verletzen Phasen der Subjektlosigkeit im kindlichen Spracherwerb dieses Prinzip so lange nicht, solange die Kategorie INFL noch gar nicht erworben ist.

Guilfoyle/Noonans Hypothese über den zeitlichen Erwerb funktionaler Kategorien findet in den Untersuchungen von Radford (1988) eine em-

pirische Bestätigung, und die Idee, daß funktionale Kategorien beim ontogenetischen Strukturaufbau der Grammatik eine Schlüsselrolle spielen, zeigt zweifellos den Ausweg aus dem Erklärungs-dilemma, in das Kontinuitäts- und Reifungshypothese das Prinzipien- und Parametermodell manövriert haben. Was die Strukturentwicklungshypothese noch nicht leistet, ist, die Variation zwischen den verschiedenen menschlichen Grammatiken zu erklären. Um den Erklärungserfolg des Prinzipien- und Parametermodells zu garantieren, ist es daher unabdingbar, diese Hypothese in eine Theorie der Parametrisierung zu integrieren.

3. Funktionale Kategorien und parametrische Variation

3.1. Zwei Theorien der Parametrisierung

Daß die Verschiedenheit natürlicher Sprachen durch unterschiedliche Fixierungen von Parametern zu erklären ist, darüber besteht innerhalb des Prinzipien- und Parameteransatzes Konsens. Unterschiedliche Auffassungen gibt es allerdings darüber, was denn nun genau die Kategorien sind, die der Parametrisierung unterliegen. Es sind im wesentlichen zwei Ansätze, die sich hier unterscheiden lassen (cf. Ouhalla 1991).

Chomsky (1981) und (1986a) zufolge sind es universelle Prinzipien, die der Parametrisierung unterliegen. So enthält z.B. das Subjazenprinzip, demzufolge Bewegung nicht über zwei Grenzknoten hinweg erfolgen kann, den Parameter *Grenzknoten*, der etwa im Englischen fixiert ist als S und NP, im Italienischen dagegen als S-bar und NP (Rizzi 1982).

Eine andere Auffassung von Parametrisierung findet sich in Borer (1984) und Chomsky (1989). Danach beziehen sich die Parameter der universalen Grammatik nicht auf universelle Prinzipien, sondern auf das Lexikon, d.h., es sind einzelne lexikalische Elemente, die einer – in ihren Lexikon-einträgen spezifizierten – Parametrisierung unterliegen. Man beachte, daß diese Auffassung nicht gleichbedeutend ist mit Wexler/Manzini (1987) 'Lexical Parametrization Hypothesis'. Letzterer zufolge sind es nach wie vor universelle Prinzipien, die parametrisiert sind; die Fixierung dieser Parameter soll lediglich nicht mehr für eine Sprache insgesamt, sondern für spezielle Elemente einer Sprache Geltung haben. So ist z.B. der Bindungsbereich (die regierende Kategorie), in dem eine Anapher (z.B. ein Reflexiv- oder Rezipropronomen) gebunden und ein Pronomen frei sein muß, ein Parameter der universalen Bindungsprinzipien, der aber, wie Wexler/Manzini zeigen, etwa in einer Sprache wie dem Isländischen für Anaphern anders fixiert werden muß als für Pronomina.

Demgegenüber sind der Idee von Borer (1984) und Chomsky (1989) zufolge die Parameter selbst mit grammatischen Eigenschaften lexikalischer Elemente verknüpft. So versucht Borer (1984), Parametrisierung auf Eigenschaften des Flexionssystems einer Sprache zu reduzieren, und Chomsky (1989, S. 44) stellt fest: „If substantive elements (verbs, nouns, etc.) are drawn from an invariant universal vocabulary, then only functional elements will be parametrized.“

Die Parametrisierungsidee aus Borer (1984) und Chomsky (1989) ist in Ouhalla (1991) zu einer Theorie der Parametrisierung ausgearbeitet worden, derzufolge die Menge lexikalischer Elemente, mit denen eine Parametrisierung verbunden ist, auf funktionale Kategorien beschränkt ist. Dies besagt, daß die spezifischen grammatischen Eigenschaften einer Sprache auf Eigenschaften ihrer funktionalen Kategorien zurückführbar sind.³

Intuitive Grundlage dieser Theorie ist die Beobachtung, daß *s u b s t a n t i v e s* wie Verben oder Nomina in den verschiedenen Sprachen uniforme Eigenschaften aufweisen, während funktionale Kategorien idiosynkratische Eigenschaften besitzen, die von Sprache zu Sprache variieren. Die Übersetzung von *geben* beispielsweise selegiert als Konsequenz der semantischen Struktur dieses Verbs in allen Sprachen zwei Argumente als Komplement. Demgegenüber unterliegen die Selektionseigenschaften einer funktionalen Kategorie wie der Negation starker einzelsprachlicher Variation (cf. Ouhalla 1990). Um zu verstehen, inwiefern Eigenschaften funktionaler Kategorien die grammatischen Eigenschaften und Prozesse einer Sprache determinieren, müssen wir uns Klarheit darüber verschaffen, worin die wesentlichen Unterschiede zwischen funktionalen Kategorien und nicht-funktionalen lexikalischen Kategorien (*substantives*) bestehen (cf. zum folgenden Guilfoyle/Noonan (1988), Ouhalla (1991)).

Ein zentraler Unterschied ist in der Tatsache zu sehen, daß funktionale Kategorien im Gegensatz zu lexikalischen Kategorien keine thematischen Rollen zuweisen, also keine semantischen Argumente haben. Wir wollen uns diesen Unterschied an einer Reihe von Kategorien verdeutlichen (cf. Ouhalla 1991).

Bei Vollverben, inclusive sog. Wetterverben, ist dies unmittelbar einleuchtend. Dasselbe gilt für abgeleitete Nomina, insofern sie die thematischen Eigenschaften der Verben erben, von denen sie abgeleitet sind.

³ Soweit ich sehe, entgeht eine Parametrisierungstheorie dieser Art den Einwänden, die in Haider (1990) gegen die Idee der Parameterfixierung beim Spracherwerb vorgebracht werden.

Wenn wir für abgeleitete Adjektive die analoge Annahme machen, erweisen sich auch diese als Theta-Rollen-Zuweiser.

Für Auxiliärverben wird allgemein angenommen, daß sie keine semantischen Argumente haben, daher die Fähigkeit, thematische Rollen zuzuweisen, nicht besitzen (cf. u.a. Pollock 1989, Chomsky 1989, Ouhalla 1990). Auxiliare sind demnach als funktionale Kategorien aufzufassen.⁴

Bezüglich nicht-abgeleiteter Nomina läßt sich die These vertreten, daß sie als Köpfe possessiver Konstruktionen dem genitivischen Subjekt einer komplexen NP die thematische Rolle 'Possessor' zuweisen können. Für nicht-abgeleitete Adjektive läßt sich auf eine Argumentation von Higginbotham (1985) rekurren, derzufolge Adjektive in einer attributiven Konstruktion dem von ihnen modifizierten Nomen eine thematische Rolle zuweisen.

Was Pronomina betrifft, so ist in Abney (1987) dafür argumentiert worden, daß sie eher zu den Determinatoren als zu den Nomina zu rechnen sind, daher also als funktionale Kategorien aufzufassen wären, ein Schluß, zu dessen Bestätigung die Beobachtung angeführt werden könnte, daß Pronomina im Gegensatz zu Nomina nicht als Köpfe einer possessiven NP fungieren können.

Problematisch ist der Status von Präpositionen. Auf der Basis von externer Evidenz läßt sich zeigen (cf. Rizzi 1985, Grodzinsky 1990, Ouhalla 1990a), daß Präpositionen in zwei unterschiedliche Klassen fallen: solche, die als echte Theta-Rollen-Zuweiser fungieren und daher nicht-funktionale lexikalische Kategorien darstellen, und solche, die von anderen Kategorien zugewiesene thematische Rollen nur weitergeben und daher den Status funktionaler Kategorien besitzen (siehe dazu auch Kap. 4).

Die Fähigkeit, thematische Rollen zuzuweisen, ist eine Selektionseigenschaft lexikalischer Elemente, die wir im Anschluß an Chomsky (1986a) s-Selektion (semantische Selektion) nennen wollen. Wir können die bisherigen Überlegungen zur Unterscheidung zwischen funktionalen und nicht-funktionalen Kategorien dann in folgendem Kriterium zusammenfassen (cf. Ouhalla 1991):

⁴ Auf die in Chomsky (1986) vertretene Auffassung, daß die Kategorie INFL als Theta-Zuweiser aufzufassen ist, kann angesichts neuerer theoretischer Entwicklungen der Barrierentheorie (Baker 1988) verzichtet werden. Sie läßt sich mit nichttechnischen, semantischen Überlegungen auch kaum begründen (cf. auch Cinque 1990).

(14) 1. *Eigenschaft funktionaler Kategorien*

- (i) Nicht-funktionale lexikalische Kategorien haben s-selektionale Eigenschaften.
- (ii) Funktionale Kategorien haben keine s-selektionalen Eigenschaften.

Nach Chomsky (1986a) werden semantische Kategorien auf kanonische Weise durch spezifische syntaktische Kategorien strukturell realisiert, so daß sich unter gewissen Zusatzannahmen eine prognostizierbare Korrespondenz zwischen einer thematischen Rolle und ihrer kategorialen Realisierung als NP, PP oder sententiales Komplement herstellen läßt. Dies aber heißt, daß die im Subkategorisierungsrahmen von nicht-funktionalen lexikalischen Kategorien enthaltene Information aus den s-selektionalen Eigenschaften dieser Kategorien erschließbar und mithin lexikalisch redundant ist. Für funktionale Kategorien müßten die kategorialen Selektionseigenschaften (c-Selektion) jedoch nach wie vor im Lexikon spezifiziert sein. Auf der Basis der in Chomsky (1986a) gemachten Annahmen läßt sich als Korollar von (14) damit als weiterer Unterschied zwischen nicht-funktionalen lexikalischen Kategorien und funktionalen Kategorien festhalten (cf. Ouhalla 1991):

(15) 2. *Eigenschaft funktionaler Kategorien*

- (i) Funktionale Kategorien haben c-selektionale Eigenschaften.
- (ii) Nicht-funktionale lexikalische Kategorien haben keine c-selektionalen Eigenschaften.

Funktionale Kategorien werden sowohl durch freie als auch durch gebundene Morpheme repräsentiert. Zu ersterer Kategorie gehören z.B. Determinatoren, Komplementierer oder Auxiliare; zu letzterer gehören z.B. Flexionskategorien wie Kongruenz- oder Tempusmorpheme, die Negation in Sprachen wie Türkisch oder Marokkanisches Arabisch sowie möglicherweise auch Derivationsaffixe. Mit Baker (1988) wollen wir annehmen, daß gebundene Kategorien jene Kategorien, an die sie affigiert werden können, *m - s e l e g i e r e n* (morphologisch selektieren). So m-selektiert z.B. das Tempusmorphem in einer Sprache wie Standard-Arabisch in affirmativen Sätzen das Verb, in negativen Sätzen die Negation, während das Kongruenzmorphem in beiden Fällen das Verb m-selektiert (cf. Benmamoun 1990 und 1990a):

(16) a. *T-Tullaab-u sahab-uu*

die-Studenten-NOM gehen-3MP Prät

b. *T-Tullaab-u lam ya-shab-uu*

die-Studenten-NOM NEG Prät Imp-gehen-Agr

Es ist unproblematisch, auch in bezug auf freie Morpheme von m-Selektion zu sprechen; die m-selektionalen Eigenschaften spezifizieren dann lediglich, daß die betreffende Kategorie nicht affixal ist. Man kann also als weitere Eigenschaft funktionaler Kategorien festhalten:

(17) 3. *Eigenschaft funktionaler Kategorien*

Funktionale Kategorien haben m-selektionale Eigenschaften.

Man beachte, daß es sich dabei nicht um eine distinktive Eigenschaft funktionaler Kategorien handelt, da auch nicht-funktionale lexikalische Kategorien wie z.B. kausative Verben in Sprachen wie Chamorro, Kinyarwanda oder Japanisch (cf. Baker 1988) m-selektionale Eigenschaften besitzen.

Als letzte wichtige lexikalische Eigenschaft funktionaler Kategorien, die in der Determination grammatischer Relationen und Prozesse, wie wir sehen werden, eine zentrale Rolle spielt, wollen wir festhalten, daß funktionale Kategorien grammatische Merkmale besitzen. Darunter werden zum einen die sog. Φ -Merkmale Person, Numerus und Genus verstanden (cf. Chomsky 1981), zum anderen aber auch Tempusmerkmale, das *w*-Merkmal für die Auslösung von *w*-Bewegung, Kasusmerkmale für Kasuszuweisende Kategorien (z.B. [+Nominativ] für das Flexionsmorphem, das mit dem Subjekt kongruiert, oder [+Akkusativ] für das Flexionsmorphem, das in Sprachen mit Objektkongruenz mit dem Objekt kongruiert). Auch diese Eigenschaft wollen wir nicht unbedingt als distinktive Eigenschaft funktionaler Kategorien auffassen.⁵

(18) 4. *Eigenschaft funktionaler Kategorien*

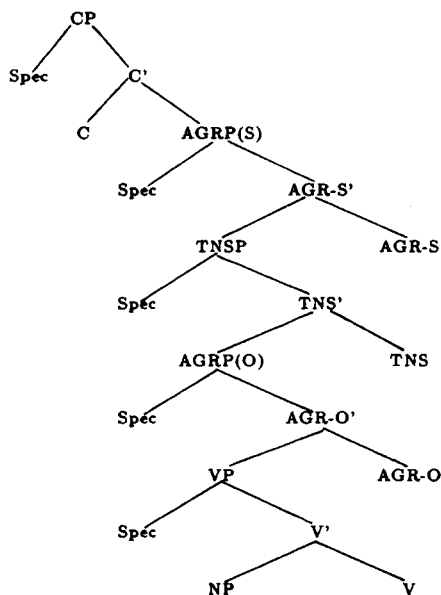
Funktionale Kategorien haben grammatische Merkmale

Bevor wir uns an einigen Beispielen ansehen, inwiefern die in (15), (17) und (18) angeführten lexikalischen Eigenschaften funktionaler Kategorien die parametrischen Dimensionen darstellen, in denen natürliche Sprachen differieren, wollen wir uns vergegenwärtigen, wie eine durch das X-bar Schema restringierte Repräsentation der Satzstruktur auszu-
sehen hat.

⁵ In Tsimpli/Ouhalla (1990) wird allerdings zu zeigen versucht, daß es sich dabei durchaus um eine distinktive Eigenschaft funktionaler Kategorien handelt, daß also die angeführten grammatischen Merkmale inklusive kategorialer Merkmale zumindest in manchen Sprachen eine ausschließliche Eigenschaft funktionaler Kategorien darstellen. Tsimpli/Ouhallas Argumentation beruht auf der Idee, daß Wurzeln, zumindest in manchen Sprachen, für kategoriale Information unspezifiziert sind und daß die kategoriale Identität der abgeleiteten Wörter erst durch die Affixe, also durch funktionale Kategorien, determiniert wird.

Die oben angeführten Beispiele für m-selektionale Eigenschaften von Flexionskategorien des Arabischen liefern bereits eine empirische Motivation für die mittlerweile gängige Strategie, die in der traditionellen Flexionskategorie INFL zusammengefaßten Kategorien der Kongruenz und des Tempus in getrennte, im X-bar theoretischen Sinne projizierende Kategorien aufzuspalten. Berücksichtigt man des weiteren, daß sowohl Sprachen mit Objektkongruenz als auch andere syntaktische Phänomene wie z.B. sog. *short movement* von Adverbien in französischen Infinitiven (cf. Pollock 1989) oder Partizip-Kongruenz bei Passiv und Objekt-Klitisierung im Französischen und Italienischen (cf. Kayne 1989) die Annahme einer eigenen Kategorie *Objektkongruenz* motivieren, dann ergibt sich als Vorschlag für die Repräsentation von Sätzen eine Struktur der folgenden Art (cf. Pollock 1989, Chomsky 1989, Ouhalla 1990):

(19)



Die Kategorie C steht für Complementizer, die Kategorie AGR-S für Subjektkongruenz, die Kategorie TNS für Tempus und die Kategorie AGR-O für Objektkongruenz. Man sieht, daß der Aufbau jeder Phrase in Übereinstimmung mit dem X-bar Schema eine Komplementposition (Schwesterknoten einer X^0 -Kategorie) und eine Spezifikatorpo-

sition (Spec) (Schwesterknoten einer X' -Kategorie) enthält, wobei die von AGRP(S) dominierte Spezifikatorposition üblicherweise die Oberflächenposition des (in neueren Theorien in der Spezifikatorposition von VP basisierten) Subjekts repräsentiert. Mit dem deskriptiven Modell einer topologischen Satzstruktur lassen sich die folgenden Entsprechungen herstellen: Die C-Position entspricht der linken Satzklammer, ist also die Position für Verb-Zweit oder Complementizer; die Spezifikatorposition von CP entspricht der Vorfeldposition. Die V-(bzw. AGR-S-) Position entspricht der rechten Satzklammer, und die Strukturen zwischen C und V (bzw. AGR-S) werden in der topologischen Theorie strukturell undifferenziert als das Mittelfeld angesehen.

3.2. Funktionale Kategorien und Bewegung

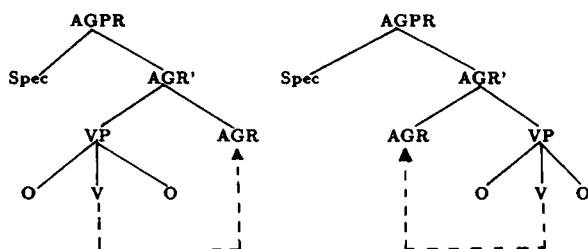
Inwiefern die lineare Ordnung von Konstituenten der Parametrisierung unterliegt, kam bereits zur Sprache. Was dabei noch nicht gesagt wurde, ist, inwiefern die die Linearität determinierende Parametrisierung mit funktionalen Kategorien zu tun hat. Ein Beispiel mag dies verdeutlichen.

Traditionell wird angenommen (cf. Grewendorf 1988, v.Stechow/Sternefeld 1988), daß ein parametrisiertes Prinzip die Rechts- oder Linkspeipherität eines Kopfes festlegt. Für die V-Projektion würde dies z.B. ergeben, daß in einer OV-Sprache wie dem Deutschen der Kopf der V-Projektion rechtsperipher, in einer VO-Sprache wie dem Englischen linksperipher ist. Hypothesen dieser Art werden im allgemeinen mit externer Evidenz, wie z.B. Daten aus dem Spracherwerb, zu untermauern versucht (cf. z.B. Reis 1974, Thiersch 1978). Nun ist klar, daß eine Parametrisierung dieser Art mit funktionalen Kategorien nichts zu tun hat und daher der geschilderten neuen Theorie der Parametrisierung nicht entspricht.

Zunächst ist festzustellen, daß die vermeintliche externe Evidenz für bestimmte „zugrundeliegende“ Verbstellungsmuster angesichts neuerer Ergebnisse der Spracherwerbsforschung nicht mehr zur Verfügung steht. So zeigt z.B. Clahsen (1990), daß deutsche Kinder in sehr frühen Phasen des Spracherwerbs nicht nur Verb-Endstellungsmuster sondern auch Verb-Zweitstellungsmuster aufweisen, und die Forschungen von Tsimpli (i.Vorb.) lassen den generellen Schluß zu, daß die Linearität innerhalb einer Phrase (also die Kopf-Komplement Ordnung wie auch die lineare Position des Spezifikators) bei nicht-funktionalen Kategorien im frühen Spracherwerb nicht syntaktisch determiniert ist, sondern erst mit dem (später erfolgenden) Erwerb der funktionalen Kategorien syntaktisch fixiert wird.

Diese neuartige externe Evidenz kann zum Anlaß für die Hypothese genommen werden (Ouhalla 1990a), daß die Verbpositionen in VO- und OV-Sprachen *abgeleitete Positionen* sind, daß also die Kopf-Komplement Ordnung innerhalb der VP überhaupt nicht geordnet ist und daß VO- bzw. OV-Ordnung erst durch die parametrisierte Linearität des funktionalen AGR-Kopfes über der VP hergestellt wird, cf.

- (20) a. OV-Sprachen b. VO-Sprachen



Die Motivation dafür, daß das Verb und die affixale funktionale Kategorie durch einen Bewegungsprozeß amalgamiert werden müssen, haben wir bereits kennengelernt. Sie besteht in einem Prinzip, das als 'Stray Affix Filter' oder auch als 'Lasniks Filter' bekannt ist:

- (21) a. *Stray Affix Filter* (Baker 1988)
 Der morphologische Subkategorisierungsrahmen eines lexikalischen Elements muß auf der Ebene der S-Struktur erfüllt sein.
 b. *Lasniks Filter* (Pesetsky 1989)
 Affixe brauchen einen lexikalischen Träger auf der Ebene der phonetischen Form.

Daß diese Bewegung in (20) so zu erfolgen hat, daß das Verb angehoben und nicht etwa das Affix gesenkt wird, folgt aus Prinzipien, die zu erläutern hier zu weit führen würde (cf. dazu Pollock 1989, Chomsky 1989, Ouhalla 1990).

Damit haben wir im Gegensatz zur traditionellen Parametrisierung eines universellen Prinzips (Peripherität des Kopfes) Verbstellungsmuster in der Tat aus der Parametrisierung einer funktionalen Kategorie abgeleitet.

Abgesehen von der linearen Anordnung der Konstituenten ergeben sich bezüglich der Struktur (19) aber auch Fragen zur hierarchischen Strukturierung: Warum ist z.B. TNSP hierarchisch höher lokalisiert als

AGRP(O) und nicht umgekehrt; warum wird TNSP von AGRP(S) dominiert und nicht umgekehrt?

Die Antwort auf diese Fragen ergibt sich aus den c-selegierenden Eigenschaften funktionaler Kategorien. Der zugrundegelegten Parametrisierungstheorie zufolge können diese für ein und dieselbe Kategorie von Sprache zu Sprache variieren, was gravierende Unterschiede in den syntaktischen Strukturen der betreffenden Sprachen zur Folge hat. Bevor dies an dem Unterschied zwischen VSO-Sprachen und SVO-Sprachen strukturell illustriert wird, sei darauf hingewiesen, daß sich bei affixalen funktionalen Kategorien die c-selegierenden Eigenschaften auf der Basis von Bakers (1985) 'Mirror Principle' aus den m-selegierenden Eigenschaften ableiten lassen:

(22) *Mirror Principle* (Baker 1985)

Morphologische Ableitungen müssen syntaktische Ableitungen widerspiegeln (und vice versa).

Betrachten wir zur Illustration dieses Prinzips die folgenden Beispiele aus einer VSO-Sprache wie dem Berber und einer SOV-Sprache wie dem Türkischen (Ouhalla 1990):

(23) a. *Ur-ad-y-zdel Mohand dudsha*

NEG-wird(TNS)-3ms(AGR)-ankommen Mohand morgen

„Mohand wird morgen nicht ankommen“

(Berber)

b. *John elmalar-ısev-me-di-0*

John Äpfel-AKK mögen-NEG-Prät(TNS)-3s(AGR)

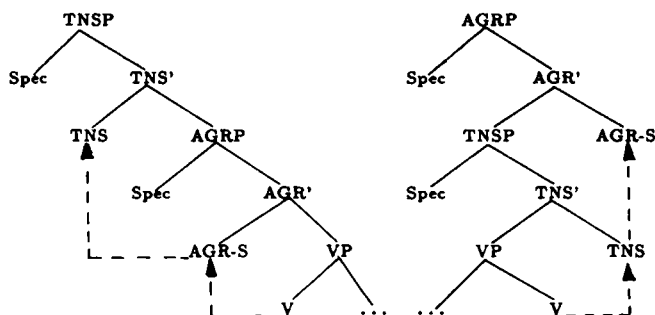
„John mochte keine Äpfel“

(Türkisch)

Wenn wir die Negation sowie die nicht berücksichtigte Kategorie AGR-O einmal außer acht lassen, so ist festzustellen, daß im Berber die funktionale Kategorie AGR-S das Verb m-selegiert und daß die funktionale Kategorie TNS die funktionale Kategorie AGR-S m-selegiert. Im Türkischen m-selegiert die funktionale Kategorie TNS das Verb, und die funktionale Kategorie AGR-S m-selegiert die funktionale Kategorie TNS. Wenn wir, wie in obiger Struktur (20), annehmen, daß die involvierten Affigierungsprozesse per syntaktische Bewegung zustandekommen, dann determiniert Bakers Prinzip für die beiden Sprachen die folgenden unterschiedlichen hierarchischen Strukturen:

(24) a. Berber

b. Türkisch



Wie man leicht sieht, nimmt im Berber das Verb per Anhebung zuerst das AGR-Element auf, und dann nimmt der AGR-Verb-Komplex per Anhebung das TNS-Element auf, was in der korrekten morphologischen Struktur resultiert. Im Türkischen nimmt das Verb zuerst das TNS-Element auf, und der Verb-TNS-Komplex nimmt sodann per Anhebung das AGR-Element auf, was ebenfalls in der korrekten morphologischen Struktur resultiert.⁶

Auf der Basis dieser Überlegungen sind die Ausführungen zur Struktur (19) also dahingehend zu spezifizieren, daß diese Struktur selbst schon das Resultat einer bestimmten Parametrisierung der involvierten funktionalen Kategorien repräsentiert. Was nun die erwähnten strukturellen Unterschiede zwischen VSO-Sprachen und SVO-Sprachen betrifft, so erlaubt es die folgende Parametrisierung der c-selektierenden Eigenschaften der funktionalen Kategorien AGR-S und TNS, die tiefgreifenden strukturellen Unterschiede zwischen diesen Sprachtypen im Prinzipien- und Parametermodell abzuleiten (cf. Ouhalla 1990b):

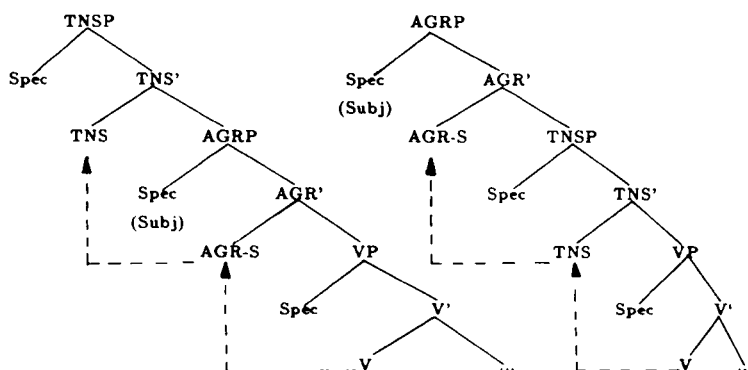
- (25) a. VSO-Sprachen: TNS c-selektiert AGRP(S)
 b. SVO-Sprachen: AGR-S c-selektiert TNSP

Betrachten wir dazu noch einmal die Strukturen, die sich aus diesen parametrischen Eigenschaften der involvierten funktionalen Kategorien ergeben:

⁶ Zu den für Kopfbewegung geltenden Restriktionen, denen zufolge bei Kopfbewegung keine Kopfposition übersprungen werden darf und Kopfbewegung (cf. das Strukturerhaltungsprinzip) nur in Kopfpositionen möglich ist, vgl. Chomsky (1986) und Baker (1988).

(26) a. VSO-Sprachen

b. SVO-Sprachen



Wenn wir nun die allgemein akzeptierte Annahme machen, daß das Subjekt auf der Ebene der S-Struktur seine kanonische strukturelle Position einnimmt, nämlich die Spezifikatorposition von AGRP, dann resultiert die aus unabhängigen Gründen notwendige schrittweise Anhebung des Verbs in die höchste affixale Flexionskategorie (TNS in VSO-Sprachen und AGR in SVO-Sprachen) in der typologisch korrekten Stellung des Subjekts in Relation zum Verb.⁷

Die Möglichkeit, diese typologischen Wortstellungsunterschiede zusammen mit vermeintlich unabhängigen typologischen Eigenschaften auf diese Weise zu erklären, spricht nicht nur für eine Parametertheorie, der zufolge sich parametrische Unterschiede auf Unterschiede in den lexikalischen Eigenschaften funktionaler Kategorien reduzieren lassen, sie spricht auch für ein universalgrammatisches Modell wie die Prinzipien- und Parametertheorie, der zufolge die Verschiedenheit der Sprachen in parametrisierten Eigenschaften begründet liegt.

Eine weitere Illustration der Erklärungskraft des Prinzipien- und Parametermodells sowie der hier verteidigten Parametertheorie betrifft einen typologischen Unterschied zwischen Sprachen wie dem Englischen, die

⁷ Wie sich die weiteren charakteristischen Eigenschaften von VSO- bzw. SVO-Sprachen (daß erstere die SVO-Ordnung als Alternative aufweisen und keine nicht-flektierten Infinitive besitzen; daß letztere im allgemeinen VSO nicht als alternative Ordnung aufweisen und nicht-flektierte Infinitive besitzen) aus den parametrischen Eigenschaften in (25) ableiten lassen, dazu vgl. Ouhalla (1991, Kap. 2.3.).

ihre *w*-Fragen durch Voranstellung einer *w*-Phrase („*w*-Bewegung“) bilden, und Sprachen wie dem Chinesischen, in denen bei *w*-Fragen die *w*-Phrase an der syntaktischen Oberfläche in situ bleibt. Dieser Unterschied zwischen den syntaktischen Oberflächenstrukturen der beiden Sprachtypen läßt sich wie folgt aus einer parametrischen Eigenschaft funktionaler Kategorien ableiten.

Wir hatten festgestellt, daß eine wesentliche Eigenschaft funktionaler Kategorien darin besteht, daß sie grammatische Merkmale besitzen. Zu solchen grammatischen Merkmalen gehört neben Merkmalen wie Kongruenz, Tempus, Kasus etc. auch das Merkmal $[+/-w]$. Die Notwendigkeit syntaktischer *w*-Bewegung im Englischen wird nun im allgemeinen damit erklärt (Chomsky 1981), daß bestimmte Phrasen ein *w*-Merkmal besitzen (also als *w*-Phrasen ausgezeichnet sind) und daß eine bestimmte syntaktische Position, nämlich die Position des Komplementierers, als Zielposition für *w*-Phrasen mit diesem Merkmal ausgestattet ist.

Nun zeigen bereits die Fakten (z.B. Verb-Zweit in direkten deutschen *w*-Fragen), daß die C-Position selbst als Zielposition von *w*-Bewegung nicht in Frage kommt (cf. Reis 1985, Grewendorf 1988). In der hier zugrundegelegten Theorie folgt dies als Konsequenz des sog. *S t r u k t u r e r h a l t u n g s p r i n z i p*s: Maximale Projektionen können nur in Positionen von maximalen Projektionen bewegt werden; in Koppositionen können nur Köpfe bewegt werden. Wenn wir nun aber berücksichtigen (was am Phänomen der Subjekt- oder Objektkongruenz evident wird), daß Spezifikatoren mit ihren Köpfen in allen relevanten Merkmalen kongruieren und daß diese Merkmalsübereinstimmung auf der Ebene der S-Struktur zu lokalisieren ist, dann ist klar, warum die Bewegung von *w*-Phrasen in die Spezifikatorposition von CP (in topologischen Kategorien: in die Vorfeldposition) zu erfolgen hat.

Auf der Basis der charakteristischen Eigenschaften von funktionalen Kategorien müssen wir nun annehmen, daß es funktionale Kategorien innerhalb von *w*-Phrasen sind, die das grammatische Merkmal $[+w]$ besitzen. Wir wollen annehmen (cf. Ouhalla 1991), daß es die *D e t e r m i n a t o r*-Kategorie ist, die dieses Merkmal trägt. Der genannte typologische Unterschied zwischen dem Englischen und dem Chinesischen läßt sich dann durch eine Parametrisierung erklären, die mit der Zielposition von *w*-Bewegung zu tun hat. Als parametrische Eigenschaft einer funktionalen Kategorie läßt sich der entsprechende Parameter dann wie folgt formulieren:

- (27) a. Englisch: C kann das Merkmal [+w] besitzen
 b. Chinesisch: C kann nicht das Merkmal [+w] besitzen⁸

Die folgende Illustration bezieht sich zwar nicht unmittelbar auf die Parametrisierung einer funktionalen Kategorie, sie betrifft jedoch die der Parametrisierungshypothese zugrundeliegende Annahme, daß alle grammatischen Prozesse und Relationen durch funktionale Kategorien determiniert sind. Der grammatische Prozeß, um den es dabei geht, ist die Kasuszuweisung bzw. genauer: die Zuweisung struktureller Kasus wie Nominativ, Akkusativ oder Genitiv. Die Hypothese lautet, daß die Zuweisung dieser Kasus durch grammatische Merkmale funktionaler Kategorien, nämlich Kasusmerkmale, determiniert ist.

Wir wollen uns auf die Betrachtung der Kasus Nominativ und Akkusativ beschränken und dabei von einer Struktur wie (19) ausgehen, die den parametrisierten Eigenschaften von TNS und AGR-S zufolge für SOV- bzw. SVO-Sprachen anzunehmen ist. Bezüglich der Kategorie AGR-O nehmen wir an, daß sie in Sprachen wie Englisch oder Deutsch abstrakt, in anderen Sprachen morphologisch realisiert ist. Darüber hinaus wollen wir in Übereinstimmung mit neueren Forschungsergebnissen (cf. Kitagawa 1986, Sportiche 1988, Koopman/Sportiche 1988) davon ausgehen, daß Subjekte in der Spezifikatorposition von VP basisgeneriert werden.

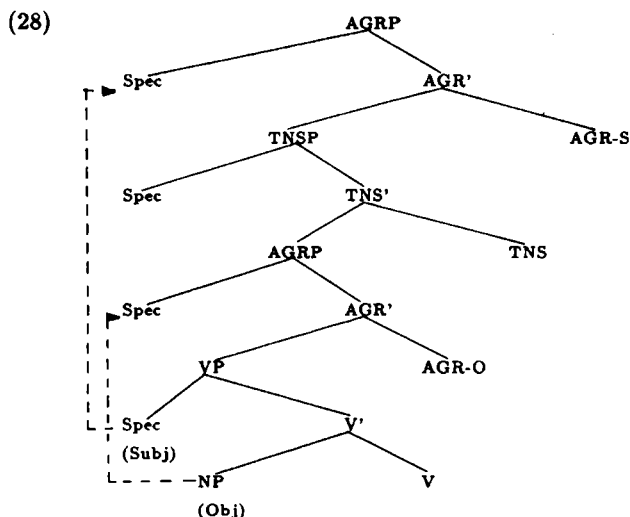
Die wesentliche Hypothese in bezug auf die Zuweisung von Nominativ und Akkusativ besteht nun darin (cf. Ouhalla 1990a), daß es die AGR Kategorien sind, die diese Prozesse determinieren. Für die Zuweisung des Nominativs ist es Standard-Auffassung, daß dieser Kasus von der funktionalen Kategorie AGR-S via Spezifikator/Kopf-Kongruenz an die kanonische Subjektposition zugewiesen wird. Die Notwendigkeit der Nominativzuweisung bedingt daher die Bewegung einer Subjekt-NP aus der Spezifikatorposition von VP in die Spezifikatorposition von AGRP(S).

Die Zuweisung des strukturellen Akkusativs erfolgt nach generativer Standard-Auffassung durch das Verb an ein von ihm regiertes Komplement. Die Annahme, daß auch die Akkusativzuweisung via Spezifikator/Kopf-Kongruenz erfolgt, in diesem Fall allerdings durch die funktionale Kategorie AGR-O, hat zur Konsequenz, daß auch für ein direktes Objekt aus kasustheoretischen Gründen Bewegung angenommen

⁸ Zur Frage, ob in Sprachen, die keine overte syntaktische *w*-Bewegung aufweisen, zur Repräsentation von Skopusbeziehungen sowie zur Erklärung bestimmter Extraktionsphänomene ein Analogon zur syntaktischen *w*-Bewegung angenommen werden muß, das auf einer anderen Repräsentationsebene als der S-Struktur, nämlich der Ebene der Logischen Form, erfolgt, cf. Huang (1982) sowie Koster (1987).

werden muß: in diesem Fall in die Spezifikatorposition von AGRP-O.⁹

Für einen Satz mit einem transitiven Verb ergibt sich damit eine Ableitung der folgenden Art:



Empirische Evidenz für die Hypothese, daß Akkusativzuweisung in der Spezifikatorposition von AGRP-O erfolgt und damit Objektbewegung notwendig macht, kommt von Wortstellungsphänomenen in AcI-Konstruktionen.

Wenn wir von der unabhängig begründeten Tatsache ausgehen (cf. Baker 1988, Grewendorf 1991), daß AcI-Konstruktionen vollständige bisententiale Strukturen aufweisen, dann ist es ein Rätsel, wieso in Sprachen wie Englisch oder in skandinavischen Sprachen ein Adverb, das eindeutig Matrixsatzbezug hat, innerhalb des AcI, also nach dem eingebetteten Subjekt, stehen kann, cf.

⁹ Eine verwandte Idee bezüglich der Zuweisung des strukturellen Akkusativs findet sich in Larson (1988, S. 36). Nach Larson ist es „eigentlich“ das funktionale Element INFL, das diesen Kasus vergibt, dies jedoch nicht unmittelbar, sondern per Vermittlung durch ein von INFL regiertes Verb. Bei Larson zieht diese Kasuseseigenschaft von INFL daher auch nicht eine Bewegung des Objekts sondern des Verbs nach sich.

(29) *I've believed John for long time to be a liar*
(Kayne 1984)

(30) *Jón telur mig í barnaskap sínum hafa étid hákarlinn*
J. glaubt mich in Dummheit seiner haben gegessen Hai
(Isländisch, Thráinsson 1979, Platzack 1986)

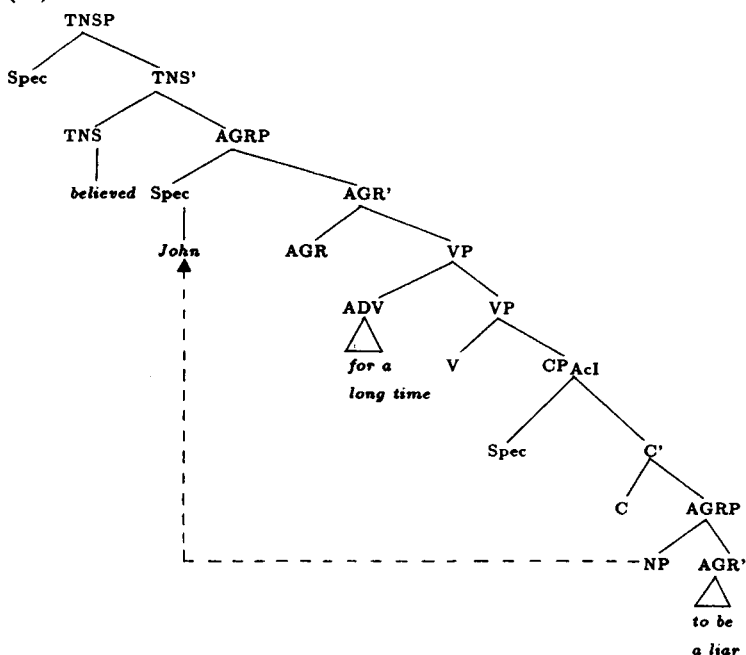
Beispiele dieser Art wurden denn auch in der Tradition der generativen Grammatik immer wieder für die Annahme einer Transformation Subjekt-zu-Objekt-Anhebung ins Feld geführt (cf. z.B. Postal 1974, Postal/Pullum 1988).

Da in einem universalgrammatischen Modell wie dem Prinzipien- und Parameteransatz aus den bekannten Gründen keine Transformationen mehr angenommen werden und da Beispiele des Typs (29) und (30) aus unabhängigen Gründen keine Instanz von 'Move α ' in eine Objektposition sein können (Chomsky 1986a), scheint ihre Ableitung in der Tat ein Problem zu sein.

Dieses Problem ist nun auf der Basis der hier vorgestellten Akkusativ-Hypothese lösbar geworden. Diese Hypothese bringt es nämlich mit sich, daß man die traditionelle Auffassung, dem AcI-Subjekt werde in der eingebetteten Subjektposition vom regierenden Matrixverb der Akkusativ zugewiesen, aufgeben muß. Vielmehr folgt aus dieser Hypothese, daß das AcI-Subjekt in der Spezifikatorposition des Matrix-AGR-O seinen strukturellen Akkusativ erhält. Daß seine Bewegung in diese Position, also über eine Satzgrenze, keine Prinzipien verletzt, läßt sich unabhängig zeigen und erhält intuitive Plausibilität durch die Überlegung, daß die AcI-Satzgrenze auch in traditionellen Analysen immer als „durchlässig“ angesehen werden mußte.

Wenn man sich nun vergegenwärtigt, daß Adverbien wie die in den Sätzen (29) und (30) üblicher Auffassung zufolge an VP adjungiert sind (in diesen Beispielen also an die Matrix-VP), dann liefert uns unsere Akkusativhypothese eine Struktur, von der die Serialisierung in den Beispielen (29) und (30) exakt prognostiziert wird, cf. den relevanten Ausschnitt dieser Struktur:

(31)



Eine Struktur dieser Art liefert uns ebenfalls eine Erklärung für ein Phänomen, das seit Chomsky/Lasnik (1977) die generative Diskussion nicht aufgehört hat zu beschäftigen (cf. Rizzi 1990, Johnson 1990). Es geht um Beispiele der folgenden Art:

- (32) a. **John believes sincerely Bill to be the best man*
 b. *Who does John believe sincerely to be the best man*

Nimmt man an, daß das AcI-Subjekt in der Subjektposition des eingebetteten Satzes vom Matrixverb seinen Kasus erhält und daß diese Kasuszuweisung in (32a) wegen des intervenierenden Adverbs blockiert ist, dann bleibt unerklärlich, wieso die Kasuszuweisung in diese Position dann möglich sein soll, wenn das AcI-Subjekt wie in (32b) *w*-bewegt worden ist. Schließlich hat ja die *w*-Phrase in (32b) den Akkusativ.

Auch für dieses Problem liefert uns nun eine Struktur wie (31) eine Lösung. Sie ermöglicht uns nämlich die Annahme, daß die *w*-Bewegung in (32b) die Spezifikatorposition der Matrix-AGR-O-Kategorie passiert

hat, wo die Zuweisung des Akkusativs erfolgen konnte. Repräsentiert man die Stationen dieser Bewegung durch Spuren, so sieht die Struktur folgendermaßen aus:

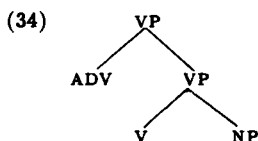
- (32) *Who does John believe t' sincerely t to be the best man*

Die Tatsache, daß die Möglichkeit der Kasuszuweisung an der Position *t'* zwar in (32b) nicht aber in (32a) gegeben ist, erklärt uns dann den entsprechenden Grammatikalitätsunterschied.¹⁰

Weitere empirische Evidenz für eine Bewegung des Objekts, und damit für eine hierarchisch höhere Positionierung von direkten Objekten gegenüber VP-Adverbien auf der Ebene der S-Struktur, liefern Untersuchungen von Cinque (1990a) zum Satzakzent. Cinque zeigt im theoretischen Rahmen der metrischen Phonologie, daß in Sprachen wie Deutsch, Italienisch oder Englisch der Hauptakzent einer Phrase auf jener Konstituente lokalisiert ist, die am tiefsten eingebettet ist. Dieser an einer ganzen Reihe syntaktischer Phänomene nachgewiesenen Hypothese scheint nun die Tatsache zu widersprechen, daß in Sätzen wie

- (33) a. *John kissed Mary yesterday MORNING*
 b. *Loro stanno seguendo la lezione ATTENTAMENTE*
 sie sind folgend der Vorlesung aufmerksam

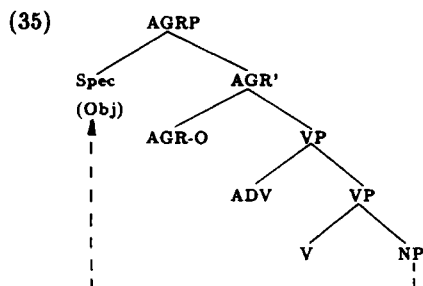
offenkundig die Adverbphrase den Hauptakzent des Satzes trägt. Die Adverbphrase ist aber als eine an VP adjungierte Kategorie nach traditioneller Auffassung in der Satzstruktur hierarchisch höher lokalisiert als das direkte Objekt, cf.



Nehmen wir jedoch entsprechend unserer Akkusativhypothese an, daß sich das direkte Objekt auf der S-Struktur in der Spezifikatorposition von AGRP-O befindet, dann stehen die Daten in (33) in Einklang mit Cinques Ergebnissen, da dann die Adverbphrase in der Tat eine S-strukturell

¹⁰ Zu dem potentiellen Einwand, die Bewegung aus der Spezifikatorposition von CP in die Spezifikatorposition von AGRP(O) stelle einen Fall von sog. 'improper movement' dar, cf. Grewendorf (1991).

tieferer Position einnimmt als das direkte Objekt, cf.



Durch die angeführte Evidenz erfährt die Hypothese, daß die Akkusativzuweisung in dem postulierten Sinne erfolgt, ein hohes Maß an Bestätigung. Damit ist aber ebenso für die These, daß auch grammatische Prozesse wie Kasuszuweisung durch funktionale Kategorien determiniert sind, weitere Evidenz erbracht.

Wenn wir die bisherigen Betrachtungen zu funktionalen Kategorien noch einmal Revue passieren lassen, so zeigt sich, daß funktionale Kategorien in vielfältiger Weise grammatische Bewegungsprozesse determinieren. Motiviert sind diese Prozesse durch universelle Prinzipien. So motiviert z.B. Lasniks Filter Bewegungsprozesse, denen m-selektionale Eigenschaften zugrundeliegen; der Kasusfilter motiviert Bewegungsprozesse, denen die Distribution von Kasusmerkmalen zugrundeliegt, und *w*-Bewegung ist motiviert durch die Notwendigkeit, eine durch Merkmale ausgezeichnete Operatorposition zu besetzen:

(36) *Funktionale Kategorien und Bewegung*

- (a) Flexionskategorien determinieren Verbbewegung
- (b) Kasusmerkmale determinieren NP-Bewegung
- (c) *w*-Merkmale determinieren *w*-Bewegung

In welchen grammatischen Strukturen diese Prozesse jeweils resultieren, hängt von den parametrischen Fixierungen der funktionalen Kategorien ab, durch die sie determiniert sind.

3.3. Funktionale Kategorien und Bindung

Nun ist klar, daß lexikalische Eigenschaften funktionaler Kategorien nicht nur solche grammatischen Prozesse determinieren, bei denen Bewegung eine Rolle spielt. In allen Versionen des sog. *pro-drop* Parameters beispielsweise (cf. Grewendorf 1989) ist es eine parametrische Ei-

genschaft der funktionalen Kategorie AGR-S, die für die Lizenzierung leerer Argument-Subjekte in Sprachen wie Italienisch oder Spanisch verantwortlich gemacht wird.

Zum Abschluß dieser Illustration parametrischer Eigenschaften funktionaler Kategorien wollen wir einen grammatischen Prozeß betrachten, der ebenfalls nichts mit Bewegung zu tun hat. Es soll gezeigt werden, daß auch die Bindungseigenschaften von Sprachen, also die Restriktionen für die Bindung von Anaphern wie Reflexiv- oder Reziprokpronomina, in Abhängigkeit von parametrischen Eigenschaften bestimmter funktionaler Kategorien variieren.

Die Bindungstheorie, so wie sie in Chomsky (1981) eingeführt wurde, besteht im wesentlichen aus zwei Prinzipien, einem Bindungsprinzip A, das besagt, daß Anaphern (Reflexivpronomina und Reziprokpronomina¹¹) lokal, d. h. in ihrer regierenden Kategorie, gebunden sein müssen, und einem Bindungsprinzip B, das besagt, daß Pronomina lokal, d. h. in ihrer regierenden Kategorie, nicht gebunden sein dürfen. Für die Zwecke der folgenden Illustration können wir uns mit der folgenden vereinfachten Version der Bindungstheorie begnügen (zu weitergehenden Darstellungen cf. Grewendorf 1988, von Stechow/Sternefeld 1988):

(37) *Bindungsprinzipien*

(A) Anaphern sind in ihrer regierenden Kategorie gebunden.

(B) Pronomina sind in ihrer regierenden Kategorie frei.

Unter Bindung wird dabei verstanden *c*-Kommando plus Koindizierung.

(38) *Bindung*

α bindet β gdw. gilt: α *c*-kommandiert β , und α ist mit β koindiziert.

Und unter einer regierenden Kategorie für α versteht man die minimale XP, die α und einen Regenten von α enthält und außerdem ein Subjekt besitzt:

(39) *Regierende Kategorie für α*

γ ist eine regierende Kategorie für α gdw. gilt:

¹¹ Wir betrachten im folgenden nur lexikalische Anaphern und lassen sog. leere Anaphern außer Betracht.

γ ist die minimale XP, die α und einen Regenten von α enthält und außerdem ein Subjekt besitzt.

Wie man sich leicht überzeugen kann, sagt die Theorie (37)-(39) die Reflexivierungs- und Pronominalisierungsverhältnisse in den folgenden Daten des Deutschen korrekt voraus:

- (40) a. *Peter_i bewundert sich_i/*ihn_i*
 b. *Maria_i behauptet, daß Peter_j sie_i/*sich_i bewundert*
 c. *Peter_i sieht Maria_j sich_j/ihn_i /*sie_j/*sich_i ausziehen*
 d. *Peter_i befiehlt dem Mann_j [PRO_j/*sich_i/ihn_i/*ihn_j zu waschen]*

In (40d) ist z.B. der eingebettete Infinitiv regierende Kategorie für die Anapher, da er die minimale XP darstellt, die die Anapher, ihren Regenten (das Verb) und ein Subjekt (PRO) enthält. Die Anapher muß daher im Infinitiv gebunden sein.

In ähnlicher Weise kann die skizzierte Bindungstheorie auch die Distribution von *herself* und *her* im Englischen sowie eine Vielzahl analoger Fakten in zahlreichen anderen Sprachen korrekt erklären. Betrachtet man jedoch z.B. das isländische Reflexivpronomen *sig*, so zeigen die folgenden Beispiele aus dem Isländischen, daß die Bindungstheorie in der obigen Form hier versagt (cf. Wexler/Manzini 1987):

- (41) a. **Jón_i segir [að Maria elskar sig_i]*
 J. sagt daß M. liebt_{Ind} sich
 b. *Jón_i segir [að Maria elski sig_i]*
 J. sagt daß M. liebe_{Konj} sich
 c. *Jón_i skipaði Haraldi [að raka sig_i]*
 J. befahl H. zu rasieren sich

Unserer Bindungstheorie zufolge sollte nämlich nicht nur (41a), sondern auch (41b) und (41c) ungrammatisch sein: In (41b) ist die regierende Kategorie für das Reflexivpronomen nämlich der eingebettete Satz, der nicht nur das Reflexivpronomen und sein Regens (das Verb), sondern auch ein Subjekt (*Maria*) enthält; das Reflexivpronomen sollte also nach Prinzip A von seinem Antezedens *i m e i n g e b e t t e t e n S a t z* gebunden sein. Analog ist die Situation in (41c), wo wir wie in (40d) anzunehmen haben, daß der Infinitiv ein Subjekt enthält; dann ist aber auch hier der eingebettete Infinitiv die regierende Kategorie, in der das

Reflexivpronomen nach Prinzip A gebunden sein sollte.

Die Beispiele aus dem Isländischen zeigen bereits, daß der universelle Geltungsanspruch der Bindungsprinzipien in der vorliegenden Form offenkundig nicht erfüllt ist. Nun ist aber auch im Isländischen die Distribution von Anaphern nicht völlig frei, d.h. auch im Isländischen müssen Anaphern prinzipiell gebunden sein. Die Inadäquatheit der Bindungsprinzipien bezieht sich also nicht auf das Faktum der Bindung an sich, sondern vielmehr auf den *Bereich*, in dem Bindung vorliegen soll. Offenkundig ist die Situation diesbezüglich im Isländischen liberaler als im Deutschen oder Englischen.

Man hat dieser Variabilität des Bereichs, in dem Anaphern gebunden sein müssen, durch eine Parametrisierung der Bindungstheorie Rechnung zu tragen versucht. Der relevante Parameter wurde dabei in dem Begriff der *regierenden Kategorie* gesehen. Die Bestimmung, daß diese ein Subjekt enthalten müsse, bildet danach bereits eine bestimmte Parameterfixierung, die möglicherweise für das Englische und Deutsche, nicht aber für das Isländische adäquat ist. Für das Isländische legen die Beispiele in (41) demgegenüber eine Fixierung nahe, derzufolge sich eine regierende Kategorie danach bestimmt, ob ein *indikatives Finitum* enthalten ist (cf. Wexler/Manzini 1987):

- (42) γ ist eine regierende Kategorie für α gdw. gilt:
 γ ist die minimale XP, die α und einen Regenten von α enthält
 und außerdem ein indikatives Finitum besitzt

Wie man sich leicht klarmacht, erfüllen die Daten aus (41) jetzt das in der Weise (42) parametrisierte Bindungsprinzip A.

Ein Begriff der regierenden Kategorie, der in der Weise (39) und (42) parametrisiert ist, ist jedoch immer noch nicht adäquat. Wie Manzini/Wexler (1987) und Wexler/Manzini (1987) gezeigt haben, würde die in natürlichen Sprachen beobachtete Mannigfaltigkeit von Bindungsbereichen für Anaphern eine Parametrisierung des Begriffs der regierenden Kategorie erforderlich machen, die mindestens die folgenden Fixierungsalternativen enthält (cf. Wexler/Manzini 1987):

- (43) γ ist eine regierende Kategorie für α gdw. γ α und einen Regenten von α enthält und wenn γ
 (a) *ein Subjekt besitzt* oder
 (b) *ein INFL besitzt* oder
 (c) *ein Finitum besitzt* oder

- (d) ein indikativisches Finitum besitzt oder
- (e) ein Wurzelsatz-Finitum besitzt

Aber mit diesem fünfwertigen Parameter noch nicht genug. Wenn, wie in (37) formuliert, tatsächlich eine Komplementarität der Bindungsprinzipien A und B anzunehmen ist, dann würde man bei der für das Isländische angenommenen Parameterfixierung (43d) erwarten, daß das isländische Personalpronomen *hann* (ihn) in dem folgenden Satz Prinzip B verletzt:

- (44) *Jóni segir [að Maria elski hann]*
J. sagt daß M. liebe_{Konj} ihn

Die minimale XP, die das Pronomen, sein Regens und ein indikativisches Finitum enthält, ist der Matrixsatz, und in diesem ist das Pronomen gebunden. Entgegen der Bestimmung von Prinzip B ist Satz (44) aber nicht ungrammatisch. Demgegenüber führt die Pronomenbindung in folgendem Satz in der Tat zu einem ungrammatischen Resultat:

- (45) **Jóni skipaði mér [að raka hann]*
J. befahl mir zu rasieren ihn

Offenkundig ist es für Pronomina ein Finitum allein (und nicht ein indikativisches Finitum), das eine regierende Kategorie kreiert. Würde man also für Pronomina im Isländischen die Parameterfixierung (43c) annehmen, dann wäre in (44) der eingebettete finite Konjunktivsatz die regierende Kategorie, und in dieser ist das Pronomen nicht gebunden.

Eine derartige Strategie der Parameterfixierung hat nun allerdings die Konsequenz, daß man nicht mehr von einer Parameterfixierung für eine bestimmte Sprache sprechen kann, sondern die Parameterfixierung auf bestimmte lexikalische Elemente einer Sprache relativieren muß.

Daß Anaphern und koreferentielle Pronomina nicht immer komplementär verteilt sind, ist nicht eine Eigenart des Isländischen. Man findet analoge Beispiele auch in Sprachen wie Englisch, Deutsch oder Chinesisch, cf.

- (46) a. *The children_i like [each other's_i friends]*
b. *The children_i like [their_i friends]*
(Chomsky 1986a)

- (47) a. *Der Chef_i läßt [die Leute für sich_i arbeiten]*
 b. *Der Chef_i läßt [die Leute für ihn_i arbeiten]*
 (Reis 1976, Grewendorf 1983)
- (48) a. *Zhangsan_i shuo [ziji_i hui lai]*
 Zhangsan sagen Refl wird kommen
 b. *Zhangsan_i shuo [ta_i hui lai]*
 Zhangsan sagen er wird kommen
 (Huang 1982)

Umgekehrt kann z.B. in romanischen Sprachen die Subjektposition eines Konjunktivsatzes weder von einer Anapher noch von einem koreferenten Pronomen eingenommen werden:

- (49) a. **Gianni vuole [che se stesso vinca]*
 G. will daß Refl siege_{Konj}
- b. **Gianni vuole [che (lui) vinca]*
 G. will daß er siege_{Konj}
 (Rizzi 1989)

Betrachtet man nun Versuche, die Nicht-Komplementarität von Anaphern und koreferentiellen Pronomina durch Parameterfixierungen für die jeweilige lexikalische Klasse zu erklären, so fällt nicht nur auf, daß alle dafür ins Auge gefaßten Parameter (cf. (43)) funktionale Kategorien betreffen, es drängt sich auch die Vermutung auf, daß die unterschiedlichen Bindungseigenschaften dieser lexikalischen Klassen mit inhärenten lexikalischen Eigenschaften dieser Klassen selbst zu tun haben. Vergegenwärtigt man sich dann die bereits erwähnte Hypothese (Abney 1987, Ouhalla 1991), daß auch Pronomina als funktionale Kategorien aufzufassen sind, dann liegt es nahe, auch die Sprachvariation in den Bindungseigenschaften von Anaphern und koreferentiellen Pronomina auf eine Determination durch lexikalische Eigenschaften funktionaler Kategorien zurückzuführen und somit durch parametrische Variationen in den grammatischen Merkmalen funktionaler Kategorien zu erklären.

Man beachte, daß eine Hypothese dieser Art voraussetzt, daß Anaphern und Pronomina in einer von den Bindungsprinzipien unabhängigen Weise lexikalisch charakterisiert werden. Genau eine solche, in der Bindungstheorie gewissermaßen unterschlagene lexikalische Spezifizierung von Anaphern und Pronomina wird in Burzio (1989) zum Ausgangspunkt einer grundlegenden Reorganisation der Bindungstheorie gemacht. Bevor wir uns dieser zuwenden, sei die Idee, daß bindungstheoretische

Fakten mit inhärenten Eigenschaften der involvierten lexikalischen Elemente zu tun haben, an empirischer Evidenz aus Rizzi (1989) plausibel gemacht.

Rizzi (1989) zeigt, daß lexikalische Anaphern nicht in einer Kongruenzbeziehung stehen können. Dieser *Anapher-Kongruenz Effekt* zeigt sich nicht nur an der bekannten Tatsache, daß z.B. im Englischen eine Anapher nicht die Subjektposition eines finiten Satzes einnehmen kann, cf.

(50) **They think that each other like Bill*

er wird von Rizzi auch am Beispiel sog. *Psych-Verben* im Italienischen illustriert. Für diese Verben läßt sich unabhängig zeigen (cf. Belletti/Rizzi 1988), daß das „empfindende Objekt“ (der ‘Experiencer’) Subjekt-artige Eigenschaften hat, indem es z.B. eine Anapher binden kann, cf.

(51) *A loro_i importa solo di se stessi_i*
ihnen geht es nur um sich

Interessanterweise ist diese anaphorische Beziehung nicht mehr möglich, wenn die Anapher mit dem Verb kongruieren müßte:

(52) **A loro_i interessano solo se stessi_i*
ihnen interessieren nur sich

Dasselbe Phänomen läßt sich an *Long Distance Anaphern* im Isländischen aufzeigen (cf. Rizzi 1989). Wir haben oben gesehen (cf. (41b)), daß im Isländischen in einem eingebetteten finiten Konjunktivsatz eine Anapher zulässig ist, die vom Matrixsubjekt gebunden ist. Interessant ist auch hier, daß diese Option nicht existiert, wenn die Anapher das Nominativsubjekt des Konjunktivsatzes darstellt, man vgl. (41b) mit (53):

(53) **Jón_i segir [að sig_i elski María]*
J. sagt daß sich lieb_{Konj} M.

Das an den Beispielen (50)-(53) illustrierte Phänomen ist mit keiner der bislang bekannten Modifikationen bzw. Parametrisierungen der Bindungstheorie erklärbar. Es liegt daher der Schluß nahe, daß der Anapher-Kongruenz Effekt auf einer syntaktischen Inkompatibilität beruht, die mit inhärenten lexikalischen Eigenschaften der beteiligten Elemente Anapher und AGR zu tun hat. Rizzis Hypothese lautet, daß diese Inkompa-

tibilität in einem Konflikt zwischen den Merkmalspezifikationen dieser Elemente begründet liegt. Man beachte, daß diese Hypothese sofort eine Erklärung dafür impliziert, warum im Chinesischen (cf. (48)) im Gegensatz zum Englischen (cf. (50)) oder Isländischen (cf. (53)) durchaus eine Anapher in der Subjektposition eines finiten Satzes vorkommen kann: Das Chinesische besitzt keine AGR-Spezifikation.

Die für seine Hypothese relevante Merkmalspezifikation ist nach Rizzi in Graden der referentiellen Autonomie zu sehen: Referentielle Ausdrücke sind immer referentiell autonom, Pronomina können referentiell autonom sein, und Anaphern sind nie referentiell autonom. Der genannte Merkmalskonflikt kommt nun daher, daß eine Anapher als referentiell abhängige Kategorie mit dem AGR-Element als einer pronominalen und daher in der Hierarchie referentieller Autonomie höherstehenden Kategorie in einer nicht zulässigen Beziehung steht. Worin genau die Unzulässigkeit besteht, soll uns hier nicht weiter interessieren.¹²

Entscheidend ist, daß der Anapher-Kongruenz Effekt wesentlich auf Merkmalspezifikationen der beteiligten Kategorien beruht, so daß die bindungstheoretischen Fakten letztlich durch eine Interaktion von parametrisierten Eigenschaften funktionaler Kategorien erklärt werden. Genau dies ist auch die Grundidee von Burzios (1989) radikaler Reformulierung der Bindungstheorie (cf. dazu auch Gärtner 1991).

Betrachtet man einen Satz wie

(54) *Du wäschst dich*

so stellt sich die Frage, ob hier Prinzip B der Bindungstheorie verletzt ist oder ob das Pronomen einfach als Anapher aufzufassen ist. Für Burzio ist eine Anapher nicht *per definitionem* ein lexikalisches Element, das in seiner regierenden Kategorie gebunden ist, sondern eine Kategorie, die intrinsische lexikalische Eigenschaften besitzt, und diese tragen entschei-

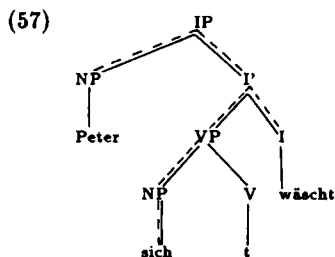
¹² Rizzi macht genaugenommen zwei Erklärungsvorschläge für den Anapher-Kongruenz Effekt. Der zweite betrachtet die Anapher-AGR Konfiguration als eine diskontinuierliche Manifestation eines einzigen Arguments (also als eine Kette), dessen zwei Elemente kontradiktorische Bindungseigenschaften aufweisen: Die Anapher muß gebunden, das pronominale AGR frei sein. Diese kontradiktorischen Erfordernisse können aber nicht simultan erfüllt sein. Die Anapher-AGR Konfiguration wird hier also als eine pronominale Anapher, analog zu PRO, gedeutet. Da unklar bleibt, wie gewährleistet wird, daß es im Gegensatz zur Lizenzierung von PRO für das Anapher-AGR Argument immer eine regierende Kategorie gibt, wodurch diese Konfiguration ausgeschlossen wird, scheint mir dieser Erklärungsversuch allerdings weniger plausibel.

dend zu den Bindungsphänomenen einer Sprache bei. Diese Eigenschaften zeigen sich auch an folgenden Beispielen aus dem Französischen und Italienischen:

- (55) a. *Victor_i n'aime que lui_i*
V. liebt nur ihn
- b. **Victor_i n'aime que soi_i*
V. liebt nur sich
- c. *On_i n'aime que soi_i*
man liebt nur sich
- (56) a. *Gianni_i parla sempre di sé_i*
G. spricht immer über sich
- b. *Qui sé_i parla sempre di sé_i*
hier man spricht immer über sich

Die französischen Beispiele zeigen, daß die Anapher *soi* offenkundig ein unpersönliches Antezedens verlangt, während die italienischen Beispiele zeigen, daß die Anapher *sé* sowohl von einem unpersönlichen Antezedens als auch von einem Antezedens in der dritten Person gebunden sein kann. Das gemeinsame Merkmal von Anaphern sieht Burzio, wie Rizzi, im Fehlen von Referentialität. Anders als Rizzi leitet er diese Eigenschaft jedoch aus einer bestimmten morphologischen Unterspezifizierung bezüglich der sog. Φ -Merkmale Person, Numerus und Genus ab. Damit läßt sich Anaphernbindung als eine durch Prinzipien gesteuerte Form der Merkmalübertragung, also als ein Kongruenzverhältnis, auffassen.

Damit diese Merkmalübertragung zustandekommen kann, müssen Anaphern in Burzios System an einen sog. *Kongruenzpfad*, wie er z.B. zwischen Subjekt und INFL(AGR) besteht, angeschlossen werden:



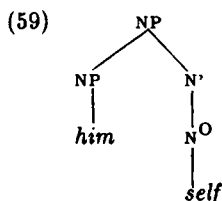
Die Lokalität der Anaphernbindung ergibt sich einerseits aus der Lokalität der Merkmalübertragung, andererseits aus Ökonomieprinzipien, die für die Vermeidung von Ambiguitäten verantwortlich sind. Berücksichtigt man, daß Pronomina im Gegensatz zu Anaphern für Φ -Merkmale spezifiziert sind, dann wird plausibel, daß ein derartiges Ökonomieprinzip auch dafür verantwortlich ist, daß Pronomina frei sein können, cf.

(58) *Prinzip der morphologischen Ökonomie*

Eine gebundene NP muß maximal unterspezifiziert sein.

Daß Pronomina nun auch lokal gebunden sein können wie in (54) und (55a), hängt damit zusammen, daß Sprachen, was die Verfügbarkeit von Anaphern betrifft, lexikalische Lücken aufweisen (z.B. das Deutsche bezüglich eines Reflexivums in der ersten und zweiten Person). Das Prinzip der lokalen Bindung von Anaphern gilt dann nur für den Fall, wo auch tatsächlich Anaphern zur Verfügung stehen, andernfalls „springen Pronomina ein“. Mit diesem Vorbehalt der lexikalischen Verfügbarkeit wird also die strenge Komplementarität von Anaphern und Pronomina wiederhergestellt. Dabei reduziert sich allerdings das klassische Prinzip B der Bindungstheorie zu einem reinen *elsewhere*-Prinzip.

Interessant ist nun, daß in Burzios Theorie auch die Möglichkeit der langen Anaphernbindung, wie wir sie im Isländischen oder Chinesischen beobachtet haben, mit lexikalischen Differenzierungen innerhalb der Klasse der Anaphern in Zusammenhang gebracht wird. Burzio unterscheidet zwischen sog. X^O -Anaphern, wie isländisch *sig* oder chinesisch *ziji*, die keinerlei offene Kongruenzmerkmale zeigen, und sog. XP -Anaphern, wie englisch *himself*, die Kongruenzmerkmale besitzen und von Burzio daher als eine komplexe nominale Kategorie mit einem anaphorischen Kopf *self* und einem Merkmal-tragenden pronominalen Spezifikator analysiert werden:



Während nun für X^O -Anaphern Anaphernbindung nach wie vor als lokale Φ -Merkmalübertragung anzusehen ist, muß diesem Mechanismus bei XP -Anaphern eine andere Deutung gegeben werden. Die Merk-

malübertragung erfolgt hier als eine Spezifikator-Kopf Kongruenz innerhalb der XP-Anapher, wobei jedoch die Merkmale des pronominalen Spezifikators durch Anschluß an einen Kongruenzpfad „lizensiert“ werden müssen.

Dieser Unterschied in der Merkmalprojektion morphologisch unterscheidbarer Anapherntypen spielt nun eine entscheidende Rolle in Burzios Analyse von langer Anaphernbindung. Ausgangspunkt ist dabei die Beobachtung, daß lange Anaphernbindung nur bei X^O -Anaphern möglich ist. Wenn man sich nun vergegenwärtigt, daß bei langer Anaphernbindung die Kongruenzbeziehung zwischen Antezedens und Anapher intervenierende Kongruenzbeziehungen (z.B. zwischen einem näheren Subjekt und AGR-Element) zu überbrücken hat bzw. überlappt, cf.

(60) [Subj AGR [Subj AGR Anapher]]

so kann man sich vorstellen, daß eine solche Überlappung nur möglich ist, wenn die Anapher selbst keine Merkmale besitzt, und daß sie zu Ungrammatikalität führt, wenn die Merkmalmatrix der Anapher nicht leer ist. Da klar ist, daß die überlappten Kongruenzbeziehungen unterschiedlich stark sein können (z.B. infinite vs. finite oder konjunktivische vs. indikativische finite Sätze), kann man sich ebenso vorstellen, daß Sprachen darin variieren, über wie starke Kongruenzbeziehungen hinweg sie lange Anaphernbindung zulassen. Auch hier sieht Burzio ein Problem der Ökonomie, das in den verschiedenen Sprachen unterschiedlich gelöst wird: Die Abwägung zwischen dem Aufwand für eine Anapher, intervenierende Kongruenzkontexte zu überbrücken, oder einen größeren Aufwand an morphologischer Ökonomie durch Verwendung eines Pronomens. Das sprachspezifische Resultat einer solchen Abwägung sieht Burzio durch lexikalische Präferenzregeln gesteuert.

Es ist klar, daß auch in Burzios Theorie die relative Liberalität der Anaphernbindung in asiatischen Sprachen mit dem Fehlen von Subjekt-Verb Kongruenz, also der Absenz einer zu überbrückenden Kongruenzbeziehung, erklärt wird. Ein Problem ergibt sich dabei allerdings angesichts des Schwedischen, das ebenfalls keine Subjekt-Verb Kongruenz aufweist und daher ähnlich liberale Bindungsverhältnisse erwarten ließe wie etwa das Chinesische, was aber den Tatsachen nicht entspricht. Es liegt daher die Annahme nahe (cf. Gärtner 1991), daß auch das Element TNS für die Anaphernbindung relevante Kongruenzbeziehungen etablieren bzw. in Kongruenzpfade eingehen kann. Eine solche Annahme erhält durch das Hebräische eine Bestätigung, wo unabhängig von der voll ausgeprägten

Kongruenzkategorie AGR-S ein Wechsel des Tempusmerkmals die Bindungsverhältnisse verändern kann, wie die folgenden Beispiele zeigen (cf. Gärtner 1991):

- (61) a. *U_i ra'a et' acmo_i ozel*
 er sah acc sich ißt
 b. **U_i ra'a et' acmo_i azal*
 er sah acc sich aß

Damit läßt sich zusammenfassend feststellen, daß Burzios anaphernzentrierte Revision der Bindungstheorie die Bindungsprinzipien selbst unparametrisiert läßt, dafür aber Parametrisierungen in mehrfacher Hinsicht der lexikalischen Struktur einzelner Sprachen überläßt: Ausgehend von einer lexikalischen Unterscheidung zwischen Anaphern und Pronomina einerseits und zwischen flektierten und invarianten Anaphern andererseits betreffen diese Parametrisierungen zum einen lexikalische Eigenschaften von Anaphern und Pronomina selbst, zum anderen lexikalische Eigenschaften all jener Kategorien, die für die Etablierung von Kongruenzbeziehungen eine Rolle spielen. Da es sich bei all diesen Kategorien um funktionale Kategorien handelt, liefert Burzios Bindungstheorie eine weitere Bestätigung für jene Theorie der Parametrisierung, derzufolge grammatische Prozesse durch lexikalische Eigenschaften funktionaler Kategorien determiniert sind.

4. Spracherwerb und Agrammatismus

Wir haben im vorhergehenden Kapitel gesehen, wie die grammatischen Prozesse der Bewegung, der Kasuszuweisung und der Bindung durch funktionale Kategorien determiniert sind. Unsere Ausgangshypothese war dabei, daß die beim Spracherwerb zu fixierenden Parameter ausschließlich funktionale Kategorien betreffen und daß insbesondere Sprachvariation durch die Parametrisierung von lexikalischen Eigenschaften funktionaler Kategorien zu erklären ist. Die Hypothese, daß der Erwerb einer einzelsprachlichen Grammatik in der Fixierung dieser Parameter besteht, impliziert nicht nur Erklärungsmöglichkeiten für den faktischen Verlauf des Spracherwerbs, sondern auch für Erscheinungsformen von Sprachverlust, die speziell hirnpfysiologisch bedingte pathologische Phänomene im Bereich grammatischer Fähigkeiten betreffen. Daß diesen Dimensionen externer Evidenz dabei für die theoretischen Annahmen der Grammatiker eine entscheidende wissenschaftstheoretische Rolle zukommt, ist ein Faktum, dessen Tragweite von letzteren häufig

zu wenig Beachtung geschenkt wird.

Ein Beispiel für Erklärungsmöglichkeiten im Bereich des Spracherwerbs haben wir in Kapitel 2 bereits kennengelernt. Guilfoyle/Noonans (1988) *Strukturentwicklungshypothese* wies einen Ausweg aus dem Dilemma von Kontinuitäts- und Reifungshypothese, indem sie mit der Annahme, daß nicht Prinzipien, sondern funktionale Kategorien reifen, die Vorteile dieser Hypothesen vereinte, ohne ihre Nachteile zu übernehmen.

Die Annahme, daß der Reifungsprozeß funktionale Kategorien betrifft, impliziert, daß es ein frühes Stadium der Sprachentwicklung gibt, in dem das Kind noch nicht über funktionale Kategorien verfügt. Die Annahme eines solchen präfunktionalen Stadiums, die durch die empirischen Untersuchungen von Tsimpli (i.Vorb.) Bestätigung erhält, führt vor dem Hintergrund dessen, was wir in Kapitel 3 gesehen haben, zu einer ganzen Reihe von Prognosen über die ontogenetische Entwicklung grammatischer Prozesse, von denen wir im folgenden einige mit alternativen Erklärungsmodellen konfrontieren wollen.

Borer/Wexler (1987) zeigen in ihrer Analyse des kindlichen Passiverwerbs, daß Kinder in einem frühen Stadium der Sprachentwicklung noch nicht über syntaktisches Passiv verfügen. Wie sie an einer Reihe von Tests nachweisen, sind alle vom Kind in dieser Phase verwendeten Passivformen Instanzen von adjektivischem Passiv, eines Passivs also, das als fertiges Produkt lexikalischer Operationen verfügbar ist. Wie am Beispiel der produktiven Verwendung des adjektivischen Passivs bei Hebräisch sprechenden Kindern gezeigt wird, kann dieses Phänomen nicht auf Faktoren wie morphologische Komplexität zurückgeführt werden. Es müssen also nicht-morphologische Fakten für diesen Erwerbsverlauf verantwortlich sein.

Die Tatsache, daß Kinder zum Teil bis zum fünften Lebensjahr Passiv ausschließlich mit den Eigenschaften des adjektivischen Passivs realisieren, hat nach Borer/Wexler seinen Grund darin, daß sie noch nicht in der Lage sind, den für syntaktisches Passiv charakteristischen grammatischen Prozeß der Bewegung des Objekts in die Subjektposition und die mit diesem Prozeß einhergehenden syntaktischen Implikationen zu realisieren. Technisch gesprochen: Kinder verfügen in diesem Stadium noch nicht über den Begriff einer Argument-Kette, die zwei syntaktische Argumentpositionen miteinander verbindet, cf.

- (62) a. *Mary kissed John*
 b. *John_i was kissed t_i (by Mary)*

Kette

Die Annahme ist also, daß für Kinder in diesem Stadium die Zuweisung thematischer Rollen nur lokal und noch nicht über eine Spur erfolgen kann. Erst mit zunehmenden Alter „reift“ die Fähigkeit zu nicht-lokaler Theta-Zuweisung.

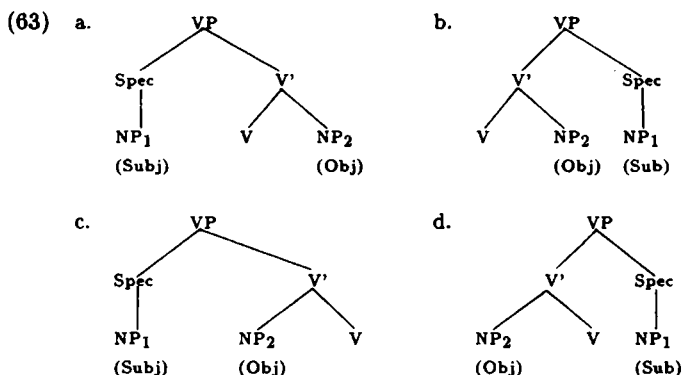
Abgesehen davon, daß Borer/Wexlers Erklärungsversuch auf der Grundlage der Reifungshypothese erfolgt und damit den generellen Einwänden gegen diese Hypothese ausgesetzt ist (cf. Kapitel 2), ist diesem Erklärungsversuch entgegenzuhalten, daß das Fehlen von syntaktischem Passiv nicht allein durch die Absenz nicht-lokaler Theta-Zuweisung erklärt werden kann. Die syntaktische Konfiguration des Passivs ist Resultat der Interaktion einer Reihe von universalgrammatischen Prinzipien, die alle zusammen einen Prozeß wie NP-Bewegung möglich und notwendig machen.

Neueren Passivtheorien zufolge werden die syntaktischen Eigenschaften des Passivs entweder aus der Tatsache abgeleitet (cf. Jaeggli 1986, Baker 1988, Baker/Johnson/Roberts 1989), daß das Passivmorphem als ein Argument (also eine Kategorie, die eine thematische Rolle und einen Kasus braucht) in der INFL-Position (oder als nominale Kategorie in der VP) basisgeneriert wird, oder es wird angenommen (Ouhalla 1991), daß das Passivmorphem eine funktionale Kategorie darstellt, die wie die Kategorien AGR oder TNS ihre eigene maximale Projektion errichtet. Welche dieser Passivtheorien man auch zugrundelegt, es ist unschwer zu sehen, daß sich auf der Basis eines Spracherwerbsmodells, das auf der Parametrisierung funktionaler Kategorien beruht, für die Beobachtung von Borer/Wexler eine alternative Erklärungsmöglichkeit ergibt, die größere Adäquatheit beanspruchen kann.

Wenn man sich vergegenwärtigt, daß aus den Prinzipien der Universalgrammatik (deren Geltung die Strukturentwicklungshypothese für jede Phase des Spracherwerbs unterstellt) folgt, daß die einzig mögliche Zielposition für die Bewegung eines passivierten Objekts die Spezifikatorposition von AGRP(S) ist, dann ist klar, daß in dem angenommenen präfunktionalen Stadium diese Projektion noch gar nicht vorhanden sein kann, daß vielmehr erst mit dem Heranreifen der entsprechenden funktionalen Kategorie eine Landeposition für syntaktisches Passiv verfügbar wird. Darüber hinaus ist mit dem Fehlen einer funktionalen Kategorie INFL (=AGR-S bzw. TNS) jene Position noch gar nicht vorhanden, die

die Aufnahme eines thematischen Passivmorphems ermöglichen würde. Da die Präsenz einer *von*-Phrase den geschilderten Theorien zufolge erst durch das thematische Passivmorphem in INFL lizenziert wird, prognostizieren Guilfoyle/Noonan, daß es eine Phase in der kindlichen Sprachentwicklung gibt, in der zwar INFL präsent ist, das Kind aber noch nicht über Passiv-spezifische *von*-Phrasen verfügt. Daß sich mit Hilfe der Strukturentwicklungshypothese auch auf der Basis von Ouhallas Passiv-Analyse eine problemlose Erklärung von Borer/Wexlers Beobachtung ergibt, ist unmittelbar evident.

Die Annahme eines präfunktionalen Stadiums in der Sprachentwicklung impliziert, daß die kindliche „Satzstruktur“ in einer frühen Phase nur aus einer VP besteht, also einer Repräsentation, in der lediglich die thematischen Strukturen in einer durch die Prinzipien der X-bar Theorie determinierten Weise präsent sind, in der also die lokalen thematischen Beziehungen noch nicht durch grammatische Prozesse verändert sind. Aus dieser Implikation folgt wiederum (cf. die Ausführungen in Kapitel 3), daß die Wortstellung in dieser Phase des Spracherwerbs sehr viel freier ist als in der Erwachsenensprache. So erwartet man, daß im Prinzip die folgenden Variationsmöglichkeiten zu beobachten sind (cf. Ouhalla 1990a):



In der Tat haben neuere empirische Untersuchungen ergeben, daß selbst in Sprachen mit relativ fester Wortstellung, wie z.B. Englisch und Französisch, der kindliche Sprachgebrauch neben der kanonischen SVO-Ordnung auch die Varianten SOV, OVS und VSO aufweist und damit über eine sehr viel freiere Wortstellung verfügt als die entsprechende

Erwachsenensprache.¹³ Obwohl ein solches Ergebnis als empirische Evidenz für das Fehlen jener funktionalen Kategorien angesehen werden kann, die, wie wir in Kapitel 3 gesehen haben, für die Regulierung der Wortstellung verantwortlich sind, würden anderslautende Ergebnisse die betreffende Hypothese noch nicht erschüttern. Die in Slobin (1966) angeführte Beobachtung etwa, daß der Spracherwerb russischer Kinder eine Rigidität der Wortstellung aufweist, für die es in der Erwachsenensprache kein empirisches Vorbild gibt, könnte darauf hindeuten, daß die kindliche Wortstellung auch von semantischen, pragmatischen oder wahrnehmungspsychologischen Faktoren determiniert ist.

Man beachte auch, daß selbst das Auftreten von Flexionsmorphemen oder Kasusmorphemen im präfunktionalen Stadium *n o c h n i c h t z e i g t*, daß das Kind bereits funktionale Kategorien erworben hat. So hat z.B. Tsimpli (i.Vorb.) am kindlichen Spracherwerb des Neugriechischen beobachtet, daß die kindliche Sprache zwar Kongruenzmorpheme aufweist, daß diese aber noch keine systematischen Kongruenzrelationen mit dem Subjekt eingehen. Tsimpli erklärt das Auftreten solcher Morpheme damit, daß im Neugriechischen wie in zahlreichen anderen Sprachen Stammformen alleine keine wohlgeformten morphophonologischen Einheiten darstellen. Solche Formen würden also unabhängige Prinzipien der Universalgrammatik (z.B. Lasniks Filter) verletzen, deren Geltung für das Kind die Strukturentwicklungshypothese aber unterstellt.

Die Hypothese, daß es im kindlichen Spracherwerb ein präfunktionales Stadium gibt bzw. daß funktionale Kategorien sukzessive heranreifen, muß also so verstanden werden, daß diese Kategorien zu einer bestimmten Phase in dem Sinne noch nicht vorhanden sind, als sie noch keine X-bar Strukturen projizieren und das Kind zu der mit ihnen verbundenen grammatischen Information (ihren grammatischen Merkmalen) noch keinen Zugang hat.

Daß es in der Tat vorkommt, daß die Kindersprache die morphophonetische Realisierung funktionaler Elemente aufweist, ohne über deren *s t r u k t u r e l l e* Repräsentation zu verfügen, unterstreicht eine Episode aus dem kindlichen Spracherwerb, die bereits in Wanner/Gleitman (1982) in diesem Sinne gedeutet wurde. McNeill (1966, S. 69) berichtet, daß ein zwei Jahre altes Kind nach seiner Äußerung

(64) *Nobody don't like me*

¹³ Clahsen (1990) zeigt zum Beispiel, daß entgegen traditionellen Annahmen auch bei deutschen Kindern in frühen Stadien des Spracherwerbs sowohl eine SOV- als auch eine SVO-Ordnung zu beobachten ist.

von seiner Mutter wie folgt korrigiert wurde:

(65) *No, say "Nobody likes me"*

Das Kind wiederholt hartnäckig seine Version (64). Die Mutter korrigiert erneut. Nachdem sich dieses Spiel siebenmal wiederholt hat, zeigt sich das Kind nach der achten Korrektur endlich einsichtig und sagt

(66) *Oh: Nobody don't likes me*

Diese Episode zeigt nicht nur die Unwirksamkeit offener Korrekturen, sie zeigt insbesondere, was das Kind zu revidieren bereit ist und was nicht. Da das Flexionsmorphem *-s* in seiner Sprache noch keine besondere grammatische Funktion besitzt, ist es an dieser Stelle nachgiebig und denkt vermutlich: „Wenn ihr soviel daran liegt – Geschenkt.“ Dagegen will ihm nicht einleuchten, daß die negierende lexikalische Einheit *don't* nicht ihren unverzichtbaren semantischen Stellenwert besitzt: Mit einem so merkwürdigen Phänomenen wie Kohäsion kann es sich offenbar noch nicht abfinden.

Ich möchte im folgenden noch einen weiteren Erklärungsversuch zum faktischen Verlauf des kindlichen Spracherwerbs diskutieren. Dieses Mal handelt es sich um eine Analyse, die auf der Basis der Kontinuitätshypothese vorgenommen wurde. Es geht um den Versuch von Nina Hyams (1983) und (1987), die von ihr beobachtete Optionalität von Subjekten beim Spracherwerb englischer Kinder im Prinzipien- und Parametermodell zu erklären.

Hyams versucht zu zeigen, daß Kinder in einem frühen Stadium ihrer Sprachentwicklung alle Sprachen als *pro-drop* Sprachen analysieren, d.h. ihre These ist, daß der unmarkierte Wert des *pro-drop* Parameters auf *pro-drop* „geschaltet“ ist, also auf Sprachen wie Italienisch oder Spanisch.

Nehmen wir einmal an, Kinder kämen in der Tat mit der „Einstellung“ (im wörtlichen Sinne) auf die Welt, daß lexikalische Subjekte, solange nichts Gegenteiliges bekannt ist, optional sind. Dann stellt sich als erstes die Frage, wie denn Gegenteiliges bekannt werden sollte. Das Auftreten lexikalischer Subjekte kann ihre Optionalität ebenso wenig widerlegen wie das Auftreten fehlender lexikalischer Subjekte. D.h. Hyams' Analyse scheint auf den ersten Blick unverträglich mit der Hypothese, daß nur positive Evidenz für die Fixierung von Parametern relevant sei. Nicht zuletzt diese Hypothese hatte Rizzi (1982a) zu der konträren Annahme geführt, daß der unmarkierte Wert des *pro-drop* Parameters Sprachen wie Englisch produziere, also auf obligatorische Subjekte eingestellt sei

und erst durch die Begegnung mit subjektlosen Sätzen auf *pro-drop* geschaltet würde.

Um zu verstehen, wie Hyams das Problem der positiven Evidenz zu lösen versucht, muß man sich ihre Theorie etwas genauer ansehen.

Hyams geht von Rizzis (1982a) Idee aus, daß AGR in *pro-drop* Sprachen pronominal ist. Sie deutet diese Annahme dahingehend, daß AGR ein PRO enthält. INFL hat danach in *pro-drop* Sprachen die folgende Form (Hyams bezieht sich auf die Analyse von INFL in Chomsky 1981):



(67) zufolge kann in *pro-drop* Sprachen die AUX-Position in INFL nicht lexikalisch besetzt sein, da sonst PRO regiert wäre, was der Bindungstheorie zufolge nicht sein darf. Diese Folgerung entspricht der Beobachtung, daß in *pro-drop* Sprachen die Modal- und Auxiliärverben Hauptverben darstellen. Die Beschränkung, daß affixale Kategorien in AUX einen lexikalischen Träger brauchen, kann in Sprachen dieser Art also nur über Affix-Senkung erreicht werden. Da also kein lexikalisches Element in AUX stehen kann, kann INFL wegen Lasniks Filter auch nicht nach C bewegt werden, was die Prognose zuläßt, daß keine Subjekt-AUX Inversion auftritt.

Infinite Kategorien haben nach Hyams kein AGR. Infolgedessen kann AUX von unendlichen lexikalischen Kategorien besetzt werden, so daß also in diesem Fall auch Bewegung von INFL nach C möglich ist. Hyams sieht diese Überlegung durch die Tatsache bestätigt, daß im Italienischen INFL zu C mit dem Gerund möglich ist:

- (68) *Avendo Maria cucinato un bel piatto di spaghetti*
 habend M. gekocht einen schönen Teller Spaghetti

Giovanni è rimasto a casa
 G. ist geblieben zu Hause

In der englischen Erwachsenensprache gibt es kein PRO in AGR. Die AUX-Position kann hier also lexikalisch besetzt sein, und Subjekt-AUX Inversion ist möglich. Diese Hypothese wird nach Hyams durch die Tatsache bestätigt, daß sich unabhängig begründen läßt, daß Modal- und Auxiliärverben im Englischen in der AUX-Position generiert werden.

Die Beobachtung, daß englische Kinder Englisch zunächst als *pro-drop* Sprache erwerben, d.h. daß sie von der Hypothese der Optionalität lexikalischer Subjekte ausgehen, ist nun nach Hyams mit der Beobachtung in Zusammenhang zu bringen, daß Kinder in diesem *pro-drop* Stadium noch nicht über Modal- und Auxiliärverben verfügen, daß vielmehr die Aufgabe der *pro-drop* Struktur mit dem Erwerb von Modal- und Auxiliärverben einhergeht. Hyams sieht in dieser Beobachtung ihre Erklärung mit Hilfe obiger Annahme über die Struktur von INFL bestätigt.

Ihre wesentliche Hypothese zur Korrektur der *pro-drop* „Einstellung“ besteht nun darin, daß die Aufgabe der *pro-drop* Struktur durch Daten mit expletiven lexikalischen Subjekten ausgelöst wird. Solche kommen ihrer Auffassung nach in *pro-drop* Sprachen nicht vor. Da ihr Auftreten keine unabhängige Motivation besitzt, weisen sie nach Hyams eindeutig darauf hin, daß eine Subjektposition nicht lexikalisch leerbleiben kann (cf. das sog. 'Avoid Pronoun Principle' aus Chomsky 1981). Der Schluß, der für das englische Kind dann unvermeidlich ist, lautet: $AGR \neq PRO$.

Hyams' Analyse ist zum einen dem bekannten „Trigger-Problem“ der Kontinuitätshypothese ausgesetzt: Warum lösen Input-Daten mit expletiven lexikalischen Subjekten erst zu einem bestimmten Zeitpunkt den genannten Effekt aus?

Aber auch gegen die zugrundegelegte *pro-drop* Analyse läßt sich eine ganze Reihe von Einwänden vorbringen. Zum einen beruht die Annahme, daß infinite Kategorien kein AGR und ergo kein PRO haben, auf einer unzulässigen Identifizierung der Kongruenzmerkmale mit der Kategorie PRO. Diese Annahme impliziert überdies, daß Subjekt-AUX Inversion und ergo die lexikalische Besetzung von AUX in einer infiniten Struktur mit der Möglichkeit eines leeren Subjekts unverträglich ist. Diese Implikation ist aber inadäquat. Zwar können in Gerundien des Italienischen keine leeren Argument-Subjekte vorkommen, leere quasi-expletive und expletive Subjekte sind jedoch möglich, cf. (Grewendorf 1989)

(69) a. *Essendo Maria arrivata Giovanni era felice*
seiend M. angekommen G. war glücklich

b. **Essendo _ arrivata Giovanni era felice*

(70) *Avendo _ piovuto Giovanni non è uscito*
habend geregnet G. nicht ist ausgegangen

(71) *Essendo _ arrivata Maria Giovanni era felice*
seiend angekommen M. G. war glücklich

Es ist klar, daß auch (70) und (71) ein leeres (quasi-expletives bzw. expletives) pronominales Subjekt besitzen, so daß Hyams hier eine Besetzung von AGR durch PRO annehmen müßte, was ihrer Theorie zufolge aber mit der Bewegung des Verbs nach C unverträglich ist.

Ein weiterer Einwand sieht wie folgt aus. Unabhängige Restriktionen für Kopfbewegung (*Head Movement Constraint*, cf. Chomsky 1986, Baker 1988) implizieren, daß Verb-Zweit, also die Bewegung des finiten Verbs in die C-Position, die INFL-Position als Zwischenposition benutzen muß. Dann ist aus Hyams' Theorie zu schließen, daß eine solche Verb-Bewegung mit der Präsenz von PRO in INFL unverträglich sein sollte.

Nun gibt es aber im Spanischen eine Regularität, derzufolge *w*-Bewegung einer Argument-XP (im Gegensatz zu einer Adjunkt-XP) in die Spezifikatorposition von CP obligatorische Bewegung des Verbs in die C-Position nach sich zieht (cf. Torrego 1984). In diesem Fall läßt sich zugleich die folgende Subjekt/Objekt-Asymmetrie beobachten: Objekte sind dann nicht mehr aus einem solchen *w*-Satz lang extrahierbar, Subjekte schon:

- (72) a. *Quién no recuerdas [CP qué película [C dirigió]*
 wer nicht du erinnerst welchen Film machte
en el cincuenta y uno/ ?
 (im Jahr) '51
- b. **Qué película no recuerdas [CP quién [C dirigió]*
 welchen Film nicht du erinnerst wer machte
en el cincuenta y uno/ ?
 (im Jahr) '51

Wenn man sich nun (entgegen Torrego 1984) der gut begründeten Auffassung (cf. Müller/Rohrbacher 1989) anschließt, daß lange Subjektextraktion im Spanischen, wie im Italienischen (cf. Rizzi 1982a), generell aus postverbaler Position erfolgt, dann hieße das für den vorliegenden Fall (72a), daß die Subjektposition leer und Hyams zufolge in AGR ein PRO sein müßte. Genau diese Situation ist aber in ihrer Theorie mit Verb-Zweit unverträglich.

Angeichts dieser Einwände scheint es gerechtfertigt, sich nach einer Alternative zu Hyams' Theorie umzusehen. Sollte die Beobachtung tatsächlich richtig sein, daß es im kindlichen Spracherwerb eine Phase gibt, in der lexikalische Subjekte generell optional sind, so kann dies der Strukturentwicklungshypothese zufolge nichts mit dem *pro*-drop Para-

meter zu tun haben, da weder die Spezifikatorposition von AGRP(S) noch die funktionale Position für die Kongruenzkategorie AGR-S (mit deren Eigenschaften das *pro-drop* Phänomen üblicherweise in Zusammenhang gebracht wird) im präfunktionalen Stadium vorhanden sind.

Eine alternative Erklärung könnte dann wie folgt aussehen (cf. Guilfoyle/Noonan 1988). Wenn das Kind in der betreffenden Phase der Sprachentwicklung nur über eine VP-Struktur oder, wie Radford (1988) annimmt, über *small clause* Strukturen verfügt, dann müßte sich ein Subjekt in der Spezifikatorposition der VP bzw. einer anderen *small clause* befinden. Dann kann die Optionalität von Subjekten aber auf die Tatsache zurückgeführt werden, daß die Spezifikatorposition der VP, wie z.B. auch die Spezifikatorposition von NP, eine optionale Position ist.

Wir haben bislang ausschließlich externe Evidenz aus dem Bereich des Spracherwerbs betrachtet, um eine Theorie der Parametrisierung zu diskutieren, derzufolge die Verschiedenheit natürlicher Sprachen in lexikalischen Eigenschaften funktionaler Kategorien ihre Wurzeln hat. Nun gibt es eine berühmte Hypothese von Roman Jakobson (1941) (die sog. „Regressionshypothese“), derzufolge der Spracherwerb in einem spiegelbildlichen Verhältnis steht zu Erscheinungsformen von Sprachverlust, wie sie uns in aphasischen Syndromen begegnen. Damit ist gemeint: Je früher Elemente und Strukturen in der Sprachentwicklung erworben werden, desto später gehen sie bei diesen Formen von Sprachschädigung verloren.

An dieser Stelle soll es nicht um eine Diskussion von Jakobsons Hypothese gehen, sondern vielmehr um den Hinweis, daß sich die Idee dieser Hypothese in dem hier dargestellten Prinzipien- und Parametermodell reformulieren läßt. Da wir noch nichts darüber gesagt haben, ob es bei aphasischen Syndromen überhaupt parametrisierte grammatische Eigenschaften gibt, die über einen gewissen Zeitraum erhalten bleiben und über deren sukzessiven Verlust sich Aussagen machen ließen, wollen wir Jakobsons Hypothese in der abgeschwächten Form reformulieren, daß parametrisch determinierte grammatische Eigenschaften eher verlorengehen als Eigenschaften, die durch universelle Prinzipien determiniert sind.

Es ist offenkundig, daß mit einer derartigen Hypothese nicht nur ein Zusammenhang zwischen den Erklärungsmustern für Spracherwerbsphänomene und Sprachdefizitphänomene hergestellt ist, sondern insbesondere auch zwischen dem explanativen Anspruch einer linguistischen Theorie und den Erklärungsmöglichkeiten im Bereich sprachpathologischer Er-

scheinungen. Das folgende Beispiel mag diese Zusammenhänge verdeutlichen.

In Grodzinsky (1990) wird gezeigt, daß agrammatische Aphasiker mit dem adjektivischen Passiv nicht mehr Probleme haben als mit dem normalen Aktiv, daß sie jedoch beim Verständnis von verbalem Passiv deutlich größere Probleme haben. Dieses Faktum erinnert nun nicht nur an das von Borer/Wexler analysierte vergleichbare Phänomen aus dem Spracherwerb, die Möglichkeit, für beide Phänomene eine uniforme linguistische Erklärung zu finden, liefert auch Evidenz zur Beurteilung von Passivtheorien, wie sie in unterschiedlichen syntaktischen Modellen vertreten werden. Man denke nur an die unterschiedliche Analyse von adjektivischem und verbalem Passiv im Prinzipien- und Parametermodell und die gemeinsame lexikalische Analyse dieser beiden Passivphänomene etwa in der sog. lexikalisch-funktionalen Grammatik.

Dieses Beispiel unterstreicht, daß das Verhältnis der Linguistik zur Psychologie nicht so gesehen werden kann wie das Verhältnis der theoretischen zur experimentellen Physik (Chomsky 1990). Nicht nur spielt externe Evidenz eine unerläßliche Rolle für die Beurteilung grammatischer Theorien; die „interne“ Evidenz der linguistischen Erklärungsmodelle zu nicht beeinträchtigten kognitiven Fähigkeiten ist für eine Theorie (und Therapie) sprachpathologischer Phänomene gleichermaßen unverzichtbar (cf. Fromkin 1988).

Im folgenden geht es um ein sprachpathologisches Phänomen, das als 'agrammatische Aphasie' bekannt ist und das durch ein Bündel grammatischer Defizite gekennzeichnet ist, die im allgemeinen als Folge hirneingeborener Läsionen im Broca-Bereich angesehen werden (Caplan 1987, Leuninger 1989). In der klinischen Definition des Agrammatismus werden in der Regel die folgenden Eigenschaften aufgelistet (cf. Tissot/Mounin/Lhermitte 1973): Fehlen von Funktionswörtern wie Komplementierer, Auxiliare, Determinatoren, Pronomina etc., bevorzugter Gebrauch nicht-funktionaler lexikalischer Kategorien, systematischer Gebrauch unendlicher Konstruktionen, Fehlen von Flexionsmorphemen für Kongruenz, Tempus oder Kasus. Man beachte, daß sich diese Eigenschaften ausschließlich auf die Sprachproduktion beziehen. Mittlerweile besteht jedoch Konsens darüber (cf. Grodzinsky 1990), daß es sich beim Agrammatismus um eine Störung grammatischer Fähigkeiten handelt, die sich nicht nur auf die Sprachproduktion, sondern auch auf das Sprachverständnis erstreckt.

Die Beschreibungen agrammatischer Rede reichen von der Annahme, daß Agrammatiker den Großteil, wenn nicht sogar die Gesamtheit, ihrer syn-

taktischen Fähigkeiten verloren haben und nur über lexikalische Kategorien verfügen (Caplan 1985), bis zu der Hypothese, daß sich die strukturelle Repräsentation agrammatischer Sätze nicht prinzipiell von der „grammatischer“ Sätze unterscheidet, daß lediglich ihre S-strukturelle Repräsentation eine Unterspezifizierung der grammatischen Merkmale nicht-lexikalischer Knoten, wie z.B. INFL, aufweist (Grodzinsky 1990).

Gegen Beschreibungen des ersteren Typs ist eingewandt worden (Grodzinsky 1990), daß Agrammatiker offenkundig in der Lage sind, phrasale Kategorien zu projizieren, man also annehmen kann, daß jener Bereich syntaktischer Fähigkeiten intakt ist, der durch die X-bar Theorie repräsentiert wird.

Unter den strukturellen Charakterisierungen des Agrammatismus kann die aus Grodzinsky (1990) einen wesentlichen theoretischen Vorteil für sich in Anspruch nehmen. Im Gegensatz etwa zu den Charakterisierungen in Kean (1977) oder Lapointe (1983) beschränkt sie sich nicht darauf, die an der Oberfläche agrammatischer Sprache fehlenden bzw. vorhandenen Elemente mit grammatischen Beschreibungsmitteln zu unterscheiden. Kean (1977) hatte die Hypothese formuliert, daß die für agrammatische Sprache typische Auslassung von Funktionswörtern eine phonologische Störung signalisiere, da sich nur auf der phonologischen Ebene der Grammatik eine adäquate Unterscheidung von Funktionswörtern und Inhaltswörtern vornehmen ließe. Eine analoge Hypothese hat Lapointe (1983) auf der Basis einer morphologischen Beschreibung formuliert.

Empirische Inadäquatheiten von Keans oder Lapointes Theorie betreffen die Tatsache, daß Agrammatiker funktionale Elemente nicht nur auslassen, sondern auch substituieren und letzteres offenkundig immer dann, wenn die Auslassung in einer Verletzung von Lasniks Filter resultieren würde.

So zeigen z.B. agrammatische Erscheinungen bei russischen oder hebräischen Sprechern, daß Flexionsmorpheme für Kongruenz, Tempus oder Kasus nicht ausgelassen, sondern durch falsche morphologische Optionen substituiert werden (cf. Grodzinsky 1990, Abschn. 3.2.2.1.) Das russische Wort *sumka* (Tasche) beispielsweise hat sieben Kasus-Endungen, wobei der Stamm *sumk* alleine ein gebundenes Morphem darstellt. Grodzinsky berichtet nun, daß russisch sprechende Agrammatiker dieses Wort nicht ohne Kasusendungen, sondern mit falschen Kasusendungen verwenden. Interessant ist nun – und dies spricht in der Tat dafür, daß die agrammatische Grammatik eine Restriktion wie Lasniks Filter befolgt –, daß russische Agrammatiker Kasusendungen dann weglassen, wenn das Resultat, wie Grodzinsky sagt, kein „Nicht-Wort“ ist. So hat z.B.

das russische Wort *sneġ* (Schnee) im Nominativ keine Flexionsendung und weist nur in den anderen Kasus Suffixe auf. In bezug auf Wörter dieses Typs zeigen die agrammatischen Daten Auslassung funktionaler Elemente.

Abgesehen von solchen empirischen Inadäquatheiten deskriptiv ausgerichteter Agrammaturtheorien muß eine prinzipielle Unzulänglichkeit solcher Ansätze darin gesehen werden, daß man sich nicht mit den strukturellen grammatischen Repräsentationen agrammatischer Erscheinungen befaßt hat. Erst die Theorie von Grodzinsky versucht, den Unterschied zwischen agrammatischer und „grammatischer“ Sprache als Veränderung eines Repräsentationssystems zu analysieren.

Obwohl erst Grodzinskys Theorie die prinzipielle Möglichkeit schafft, das Phänomen des Agrammatismus mit Restriktionen für grammatische Repräsentationen, und damit mit dem Prinzipien- und Parametermodell, in einen analytischen Zusammenhang zu bringen, kann seine universelle Charakterisierung der grammatischen Repräsentationen agrammatischer Sprachproduktion weder deskriptive noch explanative Adäquatheit beanspruchen.

Grodzinskys Charakterisierung zufolge weist agrammatische Sprachproduktion eine Veränderung S-struktureller Repräsentationen auf, die darin besteht, daß nicht-lexikalische terminale Elemente und regierte Präpositionen getilgt werden.¹⁴

Deskriptive Probleme ergeben sich z.B. aus der Generalisierung zu Präpositionen. Es ist allgemein bekannt, daß Präpositionen in der agrammatischen Sprachproduktion auf sehr selektive Weise affiziert sind (cf. z.B. Friederici 1982). Grodzinskys Generalisierung soll die traditionelle Analyse, derzufolge subkategorisierte Präpositionen ausgelassen und „semantisch determinierte“ erhalten bleiben, aus Adäquatheitsgründen ersetzen. Mit dieser Generalisierung wird jedoch auf eine Unterscheidung verzichtet, die offenkundig in agrammatischer Sprache eine essentielle

¹⁴ Grodzinsky offeriert zwei Definitionen für den Begriff des lexikalischen Elements. Der ersten zufolge ist ein terminales Element lexikalisch, wenn es von einer Kategorie mit den Merkmalen [+/-N, +/-V] dominiert wird, der zweiten zufolge, wenn es auf einer Repräsentationsebene lexikalisches Material enthält. Der zweiten Definition zufolge würden also auch leere Kategorien als nicht-lexikalisch gelten. Obwohl diese Alternativen sehr verschiedene empirische Konsequenzen haben (auf der Grundlage der zweiten würden z.B. auch thematische Elemente wie PRO in agrammatischer Sprachproduktion getilgt), wird die Entscheidung zwischen diesen Alternativen offengelassen.

Rolle spielt, was sich z.B. beim agrammatischen Umgang mit dem englischen Dativ zeigt.

In Larson (1988) wird die Beobachtung analysiert, daß eine bestimmte Klasse englischer Dativverben Dativ-Shift nicht zuläßt (z.B. *donate*, *distribute*). Larsons Theorie erklärt dieses Faktum damit, daß im Gegensatz zu Verben, die Dativ-Shift erlauben, bei Verben wie *donate* oder *distribute* die Präposition eine eigene thematische Rolle zuweist. Nun ist klar, daß in beiden Fällen kein Unterschied in der strukturellen Repräsentation der Dativ-PP anzunehmen ist, so daß die Präposition in beiden Fällen entweder regiert oder nicht regiert ist. Damit wird aber auf der Basis von Grodzinskys Theorie prognostiziert, daß agrammatische Sprache beide Fälle gleich behandelt, während auf der Basis der traditionellen Unterscheidung prognostiziert wird, daß die Präposition bei Verben, die Dativ-Shift nicht erlauben, erhalten, bei den anderen Dativverben ausgelassen wird. Beobachtungen aus Zurif/Caramazza (1976) weisen darauf hin, daß die letztere Prognose korrekt ist.

Ein explanatives Problem ergibt sich aus der Tatsache, daß Grodzinskys Generalisierung hinter dem theoretischen Anspruch seines Konzepts zurückbleibt. Mit der These, daß terminale Elemente getilgt und ihre grammatischen Merkmale damit für grammatische Prozesse nicht mehr verfügbar sind, lassen sich zwar Prognosen zum agrammatischen Umgang mit diesen Prozessen vornehmen. Trotz dieser Prognosen erinnert Grodzinskys grundlegende Generalisierung jedoch an das Verfahren von Kean oder Lapointe, das er gerade kritisiert hatte: die Charakterisierung ausgelassener Elemente mit linguistischem Beschreibungsinstrumentarium. Grodzinskys Generalisierung zufolge werden nämlich nur terminale Elemente getilgt, nicht jedoch die von diesen projizierten Repräsentationen. Letzteres aber hätte erst die gravierenden Folgen von Repräsentationsveränderung zur Folge, die wir z.B. bei Spracherwerbsphänomenen beobachten konnten und die erst eine theoretische Grundlage für eine uniforme Erklärung von Spracherwerbs- und Sprachverlustphänomenen bereitstellen.

Die in Ouhalla (1990a) entwickelte Theorie des Agrammatismus geht davon aus, daß die agrammatische Symptomatik genau jenen Bereich der universalen Grammatik betrifft, in dem parametrische grammatische Variation ihren Ausgang nimmt. Auf der Grundlage einer Parametrisierungstheorie, derzufolge grammatische Eigenschaften durch lexikalische Eigenschaften funktionaler Kategorien determiniert sind, kommt Ouhalla daher zu einer Theorie des Agrammatismus, derzufolge die strukturelle Repräsentation agrammatischer Sätze keine Projektionen funktionaler Kategorien (im Sinne der X-bar Theorie) enthält:

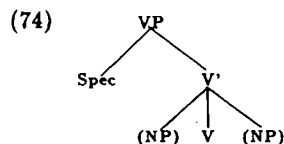
(73) *Ouhallas (1990a) Theorie des Agrammatismus*

Im Agrammatismus gibt es keine Projektionen funktionaler Kategorien (im Sinne der X-bar Theorie).

Dieser Hypothese zufolge ist es also das strukturelle Repräsentationssystem selbst (und nicht nur das Vorhandensein seiner terminalen Elemente), das von der agrammatischen Störung betroffen ist. Entsprechend tiefgreifend sind die Prognosen, die auf der Basis dieser Theorie vorzunehmen sind. Sie betreffen alle grammatischen Relationen und Prozesse, die auf strukturellen Projektionen funktionaler Kategorien operieren.

Mit ihrem unmittelbaren Bezug auf das abstrakte mentale Repräsentationssystem, das durch die Prinzipien der universalen Grammatik konstituiert wird, liefern die Prognosen von Ouhallas Theorie nicht nur einen Testfall für die vom Prinzipien- und Parametermodell angenommene kognitive Organisationsstruktur der Sprachfähigkeit, sie erlauben es insbesondere, die in Ouhalla (1991) entwickelte Theorie der Parametrisierung einer weiteren Prüfung zu unterziehen.

Grundlegend ist also die These, daß die strukturelle Repräsentation agrammatischer Sätze die folgende Form hat:



Wie man sieht (cf.(63)), entspricht diese Struktur (die prinzipiell auch als maximale Projektion anderer prädikativer Kategorien darstellbar ist), der Satzstruktur aus dem präfunktionalen Stadium des Spracherwerbs. Diese Struktur repräsentiert eine von grammatischen Prozessen unbeeinträchtigte syntaktische Repräsentation der Argumentstruktur des Verbs: Das externe Argument (Subjekt) wird der Spezifikatorposition, das interne Argument (Objekt) der Komplementposition des Prädikats zugeordnet.

Auf den ersten Blick impliziert diese Analyse, daß sowohl die universalgrammatischen Prinzipien der X-bar Theorie als auch die universalgrammatischen Prinzipien der Theta-Theorie, die die Abbildung von Argumenten auf ihre jeweiligen (D-strukturellen) syntaktischen Positionen regeln, im Agrammatismus in derselben Weise wirksam sind wie in der normalen Grammatik, de facto ist (73) aber so intendiert, daß die Implikationen weitreichender sind. Es wird nämlich angenommen, daß alle

Mechanismen der universalen Grammatik, deren Anwendung nicht von der Präsenz funktionaler Kategorien abhängt, im Agrammatismus genauso funktionieren wie in der normalen Grammatik.

In Kapitel 3 haben wir gesehen, in welcher Weise funktionale Kategorien bei der Determination von Kongruenz- und Kasusrelationen, bei Bewegungsprozessen und bei Bindungsprozessen eine wesentliche Rolle spielen. Das Fehlen funktionaler Projektionen impliziert, daß diese Relationen und Prozesse im Agrammatismus nicht in systematischer Weise realisierbar sind. Man beachte, daß diese Implikation nicht besagt, daß in agrammatischer Sprache keine Kongruenz- oder Kasusmorpheme vorkommen. Die Hypothese, daß die Prinzipien der universalen Grammatik auch im Agrammatismus wirksam sind, impliziert vielmehr, daß solche Morpheme dann vorkommen, wenn ihre Absenz z.B. ein Prinzip wie Lasniks Filter verletzen würde. Da die Frage, in welchen Fällen eine solche Situation vorliegen würde, von den morphologischen Strukturen der jeweiligen Sprache abhängt, schaffen sprachspezifische Variationen in der Agrammatismus-Symptomatik nicht nur keine Probleme für Ouhallas Theorie, sie liefern vielmehr eine Bestätigung.

Das (vermutlich von *default*-Mechanismen gesteuerte) Auftreten funktionaler Elemente widerspricht also ebensowenig der Agrammatismus-Hypothese (73), wie das Vorkommen von Flexionselementen im präfunktionalen Stadium der Sprachentwicklung der Annahme eines präfunktionalen Stadiums widersprach. Entscheidend ist die Prognose, daß die von den Eigenschaften funktionaler Kategorien gesteuerten syntaktischen Prozesse nicht systematisch vorhanden sind. Daß diese Prognose durch die Tatsachen bestätigt wird, zeigt die folgende Analyse von Wortstellungsstörungen in der agrammatischen Sprachproduktion (cf. Ouhalla 1990a).

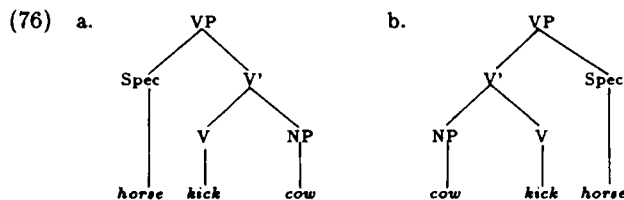
Es ist klar, daß in einer strukturellen Theorie des Satzes, wie wir sie in Kapitel 3 kennengelernt haben, Wortstellungsphänomene nicht als ein Problem der Linearität analysiert werden, wie das bisweilen in der Literatur zum Agrammatismus der Fall ist, sondern als eine Frage der Abbildung thematischer Rollen auf *s t r u k t u r e l l e* Positionen. Wir haben gesehen, inwiefern es die c-selektierenden Eigenschaften funktionaler Kategorien sind, die die S-strukturellen Wortstellungseigenschaften einer Sprache determinieren. Wenn wir nun einerseits annehmen, daß im Agrammatismus keine funktionalen Kategorien projiziert werden, daß aber die Fähigkeit, thematische Rollen auf (D-strukturelle) strukturelle Positionen abzubilden, nicht beeinträchtigt ist (wofür es unabhängige Evidenz gibt), dann läßt sich prognostizieren, daß agrammatische Aphasiker bei der Repräsentation des Sachverhalts, daß ein Agens ein Pa-

tiens in bestimmter Weise behandelt, zwar Agens und Patiens korrekt auf die Spezifikatorposition (also als Subjekt) bzw. Komplementposition (also als Objekt) in der VP abbilden, daß sie dann jedoch alle Wortstellungsmöglichkeiten innerhalb der VP zur Verfügung haben, um diesen Sachverhalt zu beschreiben.

Das folgende Beispiel aus dem Englischen kann dies illustrieren (cf. Ouhalla 1990a). Ein Bild, auf dem ein Pferd eine Kuh tritt, beschreibt ein agrammatischer Aphasiker nicht nur durch einen (idealisierten) Satz mit der korrekten Wortfolge (75a) sondern auch durch die in der neurolinguistischen Literatur als „Wortstellungsumkehrung“ bezeichnete Folge (75b):

- (75) a. *Horse kick cow*
b. *Cow kick horse*

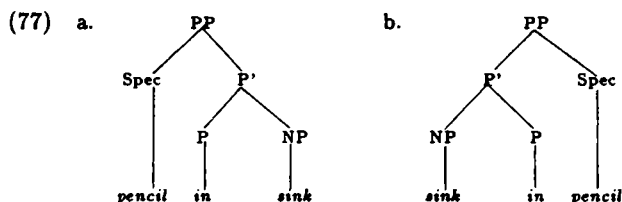
Die folgenden Repräsentationen zeigen, daß sich diese Wortfolgen bei korrekter struktureller Repräsentation von Subjekt und Objekt aus den Kombinationsmöglichkeiten innerhalb einer prädikativen Phrase ohne funktionale Kategorien ergeben:



In beiden Fällen wird das Pferd korrekt als Subjekt und die Kuh korrekt als Objekt repräsentiert. Nur die Serialisierungsnotwendigkeiten, die durch die funktionalen Kategorien des Englischen determiniert sind, können aufgrund des Fehlens der letzteren nicht befolgt werden. Dabei ist klar, daß auch noch das Auftreten anderer Wortfolgen prognostiziert wird, nämlich all jener, die wir oben (cf. (63)) als mögliche Kombinationen in der VP dargestellt haben.

Eine analoge Situation ergibt sich bei einer prädikativen Phrase, die eine lokative Relation beschreibt und daher strukturell als eine *PP-small clause* zu repräsentieren ist. Ein Bild, auf dem ein Bleistift im Spülbecken liegt, wird in agrammatischer Sprache durch die folgenden Strukturen repräsentiert, die alle korrekte semantische Abbildungen zeigen, aber

keine strukturelle Möglichkeit zur korrekten Fixierung der Wortstellung enthalten:

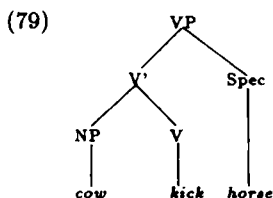


Solche von der Theorie prognostizierten Wortvertauschungen entsprechen ziemlich genau dem, was in der klinischen Literatur zum Agrammatismus als Symptomatik beschrieben ist.

Eine analoge Symptomatik zeigt sich beim Sprachverständnis. Die Sprachverarbeitung agrammatischer Aphasiker „ignoriert“ funktionale Kategorien und weist daher einem rezipierten Satz wie

(78) *The cow kicked a horse*

auch eine strukturelle Repräsentation wie die folgende zu



D.h., der Aphasiker kann aufgrund der ihm zur Verfügung stehenden Repräsentationsmöglichkeiten nicht entscheiden, ob mit (78) gesagt wird, daß ein Pferd von einer Kuh getreten wurde oder daß eine Kuh von einem Pferd getreten wurde.

Werfen wir abschließend noch einen Blick auf das agrammatische Auslassen funktionaler X^0 -Kategorien, deren lexikalische Präsenz nicht von Faktoren morphologischer Wohlgeformtheit gesteuert ist. Wie bereits erwähnt, bildet dabei der agrammatische Umgang mit Präpositionen ein Problem für traditionelle Analysen. Auf der Basis der in dieser Arbeit zugrundegelegten Theorie funktionaler Kategorien prognostiziert die Agrammatismus-Hypothese (73), daß nur solche Präpositionen ausgelas-

sen werden, die keine s-selektierenden Eigenschaften haben. Diese Prognose steht nicht nur in Übereinstimmung mit der Analyse in Rizzi (1985), sie liefert unter Berücksichtigung neuerer syntaktischer Forschungen zu thematischen Eigenschaften von Präpositionen die bislang adäquateste Generalisierung zu den vielfältigen Beschreibungen dieser Symptomatik.

Auch zum agrammatischen Umgang mit Pronomina und Auxiliaren konnten – ebenfalls unter Berücksichtigung neuerer syntaktischer Forschungsergebnisse – aus Ouhallas Agrammatismus-Hypothese (73) die bislang wohl erklärungskräftigsten Prognosen abgeleitet werden. Damit zeigt sich, daß die Eigenschaften agrammatischer Sprache und die Eigenschaften präfunktionaler Kindersprache bemerkenswerte Gemeinsamkeiten aufweisen, für die sich mit der hier vertretenen Theorie der Parametrisierung im Prinzipien- und Parametermodell einheitliche strukturelle Erklärungen vornehmen lassen. Diese Erklärungen beruhen auf der Annahme, daß das Fehlen funktionaler Projektionen, sei es weil dieser Bereich der Sprachfähigkeit noch nicht „gereift“ ist, sei es weil er Läsionen erfahren hat, für die Strukturen der resultierenden Grammatiken ähnliche Konsequenzen hat. Erklärungsleistungen dieser Art liefern nicht nur eine eindrucksvolle Bestätigung für die Prinzipien- und Parameterstruktur einer kognitiven Theorie der menschlichen Sprachfähigkeit, sie unterstreichen auch, daß die Erforschung dieser Fähigkeit ein interdisziplinäres Projekt sein muß, das nur durch die theoretische und empirische Kooperation kognitiver Wissenschaften erfolgreich sein kann.¹⁵

¹⁵ Im Anschluß an Koster (1987) wird in Fanselow (1990) zu zeigen versucht, daß das System von Prinzipien, das die Grammatikalität syntaktischer Strukturen bestimmt, mit wenigen Ausnahmen in einer Weise spezifiziert werden kann, die auf Sprache oder Grammatik selbst nicht Bezug nimmt (cf. dazu auch Haider 1991). Diese Auffassung, die dem System, das dem Menschen den Grammatikerwerb ermöglicht, eine biologische Fixierung auf den Grammatikerwerb abspricht und damit letztlich die Existenz einer universalen Grammatik negiert, wird u.a. damit begründet, daß das Grundinventar der syntaktischen Barrieren und Prinzipien ohne intrinsischen Grammatikbezug formuliert werden kann. Ich möchte gegen diese Auffassung die folgenden Einwände vorbringen.

Zum ersten scheint es mir unter Gesichtspunkten der formalen Kompetenz keinen Grund zu geben, warum die formalen Eigenschaften einer Phrasenstrukturgrammatik für den Grammatikerwerb der Restriktion bedürfen. Das endozentrischen Aufbau von Phrasen determinierende X-bar Prinzip ist daher durch grammatikunabhängige formale Prinzipien schwer zu motivieren. Zum zweiten bin ich der Auffassung, daß in einer Minimalitätstheorie entgegen Fanselows These die Fixierung der lokalen Domänen für syntaktische Prozesse nicht in einer grammatikunabhängigen Art und Weise erfolgt. Sowohl Chomskys (1986) als auch Bakers (1988) und Rizzi (1990) Minimalitätsbegriffe rekurren wesentlich auf den Begriff der Selektion.

Literatur

- Abney, S. (1987): *The English Noun Phrase in its Sentential Aspect*. MIT-Diss., Cambridge, Mass.
- Baker, M. (1985): *The Mirror Principle and Morphosyntactic Explanation*. In: *Linguistic Inquiry* 16, S. 373-416.
- Baker, M. (1988): *Incorporation. A Theory of Grammatical Function Changing*. The University of Chicago Press, Chicago/London.
- Baker, M./Johnson, K./Roberts, I. (1989): *Passive Arguments Raised*. In: *Linguistic Inquiry* 20, S. 219-251.
- Belletti, A./Rizzi, L. (1986): *Psych-Verbs and Theta Theory*. In: *Natural Language and Linguistic Theory* 6, S. 291-352.
- Benmamoun, A. (1990): *Inflectional Morphology: Problems of Derivation and Projection*. Mskr. University of Southern California.
- Benmamoun, A. (1990a): *Minimality and Head Movement*. Paper presented at the Spring Meeting of the Linguistic Association of Great Britain. Cambridge.
- Borer, H. (1984): *Parametric Syntax. Case Studies in Semitic and Romance Languages*. Dordrecht.
- Borer, H./Wexler, K. (1987): *The Maturation of Syntax*. In: Roeper, T./Williams, E. (Hrsg.): *Parameter Setting*. S. 123-173.
- Burzio, L. (1989): *Work in Progress*. Mskr. Harvard University.

Damit hat aber eine auf eine Minimalitätstheorie recurrierende Barrierentheorie einen intrinsischen Bezug auf Sprache und Grammatik. Zum dritten: Wenn grammatische Kompetenz auf ein nicht grammatikspezifisches allgemeines System formaler Kompetenz zurückgeführt wird, dann stellt sich die Frage nach der Erklärungskraft einer solchen Hypothese. Wenn sie, wie Fanselow feststellt, nicht einmal impliziert, daß die formale Kompetenz auch außerhalb der Grammatik Effekte zeigt, dann kann sie unter Gesichtspunkten wissenschaftlicher Systematisierung getrost als uninteressant ad acta gelegt werden. Daß eine solche Hypothese, wie Fanselow bemerkt, mit externer Evidenz aus Spracherwerb und Sprachpathologie kompatibel ist, kann diesen Schluß so lange nicht relativieren, solange sie zu diesen Bereichen keine starken Prognosen impliziert. Sieht man sich demgegenüber an, welche starken prognostizierbaren Effekte für Phänomene des Spracherwerbs und Sprachverlusts sich aus der Interaktion grammatischer Merkmale funktionaler Kategorien und universalgrammatischer Prinzipien ergeben, so kann die These von der biologischen Autonomie der Universalgrammatik aus guten Gründen aufrechterhalten werden.

- Caplan, D. (1985): Syntactic and Semantic Structures in Agrammatism. In: Kean, M.-L. (Hrsg.): *Agrammatism*. New York, S. 125-152.
- Caplan, D. (1987): *Neurolinguistics and Linguistic Aphasiology*. Cambridge.
- Chomsky, N. (1965): *Aspects of the Theory of Syntax*. Cambridge, Mass.
- Chomsky, N. (1973): Conditions on Transformations. In: Anderson, S.R./Kiparski, P. (Hrsg.): *A Festschrift for Morris Halle*. New York. S. 232-286.
- Chomsky, N. (1981): *Lectures on Government and Binding*. Studies in Generative Grammar 9. Dordrecht.
- Chomsky, N. (1986): *Barriers*. Linguistic Inquiry Monographs. Cambridge, Mass.
- Chomsky, N. (1986a): *Knowledge of Language. Its Nature, Origin, and Use*. New York.
- Chomsky, N. (1989): Some Notes on Economy of Derivation and Representation. In: Laka, I./Mahajan, A. (Hrsg.): *MIT Working Papers in Linguistics 10. Functional Heads and Clause Structure*. S. 43-74.
- Chomsky, N. (1990): On the Nature, Use and Acquisition of Language. In: Lycan, W.G. (Hrsg.): *Mind and Cognition*. Oxford. S. 627-646.
- Chomsky, N./Lasnik, H. (1977): Filters and Control. In: *Linguistic Inquiry* 8, S. 425-504.
- Cinque, G. (1990): *Types of \bar{A} -Dependencies*. Linguistic Inquiry Monographs. Cambridge, Mass.
- Cinque, G. (1990a): *A Null Theory of Phrasal Stress*. Mskr. Università' di Venezia.
- Clahsen, H. (1990): *Constraints on Parameter Setting. A Grammatical Analysis of Some Acquisition Stages in German Child Language*. Mskr. Universität Düsseldorf.
- Crain, S./Thornton, R. (1990): *Levels of Representation in Child Grammar*. Mskr. University of Connecticut and Haskins Laboratories.
- Fanselow, G. (1990): *Zur biologischen Autonomie der Grammatik*. Mskr. Universität Passau.

- Fanselow, G./Felix, S.W. (1987): *Sprachtheorie. Band 1: Grundlagen und Zielsetzungen.* Tübingen.
- Felix, S.W. (1984): *Maturational Aspects of Universal Grammar.* In: Davies, A./Crisper, C./Howatt, A. (Hrsg.): *Interlanguage.* Edinburgh. S. 133-161.
- Friederici, A. (1982): *Syntactic and Semantic Processes in Aphasic Deficits: The Availability of Prepositions.* In: *Brain and Language* 15, S. 249-258.
- Fromkin, V. (1988): *How Relevant is "External Evidence" for a Theory of Grammar.* In: Duncan-Rose, C./Vennemann, T. (Hrsg.): *On Language.* London.
- Gärtner, H.-M. (1991): *Erweiterungen der Bindungstheorie. Staatsexamensarbeit.* Universität Frankfurt a.M.
- Gleitman, L.R./Wanner, E. (1982): *Language Acquisition: The State of the State of the Art.* In: Wanner, E./Gleitman, L.R. (Hrsg.): *Language Acquisition: The State of the Art.* Cambridge. S. 3-48.
- Goodluck, H. (1986): *Language Acquisition and Linguistic Theory.* In: Fletcher, P./Garman, M. (Hrsg.): *Language Acquisition.* Cambridge.
- Grewendorf, G. (1983): *Reflexivierung in deutschen A.c.I.-Konstruktionen. Kein transformationsgrammatisches Dilemma mehr.* In: *Groninger Arbeiten zur Germanistischen Linguistik (GAGL)* 23, S. 120-196.
- Grewendorf, G. (1988): *Aspekte der deutschen Syntax.* Tübingen.
- Grewendorf, G. (1989): *Ergativity in German.* Dordrecht.
- Grewendorf, G. (1991): *Kohärente Infinitive und Inkorporation.* Mskr. Universität Frankfurt a.M.
- Grewendorf, G./Hamm, F./Sternefeld, W. (1987): *Sprachliches Wissen. Eine Einführung in moderne Theorien der grammatischen Beschreibung.* Frankfurt a.M.
- Grodzinsky, Y. (1990): *Theoretical Perspectives on Language Deficits.* Cambridge, Mass.
- Guilfoyle, N./Noonan, M. (1988): *Functional Categories and Language Acquisition.* Mskr. McGill University.
- Haider, H. (1991): *Die menschliche Sprachfähigkeit – Exaptiv und kognitiv opak.* In: *Kognitionswissenschaft* 2, S. 11-26.

- Higginbotham, J. (1985): On Semantics. In: *Linguistic Inquiry* 16, S. 547-594.
- Huang, C.-T.J. (1982): *Logical Relations in Chinese and the Theory of Grammar*. MIT-Diss., Cambridge, Mass.
- Hyams, N. (1983): *The Acquisition of Parametrized Grammars*. Diss. City University, New York.
- Hyams, N. (1987): The Theory of Parameters and Syntactic Development. In: Roeper, T./Williams, E. (Hrsg.): *Parameter Setting*. S. 1-23.
- Jaeggli, O.A. (1986): Passive. In: *Linguistic Inquiry* 17, S. 588-622.
- Jakobson, R. (1941): *Kindersprache, Aphasie und allgemeine Lautgesetze*. Uppsala.
- Johnson, K. (1990): *Object Positions*. Mskr. University of Wisconsin-Madison.
- Kayne, R.S. (1984): Principles of Particle Constructions. In: Guéron, J./Obenauer, H.-G./Pollock, J.-Y. (Hrsg.): *Grammatical Representation*. Dordrecht. S. 101-140.
- Kayne, R.S. (1989): Facets of Romance Past Participle Agreement. In: Benincá, P. (Hrsg.): *Dialect Variation and the Theory of Grammar*. Dordrecht. S. 85-103.
- Kean, M.-L. (1977): The Linguistic Interpretation of Aphasic Syndromes. *Cognition* 5, S. 9-46.
- Kitagawa, Y. (1986): *Subjects in Japanese and English*. Diss. University of Massachusetts, Amherst.
- Koopman, H./Sportiche, D. (1988): *Subjects*. Mskr. UCLA.
- Koster, J. (1987): *Domains and Dynasties: The Radical Autonomy of Syntax*. Dordrecht.
- Lapointe, S. (1983): Some Issues in the Linguistic Description of Agrammatism. In: *Cognition* 14, S. 1-41.
- Larson, R.K. (1988): On the Double Object Construction. In: *Linguistic Inquiry* 19, S. 335-391.
- Leuninger, H. (1989): *Neurolinguistik. Probleme, Paradigmen, Perspektiven*. Opladen.

- Manzini, R.M./Wexler, K. (1987): Parameters, Binding Theory, and Learnability. In: *Linguistic Inquiry* 18, S. 413-444.
- McNeill, D. (1966): Developmental Psycholinguistics. In: Smith, F./Miller, G. (Hrsg.): *The Genesis of Language: A Psycholinguistic Approach*. Cambridge, Mass., S. 15-84.
- Müller, G./Rohrbacher, B. (1989): Eine Geschichte ohne Subjekt. Zur Entwicklung der *pro*-Theorie. In: *Linguistische Berichte* 119, S. 3-52.
- Otsu, Y. (1981): *Universal Grammar and Syntactic Development in Children*. MIT-Diss.
- Ouhalla, J. (1990): Sentential Negation, Relativized Minimality and the Aspectual Status of Auxiliaries. In: *The Linguistic Review* 7, S. 183-231.
- Ouhalla, J. (1990a): *Functional Categories, Agrammatism and Language Acquisition*. Mskr. Queen Mary and Westfield College, London University.
- Ouhalla, J. (1990b): *Functional Categories and Parametric Variation: Rethinking the Head Parameter*. Vortrag Universität Stuttgart.
- Ouhalla, J. (1991): *Functional Categories and Parametric Variation*. London.
- Pesetsky, D.M. (1989): *Language-Particular Processes and the Earliness Principle*. MIT-Mskr.
- Pinker, S. (1984): *Language Learnability and Language Development*. Cambridge, Mass.
- Platon (1968): Menon. In: *Platon, Sämtliche Werke* 2, S. 7-42.
- Platzack, C. (1986): COMP, INFL, and Germanic Word Order. In: Hellan, L./Koch-Christensen, K. (Hrsg.): *Topics in Scandinavian Syntax*. Dordrecht. S. 185-234.
- Pollock, J.-Y. (1989): Verb Movement, Universal Grammar, and the Structure of IP. In: *Linguistic Inquiry* 20, S. 365-424.
- Postal, P. (1974): *On Raising: One Rule of English Grammar and Its Theoretical Implications*. Cambridge, Mass.
- Postal, P.M./Pullum, G.K. (1988): Expletive Noun Phrases in Subcategorized Positions. In: *Linguistic Inquiry* 19, S. 635-670.
- Radford, A. (1988): Small Children's Small clauses. In: *Transactions of the Phonological Society* 86, S. 1-43.

- Reis, M. (1974): Syntaktische Hauptsatz-Privilegien und das Problem der deutschen Wortstellung. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 2, S. 299-327.
- Reis, M. (1976): Reflexivierung in deutschen A.c.I.-Konstruktionen. Ein transformationsgrammatisches Dilemma. In: *Papiere zur Linguistik* 9, S. 5-82.
- Reis, M. (1985): Satzeinleitende Strukturen im Deutschen. Über COMP, Haupt- und Nebensätze, W-Bewegung und die Doppelkopfanalyse. In: Abraham, W. (Hrsg.): *Erklärende Syntax des Deutschen*. Tübingen. S. 271-311.
- Rizzi, L. (1982): Violations of the Wh Island Constraint and the Subjacency Condition. In: *ders.: Issues in Italian Syntax*. Dordrecht. S. 49-76.
- Rizzi, L. (1982a): Negation, Wh-Movement and the Null Subject Parameter. In: *ders.: Issues in Italian Syntax*. Dordrecht. S. 117-184.
- Rizzi, L. (1985): Two Notes on the Linguistic Interpretation of Broca's Aphasia. In: Kean, M.-L. (Hrsg.): *Agrammatism*. New York. S. 153-164.
- Rizzi, L. (1989): On the Anaphor-Agreement Effect. Mskr. Université de Genève.
- Rizzi, L. (1990): *Relativized Minimality*. Linguistic Inquiry Monographs. Cambridge, Mass.
- Roeper, T. (1988): Grammatical Principles of First Language Acquisition: Theory and Evidence. In: Newmeyer, F.J. (Hrsg.): *Linguistics: The Cambridge Survey Vol.II. Linguistic Theory: Extensions and Implications*, Cambridge, S. 35-52.
- Roeper, T./Williams, E. (1987): *Parameter Setting*. Dordrecht.
- Slobin, D.I. (1966): The Acquisition of Russian as a Native Language. In: Smith, F./Miller, C.A. (Hrsg.): *The Genesis of Language: A Psycholinguistic Approach*. Cambridge, Mass.
- Solan, L. (1983): *Pronominal Reference: Child Language and the Theory of Grammar*. Dordrecht.
- Sportiche, D. (1988): A Theory of Floating Quantifiers and Its Corollaries for Constituent Structure. In: *Linguistic Inquiry* 19, S. 425-449.
- Stechow, A.v./Sternefeld, W. (1988): *Bausteine syntaktischen Wissens*. Opladen.

- Thiersch, C. (1978): *Topics in German Syntax*. MIT-Diss.
- Thráinsson, H. (1979): *On Complementation in Icelandic*. New York.
- Tissot, R.G./Mounin, G./Lhermitte, F. (1973): *L'Agrammatisme*. Brüssel.
- Torrego, E. (1984): *On Inversion in Spanish and Some of Its Effects*. In: *Linguistic Inquiry* 15, S. 103-129.
- Tsimpli, I.-M. (i.Vorb.): *Functional Categories and Maturation: The Prefunctional Stage of Language Acquisition*. Diss. University College, London University, London.
- Tsimpli, I.-M./Ouhalla, J. (1990): *Functional Categories, UG and Modularity*. Mskr. University College, and Queen Mary and Westfield College, London University.
- Wexler, K./Manzini, M.R. (1987): *Parameters and Learnability in Binding Theory*. In: Roeper, T./Williams, E. (Hrsg.): *Parameter Setting*. S. 41-77.
- Williams, E.S. (1987): *Introduction*. In: Roeper, T./Williams, E. (Hrsg.): *Parameter Setting*. S. 7-19.
- Zurif, E.B./Caramazza, A. (1976): *Linguistic Studies in Syntax and Semantics*. In: Whitaker, H./Whitaker, H.A. (Hrsg.): *Studies in Neurolinguistics*, Bd. 2. New York.

Zur Entwicklung einer funktionalen Computergrammatik des Deutschen

0. Einleitung¹

In diesem Beitrag möchte ich über einige Erfahrungen berichten, die ich bei der Entwicklung einer Funktionalen Grammatik des Deutschen in der Form eines in der Computersprache PROLOG geschriebenen Computerprogramms gemacht habe. Dabei werde ich zunächst einen globalen Eindruck der Funktionalen Computergrammatik zu geben versuchen und dann einige Einzelheiten einer derartigen Grammatik des Deutschen behandeln.²

1. Charakterisierung der Funktionalen Grammatik³

Als axiomatisch für eine funktionale Sprachauffassung betrachte ich die These, die Sprache sei ein Mittel der menschlichen Verständigung; ein Instrument, mit dem Sprecher und Zuhörer einander informieren, befragen und anderweitig beeinflussen können, d.h., allerlei Veränderungen in dem jeweiligen Informationsstand des Kommunikationspartners zustandebringen können.

Aus dieser axiomatischen These folgen unmittelbar einige wichtige Bedingungen für jede Grammatik, die des Epithetons „funktional“ würdig sein möchte:

Erstens kann so eine Grammatik sich unmöglich nur auf die Form der Sprache beschränken. Eine „Autonomie der Syntax“ kann innerhalb dieser Auffassung nicht nur nicht vertreten, sondern sogar nicht verstanden werden. Will man den kommunikativen Gebrauchsbedingungen der Sprache gerecht werden, dann muß man die Sprachgebilde prinzipiell als Träger von Bedeutungen betrachten, in denen diese Bedeutungen selbst

¹ Ich danke Hella Olbertz für die Hilfe, die sie bei der Überprüfung der Computergrammatik und bei der Herstellung dieses Artikels geleistet hat.

² Wenn Sie daran interessiert sind, das hier beschriebene Programm zu erwerben oder Information über weitere FG-Programme in PROLOG zu bekommen, wenden Sie sich an: Amsterdam Linguistic Software. P.O. Box 3602, 1001 AK Amsterdam. Niederlande (e-mail: amling@sara.nl).

³ Für eine ausführliche Behandlung der Prinzipien der Funktionalen Grammatik verweise ich auf Dik (1989).

nur Instrumente sind, um in konkreten Gebrauchssituationen bestimmte pragmatische Ziele zu erreichen.

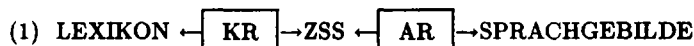
Zweitens, und das folgt unmittelbar aus dem obigen, kann eine Trennung zwischen „System“ und „Verwendung“ der Sprache zwar theoretisch gemacht werden, müssen aber diese beiden Erscheinungsformen des sprachlichen Phänomens in enger Beziehung zueinander betrachtet werden. Eine Funktionale Grammatik muß, so kann man das auch ausdrücken, pragmatisch und psychologisch adäquat sein, indem sie eine Basis bietet, aufgrund derer erklärt werden kann, wie durch bestimmte Verwendungsweisen sprachlicher Ausdrücke die menschliche Verständigung zustandekommen kann. Noch anspruchsvoller gesagt: eine Funktionale Grammatik muß eine lebensfähige Komponente für ein natürliches Modell des Sprachbenutzers bieten.

Eine allgemeine funktionale Sprachtheorie muß natürlich auch danach streben, auf die Beschreibung und Erklärung von Sprachen verschiedenster Typen anwendbar zu sein: sie muß einen optimalen Grad der typologischen Adäquatheit anstreben. Innerhalb der Funktionalen Grammatik wird dazu folgende Strategie angewandt: Durch Sprachvergleich wird versucht, die Elemente und Beziehungen auszuklammern, die für alle oder doch sehr viele Sprachen relevant sind, und diese von den sprachspezifischen Arten und Weisen, in denen sie in Individualsprachen ausgedrückt werden, zu unterscheiden. Die allgemeinen Elemente und Beziehungen werden in eine abstrakte zugrundeliegende Satzstruktur aufgenommen, während die sprachspezifischen Ausdrucksweisen in einer Komponente der Ausdrucksregeln gesammelt werden.

Beim Aufbau der zugrundeliegenden Satzstruktur wird den lexikalischen Elementen der Sprache ein zentraler Stellenwert zugewiesen. Alle lexikalischen Elemente werden als *Prädikate* betrachtet, d.h. als Ausdrücke, die eine Eigenschaft oder eine Beziehung angeben. Lexikalische Prädikate sind entweder abgeleitet, wenn sie vom Sprachbenutzer mittels produktiver Regeln geformt werden können, oder fundamental, wenn sie als solche gelernt werden müssen. Die Menge aller fundamentalen Prädikate konstituiert das Lexikon der Sprache.

Ein Prädikat ist nicht eine isolierte lexikalische Form, sondern eine Struktur, in der die essentiellen semantischen und kombinatorischen (bzw. Valenz-) Eigenschaften des lexikalischen Elements kodiert sind. So eine Struktur wird ein *Prädikatsmuster* genannt. Der Ausgangspunkt ist hierbei, daß zugrundeliegende Satzstrukturen um diese Prädikatsmuster herum aufgebaut werden. Der Kern der Satzstruktur ist also im wesentlichen schon im lexikalischen Element gegeben.

Der Gesamtaufbau einer Funktionalen Grammatik kann also vereinfacht folgenderweise wiedergegeben werden:



(KR = Konstruktionsregeln, ZSS = zugrundeliegende Satzstruktur, AR = Ausdrucksregeln). Die Relationen KR und AR können in zwei Richtungen gelesen werden. Einerseits können aus dem Lexikon über die zugrundeliegende Satzstruktur ZSS Sprachgebilde erzeugt werden, andererseits können aus gegebenen Sprachgebilden zugrundeliegende Satzstrukturen rekonstruiert und darin die lexikalischen Prädikatsmuster wiedererkannt werden. Es hat sich in der Tat als möglich erwiesen, dieses Modell nicht nur für die Erzeugung sondern auch für die Analyse von Sprachgebilden zu verwenden.⁴

2. Computerbearbeitung der FG

Die Ziele einer Computerbearbeitung der FG sind zunächst rein theoretisch. Sie können folgendermaßen angegeben werden:

- [1] Die Regeln der FG so präzise zu formulieren, daß sie bei automatischer, algorithmischer Anwendung zu einer richtigen und effektiven Erzeugung von Sprachgebilden führen.
- [2] Dabei womöglich über verschiedene Sprachen zu generalisieren (d.h. die sprachunabhängige Komponente des Modells zu optimieren), um damit zu einer operationalen Fassung eines allgemeinen, typologisch adäquaten Sprachmodells zu gelangen.
- [3] Die üblicherweise deklarative Formulierung der Grammatik zu einem verfahrensorientierten Modell umzubauen: ein Modell, das nicht nur Grammatikalitätsurteile über isolierte Sprachgebilde rekonstruiert, sondern „Dinge mit Sprache tun“ kann in einer Weise, die annähernd den Sprachfähigkeiten des natürlichen Sprechers entspricht: Äußerungen produzieren und analysieren, interpretieren und bewerten, Kenntnisse daraus ableiten und speichern, logische und probabilistische Schlüsse ziehen usw.⁵

Letztendlich soll ein solches Modell uns auch bei der Beantwortung der Frage, wie ein Sprachbenutzer mit Hilfe der Sprache als kommunikatives, logisches und epistemologisches Wesen funktionieren kann, weiterbringen.

⁴ Siehe Dik (ersch.)

⁵ Siehe die Einleitung zu Connolly & Dik (1989).

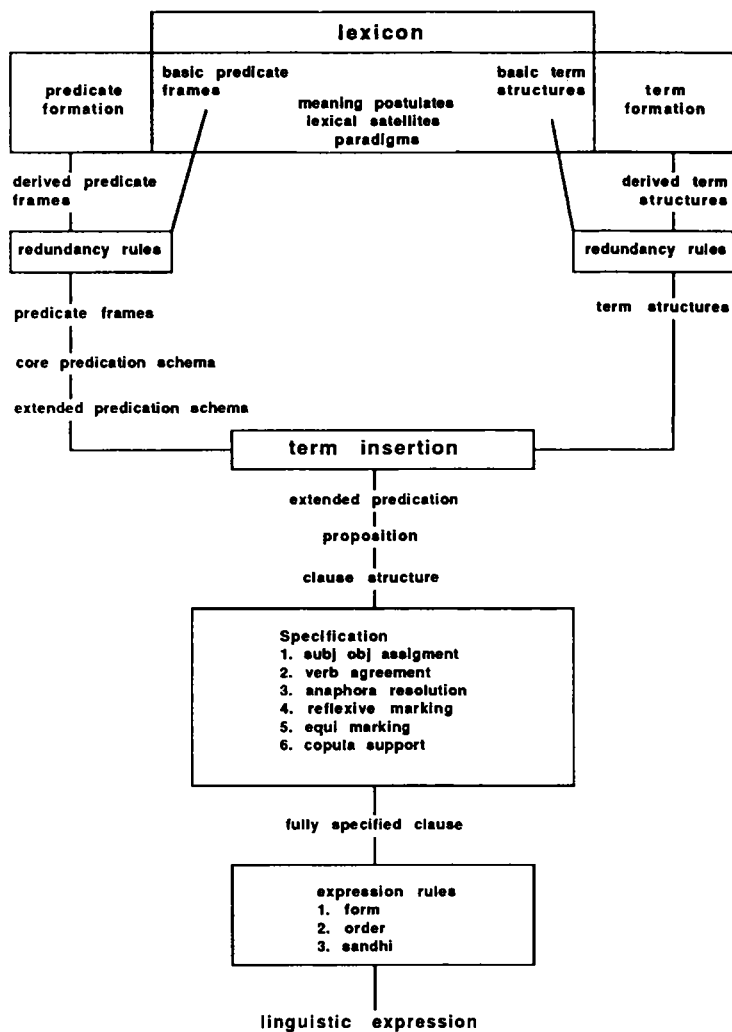
In seiner heutigen Fassung erzeugt das Programm in kurzer Zeit eine große Varietät von einfachen und komplexen deutschen Sätzen. Dabei ist das Programm so konzipiert, daß nur die Sprachgebilde zugelassen werden, die nicht nur morphologisch und syntaktisch korrekt, sondern auch semantisch zumindest interpretierbar sind. Um einen ersten Eindruck der deutschen Sprachfähigkeit des Programms zu bieten, gebe ich zunächst einige Beispiele von tatsächlich erzeugten Satztypen:

- (2) *die weniger lange professorin des laufenden kindes ist klein.*
- (3) *wer berührt den vater von dem der seemann des jungen bewegt wird?*
- (4) *die professorin glaubt daß es von johann erwartet wird daß johann marie schlägt weil johann zu maria geht.*
- (5) *der junge der will daß der professor der glaubt daß die professorin die erwartet daß johann von maria geschlagen wird falsch spielt hustet lacht.*

Am letzten Beispiel sieht man einerseits, daß das Programm Einbettungen rekursiv erzeugen kann, und andererseits, daß es auch in dem Sinne als Forschungsinstrument verwendet werden kann, daß die erzeugten Sätze auf ihre psycholinguistische Interpretierbarkeit überprüft werden können und daß, abhängig von dem Ergebnis, die Regeln auch in dieser Hinsicht weiter eingeschränkt werden können.

Wie werden nun Sprachgebilde wie (2) – (5) konstruiert?

Eine Übersicht über die ganze Grammatik wird in Abbildung 1 gegeben.



Nicht alle Einzelheiten dieses Modells können hier erörtert werden. Global geht die Erzeugung eines Sprachgebildes wie folgt vor sich.

Zunächst enthält das Lexikon die Prädikatsmuster der fundamentalen, nicht-ableitbaren lexikalischen Prädikate. Nominale Prädikate bestehen aus einer „Form“ und einem „Typus“, adjektivische und verbale Prädikate aus einer Form, einem Typus und einer Reihe von Argumentstellen.

Die *F o r m* ist die jeweilige Stammform, von der die verschiedenen flektierten Formen des Paradigmas am leichtesten abgeleitet werden können. Der *T y p u s* enthält die Merkmale, die für das Verhalten des Prädikats in der Grammatik entweder in morphosyntaktischer oder in semantischer Hinsicht relevant sind. Die *A r g u m e n t s t e l l e n* sind Leerstellen, in die passende Terme eingetragen werden können. Die Argumentstellen tragen Selektionsbeschränkungen, aufgrund derer die Adäquatheit der Terme definiert wird, und semantische Funktionen, die die jeweilige Rolle des Arguments in dem von dem Prädikat bezeichneten Sachverhalt charakterisieren. Einige Beispiele für solche lexikalischen Strukturen:

(6) *bprednp*(ger, [[johann], [hum, masc, proper]]).

Johann ist ein fundamentales nominales Prädikat des Deutschen mit den Typusmerkmalen „menschlich“, „männlich“, und „Eigennamen“.

(7) a. *bpredn*(ger, [[seemann], [hum, masc]]).

b. *bpredn*(ger, [[eimer], [inanim, masc, concr]]).

c. *bpredn*(ger, [[stadt], [place, fem, []]]).

Seemann, *Eimer*, und *Stadt* sind fundamentale nominale Prädikate mit den angegebenen Typusmerkmalen.

(8) a. *bpreda*(ger, [[klug], [grad, eval, comm],
[[[anim], t, [zero]]]]).

b. *bpreda*(ger, [[dick], [grad], [[[concr], t, [zero]]]]).

Klug und *dick* sind graduierbare adjektivische einstellige Prädikate, die einen Zustand von „lebendigen“ bzw. „konkreten“ Entitäten prädiszieren können. *Klug* hat die weiteren Merkmale „evaluativ“ (= „kann in einem adverbialen Satelliten der Art und Weise verwendet werden“) und „kommentativ“ (= „kann ein Sprecherurteil zum Ausdruck bringen“):

(9) a. *Johann hat die Frage klug beantwortet.*

b. * *Johann hat die Frage dick beantwortet.*

(10) a. *Klugerweise hat Johann die Frage beantwortet.*

b. * *Dickerweise hat Johann die Frage beantwortet.*

Verbale Prädikate haben ähnliche Prädikatsmuster mit Typusmerkmalen wie „act“ (Handlung) und „mve“ (Bewegung) und semantischen Funktionen wie „ag“ (Agens), „pt“ (Patiens) und „rec“ (Recipients):

- (11) a. $\text{bpredv}(\text{ger}, [[\text{geh}], [\text{act}, \text{mve}], [[[\text{anim}], \text{t}, [\text{ag}]]]])$.
 b. $\text{bpredv}(\text{ger}, [[\text{küss}], [\text{act}], [[[\text{anim}], \text{t}, [\text{ag}]] , [[\text{anim}], \text{t}, [\text{pt}]]]]])$.
 c. $\text{bpredv}(\text{ger}, [[\text{geb}], [\text{act}], [[[\text{anim}], \text{t}, [\text{ag}]] , [[\text{inanim}], \text{t}, [\text{pt}]] , [[\text{anim}], \text{t}, [\text{rec}]]]]])$.

Bei verbalen Matrixprädikaten wird in den Selektionsbeschränkungen des zweiten Arguments auch angegeben, welche Komplementstypen ein solches Prädikat erfordert und zuläßt:

- (12) a. $\text{bpredvm}(\text{ger}, [[\text{bedauer}], [\text{posi}], [[[\text{anim}], \text{t}, [\text{pos}]] , [[\text{fact}, \text{prop}], \text{t}, [\text{pt}]]]]])$.
 b. $\text{bpredvm}(\text{ger}, [[\text{woll}], [\text{posi}], [[[\text{anim}], \text{t}, [\text{pos}]] , [[\text{extpred}], \text{t}, [\text{rf}]]]]])$.

Bedauern erfordert also eine „faktive Proposition“. *wollen* eine „erweiterte Prädikation“ in zweiter Argumentstelle. Damit wird nicht nur der semantische Inhalt charakterisiert (eine Proposition bezeichnet eine Tatsache, eine Prädikation einen Sachverhalt), sondern auch das morphosyntaktische Verhalten des Komplements gesteuert.

Die verbalen und adjektivischen Prädikatsmuster können nun als Nukleus verwendet werden für den Aufbau von zugrundeliegenden Satzstrukturen. Damit aus einem Prädikatsmuster eine Prädikation gebildet werden kann, müssen die Argumentsleerstellen mit passenden Termen gefüllt werden. Solche Terme werden über allgemeine Termbildungsregeln aus grammatischen Operatoren und lexikalischen Restriktoren geformt. Einige Beispiele:

- (13) $[[\text{indef}, \text{sg}, [\text{x}, \text{6}]] , [[[\text{mutter}], [\text{hum}, \text{fem}, \text{anim}, \text{concr}, \text{vert}]] , [] , [] , []]]$
 „eine indefinite, singulare Entität [x,6] mit der Eigenschaft 'Mutter'“ = „eine Mutter“

Die Operatoren sind hier „indefinit“ und „singular“, die zu identifizierende Entität ist als [x, 6] angegeben, und der einzige Restriktor ist mit dem aus dem Lexikon stammenden nominalen Prädikat *Mutter* definiert, dessen Typusmerkmale inzwischen durch Redundanzregeln um einige vorhersagbare Merkmale erweitert worden sind. Es gibt noch weitere, mit [] angegebenen Leerstellen für Restriktoren in der Form von adjektivischen (*die schöne Mutter*), nominalen (*die Mutter des Studen-*

ten) und relativen (*die Mutter, die lachte*) Konstruktionen. Im folgenden Beispiel ist auch die adjektivische Restriktorstelle gefüllt:

- (14) [[indef, sg, [x, 6]],
 [[[mutter], [hum, fem, anim, concr, vert]],
 [[klug], [grad, eval, comm, state]], [] , []]]
 „eine kluge Mutter“

Solche Termstrukturen können nun in die Argumentstellen eines Prädikatsmusters eingetragen werden, und zwar dann, wenn die Typusmerkmale des Terms mit der Selektionsbeschränkung der Argumentstelle kompatibel sind. So erhalten wir nukleare Prädikationen folgender Form:

- (15) [[schlag], [act, dyn, contr],
 [[[anim],
 [[def, sg, [x, 16]],
 [[[mutter], [hum, fem, anim, concr, vert],] , [] , [] , []]],
 [ag]],
 [[concr],
 [[indef, sg, [x, 6]],
 [[[mädchen], [hum, neut, fem, anim, concr, vert]],
 [[klein], [grad, state]], [] , []]],
 [pt]]]]
 „die Mutter – schlagen – ein kleines Mädchen“

Um solche nuklearen Prädikationen herum wird die ganze zugrundeliegende Satzstruktur in vier Stufen oder Ebenen aufgebaut.⁶ Jede Ebene faßt die Struktur der niedrigeren Ebene in einem von grammatischen Operatoren (P) und lexikalischen (adverbialen) Satelliten (S) geformten Rahmen, der jeweils seinen eigenen Beitrag zum Aufbau der Gesamtbedeutung des Satzes leistet. Der daraus resultierende multistratale Aufbau kann folgenderweise skizziert werden:

(16) NUKLEUS =

Prädikatsmuster, aus dem Lexikon gewählt oder durch Prädikatsbildung geformt. Die nukleare Struktur bezeichnet eine Klasse von Sachverhalten, die durch die Applikation des Prädikats auf eine Reihe von passenden Termen geformt wird.

⁶ Die fundierenden Gedanken dieses Schichtenmodells der Satzstruktur wurden von Hengeveld (1989) beigesteuert.

KERNPRÄDIKATION = [P1 [NUKLEUS] S1]

P1 und S1 sind grammatische und lexikalische Elemente, die den nuklearen Sachverhalt weiter qualifizieren.

Beispiele für P1: Progressiv, Perfektiv/Imperfektiv, ...

für S1: Instrument, Art und Weise, Benefaktiv, ...

ERWEITERTE PRÄDIKATION = [P2 [KERNPRÄDIKATION] S2]

P2 und S2 sind grammatische und lexikalische Elemente, die den Sachverhalt in Raum und Zeit und in seiner Beziehung zu andern Sachverhalten lokalisieren.

Beispiele für P2: Tempus, Aspekt wie Perfekt und Prospektiv, Polarität (Positiv-Negativ), ...

für S2: Raum- und Zeitadverbale, Adverbale des Grundes, des Motivs, des Umstands, ...

PROPOSITION = [P3 [ERWEITERTE PRÄDIKATION] S3]

P3 und S3 sind grammatische und lexikalische Elemente, die die propositionale Attitüde des Sprechers zum lokalisierten Sachverhalt angeben.

Beispiele für P3: Subjektiv-Modale, Operatoren wie Möglichkeit, Desiderativ, Angaben des Ursprungs der Information

für S2: Satelliten der Wahrscheinlichkeit, Evalution, ...

SATZSTRUKTUR = [P4 [PROPOSITION] S4]

P4 und S4 sind grammatische und lexikalische Elemente, die die illokutive Funktion der Äußerung definieren bzw. modifizieren.

Beispiele für P4: Operatoren der Illokution bzw. Modifikation der Illokution

für S2: Satelliten zur näheren Bestimmung der Illokution, ...

Die ganze zugrundeliegende Satzstruktur wird also folgenden Aufbau aufweisen:

(17) [P4, [P3, [P2, [P1, [NUKLEUS] , S1] , S2] , S3] , S4]

wobei verschiedene Operatorstellen P₁ und alle Satellitenstellen S₁ auch leer bleiben können.

Eine Detailbehandlung dieser verschiedenen Strukturebenen ist in diesem Rahmen nicht möglich.⁷ Ich gebe nur ein Beispiel für eine vollständig spezifizierte zugrundeliegende Struktur, wie sie vom Programm erzeugt wird:

- (18) P4: [decl, [ee, 14]]
 P3: [[] , [xx, 2]]
 P2: [[pres, sg, p3, [] , [] , [] , [] , [e, 23]]
 P1: []
 PR: [[act], [lauf]]
 TY: [act, mve, dyn, contr]
 AR: SE: [anim]
 TE: OP: [def, sg, [x, 5]]
 R1: [[malerin], [hum, fem, anim, concr, vert]]
 R2: [[klug], [grad, eval, comm, state]]
 FU: [subj, ag]
 S1: [[*] , [*] , [*] , [*]]
 S2: [[*] ,
 S2: SE: [time]
 TE: OP: [def, sg, [x, 4]]
 R1: [[sonntag] , [time, masc, proper]]
 FU: [temp]
 S2: [*]
 S2: SE: [anim]
 TE: OP: [def, sg, [x, 24]]
 R1: [[professor], [hum, masc, anim, concr, vert]]
 FU: [nomreason]]
 S3: [[eval] , klug, [opinion]]
 S4: [*]

- (19) *klugerweise läuft die kluge malerin am sonntag wegen des kleinen professors*

Erläuterung: [] und [*] bezeichnen leere Operator- und Satellitenstellen. Auf der Ebene der „lokalisierenden“ Satelliten (S2) sind ein Tempus- und ein Kausalsatellit gewählt worden. Auf der Ebene der Attitudemodifizierung (S3) ist ein Satellit gewählt worden, der als *klugerweise* ausgedrückt wird.

Solche Strukturen enthalten nun all diejenigen Elemente und Beziehungen, die einerseits für die semantische Interpretation des erzeugten Satzes benötigt werden, andererseits die Erzeugung der Form des Satzes

⁷ Siehe Dik (1989).

über die Ausdrucksregeln bestimmen. Sie formen also den Output der Konstruktionsregeln und den Input der Ausdrucksregeln wie in (1) angegeben.

Die Eigenschaften von zugrundeliegenden Satzstrukturen können weitgehend sprachunabhängig formuliert werden, was beträchtlich zur typologischen Adäquatheit des Modells beiträgt und den Grund dafür bietet, daß dieses Modell ohne allzu große Mühe auf andere Sprachen übertragen werden kann. Auch konstituiert die zugrundeliegende Satzstruktur eine ideale Ebene für die Herstellung von Übersetzungsrelationen zwischen unterschiedlichen Sprachen.⁸

Die sprachabhängigen Teile des Modells finden sich einerseits im Lexikon, andererseits in derjenigen Teilmenge der Ausdrucksregeln, die sprachspezifisch formuliert werden müssen. Von den für das Deutsche spezifischen Ausdrucksregeln möchte ich nun einige Einzelheiten kurz besprechen.

3. Einige Themen

3.1. Die Behandlung der Kasus

Bei der Entwicklung der deutschen Fassung der funktionalen Computergrammatik hat die Behandlung der Kasus zu den auffälligsten Unterschieden gegenüber den anderen Grammatiken geführt. Die Behandlung der Kasus in der FG wird von folgenden Überlegungen bestimmt:

Kasusendungen drücken, allein oder zusammen mit Präpositionen, die semantischen Funktionen der Terme aus:

- (20) $(d1x_i : Mann_N(x_i) : groß_A(x_i))_{Poss} \rightarrow$
 $(d1x_i : Mann_N(x_i) : groß_A(x_i)) [Genitiv] \rightarrow$
 des großen Mannes

- (21) $(d1x_i : Stadt_N(x_i) : groß_A(x_i))_{Lok} \rightarrow$
 $(d1x_i : Stadt_N(x_i) : groß_A(x_i)) [in + Dativ] \rightarrow$
 in der großen Stadt

Deshalb werden die Kasus nicht zuerst dem Nomen zugeschrieben, um dann durch Kongruenzregeln von den anderen Konstituenten des Terms übernommen zu werden; vielmehr werden die Kasusunterschiede dem ganzen Term zuerkannt und dann von oben her über die kasussensitiven Konstituenten distribuiert.

⁸ Siehe Dik (ersch.)

Die Funktionsausdrucksregeln sind also im vorliegenden Programm folgenderweise formuliert:

- (22) a. $\text{ex_fun}(\text{ger}, [\text{subj} \mid R], [[\text{subj}], \text{nom}])$.
 b. $\text{ex_fun}(\text{ger}, [\text{pt}], [[\]], \text{acc})$.
 c. $\text{ex_fun}(\text{ger}, [\text{rec}], [[\]], \text{dat})$.
 d. $\text{ex_fun}(\text{ger}, [\text{poss}], [[\]], \text{gen})$.
 e. $\text{ex_fun}(\text{ger}, [\text{ag}], [\text{von}, \text{dat}])$.
 f. $\text{ex_fun}(\text{ger}, [\text{loc}], [\text{in}, \text{dat}])$.
 g. $\text{ex_fun}(\text{ger}, [\text{ben}], [\text{für}, \text{acc}])$.

Dazu ist folgendes zu bemerken:

[1] Die Subjektfunktion wird auf den Nominativ abgebildet (22a); doch wird eine Markierung [subj] mitgegeben, weil die Subjektfunktion auch für die später wirkenden Stellungsregeln (siehe unten, 3.3.) relevant ist. Sonst werden die semantischen Funktionen Patiens, Recipiens und Possessor ohne Präposition (die Präposition ist leer, angegeben mit []) mit dem Akkusativ, Dativ oder Genitiv ausgedrückt (22b-d). Die Funktionen Agens, Lokativ und Benefaktiv erfordern Verbindungen von Präpositionen und Kasus (22e-g).

[2] Kasus werden als „Hilfsoperatoren“ betrachtet (cf. Dik 1989, Kap. 14). Das sind Operatoren, die nicht als solche in der zugrundeliegenden Struktur auftreten, sondern erst durch die Ausdrucksregeln eingeführt werden als Elemente, die auch wieder verschwinden, wenn sie ihren Einfluß auf die Form der Konstituenten ausgeübt haben.

[3] Daß die Kasus nicht in der zugrundeliegenden Struktur eingetragen werden, hat folgende Gründe. Erstens wäre es unmöglich, über Sprachen mit und Sprachen ohne Kasus zu generalisieren, wenn die Kasus schon in die zugrundeliegende Struktur aufgenommen würden. Doch sind die semantischen Beziehungen in den folgenden Sätzen einander sehr ähnlich:

- (23) a. *John has given the book to the man.*
 b. *Johann hat dem Mann das Buch gegeben.*

Dasjenige, was im Englischen und Deutschen ähnlich ist, kann sehr gut mittels semantischer Funktionen im Prädikatsrahmen kodiert werden:

- (24) a. $\text{give}_v(\text{John})_{\text{Ag}}(\text{book})_{\text{Pat}}(\text{man})_{\text{Rec}}$
 b. $\text{geben}_v(\text{Johann})_{\text{Ag}}(\text{Buch})_{\text{Pat}}(\text{Mann})_{\text{Rec}}$

So gesehen unterscheiden das Englische und das Deutsche sich nur in der Ausdrucksweise der zugrundeliegenden semantischen Funktionen, und

zwar dadurch, daß im Englischen die Funktion des „Recipient“ durch eine Präposition, im Deutschen aber durch den Dativ kodiert wird.

Zweitens gibt es auch innerhalb des Deutschen Gründe dafür, die Kasus nur in der Ausdrucksphase eine Rolle spielen zu lassen: es ist sehr schwer und m.E. eben unmöglich, den Kasus eine einheitliche Grundbedeutung zuzuschreiben. Das wäre aber erforderlich, wenn Kasus eine Kategorie der zugrundeliegenden Struktur wäre. Im vorliegenden Modell ist das aber gar nicht nötig: Die Kasus sind wie die Farben, die in einem Atlas verwendet werden, um bald eine Funktion, bald die andere Funktion auszudrücken. Gerade wie in so einem Atlas ganz verschiedene Funktionen mit einer beschränkten Farbenskala ausgedrückt werden können, so können in einer Sprache verschiedene Funktionen durch eine beschränkte Anzahl von Kasusunterschieden kodiert werden. Dabei ist zu beachten, daß es meistens eine Verbindung von Präposition und Kasus ist, durch die eine bestimmte Funktion kodiert wird. Kasus und Präposition zusammen drücken also die Termfunktionen aus. Nur gibt es in gewissen Fällen nur einen Kasus, bzw. eine „leere“ Präposition.

Diese Beschreibungsweise ist auch deshalb adäquater, weil die Kasusmarkierungen in vielen Sprachen, wie auch im Deutschen, manchmal gar nicht im Nomen, sondern nur in anderen Elementen innerhalb des Terms ausgedrückt werden. Ein Term wie *in der großen Stadt* ist dafür schon ein Beispiel.

Das führt aber zu bedeutenden Unterschieden in den Termausdrucksregeln zwischen Sprachen mit und Sprachen ohne Kasusmarkierung. Im Englischen z.B. genügt es im allgemeinen, für das Ausdrücken eines Terms folgende Strategie anzuwenden: Um eine Kombination von „Term + Funktion“ auszudrücken, drück den Term aus und drück die Funktion aus:

- (25) $(d1x_i : \text{city}(x_i))_{\text{Lok}}$
 Lok \rightarrow in
 $(d1x_i : \text{city}(x_i)) \rightarrow$ the city

Termausdruck und Funktionsausdruck sind also unabhängig voneinander formulierbar: Beim Ausdrücken des Terms an sich braucht man die Funktion und deren Ausdruck nicht zu berücksichtigen (nur bei Pronomina ist letzteres wohl der Fall).

Im Deutschen dagegen wird die Form von Determinatoren, Adjektiven und Nomina in verschiedener Weise durch die Kasus des Gesamtterms bestimmt, so daß der Ausdruck des Terms nicht unabhängig vom Funk-

tionsausdruck formuliert werden kann. Das zeigt sich in der Regel, die die Kasusbestimmung über die relevanten Teile des Terms distribuiert:

- (26) `ex_full_term(ger, [S, X, F], [PREP1, [P1, Q, R, M, REL]]):-`
`X= [[A, C, D], [[Y, [, GEN: _]] ,`
`ex_fun(ger, F, [PREP, CASE]),`
`ex_det(ger, [CASE, A, C, GEN], P),`
`fuse ([PREP, P], [PREP1, P1]),`
`ex_restr2(ger, [CASE, A, C, GEN] , R2, Q),`
`ex_noun(ger, Y, Y1),`
`ex_number(ger, [C, GEN] , Y1, Y2),`
`ex_case(ger, [CASE, C, GEN] , Y2, R),`
`ex_full_term(ger, R3, M),`
`ex_emb_prop(ger, [[[] | _] , R4, _] , REL).`

Zu beachten ist hier nur, daß der durch Funktionsausdruck (`ex_fun`) eingeführte Kasus (CASE) weiter den Ausdruck von Determinatoren (`ex_det`), Adjektiven (`ex_restr2`) und nominalen Restriktoren (`ex_case`) mitbestimmt.

3.2. Der Verbalkomplex

In (16) ist der stufenweise Aufbau der zugrundeliegenden Satzstruktur kurz angegeben worden. Wichtig für die Bildung des Verbalkomplexes sind die verschiedenen Kombinationen von P-Operatoren die auf unterschiedlichen Ebenen spezifiziert werden können. Beispiele für solche Operatoren sind:

- (27) P4: Illokution: deklarativ, interrogativ, ...
 P3: Modalität: möglichkeit, desiderativ, ...
 P2: Tempus: präsens, präteritum, ...
 Aspekt: neutral, perfekt, ...
 Polarität: positiv, negativ, ...
 P1: Aspekt: (im)perfektiv, progressiv, ...

Diese verschiedenen Operatoren, sowie das Genus Verbi und die Merkmale des Subjektterms, die Kongruenz im Prädikat erfordern, bestimmen nun die endgültige Form des Verbalkomplexes. So wird eine Kombination von morphosyntaktischen Operatoren wie (28a) durch die Ausdrucksregeln auf eine komplexe Verbalform wie (28b) abgebildet:

- (28) a. [lowposs, perf, neg, pass, pers3, plur] x [empfang]
 b. *könnten nicht empfangen worden sein*

Erläuterung: Mit „lowposs“ wird eine relativ niedrige Stufe der Möglichkeit gemeint.

Wie kann man nun angesichts der vielen möglichen Operatorkombinationen, die jeweils richtige Form des Verbalkomplexes bestimmen lassen? In dem vorliegenden Programm ist dazu eine Methode entwickelt, die sich auf Sprachen verschiedener Typen – mit entweder synthetischer oder analytischer Flexionsmorphologie – als anwendbar erwiesen hat. In dieser Methode wirken die Operatoren in einer festen Reihenfolge, indem, wie an einem Fließband, der jeweils nächste Operator den Output des vorhergehenden Operators als Input nimmt, bis endlich alle Operatoren ihre Arbeit getan haben. Am Beispiel (28) kann das illustriert werden:

- (29) [pass] x [empfang] →
 [empfangen werden]
 [perf] x [empfangen werden] →
 [empfangen worden sein]
 [neg] x [empfangen worden sein] →
 [nicht empfangen worden sein]
 [lowposs] x [nicht empfangen worden sein] →
 [könnte nicht empfangen worden sein]
 [pers3 pl] x [könnte nicht empfangen worden ein] →
 [könnten nicht empfangen worden sein]

Diese Methode des Fließbandes ist, generalisierend über eine Anzahl von Sprachen, im Programm folgendermaßen formuliert worden:

- (30) *ex_verbal_complex* (L, [TE1, [ILL, AR], POL, ATT,
 ASP, PROGR, [VCE, SS], TY], A):-
 ex_voice (L, TE1, [VCE, SS], E),
 ex_progr (L, [PROGR, VCE, E], E1).
 ex_aspect (L, [ASP, VCE. E1. TY], E2),
 ex_attitude (L, [ATT, E2], E2a),
 ex_polarity (L, [POL, E2a], E3),
 ex_illo (L, [ILL, AR], E3], E4]),
 ex_tense (L, [TE1, PROGR, E4], E5),

Dabei ist zu beachten, daß nicht alle Operatoren in allen Sprachen auf den Verbalkomplex einwirken. Die Illokution zum Beispiel ist nötig, damit im Englischen das Hilfsverb *do* in Fragesätzen im Verbalkomplex erscheint (*John smokes – Does John smoke?*), hat aber im Deutschen keinen Einfluß auf den Verbalkomplex. In solchen Fällen ist die nicht-aktive Operation durch eine leere Anwendung der entsprechenden Regel ersetzt worden.

Wie schon in (29) und (30) zu sehen ist, wird die hierarchische Position der Operatoren teilweise in der Anwendungsordnung der Regeln widerspiegelt. Das heißt auch, daß zu einem näher zu bestimmenden Grad

der Aufbau des Verbalkomplexes diese Hierarchie „projektiv“ abbildet in dem Sinne, daß die niedrigsten Operatoren sich am nächsten an den Verbalstamm anschließen.⁹ Der folgende Aufbau des Verbalkomplexes kann also zumindest als Richtlinie betrachtet werden.

(31) P4-P3-P2-P1-Stamm-P1-P2-P3-P4

Je nachdem, ob dieser Musteraufbau weiter bestätigt werden kann, kann er als eine ikonische Abbildung der zugrundeliegenden Struktur im linearen Ausdruck des Verbalkomplexes betrachtet werden.

3.3. Die Reihenfolge der Konstituenten

Die zugrundeliegende Satzstruktur soll eine in typologischer Hinsicht optimale Generalisierung über viele oder sogar alle Sprachen enthalten. Die Ordnung der Konstituenten aber ist notorisch variabel, sowohl innerhalb einzelner Sprachen, als auch vom einen Sprachtypus zum andern. Es gibt kaum zwei Konstituententypen A und B die nicht bald als AB, bald als BA linearisiert werden können. Daraus folgt also direkt, daß die lineare Reihenfolge der Sprachelemente nicht eine Sache der zugrundeliegenden Satzstruktur sein kann, sondern durch Ausdrucksregeln verantwortet werden muß. Daraus ergibt sich dann gleich die Möglichkeit, die Linearisierung der Konstituenten, neben der morphologischen und prosodischen Gestaltung des Sprachgebildes, als ein Ausdrucksmittel von tieferen semantischen und pragmatischen Werten zu interpretieren.

Weil die FG so weit wie möglich solche Transformationsregeln meidet, die im Laufe der Beschreibungsgeschichte eines Sprachgebildes gegebene Strukturen in andere Strukturen umwandeln, ist eine weitere Bedingung für die Regelung der Konstituentenfolge, daß die Elemente aus der zugrundeliegenden Satzstruktur in einer einzigen Bewegung zu ihren endgültigen Stellen gelangen und nicht von einer Stelle noch einmal in eine andere Stelle verschoben werden. Es gibt also „Stellungsregeln“, aber keine Regeln des „Movement“ in der FG.

Es ist nun gelungen, diesen verschiedenen Bedingungen Rechnung zu tragen, und zwar durch eine Regelung der Konstituentenfolge, die auf folgenden Prinzipien beruht.

[1] Es gibt ein Ordnungsmuster, das all die Stellen umfaßt, die irgendeine Konstituente der zugrundeliegenden Struktur einnehmen kann.

[2] Es gibt eine geordnete Reihe von Stellungsregeln, die jeweils eine oder mehrere Konstituenten aufgrund ihrer funktionalen und strukturellen

⁹ Dazu Hengeveld (1989).

Charakterisierung in der zugrundeliegenden Satzstruktur in die Stelle des Ordnungsmustern eintragen, die sie einnehmen können oder müssen.

[3] Wenn alle relevanten Stellungsregeln ihre Arbeit getan haben, ist die zugrundeliegende Struktur völlig linearisiert und das Endprodukt ist eine wohlgeformte Reihenfolge der Konstituenten.

In einem multilingualen Modell, das nicht nur für das Deutsche, sondern auch für Dänisch, Englisch, Französisch, Niederländisch und Spanisch verwendet werden kann, habe ich bisher 18 verschiedene Stellen im Ordnungsmuster unterschieden:¹⁰

- (32) 1. „Extracausale“ Position (*Ehrlich gesagt, ...*)
 2. P1 Position
 3. Subjektposition im Eng/Fra,
 und im Dän/Nie/Deu Nebensatz
 4. Satelliten-3 (*wahrscheinlich, vielleicht*)
 5. Klitika im Fra
 Dän *ikke* „nicht“ im Nebensatz
 6. Vf-Position
 7. Subjektposition im Dän/Nie/Deu Hauptsatz
 8. Satelliten-3 (*wahrscheinlich, vielleicht*)
 9. Dän *ikke* „nicht“ im Hauptsatz
 10. Vi-Position in Eng/Fra/Dän
 11. Objektposition
 12. Reste der Argumente
 13. Reste der Satelliten-1
 14. Reste der Satelliten-2
 15. Reste der Satelliten-3
 16. Vi-Position im Deu/Nie
 17. Extraponierter Nebensatz
 18. Adverbialsatz

Dabei ist zu beachten, daß nicht alle Stellen in allen Sprachen verwendet werden. Die Stellungsregeln können deshalb ein wenig vereinfacht werden, wenn sie in einer monolingualen Umgebung operieren müssen.

Als Beispiel für eine Stellungsregel gebe ich die Regel, die dazu dient, eingebettete Sätze mit Subjektfunktion optional zu extraponieren, und deshalb Oppositionen zu erzeugen wie:

¹⁰ Vf = Verbum finitum. Vi = Verbum infinitum.

- (33) a. *daß johann den professor geschlagen hat wird von maria bedauert.*
 b. *es wird von maria bedauert daß johann den professor geschlagen hat.*

Diese Regel hat folgende Form:

- (34) place5 (L, [ILL, A], [ILL, O]) : -
 A = [F, P1, [], E, N, Vf, [], E1, N1, Vi, [], B, C, D, E2, Vi2, [], Co] ,
 member (AR, B), AR = [[subj] , SUB1|Z], sub1 (L, SUB1),
 subst (AR, B, [[subj]| EXPL] , B1), expl (L, EXPL),
 O = [F, P1, [], E, N, Vf, [], E1, N1, Vi, [], B1, C, D, E2, Vi2,
 [SUB1|Z], Co].

Erläuterung: A = die Reihe der 18 Stellen mit den bisher schon placierten Konstituenten als Input dieser Regel, O = der Output nach Anwendung der Regel. In B befinden sich die vorläufig „geparkten“, bisher noch ungeordneten Argumentterme.

Die Regel kann folgenderweise paraphrasiert werden: Sieh in B, ob es dort einen als Subjekt markierten Term gibt, der mit einem Subordinator (wie *daß*) anfängt. Wenn ja, handle optional in folgender Weise: Ersetze diesen Term durch das expletive Element der jeweiligen Sprache (d.h. Deutsch *es*) und stelle den Subjektsatz selbst in die Extrapositionsstelle 17. Das expletive Element wird von hierher hinsichtlich der Stellungsregeln als Subjekt behandelt werden, d.h. genau in die Stellen placiert werden, wo Subjektterme vorkommen können. Falls es gar keinen Subjektsatz im Input gibt, wird der Input unverändert an die nächste Stellungsregel weitergegeben.

Dieses Verfahren ergibt nicht nur in (33b), sondern auch in den folgenden Konstruktionen das korrekte Resultat:

- (35) a. *vielleicht wird es von maria bedauert daß johann den professor geschlagen hat.*
 b. *ich glaube daß es von maria bedauert wird daß johann den professor geschlagen hat.*

Die Tatsache, daß es auf dieser Weise gelungen ist, zwar nicht alle, aber doch sehr viele Stellungsmöglichkeiten in sechs verschiedenen Sprachen in einheitlicher Weise zu formulieren, kann als Bestätigung der oben formulierten Prinzipien der Konstituentenordnung betrachtet werden.

4. Weitere Verwendungsweisen der Computergrammatik

Zum Abschluß dieser Beschreibung des produktiven Teils der funktionalen Computergrammatik möchte ich noch einige Bemerkungen zu dem weiteren Rahmen, in dem so eine Grammatik verwendet werden kann, machen. Eine Grammatik, die willkürlich Sätze einer Sprache erzeugen kann, wie interessant sie auch immer sein kann, ist ja doch sehr weit entfernt von einer Simulierung der Fähigkeiten, die einen Mensch zu einem natürlichen Sprachbenutzer machen. Wie kann nun so eine Grammatik in ein Modell des Sprachbenutzers eingebaut werden? Folgende Fähigkeiten sollten dazu simuliert werden:

- Der Sprachverwender kann nicht nur Sprachgebilde erzeugen, er kann auch gegebene Sprachgebilde analysieren und interpretieren. Ein Modell des Sprachverwenders soll also zumindest auch einen Parser umfassen.
- Der Sprachbenutzer kann nicht nur semantische Information aus einem gegebenen Satz entnehmen, er kann auf Grund dieser Information auch weitere Schlußfolgerungen ziehen. Ein Modell des Sprachbenutzers muß also auch eine logische Komponente enthalten.
- Das Erzeugen und Interpretieren von Sprachgebilden ist nicht eine isolierte sprachliche Tätigkeit. Die verbale Aktivität wird immer innerhalb eines epistemologischen Kontexts ausgeübt. Der Sprachbenutzer besitzt eine große Menge von Kenntnisinhalten über die Welt im Allgemeinen, über die jeweiligen Umstände des aktuellen Sprechaktes und über den Kontext der diesem aktuellen Ausdruck schon vorausgegangen ist. Will man ein plausibles Modell des Sprachbenutzers entwickeln, dann kann man also an der Frage nach dem Verhältnis von Sprache, Kenntnis und Logik nicht vorübergehen.

Zum Abschluß möchte ich kurz erörtern, welche Lösungsmöglichkeiten für diese verschiedenen Fragen im heutigen Forschungsprogramm bereits gefunden worden sind oder noch weiter entwickelt werden.

D e r P a r s e r. Die geeignetste Analysestrategie innerhalb des FG-Modells ist die, die so unmittelbar wie möglich zu einem gegebenen Satz die dazu passende zugrundeliegende Satzstruktur rekonstruiert. Es hat sich gezeigt, daß so eine direkte Analysestrategie tatsächlich formuliert werden kann. Wenn Sie noch einmal Beispiel (18) ansehen, werden Sie bemerken, daß die rekonstruierte Struktur eine Menge von semantischen und strukturellen Informationen enthält, die es ermöglicht, von dieser Struktur heraus allerlei weitere Aufgaben auszuführen.

Kenntnis. Es gibt sehr viele Theorien über die Art und Weise, in der Kenntnis erworben, gespeichert, zurückgefunden und genutzt wird. Oft wird angenommen, daß zumindest ein wichtiger Teil unserer Kenntnis die Form von Systemen und Propositionen hat, in denen mögliche oder für wahr gehaltene Fakten enthalten sind. Eine zugrundeliegende FG-Struktur umfaßt nun, wie oben erwähnt, eine propositionale Komponente. Es liegt nun nahe, diese Komponente als Träger unserer propositionalen Kenntnis zu interpretieren. Damit kann ein FG-Modell auch zur Simulierung von Kenntniserwerb und Kenntnisnutzung verwendet werden.

Logik. Eine Logik beschreibt die Gesetze, nach denen man valide Schlußfolgerungen aus gegebenen Prämissen ziehen kann. Die Prämisse und der Schluß sind meistens als Propositionen formuliert. Auch hier kann also versucht werden, eine Logik zu entwickeln, die direkt auf den propositionalen Teil der zugrundeliegenden FG-Struktur einwirken kann, um so Mengen von FG-Propositionen auf weitere, daraus logisch oder probabilistisch folgende Propositionen auszudehnen. Auch dies ist probeweise für eine kleine Anzahl von logischen Schlußfolgerungsregeln innerhalb dieses Systems gelungen.

Man sieht hier die Umriss eines optimal integrierten Systems, in dem grammatische, epistemologische und logische Komponenten eng miteinander zusammenarbeiten, weil sie alle dieselbe „Sprache“ beherrschen: die Sprache der zugrundeliegenden, funktional und typologisch begründeten FG-Strukturen. Weitere Forschung wird zeigen müssen, bis zu welchem Grad ein solches Idealmodell tatsächlich operationalisiert werden kann.

Literatur

- Connolly, John H./Dik, Simon C. (Hg.) (1989): *Functional Grammar and the computer*. Dordrecht.
- Dik, Simon C. (1978): *Functional Grammar*. Amsterdam.
- Dik, Simon C. (1989): *The theory of Functional Grammar, part 1: the structure of the clause*. Dordrecht.
- Dik, Simon C. (ersch.): *Functional Grammar in PROLOG; an integrated implementation for English, French and Dutch*. Berlin.
- Hengeveld, P.C. (1989): *Layers and operators in Functional Grammar*. In: *Journal of Linguistics* 25, S. 127-157.

Syntax und Valenz

Im folgenden will ich die Frage diskutieren, welche Rolle die Valenztheorie in der Syntax spielt. Ich werde behaupten, daß die Phänomenbereiche, die Gesetzen der Valenztheorie gehorchen, wesentlich umfangreicher sind, als üblicherweise angenommen wird. Insbesondere werde ich plausibel zu machen versuchen, daß sich wesentliche Restriktionen für Bewegungsbeziehungen und für die Komplexitätsstufe von syntaktischen Konstituenten daraus ergeben, daß für Bewegungsprozesse und für den Aufbau von Konstituentenstrukturen Gesetze der Valenztheorie gelten. Ich vertrete also die These, daß wesentliche Teile dessen, was man im Prinzipien-und-Parameter-Modell (PPT)¹ in der Begrenzungstheorie ('bounding theory') und in der X-bar-Theorie zu formulieren versucht, aus unabhängig motivierten valenztheoretischen Gesetzen folgt.

Dabei werde ich vieles hier nur andeuten können. Ich verweise deshalb auf Jacobs 1991a, wo insbesondere die Zusammenhänge zwischen Valenz und Bewegungsprozessen detaillierter diskutiert werden.²

Die Argumentation ist wie folgt aufgebaut: Zunächst werden in Kap. 1. die relevanten Teile der Valenztheorie dargestellt. Wie sie zur Analyse von Bewegungsphänomenen herangezogen werden können, insbesondere zur Erklärung von Insel-Beschränkungen, zeigt dann das zentrale Kap. 2. Im Kap. 3. wird umrissen, warum man sich auf der Basis der vorher eingeführten valenztheoretischen Gesetze die Formulierung einer eigenen Komplexitätstheorie à la X-bar sparen kann.

1. Valenztheorie

Zunächst also zur Valenztheorie. Diese hat drei Teiltheorien, die man durch ihre zentralen Fragestellungen charakterisieren kann:

- a. Was ist Valenz?
- b. Wie wird Valenz grammatisch repräsentiert?

¹ Vgl. Chomsky 1981, 1986 und den Beitrag von Günther Grewendorf in diesem Band.

² Die Kapitel 1.3.2. und 2. im folgenden sind verkürzte Fassungen der entsprechenden Kapitel in Jacobs 1991a.

c. Welchen Gesetzen gehorchen grammatische Repräsentationen von Valenz?

1.1. Was ist Valenz?

Die Frage, was Valenz ist, wird ausführlich in Jacobs 1990 diskutiert. Es wird dort eine multidimensionale Interpretation des Begriffs „Valenz“ vorgeschlagen, nach der dieser eine Sammelbezeichnung für eine Reihe von ausdrucksinhärenten Selektionseigenschaften ist, die eigenständig sind, aber in prototypischen Fällen gemeinsam vorliegen und darüber hinaus in empirischen Implikationsverhältnissen stehen. Zu diesen Selektionseigenschaften gehören neben semantischen Forderungen, wie der nach einer Anzahl von Argumenten (Arg-Sel) mit bestimmten sortalen Eigenschaften (Sort-Sel), auch Forderungen, die sich auf die Form möglicher Begleiter des jeweiligen Valenzträgers beziehen (Form-Sel), z.B. auf morphosyntaktische Merkmale wie Kasus oder Status, sowie Forderungen, die die Realisierung bestimmter Begleiter – also ihre Nicht-Weglassung – fordern (Real-Sel). Außerdem wird eine Selektion durch informationelle Relevanz angenommen (Info-Sel), die syntaktische Begleiter eines Valenzträgers X dadurch auszeichnet, daß sie in hohem Maße zur Vervollständigung der Information über den ausgehend von X beschriebenen Sachverhalt beitragen, etwa im Sinne der Untersuchungen von Heringer (1986) über den Grad der Assoziiiertheit bestimmter Ergänzungsfragen mit bestimmten Verben.³

Einer der Vorteile dieser Sicht von Valenz ist, daß sie einen Weg zur Lösung der leidigen Klassifizierungsprobleme der traditionellen Valenztheorie weist. Man muß Verbbegleiter nicht mehr ins Prokrustesbett der Unterscheidung von Ergänzungen, Angaben und fakultativen Ergänzungen zwängen (das auch dann nicht viel bequemer wird, wenn man eine weitere Kategorie hinzunimmt, etwa die der mysteriösen Ergänzungs-

³ In Jacobs 1990 wurden diese Valenzdimensionen noch anders benannt, nämlich Argumentbeziehung, Inhaltsspezifisch, Formspezifisch, Notwendigkeit bzw. Assoziiiertheit. Außerdem wurden dort zwei weitere Valenzdimensionen diskutiert: (i) die Partizipantenselektion, die Begleiter eines Valenzträgers als am jeweils dargestellten Ereignis/Zustand direkt beteiligt auszeichnet (durch Zuweisung bestimmter semantischer Rollen wie Agens oder Thema); (ii) die Exokategorialität, eine besondere strukturelle Konfiguration, in der sich Begleiter von Valenzträgern zu diesen befinden können. Die Partizipantenselektion ignoriere ich im folgenden, die Exokategorialität rechne ich heute nicht mehr zu den essentiellen Valenzdimensionen, da die möglichen strukturellen Beziehungen zwischen valenzabhängigen und valenztragenden Konstituenten aus den in 1.3.2. einzuführenden Prinzipien des Valenztransfers folgen.

angaben), sondern man kann sie nun sehr differenziert nach ihrer Bewertung in den einzelnen Valenzdimensionen ordnen und unterscheiden. Dabei ergibt sich z.B., daß es im Bereich der 'fakultativen Ergänzungen' noch zahlreiche Schattierungen der Valenzabhängigkeit gibt, vgl. (1)–(3) (wo $\pm X$ -Sel angibt, ob der jeweils unterstrichene Verbbegleiter in der Dimension X-Sel vom Verb selektiert wird).⁴

- (1) weil er den Vorschlag akzeptierte
 +Arg-Sel, +Sort-Sel, +Form-Sel, -Real-Sel, +Info-Sel
- (2) weil er ihm das Fahrrad in den Keller trug
 +Arg-Sel, +Sort-Sel, +Form-Sel, -Real-Sel, -Info-Sel
- (3) weil es noch eine Weile dauert
 +Arg-Sel, +Sort-Sel, -Form-Sel, -Real-Sel, +Info-Sel

Beschränkt wird diese Kombinatorik der verschiedenen Valenzdimensionen allerdings durch die schon erwähnten implikativen Zusammenhänge zwischen ihnen. Diese Zusammenhänge, die ich für universell gültig halte, werden durch die folgenden Hierarchien zusammengefaßt:

$$(H1) \left\{ \begin{array}{l} \text{Form-Sel} \\ \text{Real-Sel} \\ \text{Info-Sel} \end{array} \right\} > \text{Sort-Sel} > \text{Arg-Sel}$$

$$(H2) \quad \text{Real-Sel} > \text{Info-Sel}$$

(H1) und (H2) sind so zu interpretieren, daß eine Konstituente die in einer der Dimensionen X-Sel von einem Valenzträger selektiert wird, von diesem auch in allen Dimensionen, die in der jeweiligen Hierarchie rechts

⁴ In (2) wird *ihm* als vom Verb formselektiert gekennzeichnet, weil, wie H. Wegener gezeigt hat, nicht alle Verben die Hinzufügung eines benefaktiven Dativ-Arguments gestatten, vgl. ??weil er ihm das Buch lobte. Die negative Spezifikation von Info-Sel bei (2) weist darauf hin, daß die sprachliche Darstellung eines Trage-Vorgangs auch dann als informationell vollständig empfunden wird, wenn die Frage *Wem?* offen bleibt.

von X-Sel angeordnet sind, selektiert wird. Wenn also z.B. ein Verb einem Begleiter in der Dimension der Formselektion einen bestimmten Kasus zuweist, dann muß dieser Begleiter auch ein Argument dieses Verbs sein, das einer sortalen Bedingung unterliegt. Das Umgekehrte gilt nicht.⁵

1.2. Wie wird Valenz grammatisch repräsentiert?

Die eben erwähnten universalen Implikationen spielen auch für die Frage des Repräsentationsformats für Valenzen eine Rolle. Das Repräsentationsformat sollte zumindest nicht im Widerspruch zu den Implikationen stehen und darüber hinaus als Basis für eine Erklärung der Implikationen dienen können. Diese Forderungen erfüllt der folgende Vorschlag, dessen zentrale Annahme im übrigen ist, daß die *semantischen* Valenzdimensionen Arg-Sel und Sort-Sel und die *syntaktischen* Valenzdimensionen Form-Sel und Real-Sel *getrennt repräsentiert* werden müssen, weil sie jeweils verschiedenen Gesetzmäßigkeiten gehorchen. (Zur Frage der Repräsentation von Info-Sel s.u.) Im folgenden werden Form-Sel und Real-Sel zentral sein, da es die sie betreffenden Repräsentationen und Regeln sind, die Zusammenhänge zu Bewegungsprozessen und Komplexitätsbeschränkungen etablieren.

Ich führe das Repräsentationsformat für die syntaktische Valenz an einem Beispiel ein. Die syntaktische Valenz des Verbs *begrüßte* (wie in *weil er ihn begrüßte*) wird durch (4) repräsentiert:

(4) /{N, nom}/{N, akk}

(4) besagt, daß die syntaktische Valenz des Verbs zwei Stellen umfaßt, von denen die eine durch einen Ausdruck mit der Wortart N und dem Kasus Nominativ zu füllen ist, die andere durch einen N-Ausdruck im Akkusativ. – Im Zusammenwirken mit den unten zu erläuternden Regeln für die syntaktische Verarbeitung solcher Valenzrepräsentationen geben die in den zwei Stellen von (4) enthaltenen Merkmalmengen an, welche Forderungen in der Dimension Form-Sel an die betroffenen Verbbegleiter gestellt werden, sowie daß diese Begleiter in der Dimension Real-Sel selektiert werden, also nicht wegläßbar sind.

⁵ (H1) gilt unter Voraussetzung des Ausschlusses von semantisch nicht-kompositionalen Syntagmen (z.B. Phraseologismen), innerhalb derer Form-, Realisierungs- und informationelle Selektionsbeziehungen ohne Argumentselektion vorliegen können.

Bei einem Verb wie *grüßte*, bei dem das Objekt der Form-, aber nicht der Realisierungsselektion unterliegt, wird die syntaktische Valenz durch eine Disjunktion dargestellt:

$$(5) \ / \{N, \text{nom}\} / \{N, \text{akk}\} \vee / \{N, \text{nom}\}$$

Wenn das erste Disjunkt beim Aufbau von syntaktischen Strukturen angewandt wird (s. 1.3.2.1.), muß ein $\{N, \text{akk}\}$ -Verbbegleiter realisiert werden. Bei Anwendung des zweiten Disjunks ist dies nicht der Fall.

Beim dreistelligen *legt* (wie in *weil er das Buch auf den Tisch legt*) kann man zeigen, daß das direktionale Komplement in Real-Sel, aber nicht in Form-Sel selektiert wird. Hierfür ergibt sich die folgende Repräsentation:

$$(6) \ / \{N, \text{nom}\} / \{N, \text{akk}\} / \emptyset$$

Die unten zu erläuternden Regeln bewirken, daß die durch die leere Menge \emptyset gekennzeichnete Stelle durch einen Ausdruck mit beliebigen formalen Eigenschaften gesättigt werden kann, vgl. *weil er das Buch auf den Tisch/neben den Schrank/dorthin legt*.

Daß **weil er das Buch auf dem Tisch/wegen Luise/schnell legt* usw. nicht möglich ist, ergibt sich aus der semantischen Valenz. Diese wird durch einen geeigneten typenlogischen Funktor repräsentiert, genauer: durch die Anzahl sowie die logischen und sortalen Charakteristiken der Argumentstellen dieses Funktors. Der Zusammenhang zur syntaktischen Valenz wird durch eine Koindizierung der syntaktischen Valenzstellen mit den ihnen entsprechenden Argumentstellen in der semantischen Valenzrepräsentation hergestellt:⁶

$$(4') \lambda x^2_{[+bel]} \lambda y^1_{[+bel]} [\text{BEGRÜß} (x) (y)]$$

$$(5') \lambda x^2_{[+bel]} \lambda y^1_{[+bel]} [\text{GRÜß} (x) (y)] \vee \lambda x^1_{[+bel]} [\text{GRÜß}'(x)]$$

$$(6') \lambda x^3_{[+dir]} \lambda y^2_{[+konkr]} \lambda z^1_{[+bel]} [\text{LEG} (x) (y) (z)]$$

Die Superskripte verweisen auf die Stellen der jeweiligen syntaktischen Valenzrepräsentation. $\text{GRÜß}'$ ist ein Prädikat, das durch ein Bedeutungspostulat⁷ als Variante von GRÜß charakterisiert wird. $[+bel]$, $[+konkr]$ und $[+dir]$ symbolisieren sortale Restriktionen. Die Inakzeptabilität von **weil er das Buch auf dem Tisch/wegen Luise/schnell legt* als Variante folgt daraus, daß die Ausdrücke, die hier die dritte Stelle der syntaktischen Valenz von *legt* sättigen, keine möglichen Formulierungen

⁶ Das Tempus wird getrennt repräsentiert, s.u..

⁷ In etwa: $\forall x [\exists y [\text{GRÜß} (y) (x)] \leftrightarrow \text{GRÜß}' (x)]$.

eines Richtungsarguments sind. Ihre Übersetzungen können also nicht ohne Verletzung einer sortalen Restriktion die entsprechende Argumentstelle in der Valenzrepräsentation des Verbs sättigen.

Aus diesem Repräsentationsformat ergeben sich die aus (H1) (vgl. 1.1.) folgenden Implikationen Form-Sel > Arg-Sel und Real-Sel > Arg-Sel, wenn wir annehmen, daß die Koindizierung syntaktischer Valenzstellen mit semantischen Argumentstellen obligatorisch ist.⁸ Darüber hinaus folgt Sort-Sel > Arg-Sel (vgl. ebd.) daraus, daß sortale Restriktionen als Eigenschaften von Argumentstellen repräsentiert werden, vgl. (4')–(6'). Um den sich aus (H1) bzw. (H2) ergebenden Implikationen Info-Sel > Arg-Sel und Real-Sel > Info-Sel Rechnung zu tragen, müßte Info-Sel entsprechend als Eigenschaft syntaktischer Valenzstellen repräsentiert werden. Dies ist mit einigen Fragen verbunden, die ich hier nicht weiter diskutieren kann.

Syntaktische und semantische Valenzrepräsentation bilden Teile der syntaktischen bzw. semantischen *Kategorie* des jeweiligen Ausdrucks. Die syntaktische und semantische Kategorie von *begrüßte* ist (7) bzw. (7'):

(7) {/{N, nom}/{N, akk}, V, ind, prät, sing, 3pers, ..}

(7') $\langle \lambda x^2_{[+bel]} \lambda y^1_{[+bel]} [\text{BEGRÜß}(x)(y)] , \langle \lambda p [\text{PRÄT}(p)] \rangle \rangle$

Die auf die syntaktische Valenzangabe in (7) folgenden Merkmale charakterisieren die Wortart des Ausdrucks, seine morphosyntaktischen Eigenschaften und eventuell noch anderes. Die auf die semantische Valenzangabe in (7') folgende (hier nur eingliedrige) Folge von Funktoren charakterisiert funktionale Bedeutungsbestandteile des Ausdrucks (seine 'funktionale Valenz'), z.B. die Tempusbedeutung, die sich beim Prozeß der Bedeutungskomposition anders verhalten als die semantische Valenz, vgl. 1.3.2. und Jacobs (i. Vorb.).

1.3. Welchen Gesetzen gehorchen Valenzrepräsentationen?

Bei den grammatischen Gesetzen, die für Valenzrepräsentationen gelten, kann man zwei Gruppen unterscheiden:

- Wohlgeformtheitsbedingungen für Valenzrepräsentationen
- Bedingungen für das Verhalten von Valenzrepräsentationen in syntaktisch komplexen Ausdrücken

⁸ Außer im Fall nicht-kompositionaler Konstruktionen, vgl. Anm. 5.

1.3.1. Wohlgeformtheitsbedingungen für Valenzrepräsentationen

Als Beispiel für Wohlgeformtheitsbedingungen möchte ich nur jene Regeln erwähnen, die die Kasuspezifikation von Stellen innerhalb syntaktischer Valenzangaben steuern. Diese Regeln halten für das Deutsche z.B. fest, daß in einer Verbvalenzangabe, die zwei Stellen mit der Wortart N enthält, die zweite einen Akkusativ erhält, wenn bestimmte Randbedingungen erfüllt sind, z.B. die, daß keine Stelle durch einen idiosynkratischen, d.h. bei Diathesen unveränderbaren Kasus belegt ist, vgl. (4)–(6). Eine ausführliche Darstellung dieser Regeln gibt Jacobs 1991a, wo deutlich wird, daß so mancher Kasus, der in der PPT als strukturell bezeichnet wird⁹, tatsächlich ein regelhafter Valenzkasus ist, so der Akkusativ direkter Objekte. Das erklärt einerseits seine Voraussagbarkeit und Produktivität, trägt aber andererseits der Tatsache Rechnung, daß er durch idiosynkratische Valenzkasus 'überschrieben' werden kann (etwa durch den Objektgenitiv bei *bedürfen*), sowie dem Faktum, daß er nicht an eine bestimmte strukturelle Position gebunden ist (z.B. einem Nominal zugewiesen werden kann, das vom Verb durch Serien von Adjunkten getrennt ist). In diesen beiden (und anderen) Punkte unterscheiden sich regelhafte Valenzkasus von echten strukturellen Kasus, wie dem postnominalen Attributsgenitiv im Deutschen.

1.3.2. Bedingungen für das Verhalten von Valenzrepräsentationen in komplexen Ausdrücken

Entsprechend unserer Unterscheidung von syntaktischen und semantischen Valenzrepräsentationen (vgl. 1.2.) unterscheiden wir zwei Klassen von Bedingungen für das Verhalten von Valenzrepräsentationen in syntaktisch komplexen Ausdrücken. Die syntagmatische Verarbeitung *semantischer* Valenzen wird in einem von Jacobs (i. Vorb.) dargestellten System von Bedeutungskompositionsregeln fixiert, das der Idee der 'type-driven translation' folgt, d.h. die Bedeutungsrepräsentationen von Schwesterkonstituenten nach Maßgabe der involvierten logischen Typen festlegt. Je nach Typenkonstellation werden die in der semantischen Kategorie der Teilkonstituenten (vgl. 1.2.) enthaltenen logischen Ausdrücke durch Funktionsapplikation, Funktionskomposition oder logische Durchschnittsbildung miteinander verbunden oder, falls es sich um Repräsentationen funktionaler Bedeutungsaspekte handelt, u.U. zur späteren Auswertung in einem Speicher abgelegt. Hinzu kommen spezielle Bedeutungskompositionsregeln für bestimmte Konstruktionen, etwa ein semantischer Rekonstruktionsmechanismus für Syntag-

⁹ Vgl. z.B. Wegener 1990.

men, die in der unten darzustellenden Weise transformationell erzeugt wurden. Ich kann an dieser Stelle darauf verzichten, diese semantischen Valenzprojektionsregeln genauer darzustellen, da die hier interessierenden Zusammenhänge zwischen Valenz, Bewegung und Komplexitätsstufen durch die Bedingungen der Verarbeitung *s y n t a k t i s c h e r* Valenzen etabliert werden, zu denen ich jetzt komme.

1.3.2.1. Komplementierung, Modifikation, Kopfmerkmalsprinzip

Die in 1.2. angedeutete Interpretation syntaktischer Valenzrepräsentationen wird durch das Schema (S1) fixiert, das *K o m p l e m e n t i e r u n g s s c h e m a* heißt, weil es beschreibt, welche Form Teilbäume von syntaktischen Strukturen haben, in denen eine Konstituente X als Komplement einer Konstituente Y fungiert, in denen also eine Stelle der syntaktischen Valenzangabe von Y durch X gesättigt wird:¹⁰

(S1) Für $1 \leq n$, $0 \leq m$, $1 \leq i \leq n$:

$$\begin{array}{c} \{ /A_1/ \dots /A_{i-1}/A_{i+1}/ \dots /A_n/B_1/ \dots /B_m, M3 \} \\ \quad \quad \quad \swarrow \quad \searrow \\ \{ /A_1/ \dots /A_i/ \dots /A_n, M1 \} \quad \{ B_1/ \dots /B_m, M2 \} \end{array}$$

ist zulässig, wenn $\{ B_1/ \dots /B_m, M2 \}$ der Kategorie A_i subsumiert werden kann.

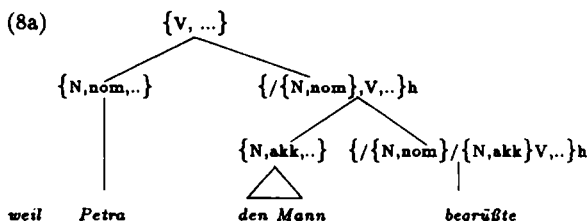
(S1) besagt, daß Bäume, die in das Schema passen, unter der angegebenen Voraussetzung *z u l ä s s i g* sind. Falls in einem zulässigen Baum außerdem das, was im Schema offengelassen wird – so die Wahl von n , m und i in den angegebenen Grenzen und die Instantiierung der für Merkmalskollektionen stehenden Variablen $M1$, $M2$ und $M3$ – in Übereinstimmung mit den einschlägigen grammatischen Prinzipien (s.u.) festgelegt wird, gilt der Baum als *g r a m m a t i s c h w o h l g e f o r m t* und damit als mögliche syntaktische Struktur eines akzeptablen natürlichsprachlichen Ausdrucks.

(S1) läßt also Bäume zu, in denen im Mutterknoten die Valenz des einen Tochterknotens um die Stelle $/A_i$ verringert, diese Stelle also gesättigt wird, wobei weitere Valenzstellen der Tochterknoten vom Mutterknoten in der angegebenen Weise übernommen werden. Bedingung ist, daß der zu sättigenden Valenzstelle die Kategorie der Schwesterkonstituente subsumiert¹¹ werden kann.

¹⁰ Hier und in allen folgenden Regeln ist die Reihenfolge der jeweiligen Teilbäume irrelevant.

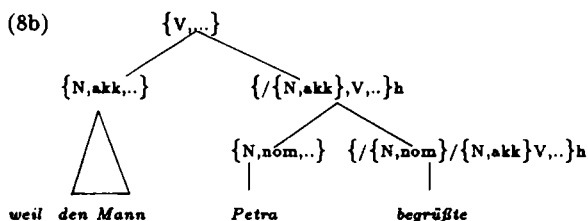
¹¹ D.h. daß A_i eine Teilmenge von $\{ B_1/ \dots /B_m, M2 \}$ sein muß

(S1) läßt z.B. die Bildung des Baums (8a) zu (zur Bedeutung von „h“ s.u.):



Im Teilbaum *den Mann begrüßte* wird die zweite Valenzstelle des Verbs gesättigt, da ihr die Kategorie von *den Mann* subsumiert werden kann. Es bleibt eine freie Nominativ-Valenzstelle, die nach Maßgabe von (S1) nach oben wandert und dann durch *Petra* gesättigt wird.

Da die Auswahl der zu sättigenden Valenzstelle von (S1) offengelassen wird, hätte man auch das Nominativ-Nominal zuerst anbinden können, wie in (8b):



Daß dadurch eine nur bei einer speziellen Fokusplatzierung mögliche Reihenfolge entsteht, wird durch ein eigenes *W o r t s t e l l u n g s m o d u l* erklärt, das die Anordnungsbeschränkungen bei nicht durch die grammatische Funktion festgelegter Konstituentenabfolge durch ein System interagierender Linearisierungsregeln expliziert, vgl. Jacobs 1988.

Modular ausgelagert sind auch andere Mechanismen, die Strukturen wie (8) betreffen, so ein *K o p f i d e n t i f i k a t i o n s m e c h a n i s m u s*, der nach bestimmten Regeln in gegebenen Mengen von Schwesterkonstituenten ein Element als Kopf bestimmt. Z.B. wird als Kopf von *den Mann begrüßte* in (8a) das Finitum identifiziert und als Kopf des ganzen Satzes die Phrase *den Mann begrüßte*, was durch ein „h“ am jeweiligen Knoten symbolisiert wird.

Die Verteilung der Merkmale in diesen Bäumen folgt dem aus der Generalisierten Phrasenstrukturgrammatik (GPSG)¹² bekannten *K o p f m e r k m a l s p r i n z i p*, das fordert, daß in einer komplexen syntaktischen Konstituente Kopfmerkmale genau dann am Mutterknoten auftauchen, wenn sie an dem als Kopf identifizierten Tochterknoten vorhanden sind. *K o p f m e r k m a l e* sind die Wortart und die morphosyntaktischen Merkmale, aber auch ungesättigte Valenzen, s.u.

(S1) beschreibt nur einen Modus der Zusammenfügung von Ausdrücken. Weitere Konstruktionsmuster werden durch andere Schemata erfaßt, so die *M o d i f i k a t i o n* durch (S2):

(S2) $\begin{array}{c} \{M3\} \\ \swarrow \quad \searrow \\ \{M1\} \quad \{M2\} \end{array}$ ist zulässig.

(S2) läßt die Bildung beliebiger binär verzweigender Bäume zu. Wenn diese grammatisch wohlgeformt sein sollen, müssen allerdings wieder die offengelassenen Aspekte, insbesondere die Merkmalskombinationen in den Positionen von M1, M2 und M3, in Übereinstimmung mit den Prinzipien der Grammatik fixiert werden. Als grammatisch wohlgeformt erweist sich damit nach unseren bisherigen Überlegungen z.B. (9a):

(9a) $\begin{array}{c} \{ / \{ N, \text{nom} \} / \{ N, \text{akk} \}, V, \dots \} \\ \swarrow \quad \searrow \\ \{ A, \dots \} \quad \{ / \{ N, \text{nom} \} / \{ N, \text{akk} \}, V, \dots \} h \\ \uparrow \quad \quad \uparrow \\ \text{höflich} \quad \quad \text{begrüßte} \end{array}$

Dagegen wird (9b)

(9b) $\begin{array}{c} * \quad \{ A, \dots \} \\ \swarrow \quad \searrow \\ \{ A, \dots \} \quad \{ / \{ N, \text{nom} \} / \{ N, \text{akk} \}, V, \dots \} h \\ \uparrow \quad \quad \uparrow \\ \text{höflich} \quad \quad \text{begrüßte} \end{array}$

durch das Kopfmerkmalsprinzip ausgeschlossen, da hier ein Kopfmerkmal eines Nicht-Kopfes – die Wortart A(djektiv) – zum Mutterknoten wandert, während Kopfmerkmale des Kopfes – z.B. seine Wortart V – nicht zum Mutterknoten transferiert werden.

¹² Vgl. Gazdar et al. 1985.

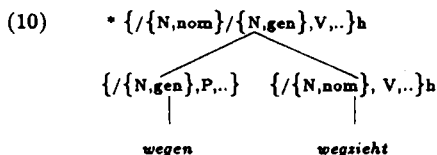
Weitere Einschränkungen des mit (S1) – (S2) verbundenen Potentials der Übergenerierung ergeben sich auf der Ebene der semantischen Repräsentation, nämlich über die Syntax der semantischen Repräsentationssprache und über die sortalen Beschränkungen.

1.3.2.2. Prinzipien des Valenztransfers

Doch auch unter Hinzunahme semantischer Bedingungen tragen die Schemata (S1) – (S2) den Gesetzmäßigkeiten des Valenztransfers – also der Weitergabe von Valenzstellen von hierarchisch niedrigeren zu hierarchisch höheren Knoten – noch nicht vollständig Rechnung. Es werden deshalb im folgenden eine Reihe von Prinzipien des Valenztransfers formuliert, die zusammen mit den eben eingeführten Mechanismen eine Theorie des Valenztransfers bilden, die dann auch auf Bewegungsprozesse angewandt wird. Das wichtigste Prinzip (hier in einer vereinfachten Formulierung, vgl. Jacobs 1991a) wurde schon angedeutet:

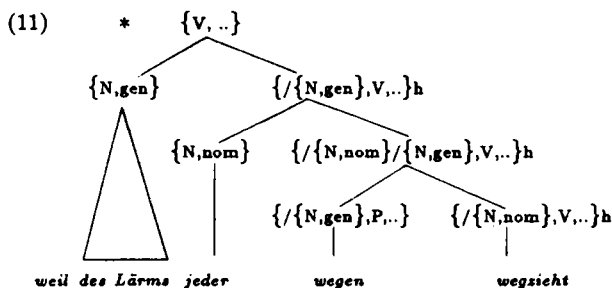
(P1) Valenzstellen einer Konstituente X, die nicht durch eine Schwester von X gesättigt werden, unterliegen dem Kopfmerkmalsprinzip.

(P1) besagt zusammen mit dem Kopfmerkmalsprinzip, daß innerhalb syntaktisch komplexer Ausdrücke eine offene Valenzstelle eines Tochterknotens genau dann zum Mutterknoten wandert, wenn dieser Tochterknoten Kopf ist. Die Bäume (8a), (8b) und (9a) erfüllen (P1), denn der Transfer der offenen Valenzstellen geht immer vom Kopf zum Mutterknoten. Verletzt wird (P1) dagegen im nach (S2) bildbaren Baum (10):

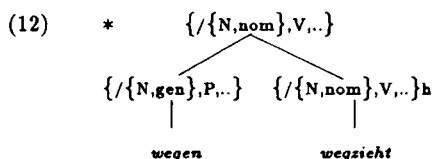


Die Präposition ist nicht Kopf und ihre Kopfmerkmale – also auch ihre offene Valenzstelle – können deshalb nicht nach oben weitergereicht werden.

Da in grammatisch wohlgeformten Strukturbäumen alle Teilbäume grammatisch wohlgeformt sein müssen, erklärt dies die Ungrammatikalität von Strukturen, die (10) als Teilbaum enthalten:



Man fragt sich hier allerdings, wieso der nicht gegen (P1) verstoßende (S2)-Baum (12) ebenfalls nicht möglich ist (vgl. * *weil jeder wegen wegzieht*):



Die Antwort gibt (P2):

(P2) Jede Valenzstelle einer Konstituente X muß durch eine Sättigung im Sinne von (S1) getilgt werden oder zum X unmittelbar dominierenden Knoten transferiert werden.

(P2) fordert letztlich nichts anderes, als daß syntaktische Valenzen irgendwo in der Gesamtstruktur gesättigt werden müssen. Daraus ergibt sich die Ungrammatikalität von (12). Dort wird ja die Genitivvalenz der Präposition weder gesättigt noch transferiert.

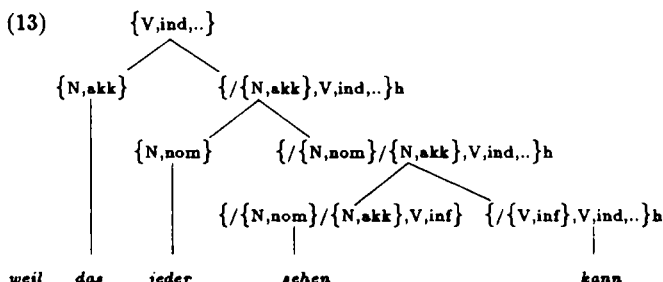
In Jacobs 1991a zeige ich, daß (P1) – (P2), im Gegensatz zu einer naheliegenden Vermutung, zu anderen Resultaten führen als die Kürzungsmechanismen der *K a t e g o r i a l g r a m m a t i k*. Z.B. kann man in der neueren, sog. erweiterten Kategorialgrammatik¹³ ohne weiteres eine Entsprechung zum ungrammatischen Baum (10) generieren.

1.3.2.3. Integrierung bei V-Kompositionen

Besonders wichtig für das folgende sind die Effekte von (P1) – (P2) in Fällen von *V a l e n z k o m p o s i t i o n* (kurz: V-Komposition).

¹³ Vgl. Bach et al. 1988.

V-Komposition liegt vor, wenn bei einer Instantiierung von (S1) die Variable m ungleich 0 ist, wenn also das Komplement selbst eine Valenz hat, die sich dann nach Maßgabe von (S1) am Mutterknoten wiederfindet. Zunächst läßt (P1) in Verbindung mit dem Kopfmerkmalsprinzip erwarten, daß V-Komposition nur dann möglich ist, wenn das Komplement Kopf ist, da sonst ja offene Valenzstellen eines Nicht-Kopfes zum Mutterknoten transferiert würden. Dagegen sprechen jedoch Beispiele, bei denen man aus unabhängigen Gründen V-Kompositionen annehmen möchte, obwohl das Komplement nicht Kopf ist. Um z.B. den Verhältnissen in Konstruktionen Rechnung zu tragen, in denen ein Modal- oder Hilfsverb in Kopfposition ein nicht-finites Verb als Komplement nimmt, liegt die Annahme von Strukturen wie (13) nahe:



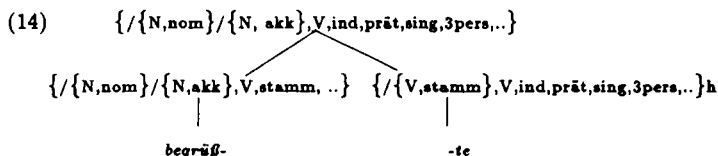
Hier wird die Valenz $/\{N, nom\}/\{N, akk\}$ von *sehen*, das als Komplement von *kann* fungiert (nämlich dessen $/\{V, inf\}$ -Stelle sättigt), nach Maßgabe von (S1) nach oben transferiert. Damit kann man u.a. erklären, wieso *sehen* trotz seiner infiniten Form hier ein Subjekt hat: Durch den Transfer gerät die Subjekt-Valenzstelle in den Einflußbereich der von *kann* hochprojizierten Merkmale, kann also ohne Verletzung der Regel 'Subjekte müssen mit einer finiten Phrase verschwestert sein'¹⁴ gesättigt werden. Wie aus der Forschung über Infinitivkonstruktionen bekannt ist¹⁵, gibt es darüber hinaus eine Reihe weiterer Evidenzen für Verbkomplexbildungen (also V-Komposition von Finitum und Infinitum) wie in (13), z.B. Vorfeldbesetzungen wie *Sehen können will das jeder* oder die Inversion von Subjekt und Objekt. Diese Phänomene setzen im hier angenommenen theoretischen Rahmen wie in dem der PPT Strukturen wie (13) voraus.

¹⁴ Genauer gesagt gilt diese Regel nur für externe Subjekte, vgl. Jacobs 1991a.

¹⁵ Vgl. z.B. Öhlschlager 1989.

Die oben eingeführten Mechanismen können solche Strukturen ohne Zusatzannahmen generieren – vorausgesetzt, der scheinbare Konflikt mit (P1) wird aufgelöst. Er besteht, wie gesagt, darin, daß die offenen Stellen eines Nicht-Kopfes, nämlich des Infinitivs, der die Valenz des Kopfverbs sättigt, nach oben wandern (andernfalls käme es zu einer Verletzung von (P2)).

Ich glaube nun, daß (P1) hier tatsächlich *n i c h t* verletzt ist, und zwar, weil ein Verbkomplex wie in (13) ein Ausdruck ist, in dem Kopfmerkmale auch vom Nicht-Kopf nach oben wandern können. Er ist nämlich *kein syntaktisch komplexer Ausdruck* im für das Kopfmerkmalsprinzip relevanten Sinn, sondern hat diesbezüglich die Eigenschaften eines nicht-lexikalisierten komplexen *W o r t s*, in dem das Kopfverb die Rolle eines Affixes, das Komplement-Verb die des Stamms spielt. Von durch Affigierung entstandenen Wörtern weiß man ja, daß bestimmte Merkmale, insbesondere Valenzmerkmale, auch vom Stamm aus nach oben wandern, können, vgl. (14):



Daß in solchen Affigierungsstrukturen das Kopfmerkmalsprinzip ausgesetzt ist, kann man darauf zurückführen, daß dieses Prinzip nur für syntaktisch komplexe Strukturen gilt. Man könnte aber auch annehmen – mit Di Sciullo/Williams (1987) – daß es innerhalb von Affigierungsstrukturen 'relative Köpfe' gibt, daß dort also für verschiedene Merkmale jeweils unterschiedliche Teilkonstituenten als Kopf fungieren. Welche dieser Lösungen man wählt, ist für das Folgende ohne Belang, wenn wir nur festhalten, daß (P1) und das Kopfmerkmalsprinzip genau dann den Transfer von Nicht-Kopf-Valenzstellen zulassen, wenn es sich um eine Affigierungsstruktur handelt.

Ich nehme nun, wie schon angedeutet, an, daß Strukturen, die Affigierungsstrukturen in wesentlichen Punkten – vor allem in Bezug auf die Aussetzung des Kopfmerkmalsprinzips – ähnlich sind, unter geeigneten Bedingungen (s.u.) durch die Zusammenfügung voller syntaktischer Konstituenten zustandekommen können. Ich spreche in solchen Fällen von der *I n t e g r i e r u n g* einer Konstituente in eine andere. Z.B. ist in (13) *sehen* in *kann* integriert.

Wenn bei V-Komposition das Komplement nicht Kopf ist¹⁶, können also unsere Valenztransferprinzipien nur durch Integrierung des Komplements in den Kopf, also durch die Schaffung einer Quasi-Affigierungsstruktur, eingehalten werden. Daraus ergeben sich eine Reihe von zusätzlichen Beschränkungen für V-Komposition. Allgemein gilt, daß Integrierung voraussetzt, daß die jeweilige Phrase keine Eigenschaften hat, die ihre Interpretation als eine Quasi-Affigierungsstruktur, also als eine Art nicht-lexikalisiertes Wort, stören. Zur Identifikation dieser Eigenschaften kann man auf die Ergebnisse der Satzakkzentlehre zurückgreifen. Dort hat man die Abwesenheit integrierungshemmender Eigenschaften als Bedingung für 'Fokusprojektion' erkannt, also dafür, daß die Fokussierung einer aus mehr als einem Wort bestehenden Konstituente durch einen einzigen Akzent signalisiert werden kann, vgl. Jacobs 1991b. Die dort beschriebenen Bedingungen für Integrierung von X in Y sind die folgenden:

1. X sättigt eine Valenzstelle von Y.
2. Zwischen X und dem Lexem Z in Y, von dem die durch X zu sättigende Valenzstelle stammt, liegt kein anderes Komplement von Z und kein Adjunkt.
3. X steht zu Y nicht im Verhältnis von Topik zu Prädikation.

Um die erste Bedingung brauchen wir uns im folgenden nicht zu kümmern, denn bei V-Komposition ist X immer Komplement von Y. Auch die dritte Bedingung ist in Fällen wie dem obigen immer erfüllt, denn Modal- und Hilfsverben stehen zu ihrem Komplement semantisch nicht in einer Topik-Prädikations-Beziehung, sondern situieren es in möglichen Welten oder in der Zeit, leisten also ähnliches wie modale Modifikatoren. Möglich ist allerdings ein Verstoß gegen die zweite Bedingung:

- (15) a. *weil es tatsächlich [zu regnen scheint]*
 b. **weil es [zu regnen tatsächlich scheint]*

Bei (15a, b) muß man aus Gründen, die analog zu den bei (13) erläuterten sind, annehmen, daß eine V-Komposition von *zu regnen* mit *scheint* bzw. *tatsächlich scheint* nötig ist. In (15b) wird aber das Komplement *zu regnen* von *scheint* durch ein Adjunkt getrennt, eine Integrierung von *zu regnen* in *tatsächlich scheint* ist deshalb nicht möglich. Damit wird der Transfer der Subjektstelle durch (P1) und das Kopfmerkmalsprinzip

¹⁶ Dies ist der bei weitem häufigste Fall von V-Komposition. Die hier umrissene Theorie läßt jedoch auch V-Kompositionen zu, bei denen das Komplement Kopf ist. Daß solche Fälle tatsächlich vorkommen, wird in Jacobs 1991a gezeigt.

verhindert. Weil aber die Position des Subjekts in (15b) einen solchen Transfer voraussetzt, ist dieses Beispiel abweichend.

Auch bei sog. *Kontrollverben* (wie *versuchen*, *versprechen* usw.) kann es zur V-Komposition mit ihren verbalen Komplementen kommen, und auch hier setzt das die Einhaltung der Integrierungsbedingungen voraus:

- (16) a. *weil diese Theorie wohl niemand ernsthaft* [zu verstehen versucht]
 b. ?? *weil diese Theorie wohl* [zu verstehen niemand ernsthaft versucht]

In (16a, b) weist die Stellung des Objekts auf eine V-Komposition von *zu verstehen* mit *versucht* bzw. *niemand ernsthaft versucht* hin.¹⁷ In (16b) wird jedoch die zweite Bedingung für die vorauszusetzende Integrierung verletzt: zwischen *zu verstehen* und *versucht* interveniert ein anderes Komplement und ein Adjunkt.

Eine weitere Gruppe von Verben, bei denen man die Wirkung der Integrierungsbedingungen demonstrieren kann, sind jene mit präpositionalen Komplementen, vgl. (17):

- (17) a. *weil da die Leute wohl* [<sub>/ {N,nom} / {da} mit / {da} rechnen / {N,nom} / {P,mit}]
 b. **weil da die Leute* [mit wohl rechnen]</sub>

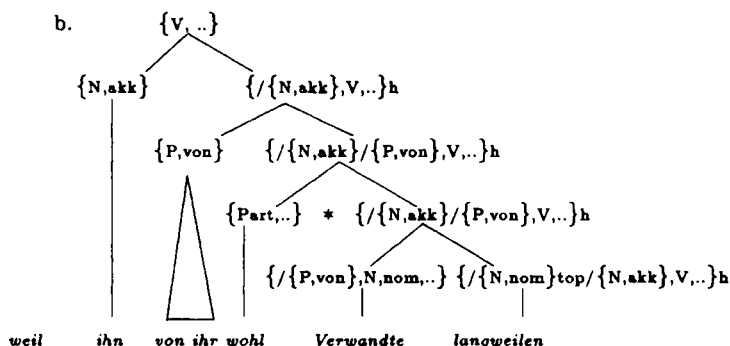
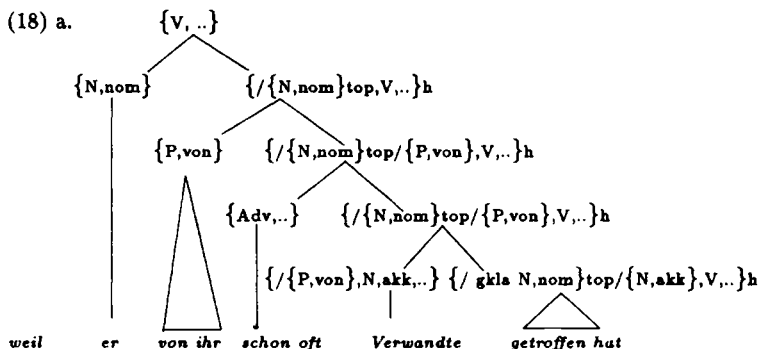
In (17a) wird das Verb mit der Präposition unter Einhaltung der Integrierungsbedingungen v-komponiert: Die Präposition sättigt die /{P, mit}-Stelle des Verbs¹⁸, die verbleibende /{N, nom}-Stelle wird nach oben transferiert und nach Maßgabe von (S1) um die noch ungesättigte /{da}-Stelle des präpositionalen Komplements ergänzt. Die resultierende Valenz /{N, nom} / {da} bleibt durch Anbindung von *wohl* unverändert. Danach wird zunächst die /{N, nom}-, dann die /{da}-Stelle gesättigt, und es ergibt sich die in (17a) beobachtbare Reihenfolge.

In (17b) ist eine entsprechende Komposition der Valenzen von *mit* und *rechnen* nicht möglich, da die Integrierung der Präposition ins Verb durch das intervenierende Adjunkt blockiert wird. Da aber andererseits die Position von *da* in (17b) eine solche V-Komposition voraussetzt, ist (17b) abweichend.

¹⁷ Vgl. auch *Zu verstehen versucht hat diese Theorie noch niemand ernsthaft*.

¹⁸ Mit der GPSG nehme ich an, daß die lexikalische Besetzung der Kopfposition einer Phrase in der Kategorie dieser Phrase als Merkmal fungiert.

Das Wirken der dritten Integrierungsbedingung wird beim Vergleich der folgenden Beispiele deutlich (durch den Zusatz „top“ zu einer Valenzstelle wird angezeigt, daß das entsprechende Komplement Topik ist):



In (18a) wird durch V-Komposition die Valenzstelle $\{/P, von\}$ eines nichttopikalischen Komplements (nämlich eines Thema-Objekts) transferiert. Keine der Bedingungen für die hierfür vorauszusetzende Integrierung ist verletzt. In (18b) müßte zur Erzeugung der vorfindlichen Wortstellung die $\{/P, von\}$ -Stelle des Subjekts per V-Komposition transferiert werden. Da es sich hier aber um ein Topik-Subjekt handelt¹⁹, steht

¹⁹ Außer bei 'ergativen' Ereignis-Verben (wie *ankommen*) sind Subjekte im Deutschen in der Regel topikalisch, wenn es nicht starke kontextuelle oder intonatorische Hinweise auf das Gegenteil (also auf eine 'thetische' Aussage) gibt, wie in der B-Äußerung des folgenden Dialogs:

A: Wo hast du denn das schöne Armband her?

B: Das hat mir Gélda geliehen.

dieser Transfer im Konflikt mit der dritten Integrierungsbedingung, was durch „*“ am entsprechenden Knoten symbolisiert wird. Die Ungrammatikalität dieses Teilbaums vererbt sich auf die ganze Struktur. Entsprechend ist für die meisten Sprecher des Deutschen *weil er von ihr schon oft Verwandte getroffen hat* akzeptabler als *weil ihn von ihr wohl Verwandte langweilen* (vgl. auch das akzeptable *weil ihn wohl Verwandte von ihr langweilen*, wo kein Transfer der /{P, von}-Stelle stattfindet).²⁰

1.3.2.4. Inhomogene Integrierung als markiertes Phänomen

Mehrere der eben als akzeptabel bezeichneten Beispiele für durch Integrierung ermöglichte V-Komposition sind dies nur in bestimmten Dialekten des Deutschen, nicht aber in (formellen Registern) der Standardsprache, z.B. *weil da die Leute wohl mit rechnen* oder *weil er von ihr schon oft Verwandte getroffen hat*. Diese Beispiele unterscheiden sich von Verbkomplexbildungen wie (13) dadurch, daß in ihnen **A u s d r ü c k e v e r s c h i e d e n e r W o r t a r t** zum Zweck der V-Komposition integriert werden, z.B. eine Präposition und ein Verb oder ein Nomen und ein Verb. In solchen Fällen spreche ich von **i n h o m o g e n e r I n t e g r i e r u n g**. Die dialektalen Schwankungen führe ich auf das Gesetz (G1) zurück:

(G1) Inhomogene Integrierung ist markiert.

Vor einer weiteren Diskussion von (G1) müssen wir den Begriff der inhomogenen Integrierung genauer definieren: X wird in Y inhomogen integriert genau dann, wenn X und Y integriert und v-komponiert werden, X und Y verschiedene Wortart haben und Y kein funktionales Element ist. Funktionale Elemente sind (im Deutschen) Modal- und Hilfsverben, der bestimmte und der unbestimmte Artikel und die Konjunktionen *daß* und *ob*. Daß diese Elemente bei der Diagnose inhomogener Integrierung 'nicht zählen', liegt daran, daß sie (insbesondere semantisch) Ähnlichkeiten zu Flexionsaffixen haben. Hinter (G1) steht nämlich, daß Integrierung umso natürlicher ist, je mehr Ähnlichkeit sie zur Flexion aufweist – was sich wiederum aus der Definition der Integrierung als einer Quasiflexion ergibt. Eine der prototypischen Eigenschaften von Flexionsaffixen ist ja bekanntlich, daß sie dieselbe Wortart anzeigen wie der jeweils

²⁰ Es ist allerdings typisch für Verletzungen der dritten Integrierungsbedingungen, daß es starke idiolektale Unterschiede in den Urteilen darüber gibt, in welchem Umfang die Resultate abweichend sind, ja daß sogar häufig ein und derselbe Sprecher in seinen diesbezüglichen Urteilen nicht konsistent ist. Dies liegt z.T. daran, daß die Frage der Anwesenheit einer Topik-Prädikations-Grenze oft nicht unabhängig vom jeweiligen Äußerungskontext entschieden werden kann, vgl. Anm. 19.

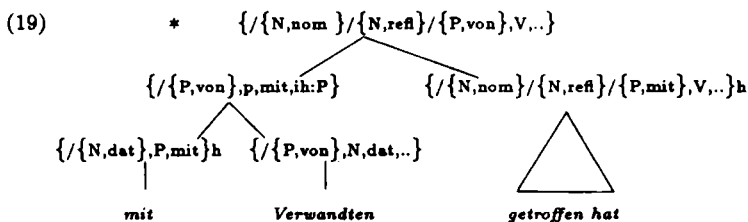
flektierte Ausdruck. Damit weicht eine Integrierung, an der Ausdrücke verschiedener Wortarten beteiligt sind, vom Vorbild Flexion in einem wichtigen Punkt ab – und das ist es, was (G1) als markiert bezeichnet.

Eine Manifestation von (G1) ist, wie gesagt, die starke dialektale Variation in der Akzeptanz inhomogener Integrierung. So ist 'preposition stranding' wie in (17) in der deutschen Standardsprache (aber z.B. auch im Bairischen) nicht möglich.²¹

(G1) hat auch grammatische Auswirkungen. Die gravierendste ist, daß inhomogene Integrierung nicht 'verschachtelt' werden kann, d.h.: wenn eine komplexe Konstituente Resultat inhomogener Integrierung ist, kann weder sie noch irgendein Ausdruck, der sie enthält, in eine andere Konstituente inhomogen integriert werden. Um dies zu präzisieren, nehme ich an, daß Konstituenten, die durch inhomogene Integrierung entstanden sind, durch ein Merkmal *ih:W* gekennzeichnet werden, wobei *W* die Wortart des Kopfes der Konstituente ist. Außerdem nehme ich an, daß das Merkmal *ih:W* 'nach oben' vererbt wird. Das Verschachtelungsverbot kann man dann so formulieren:

(P3) Wenn *X* das Merkmal *ih:W1* und *Y* die Wortart *W2* hat, kann *X* nur dann in *Y* integriert werden, wenn *W1 = W2*.

Z.B. erhält in (19)



die *P*-Phrase das Merkmal *ih:P*, da ein *N* in einen *P*-Kopf zum Zweck der *V*-Komposition integriert wird. Dieses Merkmal blockiert nun nach (P3) eine *V*-Komposition der *P*-Phrase mit *getroffen hat*, da dies eine inhomogene Integrierung eines *ih:P*-Ausdrucks in einen *V*-Ausdruck wäre. Entsprechend ist **weil er sich von ihr im Urlaub mit Verwandten getroffen hat* (im Gegensatz zu *weil er von ihr im Urlaub Verwandte getroffen hat*) in keiner Varietät des Deutschen akzeptabel.

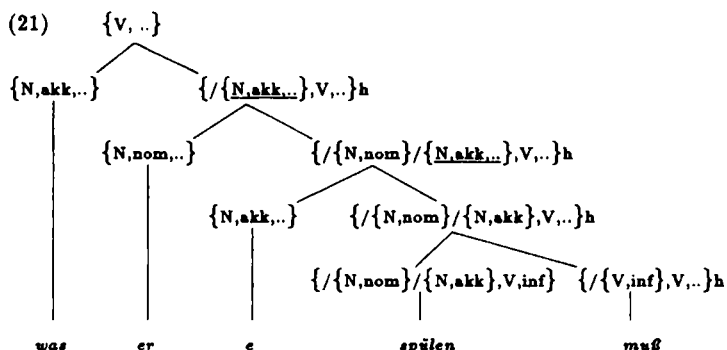
²¹ Man beachte aber, daß die vorher als inakzeptabel bezeichneten Beispiele auch in jenen Lekten zulässig sind, die entsprechende inhomogene Integrierungen prinzipiell zulassen. So ist (17b) in allen Varietäten des Deutschen ausgeschlossen.

2. Bewegung

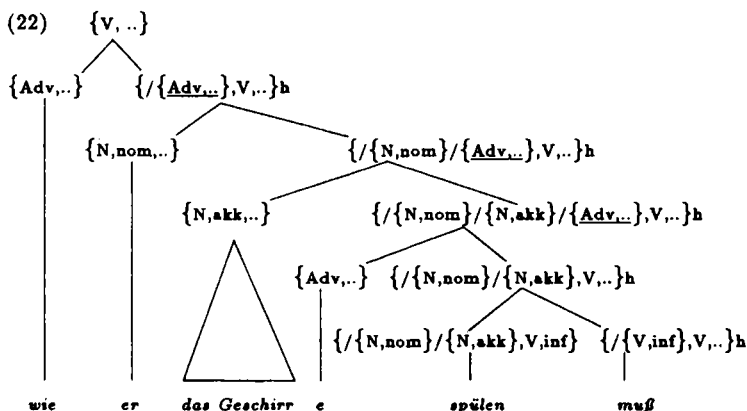
Es gibt weitere Bedingungen für Valenztransfer, die fordern, daß sich Ergebnisse von V-Komposition wie valenzhaltige Wörter verhalten. Z.B. gelten die in 1.3.1. erwähnten Kasusregeln auch für v-komponierte Valenzen. Ich verweise hierzu erneut auf Jacobs 1991a und komme jetzt zu der Frage, was das alles mit Bewegung zu tun hat.

Welche syntaktischen Phänomene sind als Bewegungsprozesse aufzufassen? Bewegung ist im hier angenommenen Rahmen wie in der PPT eine Beziehung zwischen einem Knoten X und einem leeren Knoten Y, der als 'Spur' von X interpretiert wird. Eine solche Beziehung nehme ich – ebenfalls im Prinzip nicht anders als die PPT – genau dann an, wenn X grammatische Eigenschaften hat, die nicht in situ, sondern in der Position von Y zugewiesen oder überprüft werden müssen. Der wesentliche Unterschied zur PPT liegt darin, *w e l c h e* Eigenschaften den Rekurs auf eine Spur erforderlich machen. In vielen Fällen, wo die PPT Bewegung annimmt, um einer Konstituente eine grammatische Funktion oder eine 'Theta-Rolle' zuzuweisen, können wir das in situ tun, nämlich über den in (S1) beschriebenen Mechanismus der Sättigung syntaktischer Valenzstellen, die ja jeweils eine grammatische Funktion definieren, bzw. über die angeschlossenen Mechanismen der Bedeutungskomposition, die eine flexible und differenzierte Analyse der Wege der Argumentselektion (alias Vergabe von 'Theta-Rollen') ermöglichen, vgl. 1.3.2. Phänomene, die wir in diesem Sinne – und im Gegensatz zur PPT – als nicht-transformationell (also 'basisgeneriert') explizieren, sind z.B. 'scrambling' von Voll-NPn, wie in (8b), verschiedene Formen von 'raising', wie in (13) und (16), oder 'preposition stranding' und Attributvoranstellung im Mittelfeld, wie in (17) bzw. (18). Entsprechendes gilt für hier nicht zu diskutierende diathetische Phänomene wie Passiv, die durch Operationen auf Valenzangaben und nachfolgender Valenzapplikation oder -komposition expliziert werden können.

Interessanterweise liegen (zumindest im Deutschen) in all diesen Fällen auch keine anderen Eigenschaften vor, die in der Position einer Spur zu bearbeiten wären. Insbesondere werden bei den fraglichen Formen von 'scrambling' oder 'raising' auch der Skopus und die Einhaltung von Bindungsbeschränkungen in situ festgelegt bzw. überprüft. Das ist dagegen nicht der Fall bei der Füllung des Vorfelds und der Initialposition von Relativsätzen oder W-Fragesätzen. Skopus, Bindung und auch manche Wortstellungsbeschränkungen können dort nicht immer in situ festgelegt bzw. überprüft werden, sondern verweisen auf Mittelfeldpositionen. In diesen Fällen nehme ich deshalb eine Bewegung



In Übereinstimmung mit unseren Valenztransfergesetzen wird die lückenmarkierende Valenzstelle zunächst zur Konstituente *er e spülen muß* hochgereicht und dann durch Anbindung einer Akkusativ-W-Phrase gesättigt. Der 'Landepunkt' von Bewegungen ist also dort, wo die entsprechende Valenzstelle gesättigt wird.²³ Entsprechend kann die Bewegung eines Adjunkts behandelt werden:



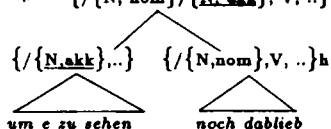
²³ Diese Analyse eingebetteter W-Fragen ignoriert die Probleme, die daraus resultieren, daß satzinitiale W- und Relativ-Pronomina im Standarddeutschen nicht nur Füller von Leerstellen, sondern gleichzeitig Subordinationssignale sind. Eine Möglichkeit, diese zusätzliche Funktion zum Ausdruck zu bringen, bestünde darin, bei ansonsten gleichbleibender Analyse das W-Element als Kopf zu identifizieren und die Merkmale im obersten Knoten entsprechend zu ändern. (Man beachte, daß unsere Valenztransferprinzipien nicht verbieten, daß ein Kopf eine Valenzstelle eines Nicht-Kopfes sättigt.)

Solche Bäume erinnern an die GPSG-Repräsentation von Bewegungen durch Perkolation des Merkmals 'slash'.²⁴ Die empirischen Unterschiede sind aber erheblich. Erstens steht das 'slash'-Merkmal der GPSG in keinerlei Zusammenhang zum Valenztransfer, also zur Projektion von 'Subkategorisierungen' ins Syntagma. Zweitens könnte z.B. eine Entsprechung zu (22) in der GPSG gar nicht erzeugt werden. Und drittens erfaßt die GPSG auch die meisten Beschränkungen für Bewegungen nicht.

2.2. Adjunkt-Insel-Effekte

Damit sind wir beim wichtigsten Stichwort: Was die Behandlung von Bewegung leistet, hängt entscheidend davon ab, was sie **ausschließt**. Ausgeschlossen wird z.B. (23):

(23) * $\{ / \{ N, \text{nom} \} / \{ N, \text{akk} \}, V, \dots \}$

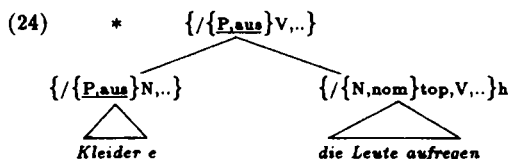


Die die Objektlücke markierende Valenzstelle kann wegen (P1) nicht transferiert werden: Die Um-Zu-Phrase ist ein Adjunkt, und nach (P1) können aus Adjunkten heraus keine Valenzstellen transferiert werden, vgl. 1.3.2.2. Das erklärt die Inakzeptabilität von **wen er um e zu sehen noch dablief*. Allgemeiner: Aus der vorgeschlagenen Bewegungstheorie folgen die bekannten **A d j u n k t - I n s e l - E f f e k t e** ohne zusätzliche Annahmen.

2.3. Insel-Effekte bei Subjekten und anderen Komplementen

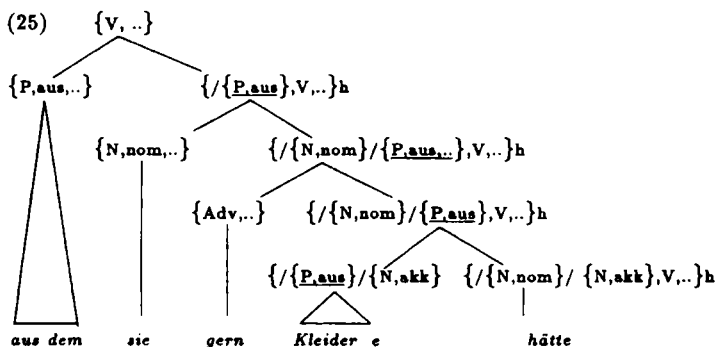
Auch die ebenso bekannte **S u b j e k t - B e d i n g u n g** ergibt sich 'von selbst'. Daß man aus Subjekten nichts herausbewegen kann, erweist sich als Spezialfall jener Beschränkungen, die der V-Komposition durch den Zwang zur Integrierung auferlegt werden, der sich wiederum aus (P1) und der Aussetzung des Kopfmerkmalsprinzips in Affigierungsstrukturen ergibt, vgl. 1.3.2.3. So verstößt (24) gegen zwei Integrierungsbedingungen:

²⁴ Vgl. Gazdar et al. 1985, Kap. 7.



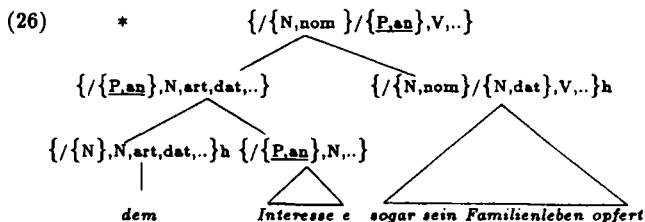
Die das leere präpositionale Attribut markierende Valenzstelle kann nicht nach oben wandern, weil die zur Einhaltung von (P1) erforderliche Integration an der Intervention eines Komplements und einer Topik-Prädikations-Grenze scheitert, vgl. ??*ein Stoff, aus dem Kleider die Leute aufregen*.

Aufgrund genau derselben Prinzipien und ohne zusätzliche Stipulationen ergibt sich, daß in anderen strukturellen Positionen nominale Komplemente keine Bewegungssinseln sind.



Im Teilbaum über *Kleider e hätte* findet in (25) unter Einhaltung aller dafür geltenden Bedingungen inhomogene Integration statt, vgl. *ein Stoff, aus dem sie gern Kleider hätte*.

Die Subjekt-Bedingung ist, wie gesagt, aus der Sicht dieser Theorie nur eine der Restriktionen, die sich aus dem Druck zur Integration bei V-Komposition ergeben. Eine andere Konsequenz aus diesem Integrationsdruck ist die Behinderung der Bewegung aus indirekten Objekten:



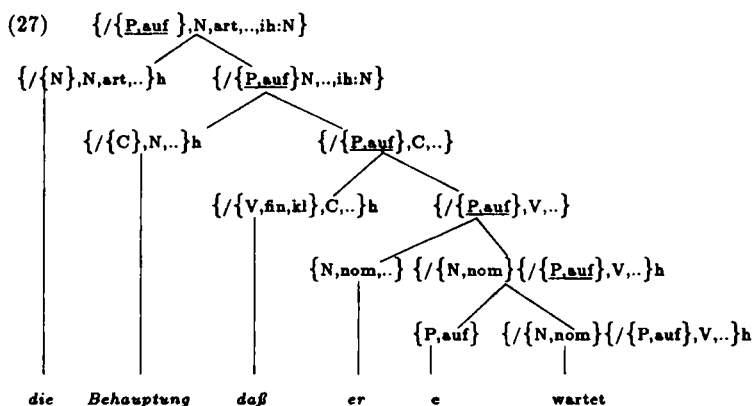
Die Valenzstelle, die die Spur des präpositionalen Nominalattributs markiert, wird zunächst in Übereinstimmung mit allen Valenztransferprinzipien an die ganze Nominalphrase weitergereicht (die nach der hier gewählten Analyse eine Nominalphrase vom speziellen Typ der Artikelphrasen ist, da der Artikel als Kopf interpretiert wird).²⁵ Diese Nominalphrase kann nun aber nicht in die V-Phrase integriert werden, da sie von deren Kopf durch das direkte Objekt und ein Adjunkt getrennt wird. Entsprechend ist der weitere Transfer der lückenmarkierende Valenzstelle behindert, vgl. *??ein Thema, an dem er dem Interesse sogar sein Familienleben opfert*.

Unsere Theorie erfaßt also im Gegensatz zur PPT Insel-Effekte ohne einen Begriff wie 'Barriere' oder 'Grenzknoten' per definitionem einzuführen. Wann eine Konstituentengrenze eine 'Barriere' für Bewegungen ist – und insbesondere, daß dies von ihrer strukturellen Position abhängt – folgt vielmehr aus unabhängig motivierten Prinzipien des Valenztransfers und der Annahme, daß Bewegungsprozesse diesen Prinzipien gehorchen.

2.4. Der Inselstatus komplexer Nominalphrasen

Zu ergänzen ist, daß die Phänomene, die unter dem Etikett 'complex NP constraint' diskutiert wurden, sich aus verschiedenen Prinzipien ergeben. Daß man z.B. im Deutschen aus Relativsätzen nichts extrahieren darf, folgt schon aus (P1), weil deutsche Relativsätze Adjunkte sind. Daß außerdem auch attributive Komplementsätze Inseln sind, ist im wesentlichen ein Resultat von (P3), also des Verbots der Verschachtelung inhomogener Integrierung („kl" bedeutet: 'Kopf in Letztstellung'):

²⁵ In Übereinstimmung mit einer alten Tradition der Analyse von Nominalphrasen (vgl. z.B. kategorialgrammatische Strukturierungen von Nominalphrasen).



Die Valenzstelle, die die leere Präpositionalobjektposition markiert, wird über inhomogene Integrierung des Attributsatzes in das Kernnomen nach oben transferiert, in Übereinstimmung mit (P1) – (P3). Eine weiterer Transfer dieser Valenzstelle zu einer Verbalphrase wird nun aber durch (P3) unterbunden, weil dies mit einer inhomogenen Integrierung einer *ih:N* Konstituente in eine V-Konstituente verbunden wäre, vgl. **worauf er die Behauptung aufgestellt hat, daß er e wartet* (vs. *worauf er behauptet, daß er e wartet*).

3. Wo bleibt die Komplexitätstheorie?

Andere Bewegungsbeschränkungen, wie sie in (28) und (29) wirksam sind,

(28) **Aufp* hat er *ep* den Bus gewartet.

(29) ?? *Wen_N* glaubt er nicht, daß *Gerda_{en}* heiratet?

ergeben sich aus Prinzipien für den Transfer von Valenzstellen, die den Kopf einer Phrase markieren (in (28) den Kopf einer P-Phrase) bzw. aus semantischen Beschränkungen für V-Komposition. Ich verweise hierfür wieder auf Jacobs 1991a und komme jetzt zu einer ganz anderen Frage, nämlich zu der nach *B e s c h r ä n k u n g e n* für die *K o m p l e x i t ä t* von Satzkonstituenten. Man wird bemerkt haben, daß die lexikalisch zugeordneten Valenzen, von denen ich ausgehe, nicht fordern, daß ihre Stellen durch Ausdrücke einer bestimmten Komplexitätsstufe zu sättigen sind. Die Valenzstellen haben die Form *{/N, ..}*, *{/V, ..}* usw., was zur Folge hat, daß sie durch beliebig komplexe Ausdrücke der jeweiligen Wortart gesättigt werden können, wenn dies nicht anderen Prinzipien der Grammatik widerspricht. Damit

vermeiden wir zunächst Redundanz, denn alle relevanten Beschränkungen für die Komplexitätsstufe möglicher Komplemente ergeben sich aus syntaktischen Prinzipien, eine entsprechende Festlegung im Lexikon wäre deshalb einfach überflüssig.²⁶

Ich gehe aber noch weiter und behaupte, daß die gerade erwähnten syntaktischen Prinzipien, die Komplexitätsstufenrestriktionen zur Folge haben – also z.B. bewirken, daß eine bestimmte strukturelle Position durch einen komplexen Ausdruck einer bestimmten Kategorie, aber nicht durch den lexikalischen Kopf dieses Ausdrucks gefüllt werden kann – nicht Bestandteil einer eigenen Komplexitätstheorie sind. Sie gehören vielmehr anderen, unabhängig benötigten Modulen an, in denen von Komplexität per se gar nicht die Rede ist. Insbesondere handelt es sich um Valenztransferprinzipien. Eine Komplexitätstheorie sui generis gibt es also nicht.

Genauer gesagt behaupte ich, daß die zur Festlegung der 'richtigen' Komplexitätsstufe von Satzkonstituenten benötigten grammatischen Prinzipien nicht explizit auf Komplexitätsstufen Bezug nehmen. Allgemeiner vermute ich, daß es überhaupt keine zentralen grammatischen Prinzipien gibt, die darauf angewiesen sind, daß in der syntaktischen Kategorie von Ausdrücken systematisch die Komplexität dieser Ausdrücke festgehalten wird, etwa in Form eines zur Wortangabe hinzukommenden Merkmals, das Komplexitätsstufen in Form natürlicher Zahlen spezifiziert (also z.B. bei V-Ausdrücken die Stufen 0, 1, 2 usw. unterscheidet). Ich nehme also an, daß die systematische kategoriale Identifizierung von 'bar-levels' im Sinne der X-bar-Theorie für den Prinzipienteil der Grammatik überflüssig ist, weil grammatische Prinzipien solche 'bar-levels' ignorieren. Tatsächlich war in der oben umrissenen Theorie nicht nur in den lexikalisch zugeordneten Valenzen (s.o.), sondern auch überall sonst von 'bar-levels' keine Rede. Außerdem gibt es unter unseren Prinzipien keine Pendants zu jenen Axiomen der X-bar-Theorie, die sich auf 'bar-levels' beziehen, nämlich zu a. – d. (nach Kornai/Pullum 1990, wobei die Aussagen auf die D-Struktur zu beziehen sind und die 'bar-levels' durch numerale Superskripte notiert werden).²⁷

²⁶ Im Gegensatz dazu wird in der in der PPT üblichen Notation für Subkategorisierungsrahmen die Komplexitätsstufe der jeweiligen Komplemente lexikalisch fixiert, obwohl es zu den zentralen Annahmen dieses Grammatikmodells gehört, daß Komplexitätsstufen durch syntaktische Prinzipien, nämlich solche der X-bar-Theorie, geregelt werden. Z.B. gibt Radford (1988) für *give* den folgenden Subkategorisierungsrahmen an (vgl. ebd. 349):
[– NP [PP...to...]] .

²⁷ Der in c. und d. verwendete Begriff 'maximaler Projektion' ist in Termini von

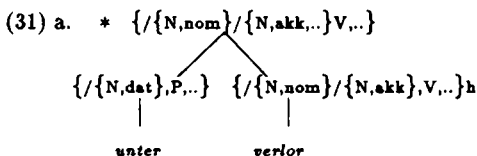
- a. **Sukzession**: Jedes X^{n+1} dominiert ein X^n (für $n \geq 0$).
- b. **Uniformität**: Alle maximalen Projektionen haben denselben 'bar-level'.
- c. **Maximalität**: Alle Nicht-Köpfe sind maximale Projektionen.
- d. **Zentralität**: Das Startsymbol ist eine maximale Projektion.

Verlieren wir irgendetwas dadurch, daß unsere Theorie keine Entsprechungen zu a. – d. enthält? Ich möchte diese Frage hier für das Prinzip c., also für das **Maximalitätsprinzip**, diskutieren und zeigen, daß und wie unsere unabhängig gerechtfertigten Valenztransfermechanismen sicherstellen, daß Nicht-Köpfe die 'richtige' Komplexität haben, und damit nicht nur die zusätzliche Stipulation einer Entsprechung zum Maximalitätsprinzip überflüssig machen, sondern darüber hinaus auch Probleme vermeiden, die mit der Annahme dieses Prinzips verbunden sind.

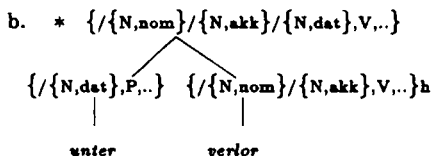
Daß (30b),

- (30) a. *unter dem Apfelbaum verlor*
- b. **unter verlor*

wo die Adjunkt-Position durch eine Präposition gefüllt ist – also durch einen Ausdruck, der in Termini der X-bar-Theorie eine nicht-maximale Projektion ist – tatsächlich keine akzeptable Verbalphrase ist, wird in unserem Rahmen durch (P1), (P2) und das Kopfmerkmalsprinzip, also ohne jede Bezugnahme auf 'bar-levels' und insbesondere ohne das Maximalitätsprinzip, erklärt. Es läßt sich mit den Strukturbildungsschemata (S1) und (S2) keine mit der lexikalischen Kategorie der beiden involvierten Wörter kompatible Struktur für (30b) aufbauen, die nicht gegen mindestens eines dieser Prinzipien verstieße, vgl. z.B. (31a, b):



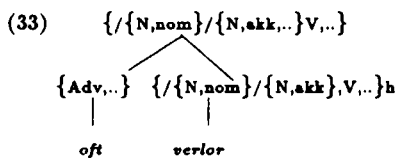
'bar-levels' definiert, nämlich als Phrase mit dem für die jeweilige Wortart maximal möglichen 'bar-level'.



(31a) verstößt gegen (P2), weil die Valenz des Adjunkts weder gesättigt noch transferiert wird (vgl. **weil er seine Brieftasche unter verlor*). (31b) verstößt gegen die Konjunktion aus (P1) und dem Kopfmerkmalsprinzip, weil eine ungesättigte Valenz eines Nicht-Kopfes nach oben weitergereicht wird (vgl. **weil er seine Brieftasche dem Apfelbaum unter verlor*).

Dieselben Prinzipien erlauben dagegen sofort die Konstruktion einer grammatischen Struktur für (32) (vgl. *weil er seine Geduld oft verlor*):

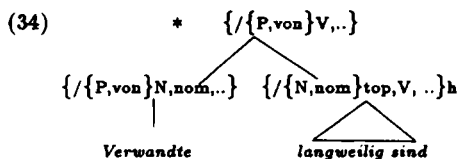
(32) *oft verlor*



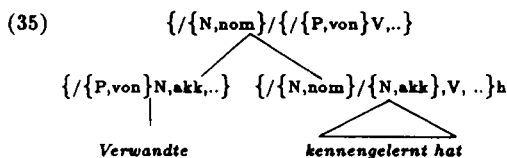
Daß es hier zu keiner Verletzung von (P1) oder (P2) kommt, ist darauf zurückzuführen, daß das Adjunkt hier keine syntaktische Valenz hat. In der Komplexitätsstufe unterscheiden sich (30b) und (32) dagegen überhaupt nicht: In beiden Fällen ist das Adjunkt jeweils ein nicht-komplexer Ausdruck. Ein Vertreter des Maximalitätsprinzips müßte dies natürlich bestreiten und behaupten, daß in (32), im Gegensatz zu (30), das Adjunkt eine maximale Projektion sei, eine Annahme, für die es keine vom Maximalitätsprinzip unabhängige Evidenz gibt.²⁸

Entsprechendes läßt sich für Nicht-Köpfe in Komplementfunktion zeigen. Es sind die Valenztransferprinzipien, die bestimmen, wie komplex solche Konstituenten sein können. So sagen uns diese Prinzipien, daß die folgende Form der Sättigung einer Valenzstelle

²⁸ Man erinnerte sich hierbei auch daran, daß *oft* durch *sehr* und andere Modifikatoren erweitert werden kann.



ungrammatisch ist, da der Transfer der Valenz des Subjekts nach oben gegen (P1) & Kopfmerkmalsprinzip verstößt (vgl. ?? *weil von ihm Verwandte langweilig sind*). Dieselben Prinzipien erlauben, wie wir gesehen haben, den Einbau von Ausdrücken mit ungesättigter Valenz in andere Komplementpositionen, nämlich in solche, die integrierbar sind (vgl. *weil er von ihr noch nie Verwandte kennengelernt hat*):



Das Maximalitätsprinzip kann nicht erklären, wieso ein und derselbe nichtkomplexe Ausdruck in manchen Komplementpositionen möglich, in anderen Komplementpositionen nicht möglich ist. Deshalb würde man in der PPT für beide Fälle – wiederum ohne unabhängige Evidenz – Maximalität annehmen und die Erklärung des Unterschieds in ein anderes Modul verlagern, nämlich in die Begrenzungstheorie (was voraussetzt, daß man das fehlende präpositionale Attribut durch einen leeren Knoten repräsentiert). Wir benötigen zur Erklärung dieser Zusammenhänge weder das Maximalitätsprinzip noch den Rekurs auf ein eigenes Begrenzungsmodul.

Ein anderer willkommener Effekt unseres Verzichts auf die Festschreibung bestimmter 'bar-levels' für Komplemente ist, daß sich damit ohne zusätzliche Annahmen eine natürliche Erklärung für jene multiplen syntaktischen Strukturierungsoptionen von Infinitivkonstruktionen ergibt, die in der PPT-Literatur unter dem Stichwort 'Reanalyse' diskutiert wurden.²⁹ Sätzen wie (36)

(36) *weil man schon etwas verstehen können sollte*

müssen mehrere verschiedene Strukturen zugeordnet werden,

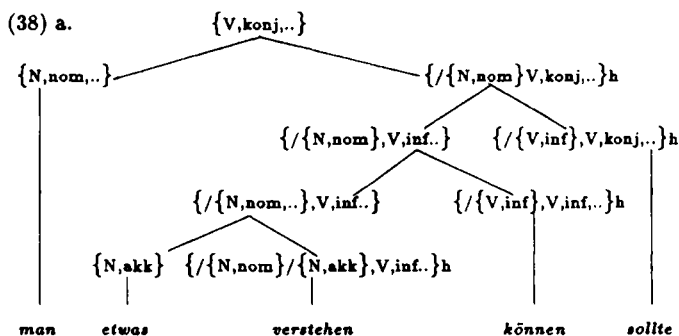
²⁹ Vgl. von Stechow/Sternefeld 1988, Kap. 12.

- a. *man schon* [[*etwas verstehen*] *können*] *sollte*
- b. *man schon* [[*etwas* [*verstehen können*]] *sollte*]

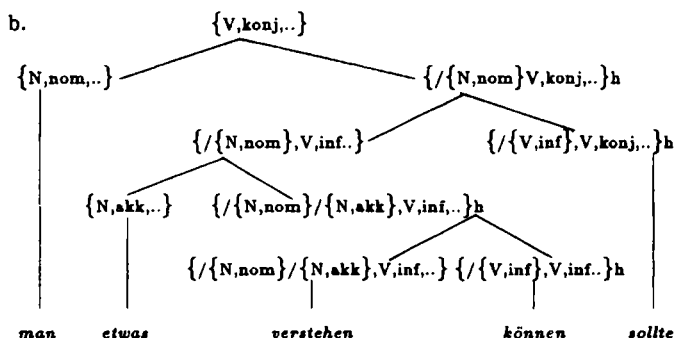
wie man u.a. durch Betrachtung von Vorfeldbesetzungsmöglichkeiten erkennt:

- (37) a. *Etwas verstehen sollte man schon können.*
 b. *Verstehen können sollte man schon etwas.*

In der PPT hat man, um das zu erreichen, angenommen, daß Strukturen wie (36b) transformationell aus solchen wie (36a) erzeugt werden, nicht zuletzt, weil das Maximalitätsprinzip etwas wie (36b) als D-Struktur nicht zuläßt. Dies ist mit einer Fülle von Problemen verbunden. Insbesondere ist unklar, warum solche 'Reanalysen' überhaupt stattfinden.³⁰ Unsere Theorie gibt auf diese Frage eine einfache Antwort. Daß sie Entsprechungen sowohl zu (36a) als auch zu (36b) 'basisgeneriert', ergibt sich ohne zusätzliche Stipulationen aus den bisher eingeführten grammatischen Mechanismen, was insbesondere unserem unabhängig motivierten Verzicht auf die Fixierung von 'bar-levels' in lexikalischen Valenzen oder syntaktischen Prinzipien zu verdanken ist:



³⁰ Darüber hinaus zerstören die fraglichen Reanalyse-Transformationen bereits aufgebaute Strukturen und stehen in Konflikt mit grammatischen Prinzipien, z.B. mit dem Projektionsprinzip (jedenfalls bei einer naheliegenden Interpretation desselben). Einige dieser Schwierigkeiten kann man vermeiden, wenn man annimmt, daß Entsprechungen zu (36b) durch 'scrambling'-Transformationen erzeugt werden, wie in (i),
 (i) *man schon* [*etwas* [*e verstehen können*]] *sollte*
 aber damit handelt man sich wieder andere Probleme ein, die aus der unklaren Natur von 'scrambling'-Transformationen resultieren, vgl. von Stechow/Sternefeld 1988, 12.6.



Die beiden Möglichkeiten der Komplementierung von *können* ergeben sich daraus, daß sich sowohl die Kategorie von *etwas verstehen* als auch die von *verstehen* der Valenz $\{/V, \text{inf}\}$ subsumieren läßt, vgl. (S1). Darüber hinaus sind alle Teilbäume von (38a, b) grammatisch wohlgeformt. Insbesondere verstößt die Nicht-Komplexität des Komplements von *können* in (38b) gegen keines unserer Prinzipien, da wir ja keine bestimmte Komplexitätsstufe für Komplemente fordern.

Das Fehlen einer Entsprechung zum Maximalitätsprinzip in unserer Theorie hat also keine negativen Konsequenzen und befreit uns darüber hinaus von dem Zwang, für bestimmte Phänomene problematische Analysen annehmen zu müssen. Dort, wo das Maximalitätsprinzip richtige Voraussagen macht (wie bei (30a, b)), folgen entsprechende Restriktionen aus den Valenztransferprinzipien.³¹

Wenn das angedeutete Programm eines völligen Verzichts auf 'bar-levels' in der Grammatik plausibel gemacht werden soll, müßte nun auch für die anderen oben genannten Axiome der X-bar-Theorie gezeigt werden, daß sie ohne negative Konsequenzen gestrichen werden können. Dies kann hier nicht geschehen. Ich möchte jedoch auf die Erörterung die-

³¹ Nicht ausgeschlossen werden durch unsere Prinzipien Wortfolgen wie (i):

(i) *Mann beißt Hund*

Dies scheint mir aber ein willkommenes Resultat zu sein. Ob nominale Phrasen einen Artikel enthalten müssen oder nicht, oder ob verbale Syntagmen ein Hilfsverb enthalten müssen oder nicht, allgemeiner also die Frage der An- oder Abwesenheit von funktionalen Elementen in Konstituenten bestimmter Wortart, ist z.T. eine Sache stilistischer oder pragmatischer Festlegungen, z.T. Ergebnis der Grammatikalisierung solcher Festlegungen. Die universalen Prinzipien der Syntax lassen diese Frage völlig offen. (Im übrigen schließt auch die X-bar-Theorie Fälle wie (i) nicht aus, jedenfalls nicht, wenn man von der heute gängigen DP-Analyse ausgeht, siehe den Beitrag von H. Haider in diesem Band.)

ser Prinzipien durch Kornai und Pullum (1990) verweisen, die zeigen, daß Sukzession, Uniformität und Zentralität zum Teil in trivialer Weise, zum Teil nur um den Preis der Ignorierung bestimmter Fakten erfüllt werden können, weshalb selbst viele PPT-Theoretiker diese Prinzipien stillschweigend ignorieren.

4. Zusammenfassung

Ich habe plausibel zu machen versucht, daß bei einer adäquaten Formulierung jener Gesetze der Valenztheorie, die den Transfer syntaktischer Valenzstellen in komplexen Strukturen regeln, erhebliche Vereinfachungen der Gesamtgrammatik möglich sind, da diese Gesetze Phänomene erklären, die nach einer weit verbreiteten Auffassung die Formulierung eigener grammatischer Prinzipien erforderlich machen, nämlich von Prinzipien, die Bewegungsprozesse und Komplexitätsstufen beschränken. Diese Möglichkeit einer valenztheoretischen Aufhebung wesentlicher Teile dessen, was die PPT in der 'bounding theory' und in der X-bar-Theorie zu erfassen versucht, bestätigt jene Tradition der europäischen Grammatikforschung, die dem Begriff der Valenz einen zentralen Stellenwert zuordnet, geht aber über sie insofern hinaus, als Gesetze des syntaktischen *T r a n s f e r s* von Valenz in dieser Tradition weitgehend unbeachtet blieben.

Literatur

- Bach, E./Oehrle, R./Wheeler, D. (1988): *Categorial grammar and natural language*. Dordrecht.
- Chomsky, N. (1981): *Lectures on government and binding*. Dordrecht.
- Chomsky, N. (1986): *Barriers*. Cambridge/Mass.
- Di Sciullo, A./Williams, E. (1987): *On the definition of word*. Cambridge/Mass.
- Gazdar, G./Klein, E./Pullum, G./Sag, I. (1985): *Generalized Phrase Structure Grammar*. Oxford.
- Heringer, H.J. (1986): The verb and its semantic power: association as a basis for valence theory. In: *Journal of Semantics* 4, H. 2, S. 79-99.
- Jacobs, J. (1988): Probleme der freien Wortstellung im Deutschen. In: *S & P Arbeitsberichte* Nr. 5, S. 8-37.
- Jacobs, J. (1990): *Was ist Valenz?* Typoskript. Wuppertal (Erscheint)

- Jacobs, J. (1991a): *Bewegung als Valenztransfer*. Wuppertal. (Arbeitspapier Nr. 1 des SFB „Theorie des Lexikons“). Erscheint in überarbeiteter Fassung in den *Linguistischen Berichten*.
- Jacobs, J. (1991b): *Focus ambiguities*. In: *Journal of Semantics* 8, H. 1, S. 1-36.
- Jacobs, J. (i. Vorb.) *Wege der Valenz*.
- Kornai, A./Pullum, G. (1990): *The X-bar theory of phrase structure*. In: *Language* 66, H. 1, S. 24-50.
- Öhlschläger, G. (1989): *Zur Syntax und Semantik der Modalverben im Deutschen*. Tübingen.
- Radford, A. (1988): *Transformational Grammar. A first course*. Cambridge.
- v. Stechow, A./Sternefeld, W. (1988): *Bausteine syntaktischen Wissens*. Opladen.
- Wegener, H. (1990): *Komplemente in der Dependenzgrammatik und in der Rektions- und Bindungstheorie. Die Verwendung der Kasus im Deutschen*. In: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 18, S. 150-184.

Funktional-grammatischer Aufbau des Verb-Systems im Deutschen¹

1. Ausgangspunkte der Analyse

Ich möchte einige Überlegungen zur inneren Struktur und Funktionalität des Verb-Systems im Deutschen vorstellen, wie sie sich aus der Sicht einer funktional-pragmatischen Grammatiktheorie entwickeln lassen. Dabei beschränke ich mich auf die morpho-syntaktische Seite des Verb-Systems. Untersuchungen unter semantischen Gesichtspunkten ließen sich im Wechselverhältnis dazu diskutieren.²

In der funktional-pragmatischen Grammatik werden die unterschiedlichen sprachlichen Formen als je eigene Ausdrucksmittel berücksichtigt und auf ihre Funktion beim sprachlichen Handeln hin prozedural analysiert. Dieses Ausgehen von der sprachlichen Form führt hinsichtlich des Verb-Systems zur Trennung zwischen Morphologie und Syntax, d.h. im besonderen zur klaren Scheidung von Finitum und Infinitum. Daraus ergeben sich vier Aussagen über die innere Struktur der Prädikation im Deutschen, die ich im weiteren ausführen möchte.

- (a) Typologisch ist das Deutsche durch eine weitgehende Zweiteiligkeit der Prädikation gekennzeichnet.
- (b) Satzsyntaktisch und, mit Drach (1937) argumentierend, prosodisch schlägt sich dies in der bekannten „Satz- oder Verbklammer“ des Deutschen nieder. Weinrich (1986) spricht deshalb typologisierend von der „Klammersprache Deutsch“.
- (c) Verbsyntaktisch lassen sich – ausgehend vom Finitum – vier verbale Prädikations-Typen des Deutschen differenzieren. Sie sind als Konkretisierung einer einheitlichen Prädikationsstruktur, bestehend aus (elementarem) Prädikat (Finitum) und einer Neutralisationsform, darzustellen. Verbergänzungen erfahren relativ dazu eine differente Form- und Funktionsanalyse. Die Vollverb-Hilfsverb-Dichotomie wird revidiert.
- (d) Morphologisch reduziert sich das Verbparadigma auf sogenannte „synthetische“, also wirklich finite Formen, wobei die innere Struktur prozedural neu bestimmt wird.

¹ Ich danke den Diskutanten auf der IdS-Jahrestagung 1991, die mich zu einigen Präzisierungen in Kap. 6 angeregt haben.

² Ein umfassender Vorschlag dazu liegt in Ballmer/Brennenstuhl 1986 vor.

Diese Aussagen will ich nun schrittweise – von der Verbmorphologie (d) ausgehend – entfalten und die möglicherweise etwas ungewohnte Sichtweise auf das deutsche Verb-System in ersten Konsequenzen darzulegen versuchen.

2. Verb-Morphologie: Systematik der „synthetischen“ Formen

Grundlage für eine funktional-pragmatische Grammatik ist die Differenzierung von sprachlichen Mitteln nach ihrer Zugehörigkeit zu den Feldern einer Sprache im Sinne von Bühler (1934). Gemäß ihrer elementaren Funktionalität lassen sich – nach allen bisherigen Beobachtungen universal – fünf Felder differenzieren (Ehlich 1986):

1. das *S y m b o l f e l d* mit den nennenden Prozeduren zur sprachlichen Benennung (Versprachlichung) der Wirklichkeit;
2. das *Z e i g f e l d* mit den deiktischen Prozeduren zur Neufokussierung der Höreraufmerksamkeit zwecks gemeinsamer Orientierung;
3. das *O p e r a t i o n s f e l d* mit den operativen Prozeduren zur Bearbeitung propositionaler Teile;
4. das *L e n k f e l d* mit den expeditiven Prozeduren zum unmittelbaren Eingriff in das hörerseitige Handeln („direkter Draht“);
5. das *M a l f e l d* mit den expressiven Prozeduren zur Kommunikation von Expressionen.

Im Verhältnis zur traditionellen Anlage des deutschen Verbparadigmas sind die Flexionsformen auf diesem Hintergrund nicht nach der vielfältig kritisierten Kategorie der „Person“ zu strukturieren, sondern nach der prozeduralen Opposition von Deixis und (operativer) Phorik (*er, sie, es; sie*).³

Anknüpfend an die Beobachtungen von Richter (1982) zur Obligatorik des [e] vor der sogenannten „Personalendung“, differenziere ich im Formenbestand zwischen einem phonetisch-phonologisch bedingten Schwa (/ə/) und einem Morphem *e* (realisiert als /e/ oder /ə/) zur „Modus“-Kennzeichnung.⁴

³ Sie wurde als Differenz beschrieben bei Benveniste (1966), als prozedurale Opposition begriffen bei Ehlich (1979).

⁴ Dies entspricht auch der Behandlung diachroner Flexionsentwicklungen in der natürlichen Morphologie, beispielsweise bezogen auf *haben* bei Ronneberger-Sibold (1988): Im Mittelhochdeutschen bestand ein suppletives Verhältnis zwischen der indikativischen Kurzform und der konjunktivi-

Daraus resultiert ein klarer Formaufbau des deutschen Finitums:⁵

(I) „Indikativ Präsens, aktiv“ mit S- oder H-Verweis

	Singular	Plural
Sprecherdeixis	<i>leg-Ø-(ə)Ø</i> <i>sing-Ø-(ə)Ø</i>	<i>leg-Ø-(ə)n</i> <i>sing-Ø-(ə)n</i>
Hörerdeixis	<i>leg-Ø-st</i> <i>sing-Ø-st</i>	<i>leg-Ø-t</i> <i>leg-Ø-t</i>

(II) „Indikativ Präteritum, aktiv“ mit S- oder H-Verweis

Sprecherdeixis	<i>leg-t-(ə)Ø</i> <i>sang-Ø</i>	<i>leg-t-(ə)n</i> <i>sang-(ə)n</i>
Hörerdeixis	<i>leg-t-(ə)st</i> <i>sang-st</i>	<i>leg-t-(ə)t</i> <i>sang-t</i>

(III) „Konjunktiv I, aktiv“ mit S- oder H-Verweis

Sprecherdeixis	<i>leg-e-Ø</i> <i>sing-e-Ø</i>	<i>leg-e-n</i> <i>sing-e-n</i>
Hörerdeixis	<i>leg-e-st</i> <i>sing-e-st</i>	<i>leg-e-t</i> <i>sing-e-t</i>

(IV) „Konjunktiv II, aktiv“ mit S- oder H-Verweis

Sprecherdeixis	<i>leg-t-e-Ø</i> <i>säng-e-Ø</i>	<i>leg-t-e-n</i> <i>säng-e-n</i>
Hörerdeixis	<i>leg-t-e-st</i> <i>säng-e-st</i>	<i>leg-t-e-t</i> <i>säng-e-t</i>

schen Langform beim „Hilfsverb“ *haben*, während das „Vollverb“ in beiden Fällen die Langform aufwies.

⁵ Ich verwende die traditionellen Kategorien in distanzierenden Anführungszeichen, solange sie nicht funktional-pragmatisch rekonstruiert sind. Im folgenden, besonders in Kap. 3, versuche ich darzulegen, daß und wie außer der grammatischen „Person“ des weiteren vergleichsweise heterogene Phänomene unter einer Kategorie wie „Modus“ (modus verbi) zusammengefaßt werden konnten; in Kap. 4 werde ich prozedurale Bestimmungen vornehmen, durch die die Einzelkategorien kritisch abgelöst werden können.

– Während das Schwa im Indikativ Präsens bei Sprecherverweis eine phonetische Variante bildet und im Indikativ Präteritum schwacher Verben bei Hörerverweis phonetisch bzw. phonotaktisch bedingt ist, bildet **-e** einziges und phonetisch vom /ə/ tendenziell zum /e/ verschärftes Modus-Morphem des Konjunktiv I sowie zusätzliches Modus-Morphem neben **-t-** bzw. **Umlautung** des bereits abgelauteten Stammes⁶ im Konjunktiv II.

– Im Indikativ steht das Tempus-Morphem **-t-** in Opposition zu einem **Nullmorphem** des sogenannten Indikativ Präsens.

– Bei einem Bezug auf **S p r e c h e r** oder **H ö r e r** in der Position des grammatischen Subjekts ist im Deutschen stets eine personaldeiktische Neufokussierung im finiten Verb (dem „Prädikat“) erforderlich.

Formal zeigt sich für Prädikate mit Bezug auf die beiden Aktanten der Kommunikationssituation ein **einheitliches Suffix-System**:

sprecherdeiktische Suffixe: **-ø** **-n**

hörerdeiktische Suffixe: **-st** **-t**

In Anlehnung an meine Differenzierung bei den Modalverben (Redder 1984) spreche ich bei sprecher- oder hörer-deiktisch verweisenden Prädikationen von „**diskursiven Prädikationen**“, präziser von „**diskursiven Prädikaten**“.

– Im Zusammenhang mit der Phorik (*er, sie, es; sie*) oder mit symbolischen, mit objektdeiktischen (*dieser ...; jener ...; der*) oder mit operativen Subjektausdrücken (*wer, was ...*) spreche ich demgegenüber von „**deskriptiven Prädikationen**“ bzw. „**deskriptiven Prädikaten**“. Die Suffixe lauten dabei:

Singular **-(t)/-ø** Plural **-n**

(regiert durch phorische, symbolische oder operative Subjektausdrücke).

Im Singular läßt sich synchron ein Schwund hin zum Nullmorphem (**-ø**) beobachten; lediglich im „Indikativ Präsens“ bleibt **-t**. Da sich eine Opposition zu den Sprecher- und Hörsuffixen angesichts der Opposition von Deixis und Phorik (sowie sonstigen Subjektausdrücken) erübrigt, ist die Suffix-Opposition deskriptiver Prädikate funktional-grammatisch als einfache Numerus-Opposition zu kategorisieren. Hinsichtlich der prozeduralen Leistung handelt es sich nicht um deiktische, sondern um operative sprachliche Mittel, also um Mittel zur Bearbeitung propositionaler

⁶ Somit liegt beim Konjunktiv II starker Verben im allgemeinen eine **doppelte vokalische Transformation** vor, während sie im präteritalen Indikativ nur einfach (als Ablautung) erfolgt.

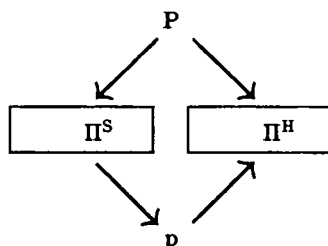
Teile. Deskriptive Prädikate können alle (fettgedruckten) Infixe von (I)-(IV) enthalten.

Damit habe ich die traditionell als „Personalendungen“ beschriebenen Morpheme in ihrer Formcharakteristik und in ihrer Funktionscharakteristik neu bestimmt sowie handlungssystematisch diskursive von deskriptiven Prädikaten als zwei grundlegende Prädikations-Weisen geschieden. Die entsprechenden „diskursiven“ (S-/H-) und „deskriptiven“ (Numerus-)Morpheme stellen obligatorische Suffixe des finiten Verbs dar. Eingeschoben zwischen sie und den Verbstamm, insofern infigiert, stehen die übrigen Morpheme, die nun funktional zu bestimmen sind.

3. Funktion der formalen Oppositionen

Ein komplexeres sprachtheoretisches Grundmodell als die einfache semiotische Opposition von Wirklichkeit und sprachlichem Ausdruck habe ich bereits für meine Analyse ausgewählter operativer Ausdrücke aus den traditionellen Wortarten „Konjunktion“ und „Partikel“ klärend heranzuziehen versucht (Redder 1990). Es kann, so scheint mir, auch für die Funktionsanalyse der Flexionsmorpheme hilfreich werden.

Unter sprachanalytischer Perspektive lassen sich drei Wirklichkeitsdimensionen differenzieren. Es sind dies die Wirklichkeit (groß P), ihre Widerspiegelung im Kopf von Sprecher und Hörer (Π^S und Π^H) und die Verbalisierung (klein p) durch S für H.



Der „Modus“ des „Indikativs“ dient bei einer ersten Betrachtung dazu, ein Prädikat undifferenziert nach seiner Wirklichkeitsqualität P- Π -p zu kommunizieren.⁷

⁷ Eben deshalb eignen sich indikativische Prädikationen für die Realisierung von Assertionen ebenso wie z.B. für die Realisierung von Behauptungen oder Deklarationen.

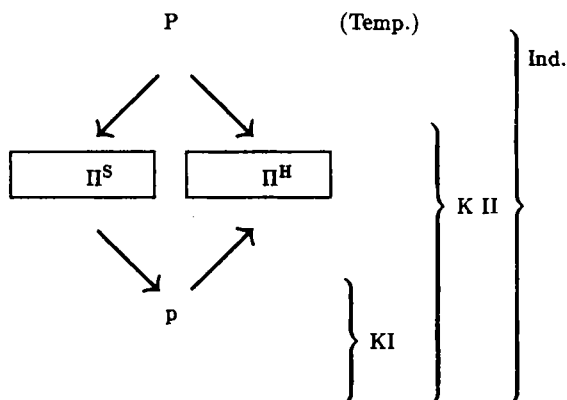
Im Gegensatz dazu qualifiziert der „Modus“ des „Konjunktiv I“ das Prädikat als verbal wirklich. Die prädierte Wirklichkeit wird mithin als sprachliche – meist im Sinne der Rede-Wiedergabe, seltener im Sinne einer Setzung – charakterisiert.⁸ Daraus resultiert eine Opposition von $p : P - \Pi$.

Der „Modus“ des „Konjunktiv II“ ist funktional betrachtet eine Prädikationsform, bei der einer Sache Ausdruck verliehen wird, insofern und wie sie im Kopf, also mental, wirklich ist.

Bei der Formulierung mit *werden* – d.h. bei der sogenannten „würde-Umschreibung“ – erhält die mentale Wirklichkeit zugleich die Charakterisierung eines Umschlags in sprachliche Realität. Denn *werden* ist ein symbolisches Ausdrucksmittel für den Umschlag der Möglichkeit in Wirklichkeit, d.h. für den Umschlag von Π in (klein) p (s. Redder 1984; 1990a). Mithin wird eine recht komplexe Relation von Π (- p) in Opposition zu P kommuniziert. „Hypothetische“ oder „konditionale“ Funktionsbestimmungen des Konjunktiv II in der Literatur reflektieren einerseits die mentale und – im Falle der Hypothese – verbale Bindung des Prädikats, verallgemeinern jedoch andererseits begrifflich eine bestimmte Wissensstruktur bzw. einen spezifischen Wissenszusammenhang, der nach meiner Auffassung das Ausdrucksverfahren in seiner allgemeinen Form unzureichend erfaßt.

Die funktionalen Oppositionen lassen sich durch das sprachtheoretische Grundmodell in vergleichsweise einfacher Weise darstellen.

⁸ Eine derartige Qualifikation hat Konsequenzen für die weitere Kommunikation: Es kann nicht um die Angemessenheit des propositionalen Gehaltes hinsichtlich der Wirklichkeit P gehen, also traditionell um Wahrheit oder Falschheit, sondern um die adäquate Wiedergabe einer sprachlichen, durch Äußerungen gemeinsam gemachten Wirklichkeit.



Bezogen auf die eingangs differenzierten formalen Mittel ergibt sich im einzelnen folgendes.

Im „Konjunktiv II“ ist die komplexe, dreifache Kategorisierung der Wirklichkeit funktional wie formal kommunikativ entfaltet. Der „Konjunktiv I“ läßt sich demgegenüber auch in einem zweigliedrigen Modell $P:p$ als Oppositionsform darstellen, denn die kategoriale Opposition von $P : \Pi$ ist darin neutralisiert.

Das Infix -e- im „Konjunktiv I“ ist in diskursiven und deskriptiven Prädikaten ein operatives Mittel zur Qualifizierung des Prädikats als verbal wirklich, also p (in Opposition zu $P - \Pi$). Der Umstand, daß bei der Redewiedergabe auch bei sprecherdeiktischem Verweis keine Kurzform durch /e/- bzw. /ə/-Tilgung möglich ist (*sie behauptet, ich fahre schlecht*/**ich fahr schlecht*), wie demgegenüber im „Indikativ Präsens“ (*ich fahr gern*), kann beweisen, daß wir es mit einem „Modus“-Morphem der beschriebenen Funktionalität zu tun haben.

Für den „Konjunktiv II“ hatte ich oben (Kap. 2) eine doppelte formale Kennzeichnung dargestellt, nämlich durch das Infix -t- respektive doppelte Vokaltransformation bei starken Verben und zugleich durch das Infix -e-. Funktional bedeutet dies, daß die p -Charakteristik des „Konjunktiv I“ im Finitum integriert ist und wesentlich eine Π -Qualifizierung des Prädikats erfolgt. Formal prägnant ist die komplexe Opposition von $P : \Pi : p$ lediglich bei einer Reihe von starken Verben, eben durch die Umlautung des Ablauts.

Es ist nicht erstaunlich, daß sich eine Entwicklung in folgender Richtung abzeichnet. In den breit verwendeten Formulierungen mit *werden*

(d.h. *würde*) ist die (klein) p-Qualifikation symbolisch aufgehoben, so daß das „Modus“-Morphem -e- für andere Ausdruckszwecke zur Verfügung steht. Ich habe im Zusammenhang mit turn-Einleitungen durch *wollen* oder *werden*, namentlich durch *ich wollt' sagen* oder *ich würd' sagen*, eine funktionale Opposition der apokopierten Kurzform und der ausgeführten Form mit -e- darzulegen versucht (Redder 1984). Die Kurzform findet bei einer Aktualität des Plans Verwendung, also bei seiner unmittelbar folgenden Umsetzung in die Tat. Eine symbolische p-Qualifizierung unterbleibt meist bei umgelauteten starken Verben.⁹

Insofern tendieren die Formulierungen des Konjunktiv II (a) zu einer prägnanten II-Qualifizierung im beschriebenen komplexen Sinne der Opposition oder (b) zu einer Aufhebung der Qualität verbaler Wirklichkeit im symbolischen Ausdrucksmittel *werden*.

Indikativische Prädikate sind, so sagte ich, Prädikate vor jeglicher Differenzierung der Wirklichkeitsqualität und insofern Archetypen von Prädikaten. Diese Aussage ist zu präzisieren.

Eine formale Opposition von Nullmorphem und -t-Infix stellt sich nur bei einer Qualifizierung des Prädikats als wirklich her, also bei einem Bezug auf (groß) P. Nur in diesem Zusammenhang kann Temporalität zum Ausdruck gebracht werden. Dabei ist bekanntlich die formale Neutralisation im sogenannten „Indikativ Präsens“ auch funktional ernst zu nehmen. Ich will auf die Tempusanalysen insbesondere deiktischer Provenienz hier nicht näher eingehen. Doch läßt sich mit Blick auf das Verb-System folgendes präzisieren:

Der traditionelle „Indikativ Präsens“ (kurz: das Präsens) stellt ein Archi-Prädikat dar. Es liegt vor einer Differenzierung der Wirklichkeitsdimensionen P- II-p und insofern auch vor einer Differenzierung der Tempora, die an einen P-Bezug gebunden sind.

Dabei gelange ich mit Engel (1988), der bereits bei Grimm vorliegende Einsichten in ihr Recht setzt, zu dem Ergebnis, daß das Deutsche kein Tempus-System besitzt, ja formal eigentlich nur ein einziges Tempus aufweist, das Präteritum, zu dem sich das Präsens lediglich in Opposition konturiert.

Damit sind die formalen Oppositionen funktional bestimmt. Ich gebe nun einen Überblick über die innere Struktur des finiten Verbs im Deutschen

⁹ Im Bairischen tritt, soweit ich sehe, umgelautetes *tun* (*ich tät gehen*) oft an die Stelle von *würde* und pointiert so die Opposition zu P.

aus handlungssystematischer Sicht, also bezogen auf das Wechselverhältnis von Formen und Funktionen allgemein.

4. Innere Struktur des Finitums

Die differenzierten Morpheme lassen sich prozedural, also hinsichtlich ihrer sprachsystematischen Leistung, folgendermaßen bestimmen:

- die Sprecher-/Hörersuffixe und das temporale -t-Infix sind Mittel des Zeigfeldes von Sprache, also Mittel zum Vollzug einer deiktischen Prozedur;
- die Numerus-Suffixe der deskriptiven Prädikate und die „modalen“ Infixe sind Mittel des Operationsfeldes, also Mittel zum Vollzug einer operativen Prozedur; sie gehören unterschiedlichen operativen Subsystemen zu;
- das Nullmorphem des sogenannten indikativischen Präsens ist möglicherweise ein deiktisch funktionalisiertes operatives Mittel, also eine Para-Deixis (infolge einer „Feldtransposition“ im Sinne von Ehlich 1987); das „modale“ -t-Infix ist möglicherweise durch eine Transposition der Temporaldeixis ins operative Feld abgeleitet, also ein para-operatives Mittel.

Der Strukturaufbau des Finitums im Deutschen läßt sich nun prozedural darstellen. Grundsätzlich ist zwischen diskursiven und deskriptiven Prädikaten zu differenzieren.

D i s k u r s i v e P r ä d i k a t e bestehen aus den Prozedurenkombinationen:

symbolisch + operativ + (personal)deiktisch
symbolisch + (temporal)deiktisch + (personal)deiktisch

Eine operative Prozedur ist es also, die zum Ausdruck des sogenannten „Modus Konjunktiv“ dient, d.h. zu einer „Modalisierung“ des Prädikats. Funktional ergibt sich eine Opposition zu P, sei es mit Blick auf die verbale Wirklichkeit (p) oder mit Blick auf die mentale Wirklichkeit (II).

Eine deiktische Prozedur dient demgegenüber temporaldeiktischer Neufokussierung und präsupponiert so das Prädikat als wirklich im Sinne von (groß) P. Das Nullmorphem ist entweder neutralisierendes operatives Mittel oder para-deiktisches Mittel der temporalen Origo-Nähe.

Im Zusammenhang mit den diskursiven Prädikationen ist schließlich (V) eine finite Form des Verbs zu rekonstruieren, die traditionell mehr oder minder außerhalb der „personal“ aufgebauten Paradigmen steht, jedoch

als „Modus“ mit Indikativ und Konjunktiv in Verbindung gebracht wird: der sogenannte „Imperativ“.

Seine funktional-pragmatische Bestimmung liegt in Ehlich (1986a, § 8.8) vor. **Intensität** und schnell fallender Ton sowie ein numerisch differenziertes Morphem, nämlich die Suffixe $-(ə)/\emptyset$ oder $-t$, sind seine formalen Kennzeichen. Es handelt sich dabei funktional um sprachliche Mittel, die zum expeditiven Feld von Sprache gehören. Als solche nehmen sie einen direkten Eingriff in das hörerseitige Handeln vor, und zwar in Richtung auf ein Tun der symbolisch benannten Handlung. Expeditiv Prozeduren sind immer hörerbezo-gen und machen daher eine personaldeiktische Suffigierung überflüssig.¹⁰

Die innere Struktur des – stets biprozeduralen – Imperativs lautet:

symbolisch + expeditiv

Prozedural liegt mithin ein sehr eigenes, von den übrigen diskursiven Prädikaten deutlich geschiedenes sprachliches Ausdrucksmittel vor. Dem entspricht auch die formale Eigenheit. Wie verhält sich nun dieses – kurz zu sagen – „expeditiv Prädikat“ zu der Differenzierung P- II-p? Ein direkter, unmittelbarer Eingriff in das hörerseitige Handeln erfolgt gänzlich unabhängig, ja außerhalb einer Differenzierung von Wirklichkeitsqualitäten. Dennoch wird er – zusammen mit dem Konjunktiv und in negativer Abgrenzung vom Indikativ – als ein „Modus“ aufgefaßt. Bezogen auf das komplexere, Mentales systematisch differenzierende Sprachmodell kann die Relation präziser bestimmt werden.

Das expeditiv „Prädikat“¹¹ steht – systematisch gesehen – quer zu den P-II-p-differenzierenden anderen Prädikaten. Eine genaue Darstellung der prozeduralen Leistungen übersteigt die Möglichkeit dieses Modells und erfordert vielmehr ein Verlaufdiagramm von Handlungsprozessen mit differenzierter modaler Vorgeschichte. Allerdings kann das relative Verhältnis im Modell angedeutet werden: Der „Imperativ“, also das expeditiv „Prädikat“, betrifft ein unmittelbares, handlungspraktisch orientiertes Wechselverhältnis zwischen dem sprecherseitigen und dem hörerseitigen mentalen Bereich, also das Verhältnis $\Pi^S : \Pi^H$. Man könnte

¹⁰ Donhauser (1986) hält Formulierungen mit *einer* oder *jemand* für Belege von Kombinationen mit der „3. Person“; ich interpretiere diese Subjektausdrücke als Para-Deixis. Ähnlich sind Formen der Höflichkeit zu rekonstruieren. Aus Raumgründen verzichte ich auf eine Ausführung und ihre Konsequenzen im Verhältnis etwa zu Donhausers Untersuchungen.

¹¹ Mit Rücksicht darauf, daß diese „imperativische“ Form als expeditiv Prozedur keinen Satzausbau erfordert, sondern sich selbst genügt (*geh!*), ist nur in Anführungszeichen von einem „Prädikat“ zu sprechen.

dies durch einen gepunkteten Pfeil von Π^S nach Π^H grob graphisch darzustellen versuchen. Die Eigenständigkeit, ja das Querstehen desjenigen Aspektes von sprachlichem Handeln, der durch das Mittel des sogenannten „Imperativs“ zum Ausdruck kommt, würde dann zumindest sinnfällig werden. Gleichermäßen läßt sich nun erkennen, daß sich die traditionell konzedierte modale Qualität offensichtlich allein dem Umstand verdankt, daß kein einfacher Wirklichkeitsbezug (P) vorliegt, sondern ein komplex sprachlich vermittelter, insbesondere ein mental(II) gebundener Bezug.

Selbstverständlich kann hier keine grundsätzliche Diskussion der umfassenden Kategorie der „Modalität“ geführt werden. Essentiell ist dafür die Frage, wieweit (a) die Kategorie des Mentalen und (b) die Kategorie des Handelns reflektiert werden. Zur Systematik des Verb-Systems will ich hier jedoch festhalten: Die traditionellen Kategorien „Indikativ“ und „Konjunktiv“ sind tatsächlich sinnvoll kategorial zusammenzufassen, da sie die Wirklichkeitsqualitäten in der einen oder anderen Weise differenzieren. Der sogenannte „Imperativ“ gehört jedoch nicht in diesen Zusammenhang, sondern funktioniert quer dazu als eine spezifische Handlungsform, nämlich als komplexe expeditiv-prozedurale Zwecksetzung des direkten Handlungseingriffs. Auch eine formale Begründung fehlt, da die Suffigierung bei der expeditiven Prozedur wesentlich mit einer intonatorischen Form verbunden ist. Nach meiner Auffassung läßt sich folgendermaßen argumentieren. Die Kategorie des *Modus* wird für die Differenzierung der Wirklichkeitsqualität reserviert, wie „Indikativ“ und „Konjunktiv“ sie leisten. Das *expeditiv* „Prädikat“ zählt nicht zu den Modi, sondern kann bestenfalls als „handlungsmodal“ charakterisiert werden – und dies in einem bestimmten Verhältnis zu anderen Ausdrucksmitteln für Handlungsmodalitäten, im Deutschen vor allem zu den Modalverben (s. Redder 1984, § 6.1.2).

In kritischer Rekonstruktion der traditionellen Kategorisierung von Finita bzw. den Paradigmen synthetischer Verbformen (s.o. I–IV in Kap. 2 und V) differenziere ich mithin insgesamt bei den diskursiven Prädikaten:

1. ein diskursives Prädikat mit operativer Spezifizierung verbaler (III) oder mentaler Art (IV) – kurz: ein „p-operatives“ oder ein „II-operatives“ diskursives Prädikat;
2. ein diskursives Prädikat mit temporaldeiktischer Spezifizierung (der Nähe oder Ferne) (II) – kurz: ein „temporaldeiktisch diskursives Prädikat/diskursives P-Prädikat“;

3. ein diskursives Prädikat ohne Spezifizierung (= Archi-Prädikat) (I) – kurz: ein „unspezifiziertes diskursives Prädikat“;
4. ein expeditives und insofern ein diskursives „Prädikat“ (V) – kurz: ein „expeditives Prädikat“.

Deskriptive Prädikate – allein numerisch differenzierte Prädikate, regiert durch symbolische, operative, besonders phorische, oder objektdeiktische Subjekte (traditionell also Prädikate der „3. Person“) – bestehen demgegenüber aus den Prozedurenkombinationen:

symbolisch + operativ + operativ
symbolisch + (temporal)deiktisch + operativ

Die expeditiv Prozedur ist beim deskriptiven Prädikat pragmatisch ausgeschlossen. Wir haben also kategorial:

1. ein deskriptives Prädikat mit operativer Spezifizierung verbal- oder mentaler Art – kurz: ein „p-operatives“ oder ein „II-operatives“ deskriptives Prädikat;
2. ein deskriptives Prädikat mit temporaldeiktischer Spezifizierung (der Nähe oder Ferne) – kurz: ein „temporaldeiktisch deskriptives P-Prädikat“;
3. ein deskriptives Prädikat ohne Spezifizierung (= Archi-Prädikat) – kurz: ein „unspezifisches deskriptives Prädikat“.

Das Verb-System ist nun hinsichtlich des Finitums im Deutschen vollständig formal und funktional rekonstruiert sowie prozedural kategorisiert. Es gilt jetzt, den „Verb-Komplex“ im Sinne von Engel (1988), also die Syntax einer Prädikation, funktional-grammatisch neu zu betrachten.

5. Prädikationen und Basis-Prädikate

Nimmt man die sogenannten „analytischen Verbformen“ des Deutschen in ihrer kompositionellen Prädikationsstruktur ernst, wie dies der gegenwärtigen Diskussion durchaus entspricht – ich verweise exemplarisch auf Höhle (1978), Ballweg (1988) und die Arbeiten von Abraham & Janssen (1989) –, so ergeben sich folgende Überlegungen.¹² Der präzisierende Zugriff auf die Wirklichkeit erfolgt im Deutschen vor allem durch die ontologischen Basisprädikate *sein*, *haben* und *werden* sowie *bleiben*. Ein Tun wird – im Unterschied zum Englischen – hochsprachlich nicht

¹² Aus sachlichen Gründen muß ich einige Bestimmungen verallgemeinernd aufgreifen, die ich bei der einheitlichen Analyse von *werden* (1990a) vorgenommen habe.

als solches verbalisiert. Insofern ist das soeben entwickelte Flexionsparadigma für beliebige Verben vollständig und nicht durch die sogenannten „analytischen Verbformen“ zu vervollständigen.

Strikt genommen ist der Terminus „analytische Form“ bereits ein Widerspruch in sich. Die Kategorien 'tempus', 'modus' und 'genus verbi' sind Formkategorien für Verben danach flektierender Sprachen. In anders strukturierten Sprachen kann demnach nicht bezogen auf eine dieser Formkategorien „analytisch“ verfahren werden, sondern nur bezogen auf die Funktionen oder Zwecke, denen die jeweiligen Formen dienen. Eine linguistische Darstellung setzt infolgedessen die begriffliche Erfassung der Zwecke voraus, denen die betreffenden Formen in einer flektierenden Sprache dienen. Kategorisiert man die kompositorischen Verfahren als „Grammatikalisierung“ (Givón 1984, Lehmann 1980), so bucht man etwas auf das Konto sprachlicher Formen bzw. Formentwicklungen, das nach meiner Auffassung präziser auf spezifische Formen sprachlichen Wissens zu beziehen ist: Das Verfahren der Prädikation wird im Laufe der Zeit von den Sprechern einer Sprache in der beschriebenen Weise standardisiert und gehört damit ihrem Routinewissen über Sprache zu. Die Routiniertheit erklärt zugleich, inwiefern bei der Einzeläußerung kein Bewußtsein mehr über die Bedeutung der standardisiert beteiligten Verfahrensmittel aktualisiert wird, so daß deren „Eigenbedeutung verblaßt“, wie es oft heißt. Das enthebt den Linguisten freilich nicht der Aufgabe, die Verfahrensweise im einzelnen zu rekonstruieren und damit die Formen kontrastiv zu erklären.

Die genannte Sprachverschiedenheit ist in den germanistischen und indogermanistischen Arbeiten des vorigen Jahrhunderts beachtet und für die Beschreibung des Deutschen im Vergleich zu anderen germanischen Sprachen mehr oder minder deutlich hervorgehoben worden. So heißt es etwa bei Erdmann: „Das deutsche Verbum unterscheidet nur zwei Tempora (von Grimm als *P r ä s e n s* und *P r ä t e r i t u m* bezeichnet), ...“ (1886, S. 93) und: „Alle Formen des einfachen hochdeutschen Verbums sind also aktivisch.“ (ebd.) – denn weder die nordischen „Personalformen im Akkusativ“ noch die gotischen Stammbildungen für passivische Ausdruckszwecke sind im Deutschen erhalten.¹³ Bereits Adelung (1781) hat sich in entsprechender Weise kritisch gegen Gottsched gewandt, weil dieser das Deutsche nach Maßgabe des Lateinischen bestimmte. Dennoch werden in der modernen Grammatik, soweit ich sehe, nicht in der Weise Konsequenzen für die Darstellung des deutschen Verbsystems daraus gezogen, daß strikt vom Finitum ausgegangen würde. Die Systematik

¹³ Ähnlich argumentiert später etwa Brinkmann (1971).

bleibt vielmehr weitgehend auf die sogenannten „Vollverben“ konzentriert. Einzig Engel versucht in seiner neuen Grammatik (1988), einen anderen Weg zu gehen.¹⁴ Leider bleiben auch leistungsbezogene Grammatiker wie Brinkmann, Rupp und Werner Bartsch beim ersten Schritt hin zur strukturspezifischen Darstellung des Deutschen stehen. Sie argumentieren semantisch einsichtsreich, daß das Deutsche sich im Verbsystem durch eine „haben“-Perspektive“ (Brinkmann 1959), eine „sein“-Perspektive“, eine „werden“-Perspektive“ und eine „tun“-Perspektive“ (Rupp 1965 und Bartsch 1980) – auszeichnet. Rupp gliedert damit sowohl den Ausdrucksbestand der deutschen Verben semantisch als auch den verbalen Formenbestand morphologisch; Bartsch differenziert all dies in instruktiver Weise für Zwecke des Fremdsprachenunterrichts. Dennoch bleiben diese interessanten Überlegungen deskriptiv auf den Tempus-/Modus-Zusammenhang beschränkt und führen nicht zu einer ganzheitlichen Betrachtung der fundamentalen, perspektivierenden Ausdrücke und damit zu einer Zusammenschau von 'tempus', 'modus' und 'genus verbi'.

6. Prädikations-Typen

Ich werde argumentieren, daß man im Deutschen zum Ausdruck dessen, was in entsprechend flektierenden Sprachen durch das Futur und durch das (Vorgangs-)Passiv formal realisiert wird, zum System WERDEN greift, während man sich zum Ausdruck dessen, was in anderen Sprachen durch Perfekt oder Plusquamperfekt realisiert wird, zum System HABEN oder SEIN greift. Schließlich macht man im Deutschen von den Systemen SEIN, WERDEN oder BLEIBEN Gebrauch, wo man in anderen Sprachen systematisch Nominalsätze zur Verfügung hat. Die Prädikation erfolgt im Deutschen also stärker durch eine ontologische Basierung, insofern durch eine Wirklichkeitsanalyse des zu Prädizierenden. Man könnte im Sinne von Givón oder Haiman (1985) von einer „ikonischen“ Motiviertheit des Prädikationsverfahrens sprechen. Aus diesem Verfahren resultiert die – wie ich mit Weinrich meine – systematische Zweiteiligkeit der Prädikation im Deutschen.

Aus formalen Gründen, nämlich aus morphologischer und wortartspezifischer Perspektive, unterstützt durch die topologischen Verhältnisse, betrachte ich ohne Unterschied stets das Finitum als Kopf V der Konstruktion. Nur es weist die für die (deutschen) Verben wesentlichen Kennzeichen der Flektiertheit auf; nur es steht in der linken Verbklammer des ein-

¹⁴ Im einzelnen dazu und zum Verhältnis einer handlungstheoretischen Analyse s. Redder (1990a).

fachen Hauptsatzes (– und wirklich in Endposition im „Nebensatz“); nur es ist deshalb mit der satzfunktionalen Kategorie des „Prädikats“ sinnvoll zu erfassen. Demgegenüber besitzt die zweite Konstituente bei den sogenannten analytischen Formen genau diese Verbkennzeichen nicht. Vielmehr teilt sie die Eigenschaften mit anderen Konstituenten, die in der rechten Verbklammer des einfachen Hauptsatzes stehen können und sich mit dem Prädikat zu dem zusammenschließen, was ich die „Prädikation (im engeren Sinne)“ nennen will. Generativ betrachtet, handelt es sich bei diesen Konstituenten jeweils um das specifier-Komplement von V.

Im Unterschied zu den grammatischen Objekten (valenzgrammatisch: „Ergänzungen“) sind die direkten Komplemente („Schwesternknoten“) des finiten Verbs generell dadurch ausgezeichnet, daß sie in ihrer kategorial neutralen Form auftreten: Die nominalen Elemente – im traditionellen, nicht-angelsächsischen Sinne also die Substantive oder Adjektive – stehen im casus rectus (bei Substantiven) oder sind flexionslos (bei sogenannten Adjektiven – Eisenberg (1989) spricht von ihrer „Kurzform“), verbale Elemente erscheinen als Infinita der 1. Stufe (supina) im Sinne von Bech (1955/57), „Partikeln“ im weiten Sinne treten in ihrer bekannten Ungeformtheit auf.

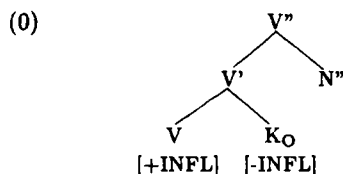
Ich spreche deshalb allgemein von einer „neutralen Konstituente“ oder einer Konstituente in ihrer „kategorialen Neutralisationsform“.

Mit dieser Strukturanalyse weiche ich von valenzgrammatisch motivierten Darstellungen ab, bei denen das Infinitum oder ein nominales Prädikativum aus Rektionsgründen als Träger der Konstruktion aufgefaßt wird. So gilt in den Grundzügen – unabhängig von der „diskontinuierlichen“ Erscheinungsform im Satz – die Form aus Finitum und Partizip II als V, insofern eben als „analytische Form“ desjenigen Verbs, aus dessen Stamm das Partizip gebildet ist (1981, S. 140); Finitum („Kopulaverb“) + „Prädikativum“ werden dort hingegen als P (Prädikat) beschrieben (a.a.O., S. 249). Wir finden somit einmal eine Wortstrukturbeschreibung und ein andermal eine Wortgruppenstruktur-Beschreibung (vgl. a.a.O., S. 248). Diese Separierung halte ich aus den oben genannten Gründen für sprachtypologisch unangemessen. Ich vermag auch nicht zu erkennen, daß einzig Infinitum oder nominales Element die Selektion von Objekt und Subjekt bestimmt. Vielmehr sind die Basisprädikate derart allgemein, daß sie keine Beschränkungen vornehmen, sondern diese erst durch die neutralen Konstituenten zustandekommen, so daß im Gesamtkomplex nur sie wirksam zu sein scheinen.

Bei den Modalverben etwa läßt sich ganz gut zeigen, daß auch sie nicht beliebige Subjekte zulassen (*?Der Fluß will fließen*).

Strukturell ist die neutrale Konstituente – ich kürze sie in Ermangelung einer besseren Bezeichnung als K_O ab – als eine Einheit zwischen der Gesamtprädikation und dem Finitum anzusiedeln. In den Grundzügen (1981) wird durch einen Wechsel von Wortkategorien zu Gruppenkategorien¹⁵ der Versuch gemacht, konstitutionelle Zwischenstufen zu berücksichtigen. Die X-bar-Syntax rechnet systematisch und im Sinne einer Projektion eines kategorialen Kopfes mit Struktureinheiten zwischen Wortart und Phrase, so daß unter der minimalen Annahme zweier Projektionsstufen das Prädikat (= das Finitum) als V, die Prädikation in meinem Sinne als V' und die Gesamtprädikation als V'' zu betrachten sind. Um die angemessene Darstellung der Zwischeneinheit also geht es mir, wenn ich im folgenden von den Darstellungsmitteln der X-bar-Syntax in ihrer einfachen, konservativen Form (Chomsky 1982) Gebrauch mache.

Die Struktur der deutschen Prädikation läßt sich nun allgemein darstellen.¹⁶



Der Knoten K_O kennzeichnet das neutrale Komplement, also das Komplement in kategorialer Neutralisationsform.

Funktional ist die Prädikationsstruktur folgendermaßen zu interpretieren. Durch das Finitum V mit dem Merkmal [+INFL] (bzw. regiert durch die „funktionale Kategorie“ (INFL) im Sinne von Chomsky 1986) wird ein Prädikat mit den oben (Kap. 4) diskutierten Spezifizierungen – je nach formaler Struktur – kommuniziert. Die Wahl des symbolischen Mittels bedingt den inhaltlichen Charakter dieses Prädikats. Insbeson-

¹⁵ Es werden geschieden (von unten nach oben): V (Verb), P (Prädikat), ePG (engere Prädikatsgruppe), PG (Prädikatsgruppe), SB (Satzbasis), S (Satz) (a.a.O., 2.2.).

¹⁶ Ich wähle die traditionell rechtsverzweigende Graphik; sie entspricht zudem meiner Auffassung, daß das Deutsche synchron die Endstellung des Verbs nicht als primäre, sondern als abgeleitete Form zum Zwecke der „Nebensatz“-Bildung einsetzt (s. Redder 1990, §§3.2.4.1/3.2.4.4); konträr dazu z.B. den Besten & Edmondson (1983).

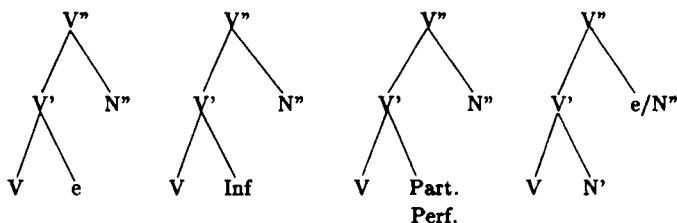
dere handelt es sich im Deutschen dabei um Basis-Prädikate im Sinne der ontologischen Kategorisierung.

Durch das neutrale Komplement K_O erfolgt eine *Typisierung* dieses Prädikats. Das typisierte Prädikat bildet die Prädikation V' und kann des weiteren durch Nominalphrasen als grammatische Objekte – alternativ auch durch präpositionale oder satzförmige Ergänzungen – spezifiziert werden, so daß sich eine komplexe Prädikation V'' ergibt.

Die unterschiedliche Ableitungsposition schlägt sich syntaktisch darin nieder, daß neutrale Komplemente topologisch die „rechte Verbkammer“ des (Haupt-)Satzes formen und mit dem Prädikat eine prosodische Einheit bilden, während die nominalen (oder auch pseudo-sententialen) Spezifizierungen N'' das Mittelfeld ausfüllen und in die prosodische Einheit integriert sind.

Das Deutsche ermöglicht systematisch vier Konkretisierungsformen des neutralen Komplements, so daß sich neben dem generellen Typ (O) – der die partikelförmigen Komplemente, besonders also auch die sogenannten trennbaren Präfixverben strukturell zu erfassen vermag – vier grundlegende *P r ä d i k a t i o n s - T y p e n* differenzieren lassen.¹⁷

- (1) „Vollverb“ (2) „Modalverb“ (3) „Hilfsverb“ (4) „Kopulaverb“



In diesen Typen sind die Konkretisierungen von K_O stets symbolischer Art, also Mittel zum Vollzug nennender Prozeduren, die durch die neutrale morphologische Form (also [-INFL]) im klassischen Sinn

¹⁷ Komplexere Formen lassen sich daraus ableiten; sie sind hier nicht Untersuchungsgegenstand. Ebenso wenig diskutiere ich die unterschiedlichen Objekte und Adverbiale, zu deren Analyse von den neueren Überlegungen zu höheren bar-Projektionen von V im Deutschen Gebrauch zu machen wäre (z.B. Zimmermann 1985, die auch S als V -Projektion auffaßt).

verbaler und nominaler Flexion) rein, d.h. situationslos, zum Ausdruck kommen. Der formalen Neutralität korrespondiert mithin eine „Situationsunabhängigkeit“, wie ich es nennen möchte. Insbesondere erlaubt Typ (4) unter N' – dazu weiter unten – den Gebrauch eines bloßen, undeterminierten und indefiniten Substantives, so daß nicht im modernen Sinne (vgl. Felix 1990; Löbel 1990) eine Projektion von DET angesetzt werden kann. Die traditionellen Kategorisierungen dieser Prädikations-Typen sind in Anführungszeichen zitiert. Wissenschaftsgeschichtlich setzt sich dabei die alte Orientierung an der lateinischen und griechischen Grammatik durch. Demgegenüber sind die Prädikations-Typen hier einheitlich vom Finitum als V ausgehend entwickelt; es erfolgt kein semantisch basierter Perspektivenwechsel.

Ich werde jetzt in gebotener Kürze die vier Prädikations-Typen erläutern und anschließend (in Kap. 7) ihre Produktivität diskutieren sowie die Differenzierung von Prädikats-Systemen darlegen.

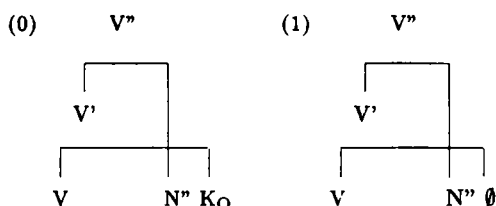
Typ (1) ist im strukturellen Vergleich dadurch ausgezeichnet, daß kein neutrales Komplement ausgeführt wird, sondern diese Konstituente eine systematische Nullstelle bildet.

Im Rahmen der X-bar-Syntax ist der Knoten als „empty category e“ zu bestimmen. Allerdings bleibt dann zu klären, welcher Typ vorliegt. Naheliegend ist eine Interpretation als (klein) pro, die allerdings eine strikte Bindung und die Rekonstruktion des movements voraussetzt. Ich möchte hier auf eine Diskussion verzichten und lediglich die Richtungen nennen, in denen die Untersuchungen möglicherweise erfolgen könnten. Es sind dies ein movement von K_0 nach N", die pro-drop-Diskussion oder die Betrachtung leerer specifier. Jedenfalls ist dieser Konstituente – wie in Typ (4) offenkundig wird – keine Θ -Rolle zugeordnet (vgl. Haider 1986, Steinitz 1988). Das unterscheidet sie prinzipiell von N", dem Schwesterknoten von V'.

Versteht man, wie ich es vorziehe, die vorliegenden Überlegungen zur einheitlichen Tiefenstruktur der vier grundlegenden Prädikations-Typen nicht auf dem Hintergrund einer mentalistischen Verankerung von Sprachstrukturen, sondern im Sinne einer klassischen Strukturanalyse, so ist die Konstituente K_0 des Typs (1) in systematischer Opposition zu den anderen Prädikations-Typen als Nullmorphem (\emptyset) zu bestimmen. Dies hat zur Konsequenz, daß die traditionellen „Vollverb“-Prädikationen nicht notwendig als „defizitär“ oder „reduktiv“ aufzufassen sind, wie es bei einer Darstellung im Generierungsmodell der Fall sein müßte, sondern als „untypisiert“ oder handlungssystematisch bzw. ontologisch „unspezifiziert“. Das Prinzip des Strukturerhalts wird dann im gene-

rativen Sinne freilich aufgegeben, bleibt jedoch im deskriptiven Sinne erhalten. Der Gewinn ist, so meine ich, eine einheitliche Strukturanalyse der deutschen Prädikation mit ihrer charakteristischen Zweigliedrigkeit.

Eine Darstellung der Verhältnisse außerhalb des Chomsky-Formats könnte in Anlehnung an Eisenberg (1989) die diskontinuierlichen Konstituenten durch sich kreuzende Graphen wiedergeben. Im Unterschied zu Eisenbergs oberflächengrammatischer Konzeption soll hier allerdings der Versuch gemacht werden, die aus funktionaler Perspektive zutreffende Annahme von Tiefenstrukturen und Projektionsstufen aufzugreifen, so daß (0) und (1) auf folgende Weise zu präsentieren wären, wenn man beide strukturalistischen Grammatikanalysen versuchsweise miteinander verbindet:



In Typ (2) wird ein Prädikat V durch ein supinisches Infinitum – den Infinitiv (Inf.) – typisiert. Ist es von 1. Status gemäß Bech, also ein Infinitiv ohne 'zu', so ist das V-Komplement hinsichtlich der kategorialen Opposition von Nomen und Verb neutral. Derartig rein infinitivische Ausdrücke benennen Handlungen, Prozesse oder Seinsformen als solche. Insofern erfolgt eine Typisierung des Prädikats nach der inneren Struktur der benannten Handlung, des Prozesses oder der Seinsform. Bei einer Komplementierung durch supinische Infinita des 2. Status, also durch Infinitive mit 'zu', ergibt sich ein bias in Richtung auf eine Verbcharakteristik, nämlich auf die Prozessualisierung oder Realisierung des Benannten. Formal bleibt die Konstituente jedoch neutral.

Die Typisierung des Prädikats ist im Prädikations-Typ (3) dadurch ausgezeichnet, daß die benannten Handlungen, Prozesse oder Seinsformen unter dem Aspekt ihres Ergebnisses oder Resultats zur Geltung gebracht werden. Dieser „perfektive“ oder „resultative“ Aspekt wird besonders durch das Präfix *ge-* oder entsprechend benannte Partizipien operativ vermittelt, während synchron die historisch ältere Form ohne dieses Präfix, insbesondere also die Form 'worden' im Unterschied zu

'geworden', noch die Bewegung hin auf dieses Ergebnis zum Ausdruck zu bringen vermag.

Typisierungen des Prädikats durch sogenannte präsentische Partizipien, also in der Vollzugsqualität, sind synchron nicht mehr zu verzeichnen.

Prädikations-Typ (4) ist schließlich dazu geeignet, die Prädikate mit Blick auf Begriffe, Dinge oder Qualitäten als solche zu typisieren. Traditionell gilt hier die Konstituente K_O als „Prädikativ“. Eisenberg (1989, Kap. 3.3.) diskutiert die unterschiedlichen Analysen dieser schwierigen Konstituentenstruktur ausführlich. Problematisch ist die Darstellung des seltenen Falls von Objekten in diesem Typ; insbesondere handelt es sich um indirekte Objekte im sogenannten „*dativus ethicus*“ (*Sie ist ihrer Tochter eine gute Freundin*). Geht man generell von einer valenziellen Bindung an das Prädikativum aus, so muß in der X-bar-Darstellung (4) das Komplement von V' , also N'' , systematisch als leere Kategorie (e) dargestellt werden. Ordnet man solche Objekte demgegenüber der Prädikation V' zu – dies erfolgt in den Grundzügen (1981), allerdings bezogen auf die genannte differente Konzipierung der Prädikation als $V -$, so ist fakultativ mit N'' zu rechnen. Ich habe deshalb die Notation e/N'' gewählt. In diesem Rahmen kann keine Detailanalyse geboten werden.

Eine Strukturbestimmung mit e an dieser Position wäre insofern interessant, als sie ein spezifisches Verhältnis von „Vollverb-Konstruktionen“, also Prädikations-Typ (1), und „Kopula-Konstruktionen“, also Typ (4), zur Darstellung brächte. Dem Verständnis eines movements von N'' nach K_O in (O) bzw. nach e in (1) zur Gewinnung von (4) stünde zumindest keine derartige Einschränkung wie bei der umgekehrten Ableitung im Wege, da in eine Position ohne Θ -Rolle bewegt würde. Ein anderer Punkt ist jedoch zu bedenken.

Steinitz (1988) hat in ihren Analysen zur Bewegung über Grenzknoten respektive Satzglieder hinweg nachweisen können, daß das „Prädikativ“ keine maximale Projektion N'' und somit keinen Grenzknoten darstellt, sondern lediglich eine Zwischenprojektion, eine „gekappte NP vom Rang N^{m-1} “ (1988, S. 201). Bei der traditionellen Annahme von zwei Projektionsstufen setzt sie N' an. Diese Kategorisierung wird nicht nur den syntaktischen Verhältnissen gerecht, sondern kann nach meinem Verständnis auch die beobachtete morphologische Neutralität sowie die einzig in dieser Konstruktion mögliche (singularische!) Indefinitheit angemessen zur Darstellung bringen. Im Verhältnis zur Beschreibung des Finitums in Prädikations-Typ (4) als „Verbmacher“ bei Steinitz (a.a.O., S. 197) liegt mir angesichts der morphologischen Verhältnisse daran, seine Verbqualität im Deutschen ernst zu nehmen und dementsprechend dies Finitum

als Kopf der Konstruktion zu betrachten, während die Komplemente kategorial gerade nicht verbale Qualität gewinnen oder gar im Sinne von Zimmermann (1985) einem syntaktisch motivierten Kategorienwechsel (einer „Konversion“ gemäß Tesnière 1959) unterliegen, sondern im terminologisch strikten Sinne kategorial neutral Verwendung finden.

7. Produktivität der Prädikations-Typen und Prädikats-Systeme

Die differenzierten Prädikations-Typen stellen weder vereinzelte Prädikationsformen dar, noch sind sie auf die traditionell ausgegrenzten Prädikate in Anführungszeichen begrenzt. Vielmehr handelt es sich offensichtlich um produktive Verfahren der Präzisierung im Deutschen.

Typ (1) ist neben den sog. „Vollverben“ auch für die traditionell ausgegrenzten Prädikate *sein*, *haben*, *werden*, *bleiben*, *wollen* und *können* möglich und funktional.¹⁸

Typ (2) hat eine breite Verwendungspraxis. Neben den klassischen Modalverben bilden zumindest die Deixis *kommen* und die (z.T. im Unterschied zum Englischen) symbolischen Ausdrücke *gehen*, *fahren*, *laufen* (also Prädikate der Bewegung), *werden*, *bleiben*, *lassen*, *scheinen* sowie *verba sentendi* wie *hören* und *sehen* systematisch Prädikate dieses Typs. Im Falle von *haben* und *sein* sowie dem Wortfeld des Anfangens und Aufhörens oder Bekommens an Prädikatstelle ist ein Infinitum der 2. Stufe erforderlich, also ein Infinitiv mit 'zu'.¹⁹

Prädikations-Typ (3) ist im wesentlichen funktional für *sein*, *haben*, *werden*, *bleiben*, das Wortfeld des Bekommens (sog. „Rezipientenpassiv“) und die Deixis *kommen* als Prädikat.

Typ (4) beschränkt seine Funktionalität weitgehend auf die Prädikate *sein*, *werden* und *bleiben*. In Anlehnung an Steinitz (1988) ließen sich auch Funktionsverbgefüge hier überprüfen.

Diese Produktivität der Prädikations-Typen unterstützt die Argumentation für eine Zweiteiligkeit der Prädikation im Deutschen. Betrachtet man, welche Prädikate ein breiteres Spektrum an Prädikationsweisen erlauben und insofern in mehrere Typen eintreten können, so ergibt sich folgendes.

¹⁸ Ich lasse dabei diskursive oder empraktische Einbettungen in Sinne der Bühlerschen Ellipsenkritik völlig außer acht.

¹⁹ Unter dem Aspekt der Theta-Rollen und Argumentstrukturen diskutiert Haider (1986) derartige Verben als „parasitäre Verben“.

Werden, sein und bleiben erlauben alle vier Prädikationstypen sowie Typ (O) (*zu/auf/offen werden; auf/da sein; auf/da bleiben*); *haben* und die Deixis *kommen* verschließen sich lediglich einer nominalen Typisierung, also dem Typ (4).

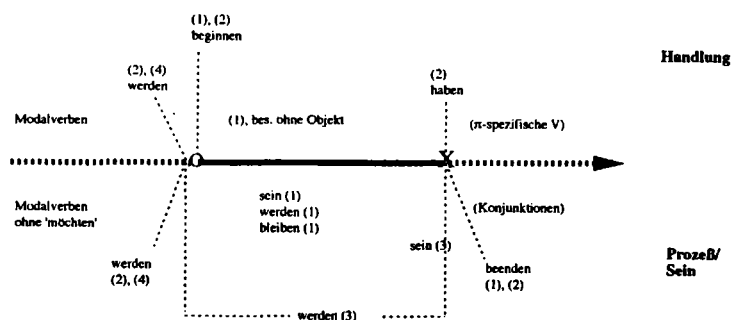
Angesichts dieser breiten Prädikationsleistung möchte ich eine Umwertung der traditionellen Klassifikation als „Hilfs- oder Kopulaverben“ vornehmen. Zumindest diese vier symbolischen und der eine (im verbalen Bereich einzige) deiktische Ausdruck bilden aus dieser Sicht Systeme, genauer: „P r ä d i k a t s - S y s t e m e“.

Deshalb sprach ich zu Beginn meiner Ausführungen über die Prädikation von der Verwendung der Systeme **WERDEN, SEIN, BLEIBEN, HABEN** und auch **KOMMEN**. Semantisch entspricht dem ihr Basis-Charakter; es handelt sich um **e l e m e n t a r e** oder **B a s i s - P r ä d i k a t e**.

Diese Basis-Prädikate lassen sich zusammen mit einer Reihe der vielfältig typisierbaren Prädikate des weiteren handlungssystematisch verorten, so daß die Prädikations-Typen auch von einer pragmatischen Sicht her fundiert werden können. Ich will diese Konsequenz lediglich skizzieren.

Vergegenwärtigt man sich eine Wirklichkeitsentwicklung, also den Ablauf einer Handlung, eines Prozesses oder die Entwicklung eines Seins, in ihrer zeitlichen Gerichtetheit sowie in ihrer systematischen Differenzierung in mentale Vorgeschichte (gestrichelte Linie), Geschichte (fette Linie) und Nachgeschichte (gestrichelter Pfeil), wobei der Anfangs- (O) und der Endpunkt der Geschichte (X) markiert werden, so lassen sich die Basis-Prädikate sowie die Prädikations-Typen funktional

Oberhalb des Graphen sind handlungsbezogene, unterhalb des Graphen prozeß- oder seinsbezogene prädikative Zugriffe notiert.



In der mentalen Vorgeschichte haben die Modalverben mit ihren bekannten handlungsanalytischen Interrelationen ihren prädiikativen Ort. Auf der Prozeß-/Seinsseite fehlt nur das bedürfnisbezogene *möchten* ganz, *wollen* erfordert spezifische, teilweise metaphorische Zusammenhänge.

Werden ist beiderseits an der Umschlagstelle zwischen Möglichkeit und Wirklichkeit angesiedelt, geometrisch gesprochen ohne Einschluß des Startpunktes der Geschichte (und damit der Handlungsausführung) selbst, sofern es nicht in Typ (3) verwendet ist. Der Anfangspunkt der Geschichte selbst wird durch das Wortfeld des Beginnens, der Endpunkt durch das Wortfeld des Beendens in Typ (1) oder (2) prädiiziert. Zugleich haben am Endpunkt handlungsbezogen *haben* und prozeß-/seinsbezogen *sein* ihre systematischen Orte, und zwar im Prädikationstyp (3). *Werden* schlägt in diesem Typ die antizipatorische Brücke vom Start- hin zum Endpunkt des Ablaufs.

Die Geschichte selbst, also diejenige Ablaufphase, die man begrifflich als das Tun oder das Sein erfassen kann, ist im Deutschen weder morphologisch noch durch ein spezifisches Basisprädikat als solche erfassbar. Wohl aber ist ein spezifischer Prädikationstyp dafür ausgezeichnet, nämlich Typ (1) ohne ein grammatisches Objekt, also ohne konkretes N". Valenzgrammatisch gesprochen handelt es sich dabei um die systematische Einwertigkeit des jeweiligen Verbs oder eine Argumentreduktion auf Null.

Auf seiten der Prozeß- oder Seinsformen haben hier auch *sein* und *werden* den Ort ihrer Prädizierung im Typ (1). *bleiben* kann jeweils in all seinen Typen verwendet werden. Auf der Handlungsseite entspricht das bloße Prädikat ohne Objekt einer *type-Prädikation* der symbolisch benannten Handlung, während durch objektive Ergänzungen *token-Prädikationen* vorgenommen werden. Wir haben also durch die sogenannte Valenzausführung einen Effekt im verbalen Bereich, der im nominalen Bereich dem durch die operativen Mittel des unbestimmten versus bestimmten Artikels bewirkten Effekts analog ist.

Die Nachgeschichte wird im Deutschen morphologisch durch den sogenannten „Konjunktiv II“, also durch Prädikate mit operativer Spezifizierung mentaler Art, oder durch gänzlich differente Ausdrucksmittel zur Sprache gebracht, vor allem durch sogenannte „finale Konjunktionen“ (*damit, so daß*).

Dieses Bild spricht dafür, daß in den Prädikations-Typen und in den Basis-Prädikaten gewissermaßen alltägliche Wirklichkeits- und Handlungsanalysen ihren Niederschlag gefunden haben, so daß die prädikativen Zugriffe einer handlungspraktischen Systematik gehorchen.

In diesem Sinne ließe sich zusammenfassend folgendes formulieren. Die prozedural rekonstruierten Prädikats-Formen – traditionell gesprochen: die „synthetischen Verbformen“ – dienen kommunikativ elementaren Wirklichkeitsqualifizierungen oder – im Fall der expeditiven Prozedur – Wirklichkeitseingriffen. Die aus Typ (O) abgeleiteten grundlegenden Prädikations-Typen (1) bis (4) – traditionell gesprochen: die „analytischen Verbformen“ – dienen demgegenüber rudimentären Strukturanalysen der Wirklichkeitsentwicklung. Insofern könnte man sie als *analytisch im pragmatischen Sinne* charakterisieren.

8. Literatur

- Abraham, W./Janssen, Th. (Hg.) (1989): *Tempus – Aspekt – Modus*. Tübingen: Niemeyer.
- Adelung, J. Chr. (1781): *Deutsche Sprachlehre*. Leipzig: Breitkopf (ND 1977 Hildesheim: Olms).
- Ballmer, Th. T./Brennenstuhl, W. (1986): *Deutsche Verben. Eine sprachanalytische Untersuchung des Deutschen Verbwortschatzes*. Tübingen: Narr.

- Ballweg, J. (1988): Die Semantik der deutschen Tempusformen. Düsseldorf: Schwann.
- Bartsch, W. (1980): Tempus, Modus, Aspekt. Die systembildenden Ausdruckskategorien beim deutschen Verbalkomplex. Frankfurt: Diesterweg.
- Bech, G. (1955/57): Studien über das deutsche Verbum infinitum. Historisk-filologiske Meddelelser udgivet af Det Kongelige Danske Videnskabernes Selskab 35.2 + 36.6. København. (2. Aufl. 1983 Tübingen: Niemeyer).
- Benveniste, É. (1966): Problèmes de linguistique générale. Paris: N.R.F.
- den Besten, H./Edmondson, J.A. (1983): The Verbal Complex in Continental West Germanic. In: Abraham, W. (ed.): On the Formal Syntax of the Westgermania. Amsterdam: Benjamins. S. 155-216.
- Brinkmann, H. (1959): Die „haben“-Perspektive im Deutschen. In: Festschrift für Leo Weisgerber zum 60. Geburtstag (= Sprache, Schlüssel zur Welt). Düsseldorf: Schwann. S. 176-194.
- Brinkmann, H. (1971): Die deutsche Sprache – Gestalt und Leistung. 2. Aufl. Düsseldorf: Schwann.
- Bühler, K. (1934): Sprachtheorie. Jena: Fischer.
- Chomsky, N. (1982): Lectures on Government and Binding. Dordrecht: Foris.
- Chomsky, N. (1986): Barriers. Cambridge: MIT Press.
- Donhauser, K. (1986): Der Imperativ im Deutschen. Hamburg: Buske.
- Drach, E. (1937): Grundgedanken der deutschen Satzlehre. Frankfurt: Diesterweg (ND ⁴1963 Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft).
- Ehlich, K. (1979): Verwendungen der Deixis beim sprachlichen Handeln. 2 Bde. Frankfurt etc.: Lang.
- Ehlich, K. (1986): Funktional-pragmatische Kommunikationsanalyse – Ziele und Verfahren. In: Hartung, W. (Hg.): Untersuchungen zur Kommunikation – Ergebnisse und Perspektiven (= Linguistische Studien A 149). Berlin: Akademie, S. 15-40 (abgedr. 1991 in: Flader, D. (Hg.): Verbale Interaktion. Stuttgart: Metzler, S. 127-143).
- Ehlich, K. (1986a): Interjektionen. Tübingen: Niemeyer.

- Ehlich, K. (1987): *so* – Überlegungen zum Verhältnis sprachlicher Formen und sprachlichen Handelns, allgemein und an einem widerspenstigen Beispiel. In: Rosengren, I. (Hg.): *Sprache und Pragmatik*. Stockholm: Almqvist & Wiksell, S. 279-298.
- Eisenberg, P. (1989): *Grundriß der deutschen Grammatik*. 2. Aufl. Stuttgart: Metzler.
- Engel, U. (1988): *Deutsche Grammatik*. Heidelberg: Groos.
- Erdmann, O. (1886): *Grundzüge der deutschen Syntax nach ihrer geschichtlichen Entwicklung dargestellt*. 1. Abtlg. Stuttgart.
- Felix, S. W. (1990): The Structure of Functional Categories. In: *Linguistische Berichte* 125, S. 46-71.
- Givón, T. (1984): *Syntax. A functional-typological introduction*. Vol. I. Amsterdam: Benjamins.
- Grundzüge (1981): *Grundzüge einer deutschen Grammatik*. Von einem Autorenkollektiv unter der Leitung von K.E. Heidolph, W. Fläming, W. Motsch. Berlin: Akademie.
- Haider, H. (1986): *Fehlende Argumente: vom Passiv zu kohärenten Infinitiven*. In: *Linguistische Berichte* 101, S. 3-33.
- Haiman, J. (1985): *Natural Syntax. Iconicity and erosion*. Cambridge etc.: UP.
- Höhle, T. (1978): *Lexikalistische Syntax: Die Aktiv-Passiv-Relation und andere Infinitivkonstruktionen im Deutschen*. Tübingen: Niemeyer.
- Lehmann, Ch. (1980): *Aufbau einer Grammatik zwischen Sprachtypologie und Universalistik*. In: Brettschneider, G./Lehmann, Ch. (Hg.): *Wege zur Universalienforschung*. (Sprachwissenschaftliche Beiträge zum 60. Geburtstag von Hansjakob Seiler) Tübingen: Narr, S. 29-37.
- Löbel, E. (1990): *D und Q als funktionale Kategorien in der Nominalphrase*. In: *Linguistische Berichte* 127, S. 232-264.
- Redder, A. (1984): *Modalverben im Unterrichtsdiskurs. Pragmatik der Modalverben am Beispiel eines institutionellen Diskurses*. Tübingen: Niemeyer.
- Redder, A. (1990): *Grammatiktheorie und sprachliches Handeln: 'denn' und 'da'*. Tübingen: Niemeyer.

- Redder, A. (1990a): 'werden' – funktional-grammatische Erwägungen. Vortrag auf der DGfS-Jahrestagung 1990, Saarbrücken (ersch. demn.).
- Richter, H. (1982): Zur Systematik der Personenendungen des deutschen Verbs. In: Detering, K./Schmidt-Radefeldt, J./Sucharowski, W. (Hg.): Sprache beschreiben und erklären. Bd. 1. Tübingen: Niemeyer. S. 179-188.
- Ronneberger-Sibold, E. (1988): Entstehung von Suppletion und Natürliche Morphologie. In: Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung 41, S. 453-462.
- Rupp, H. (1965): Zum deutschen Verbalsystem. In: Neuphilologische Mitteilungen 66, S. 179-199.
- Steinitz, R. (1988): Bewegungen bei und um Subjazen, Grenzknoten und Satzglied. In: Bierwisch, M./Motsch, W./Zimmermann, I. (Hg.): Syntax, Semantik und Lexikon (= studia grammatica XXIX). Berlin: Akademie, S. 185-218.
- Tesnière, L. (1959): *Éléments de syntaxe structurale*. Paris: Klincksieck.
- Weinrich, H. (1986): Klammersprache Deutsch. In: Sprachnormen in der Diskussion. Beiträge vorgelegt von Sprachfreunden (G. Drosdowski zum 15.10.1986). Berlin etc.: de Gruyter, S. 116-145.
- Zimmermann, I. (1985): Der syntaktische Parallelismus verbaler und adjektivischer Konstruktionen (Zu einigen Grundfragen der X¹-Theorie). In: Forschungen zur deutschen Grammatik – Ergebnisse und Perspektiven (= Linguistische Studien A 127). Berlin: Akademie, S. 159-213.

Deutsche Prädikatklassen in typologischer Sicht

Zusammenfassung

Prädikatklassen sind Klassen von Begriffen, die als Situationstypen fungieren, sich also als Zentrum des Prädikats eines Satzes manifestieren können. Eine der diesen kognitiven Bereich strukturierenden Dimensionen ist eine Skala abnehmender Zeitstabilität der Begriffe. Auf dieser Skala können die Hauptwortarten Substantiv, Adjektiv und Verb mit ihren nach der Dynamizität differierenden Subkategorien (vor allem Aktionsarten) angeordnet werden. Sprachen unterscheiden sich darin, welche der auf der Skala angeordneten Prädikatklassen sie in welchem Maße in lexikalischen oder grammatischen Kategorien ausprägen. Das Deutsche wird in diesem funktionalen Bereich mit anderen Sprachen verglichen und typologisch charakterisiert.

1. Fragestellung

Die Problemstellung dieses Beitrags hat einen allgemeinen und einen besonderen Teil. Die Aufgabe im allgemeinen ist eine sprachunabhängige Systematik der Prädikatklassen. Die besondere Aufgabe ist die Anwendung dieser Systematik auf die deutsche Sprache mit dem Ziel, deren typologische Besonderheiten in dem fraglichen funktionellen Bereich herauszuarbeiten. Gegenstand der Untersuchung sind diejenigen Wortarten, für die dieselben funktionellen Parameter wie für Verben gelten. Dies sind eben die Wortarten, mit denen man ähnlich wie mit Verben prädicieren kann. Ihre Mitglieder sollen für die Zwecke dieser Untersuchung Prädikate heißen. Die Prädikatklassen sind nicht universal in dem Sinne, daß jede Sprache alle in der Systematik vorgesehenen Klassen verwendete. Darüber hinaus unterscheiden sich Sprachen darin, wie sie die verschiedenen Klassen strukturell umsetzen. Daher kann man das Deutsche auf einem allgemeinen, typologischen Niveau charakterisieren dadurch, daß man seine Prädikatklassen von dem Hintergrund der allgemeinen Systematik abhebt.

2. Überblick über die Systematik

Verfolgt man gegenüber den Prädikatklassen einen onomasiologischen Ansatz, so muß man auf der kognitiven Ebene beginnen (vgl. die ausführliche Darstellung in Lehmann 1991). Wir tun das im folgenden von zwei Seiten. In 2.1. werden die Begriffe, die sprachlichen Prädikaten zugrundeliegen, nach mehreren Parametern klassifiziert; und in 2.2. wird eine

Einteilung von Situationen versucht, auf der sich eine Klassifikation von Prädikaten begründen läßt.

2.1. Zeitstabilität, propositionale Funktionen und Wortarten

Die Begriffe, aus denen sich Propositionen zusammensetzen, sind im kognitiven Raum nach verschiedenen Kriterien angeordnet. Im folgenden werden drei Kriterien betrachtet, die für Kognition und Kommunikation eine zentrale Rolle spielen, nämlich die Zeitstabilität eines Konzepts, seine Relationalität und seine primäre propositionale Funktion.

2.1.1. Dinge, Eigenschaften und Vorgänge unterscheiden sich in unserer Perzeption und Vorstellung wesentlich dadurch, daß sie unterschiedlich konstant gegenüber dem Verlauf der Zeit bleiben. Typische Gegenstände wie Äpfel und Mädchen bleiben über verhältnismäßig lange Zeit gleich. Typische Eigenschaften wie Röte oder Wärme bleiben über einige Zeit konstant, werden aber als vergänglich, veränderlich begriffen. Vorgänge und Ereignisse dagegen wie Laufen oder Fallen sind völlig zeitgebunden und bestehen manchmal nur einen Moment. Menschliche Konzepte können also auf einer Skala der Zeitstabilität (vgl. Givón 1984, ch. 3.4.) angeordnet werden, mit den Gegenstandsbegriffen an einem Pol, den Ereignisbegriffen am anderen und den Eigenschaftsbegriffen dazwischen.

2.1.2. Mit der Zeitstabilität korreliert die Relationalität der Begriffe, also ihre Eigenschaft, Leerstellen für Argumente zu eröffnen.¹ Gegenstände sind konstanter als Relationen, denn zwei Gegenstände können eine Relation zwischen ihnen überdauern, aber nicht umgekehrt. Je mehr Argumente eine Relation zueinander in Beziehung setzt, desto hinfalliger ist sie.² So erklärt es sich, daß prototypische Gegenstandsbegriffe nicht-relational oder auch nullwertig sind, während es andererseits keine nullwertigen Ereignisbegriffe gibt.³ Und wiederum kann ein Gegenstandsbegriff höchstens eine Leerstelle (nämlich eine rektive zu einem Possessor o.ä.) eröffnen, während Eigenschaftsbegriffe mindestens eine Leerstelle (eine modifikative für ihren Bezugspunkt) enthalten. Dreiwertige Begriffe finden sich fast ausschließlich unter den dynamischen; der prototypische dreiwertige Begriff, nämlich 'geben', ist ein Ereignisbegriff.

¹ Es gibt rektive und modifikative Leerstellen; vgl. Lehmann 1983.

² Das entspricht auch einer Alltagserfahrung.

³ Die Witterungsverben stehen nicht für Ereignis-, sondern für Vorgangsbegriffe.

2.1.3. Schließlich korreliert mit dem Grad an Zeitstabilität der Konzepte auch ihre primäre Funktion bei der Bildung von Propositionen. Die beiden grundlegenden Operationen hierbei sind Referenz und Prädikation. Die Referenz setzt das bestehende Redeuniversum voraus und beruft sich darauf; die Prädikation verändert es. Prädikationen sind daher potentiell kontrovers, während Referenzen dem Urteil des Mitunterredners nicht unterworfen sind. Sie können nur gelingen oder mißlingen. Daher benötigt man zur Referenz solche Konzepte, die den Referenten in einer unstrittigen Weise charakterisieren. Das ist am ehesten gewährleistet, wenn das Konzept das Wesen des Referenten trifft. Das tut es dann, wenn es sich auf maximal zeitstabile Züge des Referenten bezieht. So ergibt sich die primäre Funktion der Referenz für Gegenstandsbegriffe.

Das Umgekehrte gilt für die Prädikation. Will man das Redeuniversum verändern, ohne neue Referenten einzuführen, so muß man bestehenden Referenten Prädikate zuschreiben, die sie bisher nicht hatten. Je weniger zeitstabil das zuzuschreibende Prädikat ist, desto größer ist die Chance, daß es bisher nicht für den Referenten galt. So ergibt sich die primäre Funktion der Prädikation für Ereignisbegriffe.

Die Attribution bildet komplexe Begriffe, die dann ihrerseits zur Referenz oder zur Prädikation verwendet werden können. Sie ist also der Referenz und Prädikation untergeordnet und steht insoweit zwischen ihnen. Entsprechend können Begriffe aller Zeitstabilitätsgrade als Attribut dienen. Die primäre Funktion kann dies jedoch nur für Begriffe mittlerer Zeitstabilität sein, die nicht auf eine der primären Funktionen Referenz oder Prädikation festgelegt sind. So ergibt sich die primäre Funktion der Attribution für Eigenschaftsbegriffe.

2.1.4. Die drei Parameter der Zeitstabilität, der Relationalität und der propositionalen Funktion sind logisch unabhängig voneinander. Ihre Korrelation in dem erwähnten Sinne kann daher nur eine tendentielle, keine vollständige sein. Das gilt auch deshalb, weil jeder von ihnen kontinuierlich oder jedenfalls nicht binär ist. Klare kategoriale Zuordnungen können nur an den Polen der Kontinua herrschen; dazwischen sind die Grenzen und mithin die Zuordnungen zwischen Instanzen auf verschiedenen Parametern instabil. Die Untergliederung der Kontinua und die Einrichtung von fokalen Instanzen auf ihnen ist zum großen Teil bereits Sache der Sprache. Grammatische Kategorien ergeben sich auf der Basis solcher Kontinua und ihrer teilweise schon einzelsprachlichen Gliederung durch Bündelung von Ausprägungen über Parameter hinweg. Die vorgeführten Assoziationen von Gegenstand mit Avalenz und Referenz, von Eigenschaft mit Monovalenz und Attribution, von Ereignis mit Pluriva-

lenz und Prädikation werden in der Mehrzahl der Sprachen, wenn auch in unterschiedlicher Weise, vorgenommen. Es resultieren grammatische Kategorien, nämlich die Hauptwortarten, die man in den meisten Sprachen wiederfindet. F1 veranschaulicht die drei genannten Kontinua mit den sich nahelegenden Untergliederungen sowie die senkrecht dazu verlaufenden Assoziationen von Ausprägungen mit den Hauptwortarten als Resultat. Mithin ist F1 eine Darstellung des Nomen-Verb-Kontinuums (vgl. Broschart 1987).

F1. Funktionale Grundlagen der Hauptwortarten

Begriff	Gegenstand	Eigenschaft	Ereignis
Zeitstabilität	maximal	←————→	minimal
Relationalität	minimal	←————→	maximal
Funktion	Referenz	Attribution	Prädikation
Wortart	Substantiv	Adjektiv	Verb

Die Kontinua der Zeitstabilität, der Relationalität und der propositionalen Funktionen sind universal. Die Wortarten sind grammatische Kategorien, die diese universalen Begriffe und Funktionen einzelsprachlich umsetzen, und sind mithin keine sprachlichen Universalien. Sie können als universale Beschreibungsbegriffe (vgl. Coseriu 1974) wie folgt definiert werden:

- Das Substantiv ist die Wortart, für deren prototypische Mitglieder gilt: sie bezeichnen konkrete Gegenstände, sind semantisch nullwertig, und ihre primäre Funktion ist die Referenz.
- Das Adjektiv ist die Wortart, für deren prototypische Mitglieder gilt: sie bezeichnen Eigenschaften, sind semantisch einwertig, und ihre primäre Funktion ist die Attribution.
- Das Verb ist die Wortart, für deren prototypische Mitglieder gilt: sie bezeichnen Ereignisse, sind semantisch mehrwertig, und ihre primäre Funktion ist die Prädikation.

F1 determiniert ein Ungleichgewicht zwischen Verb und Substantiv auf der einen und dem Adjektiv auf der anderen Seite, da sich die ersteren beiden an den Polen, das letztere jedoch in einem unbestimmten Bereich zwischen ihnen befindet. Kategorisierungen an den Polen von Kontinua sind aber grundsätzlich stabiler sind als solche im mittleren Bereich. Daher haben praktisch alle Sprachen zwei Wortarten, auf welche die gegebenen Definitionen von Substantiv und Verb zutreffen:

G1. Alle Sprachen haben Verben.

G2. Nahezu alle Sprachen haben Substantive.

G3. Wenn eine Sprache Adjektive hat, hat sie auch Substantive.

Eine Handvoll von Sprachen wird immer wieder angeführt zur Widerlegung der Behauptung, alle Sprachen unterschieden zwischen Substantiv und Verb (s. Schachter 1985, S. 11 und Andersen 1985, S.155f. zum Nootka und Sasse 1988 zum Irokesischen). Wichtig für unsere Zwecke ist hier nur, daß der in F1 dargestellte polare Gegensatz in allen Sprachsystemen in der einen oder anderen Weise umgesetzt ist, wobei die strukturelle Salienz der sich ergebenden Kategorien freilich variieren kann.

Während also F1 praktisch eine Mindestzahl kategorialer Unterscheidungen determiniert, ist eine Obergrenze für die Anzahl der horizontalen Abstufungen in F1 zunächst nicht abzuleiten. Folglich unterscheiden Sprachen sich stark darin, wieviele und welche Kategorien sie auf dieser Skala ausprägen. Dabei spielt eine große Rolle die Tatsache, daß die Wortarten zu den am stärksten grammatikalisierten und mithin am schwächsten funktionell motivierten sprachlichen Kategorien überhaupt gehören. Abgrenzungen auf dem Kontinuum F1 und Zuordnungen einzelner Begriffe zu den Kategorien sind also hochgradig arbiträr. Dazu tritt das methodische Problem, daß keine allgemeinen Kriterien zur Verfügung stehen, nach denen man eine in einer Sprache gegebene strukturell relevante Kategorisierung auf dem Niveau von Wortarten oder dem von Subkategorien der Wortarten ansiedelt. Z.B. ist die allgemeine Basis der Kriterien, nach denen die Kategorie der sogenannten Modalverben in die Wortart der Verben fällt, statt neben ihr zu stehen, nicht bekannt.

Andererseits lassen sich auf den drei Parametern in F1 diskrete Abstufungen konzipieren. Sie führen u.a. zu den drei propositionalen Akten und zu numerisch und kombinatorisch verschiedenen Arten von Relationalität. Daher gilt folgende Verallgemeinerung:

G4. Fast keine Sprache unterscheidet auf dem durch F1 repräsentierten Kontinuum mehr als die angegebenen drei Hauptwortarten.

Von Subkategorien dieser drei wird im folgenden die Rede sein. Adverbien befinden sich außerhalb von F1.⁴

⁴ Wo Quantoren einzuordnen sind, hängt von der Konzeption der Quantifikation als eines separaten propositionalen Aktes ab.

2.2. Struktur von Situationen

Eine Situation ist eine kognitive Repräsentation, die einem außersprachlichen Sachverhalt entsprechen kann oder nicht. Sie besteht aus einer Anzahl von Entitäten, genannt Partizipanten, die um ein immaterielles Zentrum herum, genannt Partizipatum, mittels sogenannter Partizipantenrelationen zueinander in Beziehung gesetzt sind (vgl. Seiler 1984). Die zentralen Begriffe sind wie folgt zu verstehen:

- Ein Partizipant ist eine beliebige Entität, auf die referiert werden kann, insoweit sie an einer Situation beteiligt ist.
- Ein Partizipatum ist ein Situationstyp, verkörpert durch einen relationalen Begriff, der Leerstellen für die Partizipanten eröffnet.
- Eine Partizipantenrelation ist eine funktionelle Beziehung, in welcher ein Partizipant an einer Situation teilhat und welche zwischen ihm und dem Partizipatum vermittelt.

Jede dieser zentralen Komponenten einer Situation ist durch bestimmte Eigenschaften qualitativer und quantitativer Art charakterisiert. Für die Partizipanten sind dies die geläufigen lexikalischen Merkmale von Entitäten, die als Referenten auftreten können, also Konkretheit, Belebtheit, Menschlichkeit, Zählbarkeit usw., ferner der Umfang der Beteiligung einer Menge von Partizipanten am Partizipatum, also das, was man unter Quantifikation im engeren Sinne versteht.

Partizipantenrelationen können sich in semantischen Rollen konkretisieren. Jedoch können alle solche Relationen durch zwei hauptsächliche Parameter charakterisiert werden. Der erste ist der quantitative Parameter des Grades der Zentralität eines Partizipanten. Zentrale Beteiligung eines Partizipanten vorausgesetzt, wird ein zweiter, qualitativer Parameter wirksam, nämlich das Gefälle zwischen Kontrolle und Affiziertheit der Partizipanten, an dessen Polen sich Agens und Patiens befinden.

Das Partizipatum schließlich hat ebenfalls quantitative und qualitative Eigenschaften. Seine hervorragende qualitative Eigenschaft ist seine Dynamizität. Daneben hat es eine Reihe von fakultativen Eigenschaften, die sich aus der Quantifikation über Situationen ergeben und sich sprachlich im wesentlichen in Aktionsarten wie Iterativität, Habitualität usw. manifestieren. Neben solchen Eigenschaften hat eine Situation übrigens externe Relationen zu anderen Situationen, welche die Perspektive und die zeitliche Situierung, ausgedrückt z.B. durch Aspekt und Tempus, betreffen und die hier ohne Belang sind. F2 bietet einen Überblick über die Konstellation:

F2. Eigenschaften und Relationen in der Partizipation

Eigenschaften	Partizipantenrelation		
	Partizipant		Partizipatum
quantitativ	Zählbarkeit	Zentralität	quantitativer
qualitativ	Konkretheit	Kontrolle	Charakter
	Belebtheit	Affiziertheit	Dynamizität
	...		

Prädikate sind aus dieser Sicht einzelsprachliche lexikalische Verkörperungen von Partizipata, also von Situationstypen. Die Einteilung der Prädikatklassen beruht daher insoweit auf den Eigenschaften von Partizipata. Da Partizipata jedoch relationale Begriffe sind, werden sie wesentlich durch ihre Partizipantenrelationen mitbestimmt. Z.B. kann eine Situation, die ein Agens hat, kein Zustand sein. Die Partizipantenrelationen sind folglich in eine umfassende Untersuchung der Prädikatklassen einzubeziehen.⁵ Die Partizipantenrelationen ihrerseits werden nicht nur von den Eigenschaften der Partizipata, sondern auch von denen der Partizipanten bestimmt. Z.B. kann eine Örtlichkeit nicht als Agens fungieren. Jedoch berühren, wie F2 veranschaulicht, die Eigenschaften der Partizipanten das Partizipatum nur mittelbar.

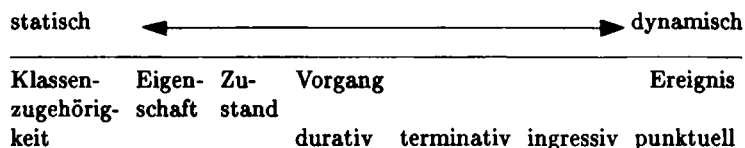
Für die Zwecke der folgenden Untersuchung beschränken wir uns auf die Dynamizität von Partizipata. Vom quantitativen Charakter von Situationen wird nicht, von Partizipantenrelationen nur am Rande die Rede sein.

2.3. Dynamizität

Prototypische Partizipanten sind Gegenstände, prototypische Partizipata sind Ereignisse. Daher sind die Eigenschaften, die in F1 einander paradigmatisch entgegengesetzt sind, bei der sprachlichen Wiedergabe einer Situation im einfachsten Falle auch syntagmatisch verteilt. Deshalb können wir, wenn wir uns im folgenden auf die Partizipata konzentrieren, den linken Pol von F1 ausklammern. Der verbleibende Rest der Skala charakterisiert die Zeitstabilität von Partizipata. Das ist ihre Dynamizität, so wie in F3 dargestellt.

⁵ Eine Klassifikation von Verben aufgrund der Partizipantenrelationen gibt z.B. Givón 1984, ch. 4.2.

F3. Dynamizität von Partizipata



F3 ist also als Ausschnittvergrößerung (der ersten Zeile) von F1 ohne den linken Pol zu verstehen. Sprachen unterscheiden sich nun darin, in welchem Maße und auf welche Weise sie die Hauptwortarten zur Repräsentation dieser Prädikatklassen in grammatische oder lexikalische Subkategorien untergliedern und an welchen Positionen der Skala sie diese Kategorien einsetzen. Hierüber gelten folgende Gesetze:

G5. Wenn eine Sprache auf einer gegebenen Position von F3 Verben einsetzt, dann setzt sie auch auf allen Positionen rechts davon Verben ein.

G6. Wenn eine Sprache auf einer gegebenen Position von F3 Substantive einsetzt, dann setzt sie auch auf allen Positionen links davon Substantive ein.

G5 und G6 erklären sich daraus, daß Substantiv und Verb prototypische Begriffe sind, die jeweils den linken bzw. rechten Pol von F3 besetzen. Wie wir sehen werden, unterscheiden G5 und G6 sich in ihrer empirischen Relevanz, insofern die Einsatzzposition von Verben auf F3 typologisch einigermaßen variiert, während Substantive außer Klassenzugehörigkeit nur noch Eigenschaften ausdrücken können. Ferner gilt:

G7. Alle Sprachen repräsentieren durative Prädikate durch Verben.

Zusammen mit G5 folgt daraus, daß der Teil von F3 rechts der Zustände in allen Sprachen durch Verben kodiert wird. D.h., die sprachliche Repräsentation einer Situation, in der eine Veränderung vorgeht, erfordert ein Verb. Der Terminus 'Zeitwort' für den Begriff 'Verb' ist somit im semantischen Sinne noch allgemeiner angebracht als im morphologischen Sinne.

2.4. Methodisches

Wegen der Sprachgebundenheit des Significatums versteht sich, daß maximal übersetzungsäquivalente Prädikate zweier Sprachen dennoch zu verschiedenen Prädikatklassen gehören können. Da Prädikatklassen semantisch fundiert sind, bestimmt sich die Zugehörigkeit eines gegebenen

einzelsprachlichen Prädikats (Worts) zu einer der Klassen in erster Linie nach semantischen Kriterien. Deren Operationalisierung führt zu Tests, welche die semantische Verträglichkeit eines Prädikats mit einem Testrahmen oder einer Modifikation prüfen. Solche Tests führen im negativen Falle zu semantischen Abweichungen oder Sonderbedeutungen, kaum aber zu Ungrammatikalität. Tests, die grammatische Kriterien verwenden, führen im negativen Falle zu Ungrammatikalität, liefern also klarere Ergebnisse. Sie setzen allerdings voraus, daß die zu testende Prädikatklasse in der gegebenen Sprache in einer grammatischen Kategorie – einer Wortart oder einer grammatischen Subkategorie einer solchen – ausgeprägt ist. Wo dies der Fall ist, ergibt sich eine andere methodische Schwierigkeit. Der Test, der auf den grammatischen Eigenschaften dieser Kategorie beruht, prüft eigentlich die Zugehörigkeit eines Prädikats zu der grammatischen Kategorie, nicht zur semantischen Prädikatklasse. In dem Maße, in dem grammatische Kategorisierungen in Einzelsprachen arbiträr sind (vgl. 2.1.4.), ist dies nicht dasselbe. Daher ist auch bei der Anwendung grammatischer Tests trotz ihrer größeren Eindeutigkeit Vorsicht geboten.

Den Grad der Ausprägung eines kategorialen Unterschieds in einer Sprache hat man traditionell danach bestimmt, ob die betreffenden Kategorien verschiedene Flexionsmorphologie haben. In einer Sprache wie dem Nootka, in der Substantive ebenso wie Verben nach Tempus flektieren, ist der Unterschied zwischen den beiden Kategorien offenbar *ceteris paribus* geringer als in einer Sprache wie Deutsch, in der nur Verben dies tun. Zusätzlich dazu oder auch bei Fehlen von Flexionsmorphologie kann man den Unterschied zwischen zwei Kategorien daran messen, wie stark Mitglieder einer gegebenen Kategorie auf die primäre propositionale Funktion festgelegt sind. Wenn spezifische grammatische Mittel zur Umkategorisierung eingesetzt werden müssen, damit die propositionale Funktion der benachbarten Kategorie erfüllt werden kann, ist der Unterschied insoweit stärker ausgeprägt, als wenn dies ohne weiteren Aufwand möglich ist. Im Tagalog unterscheiden sich Verben und Substantive sehr wohl durch die Flexionsmorphologie; aber finite Verbformen können ohne weiteren Aufwand (also insbesondere ohne Nominalisierung) zur Referenz, und Substantive können ohne weiteren Aufwand (also insbesondere ohne Kopula) zur Prädikation verwendet werden (s. Schachter 1985, S. 12f.). Auf dieselbe Weise kann man für drei auf einer Skala angeordnete einzelsprachliche Kategorien feststellen, ob die mittlere eher der einen oder eher der anderen Nachbarkategorie ähnelt. Wir werden diese Frage in 3.2. für die Beziehung von Adjektiven zu Substantiven einerseits und zu Verben andererseits zu stellen haben.

3. Deutsche Prädikatklassen und die Skala der Zeitstabilität

Im folgenden gehen wir die Positionen der Skala F3 durch und stellen die im Vorangehenden genannten Fragen für eine Reihe von Sprachen in Vergleich mit dem Deutschen.

3.1. Klassenzugehörigkeit

Die Klassenzugehörigkeit betrifft das Wesen eines Gegenstandes. Da Klassen aus Gegenständen bestehen, werden sie in fast allen Sprachen ebenso wie Gegenstände, nämlich durch Substantive repräsentiert. Die Zugehörigkeit eines Partizipanten zu einer Klasse wird mithin durch eine Prädikation auf nominaler Basis ausgedrückt. Hierzu gibt es verschiedene Verfahren (s. Stassen 1990).

3.1.1. Im einfachsten Falle dient das unmodifizierte Substantiv als Prädikat, wie etwa in B1.

B1. Saya guru.
MALAI ich Lehrer
„Ich bin Lehrer.“

In Sprachen wie dem Malaiischen gibt es weder am Verb noch an anderen Prädikaten Personalaffixe.

3.1.2. In Sprachen, in denen das Verb nach Person, Numerus und Tempus flektiert, wird i.a. auch für nominale Prädikate mehr Aufwand getrieben. Das mindeste ist, daß die Personalaffixe, die das Verb hat, auch an nominale Prädikate treten können, wie in B2 und B3.

B2. (Siz) talebe-siniz.
TÜRKISCH ihr Schüler-2.PL
„Ihr seid Schüler.“

B3. (Te'x-e') kòolnal-e'x.
YUKATEK ihr-TOP Bauer-ABS. 2.PL
„Ihr seid Bauern.“

Durch dieses Verfahren scheint das Prädikatsnomen implizit verbalisiert zu werden. Dies wird in einigen Sprachen noch weiter getrieben.

- B4. a. wəy də-way^oə-w+p'
 ABCHAS der.da ABS. 3.SG.HUM-Mann-STAT.PRÄS
 „er ist ein Mann“ (Hewitt 1979, S. 47)
- b. wəy r+c'a+y^oə-s də-q'o-w+p'
 der.da Lehrer-ESS ABS. 3.SG-HUM-EXIST-STAT.PRÄS
 „er ist Lehrer“ (Hewitt 1979, S. 46)

Im Abchasischen z.B. gibt es die in B4.a gezeigte Möglichkeit, Klassenzugehörigkeit auf der Basis eines Substantivs auszudrücken: man überführt das Substantiv in ein statives Verb. Bemerkenswert hieran ist, daß keine Derivationsmorphologie zu sehen ist; man vergleiche das elementare stativ Verb in B4.b mit den denominalen in B4.a. Es handelt sich um eine regelmäßige syntaktische Operation, der sogar komplexe Nominalsyntagmen zugänglich sind (s. Hewitt 1979, S. 47, 106). Aus dem Griechischen sind derivative Beispiele wie βασιλεῖς *iw* „bin König“, aus dem Lateinischen eher vereinzelte wie *milito* „bin Soldat“ bekannt. Im Deutschen gibt es entsprechende Ableitungen von Berufsbezeichnungen, wie *tischlern*, *klemptern*, die jedoch nicht die Zugehörigkeit zur Klasse der Tischler, Klempner usw. ausdrücken.

3.1.3. Der relativ höchste Aufwand zum Zwecke der Verbalisierung eines Prädikatsnomens wird getrieben, wenn man eine Kopula einsetzt. Dieses Verfahren steht im Abchasischen als Alternative zur Verfügung: man verwendet das Existenzverb als Kopula, wobei man das Prädikatsnomen in den Essiv setzt, wie in B4.b. Varianten dieses Verfahrens sind aus dem Deutschen und vielen anderen Sprachen vertraut. Die Behandlung des Kasus des Prädikatsnomens bestimmt sich dabei durch den Grammatikalisierungsgrad der Kopula. Ist sie ein relativ schwach grammatikalisierendes Verb der Befindlichkeit, wie im Abchasischen, wird das Prädikatsnomen im Essiv stehen oder sonstwie adverbialisiert werden; ist sie so stark grammatikalisiert, daß sie – wie im Deutschen – auch als Hilfsverb dient, wird das Prädikatsnomen im unmarkierten Kasus (meist dem Nominativ) stehen.

Die angeführten Beispiele zeigen, daß der Strukturunterschied zwischen Substantiven und Verben im Deutschen stärker ausgeprägt ist als in mehreren anderen Sprachen. Im Deutschen gibt es in selbständigen Sätzen überhaupt keine nominalen Prädikate; d.h., strukturell sind alle Prädikate verbal.

3.2. Eigenschaft

Eine Eigenschaft ist insofern weniger zeitstabil als die Klassenzugehörigkeit eines Gegenstands, als sie sein Wesen nicht betrifft, sich also unbe-

schadet seiner Klassenzugehörigkeit ändern kann. Die wenigen existenten Sprachen mit nur einer Hauptwortart drücken gemäß G1 natürlich auch Eigenschaften durch Verben aus. Sprachen, die nur Substantive und Verben als Hauptwortarten haben, verfügen über diverse Strategien zum Ausdruck von Eigenschaften (vgl. Schachter 1985, 1.3.).

3.2.1. In der verbalen Strategie werden Eigenschaften durch sog. stativ Verben repräsentiert. Das ist etwa im Lakhota der Fall, wie die Gegenüberstellung eines Vorgangs- mit einem Eigenschaftsprädikat in B5 zeigt.

- B5. a. ni-hā'ske
LAKHOTA INAKT.2.SG-groß
„du bist groß“ (Van Valin 1977, S. 9)
b. ni-hī 'xpaye
INAKT.2.SG-fall
„du fällst“ (Van Valin 1977, S. 11)

Zu dieser typologischen Gruppe gehören auch nilotische Sprachen wie das Toposa (vgl. Givón 1984, S. 53f.) und Turkana. Innerhalb der Gruppe bestehen Unterschiede in bezug auf die Attribution. Im extremen Falle verhalten sich die stativen Verben auch hier ebenso wie dynamische Verben; und das bedeutet, daß auch für sie die attributive Funktion die sekundäre ist.

- B6. a. è-bùn-í e-kìle
TURKANA 3.SG-komm-IMPERF M.SG-Mann(NOM)
„der Mann kommt“
b. è-mòn e-kìle
3.SG-böse M.SG-Mann(NOM)
„der Mann ist böse“ (Dimmendaal 1983, pass.)

In B6.a wird ein dynamisches Verb prädiziert, in b eine Eigenschaft. Beide werden von finiten Verben ausgedrückt. In B7 ist die Verwendung von Verben als Attribut gezeigt.

- B7. a. e-kìle lo-è-bun-i
TURKANA M.SG-Mann(NOM) REL.M.SG-3.SG-komm-IMPERF
„Mann, der kommt“
b. e-kìle lə-a-mòn-a-n̩
M.SG-Mann(NOM) REL.M.SG-3.SG-böse-STAT-SG
„böser Mann“ (Dimmendaal 1983, S. 319)

Wie ein Vergleich von B7.a mit B6.a zeigt, erfordert dies die Bildung eines Relativsatzes. Ein Vergleich von B7.b mit B6.b erweist, daß die-

selbe Strategie für Eigenschaftswörter herhalten muß. Während also für die Prädikation einer Eigenschaft kein besonderer Aufwand getrieben werden muß, erfordert ihre Attribution die Bildung eines Relativsatzes.

Im zweiten Fall unterscheiden sich die stativen Verben darin von den dynamischen, daß sie direkt als Attribut konstruiert werden können, wobei die Möglichkeit, einen Relativsatz zu bilden, zusätzlich besteht. Das ist z.B. so im Mohave (vgl. Schachter 1985, S. 19f.) und in dem durch B8 illustrierten Lakhota.

- B8. a. wicha'sa ki hā'ske
 LAKHOTA Mann DEF (INAKT.3.SG)groß
 „der Mann ist groß“ (Van Valin 1977, S. 36+41)
 b. wicha'sa (wā) hā'ske ki
 Mann REL (INAKT.3.SG)groß DEF
 „der Mann, der groß ist/der große Mann“
 (Van Valin 1977, S. 37+49)

Hier ist es nicht mehr so klar, ob die primäre Funktion der stativen Verben die prädikative oder die attributive ist. Soweit das letztere der Fall ist, sind diese „stativen Verben“ Adjektive (s. Pustet 1989, bes. Kap. 3.4.).

3.2.2. Der verbalen Strategie zum Ausdruck von Eigenschaften stehen zwei nominale Strategien gegenüber. Die Strategie der Eigenschaftsträger verwendet Nomina, die in der Bedeutung unseren substantivierten Adjektiven entsprechen.

- B9. a. Juan-ka mayistru-mi (ka-rka)
 QUECHUA Hans-TOP Lehrer-VAL KOP-PRT(3)
 „Hans ist/war Lehrer“
 b. ñuka wasi-ka yuraj-mi (ka-rka)
 ich Haus-TOP weiß-VAL KOP-PRT(3)
 „mein Haus ist/war weiß“ (Cole 1982, S. 67)
 B10. a. yuraj wasi
 QUECHUA weiß Haus
 „weißes Haus“ (Cole 1982, S. 77)
 b. yuraj „der Weiße/ein weißer“ (Cole 1982, S. 76)

Im Quechua z.B. sind Adjektive (entgegen Cole 1982) zwar anhand von zwei grammatischen Kriterien von substantivischen Nomina⁶ un-

⁶ Die Superwortart 'Nomen' umfaßt in traditioneller Terminologie u.a. Substantiv und Adjektiv.

terscheidbar: erstens stehen sie in der attributiven Konstruktion an erster Stelle (vgl. B10.a), zweitens sind sie einer inchoativen Ableitung zugänglich (ibid. 179). Sonst aber verhalten sie sich wie Substantive (vgl. Schachter 1985, S. 17f.): wie diese verlangen sie eine Kopula im Prädikatsnomen (vgl. B9), und wie diese sind sie selbst referentiell (B10.b). Ein diagnostisches Kriterium dieser Strategie ist denn auch die Tatsache, daß ein eigener Substantivierungsprozeß für Adjektive fehlt.

Die zweite nominale Strategie verwendet Eigenschaftsabstrakta. Zwischen dem Partizipanten (dem Eigenschaftsträger) und der Eigenschaft besteht dann eine Art possessiven Verhältnisses.⁷ In der Prädikation erscheint es in einer 'haben'- oder einer äquivalenten Konstruktion (B11.a); in der Attribution wird das Eigenschaftswort zu einem nominalen oder adpositionalen Attribut (ggf. einem Genitivus qualitatis), wie in B11.b.

- B11. a. yá nà: dà tàur í/ làush í/ nàuy í
 HAUSSA er KOP.IMPf mit Härte/Weichheit/Schwere
 „es ist hart/weich/schwer“
 b. itace mai tàur í/ làush í/ nàuy í
 Holz versehen. mit Härte/Weichheit/Schwere
 „hartes/weiches/schweres Holz“ (Schachter 1985, S. 15f.)

Diese Strategie ist aus den dravidischen Sprachen und dem Tibetischen geläufig. Ob sie in irgendeiner Sprache überwiegt, bleibt zu klären. Im Deutschen jedenfalls verhalten sich die meisten Eigenschaftsabstrakta so wie die in der Übersetzung von B11 darin, daß sie nicht elementar, sondern von Adjektiven abgeleitet sind.

3.2.3. Am häufigsten ist aber doch der Fall, daß eine Sprache eine dritte Hauptwortart, eben das Adjektiv, hat. Es bestehen jedoch erhebliche Unterschiede in bezug auf den Umfang, die Nutzung und die grammatischen Eigenschaften dieser Klasse (s. Dixon 1982).

3.2.3.1. Wo die Klasse der Adjektive offen und produktiv ist, drückt sie nicht nur Eigenschaften, sondern auch Klassenzugehörigkeit einerseits und Zustände andererseits aus (vgl. F3). In mehreren Sprachen bilden die Adjektive jedoch eine geschlossene, unproduktive Klasse. Manche wie Igbo haben überhaupt nur eine Handvoll Adjektive. An ihnen zeigt

⁷ Die Details bleiben zu klären. Wäre es ein übliches possessives Verhältnis, so wäre natürlich der Possessor (der Eigenschaftsträger) nicht nur in der 'haben'-Konstruktion Subjekt, sondern auch in der adnominalen Konstruktion Attribut.

sich am deutlichsten die prototypische Funktion von Adjektiven. Hier bezeichnen alle Adjektive Eigenschaften, und zwar typischerweise Dimensionen ('groß', 'lang'), Farbe, Alter und evaluative Qualität. Eigenschaften, die sich auf Geschlecht oder Material beziehen, unterliegen hier eher einer nominalen Strategie, während solche, die sich auf physische Merkmale ('hart', 'lahm') oder die Form beziehen, vorzugsweise durch eine verbale Strategie ausgedrückt werden (vgl. Pustet 1989, Kap. 4). Solche Sprachen verwenden Adjektive überhaupt nicht für Zustände.

Das Deutsche steht hier eindeutig auf der Seite der Sprachen, die eine offene, produktive Klasse von Adjektiven haben. Sie bezeichnen in erster Linie Eigenschaften, dann aber auch Zustände wie *gesund*, *krank*, *wach*, *sauber*, *schmutzig* u.v.m. (vgl. 3.3.); und einige, insbesondere die Nationalitätsadjektive wie *deutsch*, *spanisch*, drücken auch Klassenzugehörigkeit aus. Andererseits spielen possessive Adjektive, welche die Zuordnung zu einem Gegenstand bezeichnen und in den slavischen Sprachen wichtig sind (vgl. russ. *literaturnaja gazeta* und *železnaja doroga* mit dt. *Literaturzeitung* und *Eisenbahn*), im Deutschen nur eine untergeordnete Rolle.

Die angeführten alternativen Strategien zur Kodierung von Eigenschaften sind im Deutschen verfügbar, aber nicht zentral. So setzen die in 3.2.2. angeführten nominalen Strategien im wesentlichen deadjektivische Substantive ein und erweisen sich insofern als sekundär. Die Möglichkeiten, Eigenschaften durch Verben auszudrücken, sind sehr beschränkt. Einwertige Verben, die Eigenschaften bezeichnen, scheint es überhaupt nicht zu geben; und auch zweiwertige sind rar: *kosten*, *wiegen*, *gleichen*, *ähneln*, *genügen*, evtl. *voraussetzen*. Bemerkenswert ist, daß außer dem letzten keines dieser zweiwertigen Verben transitiv ist. Daß diese Verben Eigenschaften bezeichnen, ist auch dadurch plausibel, daß einige adjektivische Synonyme haben: *ähneln* – *ähnlich sein*, *genügen* – *genug sein*.

3.2.3.2. Da das Adjektiv jedenfalls zwischen Substantiv und Verb steht, unterscheiden sich die Adjektive verschiedener Sprachen auch in dem Grade, in dem sie sich grammatisch eher wie Substantive oder wie Verben verhalten. Ein Kriterium für diesen Unterschied ist der Gebrauch der Kopula in Sätzen mit nominalem Prädikat: verlangt ein adjektivisches Prädikat ebenso wie ein substantivisches die Kopula, so ist das Adjektiv hier insoweit nominaler als in einer Sprache, wo es sie nicht verlangt.

B12. (barà) bə-psjò-w+p'
 ABCHAS du ABS. 2.SG.F-schön-STAT.PRÄS
 „du bist schön“ (Hewitt 1979, S. 47)

Im Abchasischen z.B. gibt es die in B4 gezeigten beiden Möglichkeiten, Klassenzugehörigkeit auf der Basis eines Substantivs auszudrücken. Prädikative Adjektive dagegen können nur analog zu B4.a, also durch Verbalisierung konstruiert werden, wie in B12. Wie dort handelt es sich um einen völlig regelmäßigen syntaktischen Prozeß. Zum Vergleich ziehen wir das Lateinische heran.

B13. ille magister est
LATEIN „er ist Lehrer“

B14. (tu) pulchra es
LATEIN „du bist schön“

B13 ist das engste lateinische Gegenstück zu B4 und weist ebenfalls eine Kopula auf. Nomina – Substantive oder Adjektive – können im Lateinischen zwar zu stativen Verben abgeleitet werden (s. 3.3.), aber sie können nicht unmittelbar als Verben flektiert werden. Daher müssen auch Adjektive, wenn sie als Prädikatsnomen verwendet werden sollen, wie in B14, mit der Kopula konstruiert werden. Im Lateinischen sind also die Adjektive nach diesem Kriterium nominaler als im Abchasischen. Dafür sprechen natürlich auch die Art der Flexion und andere Kriterien, die man anwenden könnte. Auch in anderen Sprachen, etwa den Bantusprachen Swahili und Bemba (vgl. Givón 1984, S. 92, 74), werden adjektivische und substantivische Prädikate syntaktisch völlig gleich behandelt.

Auch im Deutschen verlangt das Adjektiv ebenso wie das Substantiv die Kopula, wenn es Prädikat sein soll. Es hat darüberhinaus mit dem Substantiv alle Flexionskategorien gemeinsam (wobei die Details freilich variieren), mit dem Verb dagegen nur diejenige Flexionskategorie, die alle Nomina mit dem Verb teilen, nämlich Numerus.

Anhand solcher Kriterien kann man eine Skala der Natur des Adjektivs mit einem nominalen und einem verbalen Pol aufstellen. Auf einer solchen Skala wäre das abchasische Adjektiv dem verbalen Pol verhältnismäßig nah. Das lateinische wäre ziemlich nahe dem nominalen Pol anzusiedeln, und das deutsche Adjektiv nur wenig weiter weg als das lateinische. S. 4.

3.3. Zustand

3.3.1. Zustände haben mit Eigenschaften gemeinsam, daß sie nicht substantiell sind, sondern an Gegenständen auftreten. Sie unterscheiden sich von diesen durch ihre größere Dynamizität: sie gelten nur zeitweilig,

sind vorübergehend, kontingent.⁸ Von den dynamischeren Situationen unterscheiden sich Zustände dadurch, daß sie keine Energiezufuhr zur Aufrechterhaltung benötigen, weil sich während ihres Bestehens nichts ändert.

Aus G5 in 2.3. folgt, daß Sprachen, die bereits Eigenschaften durch Verben repräsentieren, dies bei Zuständen erst recht tun. Daher wären hier noch einmal Lakhota und Turkana als Sprachen zu nennen, in denen alle Zustände durch Verben bezeichnet werden. Wir wollen nun jedoch Sprachen betrachten, in denen Zustände durch besondere grammatische Kategorien repräsentiert werden.

3.3.2. In einer Reihe von Sprachen, z.B. im Lateinischen, Abchasischen und Yukatekischen, gibt es eine Kategorie von Zustandsverben, die sich morphologisch und syntaktisch von dynamischen Verben unterscheiden. Wir betrachten kurz die relevanten Fakten im Lateinischen und Abchasischen. Im Lateinischen (s. Lehmann 1992) fallen Verben in eine Reihe von Konjugationsklassen. Die e-Konjugation enthält die meisten stativen Verben der Sprache⁹, darunter folgende Gruppen:

- Besitzverben wie *habeo* „haben“, *careo* „nicht haben, entbehren“, *egeo* „bedürfen“;
- einige Positionalien (Wörter, welche die „Positur“ in erster Linie des Körpers von Lebewesen, aber auch von Gegenständen bezeichnen) wie *iaceo* „liegen“, *sedeo* „sitzen“;
- Verben der relativen Position wie *pendeo* „hängen“, *emineo* „hervorragen“, *pateo* „offenstehen“, *lateo* „verborgen sein“;
- andere wie *placeo* „gefallen“, *licet* „erlaubt sein“.

Einige dieser stativen Verben sind von dynamischen Verben abgeleitet, wie folgt:

iaceo < *iacio* „werfen“
sedeo < (*con-*)/*sido* „sich setzen“
pendeo < *pendo* „(auf-)hängen“.

Andererseits sind eine ganze Reihe solcher Zustandsverben Basis für die Ableitung eines Adjektivs. Einschlägige Paare sind:

⁸ Wenn Wesentlichkeit objektivierbar wäre, würde man auch sagen, daß Eigenschaften ebenso wesentlicher als Zustände sind, wie Klassenzugehörigkeit wesentlicher als eine Eigenschaft ist.

⁹ Gegenbeispiele wären *sto* „stehen“, *aegroto* „krank sein“ und *esurio* „hungern“.

- umēo* – *umidus* „feucht“
uaēo – *ualidus* „stark, gesund“
liuēo – *liuidus* „blau“
frigēo – *frigidus* „kalt“.

In solchen Paaren sind die Funktionen wie folgt verteilt. In attributiver Funktion wird, unabhängig von der Dynamizität, i.a. das Adjektiv (statt des Partizips des stativen Verbs) verwendet. In prädikativer Funktion bezeichnet das Verb einen Zustand, wie in B15.a, das Adjektiv jedoch eine Eigenschaft, wie in B15.b.

- B15. a. uale!
 LATEIN „Mach's gut!“ (wörtl.: sei gesund!)
 b. hoc uenenum ualidum est
 „dieses Gift ist stark“

Im Abchasischen gibt es zwei grammatische Klassen von Verben, stativ und dynamisch. Zu den stativen Verben zählen u.a. die folgenden Gruppen (Daten aus Hewitt 1979, pass.):

- die beiden Seinsverben *q'a* (Befindlichkeit; vgl. B4.b) und *ā(+k'o'a)* (Identität);
- die beiden Besitzverben *ma* „haben“ und *l'o'a* „gehören“;
- Positionalien wie *l'o'a* „stehen“, *štā* „liegen“, *l'o'a* „sitzen“;
- Verben der relativen Position wie *č'a* „in etwas sein“, *cə* „mit etwas sein“, *nə* „auf etwas sein“;
- andere wie *tazə* „wünschen, wollen“.

Die dynamischen Verben machen die bei weitem größere Gruppe aus. Dazu gehören z.B. *cā* „gehen“, *zā* „werden“, *š* „töten“, aber auch einige Verben, die semantisch stativ sind, etwa *x'a* „gefallen“, *ša* „möglich sein“. Die beiden Klassen haben völlig verschiedene Konjugation für Tempus und Aspekt, wobei die stativen Verben ein reduziertes Kategorienparadigma haben: sie haben u.a. keine Opposition zwischen Tempora der Vor- und der Gleichzeitigkeit und kein Perfekt. Alle stativen Verben sind intransitiv.

Obwohl es nur eine relativ kleine Menge stativer Primärverben gibt, ist auch dies eine produktive Klasse. Wie wir in 3.1. und 3.2. sahen, kann jedes Substantiv und Adjektiv als statives Verb flektieren, wenn es als Prädikatsnomen fungiert. Außerdem bilden transitive Verben ein statives Passiv dadurch, daß die personalen Kongruenzaffixe für den Ergativ wegfallen und das Verb in die stativ Konjugation übergeht (Hewitt 1979, S. 167f.). Im Abchasischen sind also zur Bezeichnung von Zuständen und von dynamischeren Partizipata zwei voll produktive Verbklassen

vorhanden. Die Semantizität der grammatischen Kategorisierung ist lediglich dadurch getrübt, daß ein paar Verben, die Zustände bezeichnen, dynamisch flektieren.

Der Vergleich des Lateinischen und Abchasischen hat folgendes gezeigt:

1. In einer Sprache, in der Eigenschaften überwiegend durch Adjektive bezeichnet werden, können Zustände von Eigenschaften dadurch formal unterschieden werden, daß sie durch Verben bezeichnet werden.
2. Innerhalb der grammatischen Klasse der Verben kann es zwei Subklassen für stativ und dynamische Verben geben, die sich nach morphologischen und gelegentlich auch nach syntaktischen Kriterien unterscheiden.
3. Die Klasse der Zustandsverben bezeichnet typischerweise solche semantischen Felder wie Sein und Haben, Körperposition und andere lokale Positionen sowie mentale oder emotionale Beziehungen eines belebten Wesens zu einem anderen Partizipanten.

Die Ausweitung dieses Vergleichs auf andere Sprachen kann hier nur angedeutet werden. Die Einbeziehung des Yukatekischen würde die bisher gewonnenen Ergebnisse im wesentlichen bestätigen. Das Japanische hat zwischen den Substantiven und den dynamischen Verben zwei grammatische Kategorien, die sogenannten nominalen und verbalen Adjektive (vgl. Hinds 1986, ch. 1.2.1.1., 2.1.4. und Pustet 1989, Kap. 3.7.). Die beiden unterscheiden sich semantisch insofern, als Farben und Charaktereigenschaften fast nur durch nominale Adjektive, physikalische Eigenschaften fast nur durch verbale Adjektive kodiert werden. Beide drücken jedoch Dimensionen, Bewertungen und Zustände aus. In grammatischer Hinsicht unterscheiden sie sich wie folgt: Verbale Adjektive flektieren nach den meisten verbalen Kategorien, insbesondere nach Tempus, und bilden sogar ein Partizip; sie haben jedoch einen anderen Stammaslaut als dynamische Verben. Nominale Adjektive flektieren ebensowenig wie Substantive. In der Attribuition verlangen nominale Adjektive ebenso wie Substantive einen Attributor (allerdings einen anderen als diese), verbale jedoch nicht. In der Prädikation brauchen nominale Adjektive im allgemeinen ebenso wie Substantive die Kopula, während das verbale Adjektiv nur in der höflichen Form mit der Kopula kombiniert wird. Die nominalen Adjektive sind also eine Subkategorie der Nomina, die verbalen Adjektive eine der Verben. Diese Verhältnisse des Japanischen bestätigen, was in 2.1.4. über die relative Arbitrarität sprachlicher Kategorisierungen im mittleren Bereich polarer Skalen gesagt wurde. Im übrigen ist das Japanische verantwortlich für die Einschränkung in der Formulierung von G4.

3.3.3. Im Deutschen ist der Ausdruck von Zuständen auf die beiden Wortarten Adjektiv und Verb aufgeteilt. Einige Zustandsadjektive sind in B16, einige Zustandsverben in B17 aufgezählt.

- B16. a. *diesig, naß/trocken, frisch/reif, sauber/schmutzig, gesund/krank, wach/schläfrig, hungrig/satt;*
 b. *glücklich, froh;*
- B17. a. *hungern, dürsten, frieren, schaudern;*
 b. *sein, haben, brauchen, fehlen, wünschen, lieben, gefallen, wissen, können, verstehen, glauben, stehen, liegen, sitzen, wohnen, grenzen, besitzen, gehören, passen, enthalten;*
 c. *schulden.*

B16 und B17.a enthalten jeweils einwertige, B16 und B17.b jeweils zweiwertige Prädikate. Es fällt auf, daß Zustände mit einem Partizipanten eine Tendenz zu adjektivischem, solche mit zwei Partizipanten eine Tendenz zu verbalem Ausdruck haben. Dies entspricht der in F1 enthaltenen Generalisierung. Auf der Skala F3 markiert der Zustand die Position, an der im Deutschen von Adjektiven zu Verben übergegangen wird. D.h. links davon gibt es kaum Verben, rechts davon keine Adjektive. Sucht man nun die Unterscheidung der Zustände von Eigenschaften einerseits und von Vorgängen andererseits zu operationalisieren, so lassen sich folgende Kriterien anführen:

1. Kann ein Imperativsatz als echter Befehl interpretiert werden, so ist die Dynamizität der bezeichneten Situation höher als „Eigenschaft“.

Dies gilt unabhängig von der nominalen (B18) oder verbalen (B19) Natur des Prädikats. Die Anwendung des Tests auf die beiden Beispielpaare ergibt daher, daß die Prädikate der b-Sätze, die als echte Befehle interpretierbar sind, keine Eigenschaften bezeichnen.

- B18. a. *?Sei alt!*
 b. *Sei wach!*
- B19. a. *?Ähnle mir!*
 b. *Glaube mir!*

Die Ratio dieses Tests ist, daß Eigenschaften grundsätzlich nicht kontrollierbar sind, während einige Zustände es doch sind. Andere sind dagegen nicht kontrollierbar, so daß der Imperativ selbst bei Zustandsausdrücken oft nicht als Befehl interpretierbar ist (vgl. etwa *?Sei hungrig!*).

2. Ist in einem Satz eine temporale Modifikation mit *gerade* möglich, so ist die Dynamizität der bezeichneten Situation höher als „Eigenschaft“.

Gemäß diesem Test, der wiederum nominale (B20) und verbale (B21) Prädikate gleichbehandelt, drücken die a-Sätze Eigenschaften, die b-Sätze Zustände aus.

- B20. a. *Erna ist gerade alt.
b. Erna ist gerade wach.

- B21. a. ?Erna wiegt gerade 70kg.¹⁰
b. Erna braucht gerade 70 DM.

Die Ratio des Tests Nr. 2 ist natürlich, daß *gerade* die Zeitweiligkeit der Situation ausdrückt, was mit Eigenschaften nicht verträglich ist.

3. Ist in einem Satz eine progressive Konstruktion möglich, so ist die Dynamizität seines (verbalen) Prädikats höher als „Zustand“.¹¹

Gemäß diesem Test liegen in B22 und B23.a Zustandsprädikationen, in b jedoch dynamische Prädikationen vor.

- B22. a. * Erna war am verstehen.
b. Erna war am lernen.

- B23. a. * Erna war einen Mercedes am besitzen.
b. Erna war einen Mercedes am erwerben.

Der Test Nr. 3 erweist die Gruppe der in B17 aufgeführten Zustandsverben als heterogen, denn einige von ihnen lassen den progressiven Aspekt durchaus zu. Insbesondere die Positionalien (*stehen, liegen, sitzen* usw.) sind nach allen Tests relativ dynamisch. Sie liegen übrigens auch in anderen Sprachen im Grenzbereich zwischen stativen und durativen Verben und erscheinen auch in Sprachen, in denen das Adjektiv ein breites Funktionsspektrum in F3 hat, vorzugsweise als Verben (vgl. Pustet 1989, S. 111-113).¹² Ihre wechselnde kategoriale Zuordnung dürfte damit zu-

¹⁰ Der Satz ist natürlich unproblematisch, wenn *gerade* nicht temporaler Modifikator ist, sondern soviel wie „knapp“ bedeutet.

¹¹ Der Test (dessen englisches Gegenstück geläufig ist) funktioniert natürlich nur in Dialekten, die überhaupt den progressiven Aspekt, ggf. auch bei transitiven Verben, wie in B23. b, haben.

¹² Desto auffälliger ist – worauf Heinz Vater (mdl.) hinweist – daß die Positionalien *debout* (stehen), *couché* (liegen) und *assis* (sitzen) im Französischen als Adjektive erscheinen. Vgl. Lehmann 1991, 4.2.2.2.

sammenhängen, daß Positionen qua Zustände grundsätzlich nicht kontrollierbar sein sollten, daß sie jedoch von Lebewesen durchaus kontrolliert werden können.

4. Ist in einem Satz ein instrumentales Adverbial möglich, so ist die Dynamizität der bezeichneten Situation höher als „Zustand“.

Nach diesem Kriterium drückt B24.a eine stativ, b jedoch eine dynamische (nämlich durative) Situation aus.

- B24. a. Die Stadt ist von/? mit einer Mauer umgeben.
b. Die Stadt wird mit einer Mauer umgeben.

5. Ist in einem Satz koordinative Wiederholung (Vollreduplikation) des Verbs vom Typ 'X V-te und V-te' möglich, so ist seine Dynamizität höher als „Zustand“.

Nach diesem Kriterium drückt B25.a eine stativ, b jedoch eine dynamische (nämlich durative) Situation aus.

- B25. a. ?Erna fror und fror.
b. Erna schwamm und schwamm.

Mit Ausnahme von Nr. 3 sind die Kriterien keine grammatischen, sondern semantische und etablieren daher lediglich einen semantischen Unterschied zwischen Eigenschafts- und Zustandsbedeutung bzw. Zustands- und Vorgangsbedeutung von Prädikaten. Das Kriterium 3 ist ein grammatisches, sondert aber nur einen Teil der Klasse der Zustandsverben aus.

Für den grammatischen Charakter der Kategorie der Zustandsprädikate im Deutschen spricht andererseits, daß Zustandsausdrücke das Ziel einer grammatischen Operation, nämlich des Zustandpassivs sind. Allerdings unterliegt dies seinerseits semantischen Beschränkungen. Daher wird das Partizip Passiv hier vielleicht richtiger als Ergebnis einer resultativen Derivation von einem dynamischen Verb analysiert, das als Prädikat einer stativen nominalen Prädikation gebraucht wird.

Am Schluß dieses Abschnitts ist festzustellen, daß die Gruppe der Zustandsprädikate im Deutschen heterogen ist. Sie hat, da sie auf die Hauptwortarten Adjektiv und Verb verteilt ist, keinen einheitlichen grammatischen Status. Auch die diversen Tests sind nur zum Teil konklusiv und führen zur Aufstellung semantischer Subkategorien innerhalb der Gruppe. All dies weist auf die Übergangsposition der Zustandsprädikate mit Bezug auf F3, auf den nicht-prototypischen Charakter von Zuständen auf der Dynamizitätsskala hin.

3.4. Vorgang

3.4.1. Telizität

Wie aus F3 zu ersehen ist, unterscheiden sich Vorgänge stufenweise von Ereignissen durch ihre mindere Dynamizität. Die hier relevanten Stufen der Skala werden durch das Kriterium der Telizität gebildet. Gegeben, daß alle Situationen in der Zeit stattfinden, so unterscheidet sich eine telische von einer atelischen Situation dadurch, daß sie intrinsische zeitliche Grenzen hat: sie ist in bezug auf ihren Eintritt oder ihre Beendigung oder beides festgelegt.¹³ Atelische Vorgänge sind durativ; telische Situationen sind dynamischer.

Im Deutschen sind telische und atelische Situationen mindestens durch zwei Regularitäten unterschieden. Die erste betrifft die Perfektbildung der intransitiven Verben mit *haben* vs. *sein* (vgl. Heidolph et al. 1981, Kap. 3.1., S. 114 und Eisenberg 1989): nur atelische (also durative) intransitive Verben bilden – ebenso wie alle noch statischeren Verben außer *sein* – ihr Perfekt mit *haben*. Nach diesem Kriterium sind in B26 und B27 die a-Sätze atelisch, die b-Sätze jedoch telisch.

B26. a. Sie hat geblüht.

b. Sie ist erblüht.

B27. a. Wir haben ausgiebig getanzt.

b. Wir sind durch den Saal getanzt.

Die zweite Regularität betrifft das Zustandspassiv transitiver Verben: es wird nur von telischen Verben gebildet.

B28. a. Der Schlüssel ist gefunden.

b. * Der Schlüssel ist gesucht.

B28.a ist telisch und daher in Ordnung; b ist atelisch und deshalb unmöglich. Vgl. Heidolph et al. 1981, Kap. 3.1., S. 99.

Während die erste Regularität eindeutig grammatischer Natur ist, wurde der grammatische vs. derivative Charakter des Zustandspassivs schon in 3.3.3. kurz problematisiert. Insgesamt kann man jedenfalls feststellen, daß der Unterschied zwischen telischen und atelischen Prädikaten im Deutschen ein grammatischer ist.

¹³ In dieser Konzeption umfaßt Telizität also Terminativität.

3.4.2. Terminativität

Eine am Ende begrenzte telische Situation ist terminativ. Viele Prädikate sind offen gegenüber einer durativen und einer terminativen Lesart. In vielen Sprachen kann die terminative Lesart dadurch festgelegt werden, daß man mit syntaktischen Mitteln ein Ziel spezifiziert, das erreicht wird. So zeigen B29 und B30.a durative, die b-Sätze dagegen terminative Situationen.

- B29. a. Paul wanderte.
 b. Paul wanderte nach Loch Ness.
- B30. a. Paul schrieb.
 b. Paul schrieb den Aufsatz.
 c. Paul schrieb an dem Aufsatz.
- B31. a. Das Haus brannte.
 b. Das Haus verbrannte.
- B32. a. Paul used the paper.
ENGLISCH „Paul brauchte das Papier.“
 b. Paul used the paper up.
 „Paul verbrauchte das Papier/brauchte das Papier auf.“

Im Deutschen stehen zusätzlich derivative Mittel (insbesondere Präfigierung mit *er-*, *ver-* u.a.) zur Verfügung. So sind in B31 und B32 die a-Versionen durativ, die b-Version dagegen terminativ. Im Englischen entsprechen dem weitgehend Verben, die mit Partikeln wie *up* komponiert sind, wie in B32. Alle Beispiele zeigen, daß mit der Terminativität der Situation normalerweise die vollständige Affiziertheit (bzw., in B30, Effiziertheit) des Patiens einhergeht.

Andererseits gibt es grammatische Mittel, um die Nicht-Terminativität einer Situation zu bezeichnen. Solche sind vor allem dann nötig, wenn das Partizipatum durch ein transitives Verb mit vollständig affiziertem Patiens ausgedrückt wird. Dann bringt die Demotion des Patiens die Durativität der Situation mit sich. In ergativen Systemen steht das Patiens transitiver Verben i.a. im Absolutiv, ist also erster Aktant. Daher gibt es für seine Demotion eine Diathese, das Antipassiv. Es wird durch B33 illustriert.

- B33. a. *yin^ɔd^ɔu:ŋ bun^ɔa:ŋ mayi buga-ŋ*
YIDIŊ D1.KL2:ERG Frau:ERG Gemüse(ABS) eß-PRÄS
 „diese Frau ißt Gemüse“

b. yiqi	bunʔa	buga:-dʔi-ŋ
D1.KL2(ABS)	Frau(ABS)	eß-ANT-PRÄS
„diese Frau ißt“	(Dixon 1977, S. 273-293, ap. Comrie 1985, S. 320)	

In der b-Version ist das Patiens demoviert (wodurch das Agens erster Aktant wird), und gleichzeitig wird Terminativität, die in a möglich ist, ausgeschlossen.

Im Deutschen ist das Patiens mehrwertiger Verben nicht erster Aktant, sondern bestenfalls direktes Objekt. Daher gibt es für seine Demotion keine Diathese, wohl aber freiere Kombinationen von derivativen und syntaktischen Mitteln. So zeigt B30.c den intransitiven Gebrauch eines transitiven Verbs bei gleichzeitiger Demotion des direkten Objekts: es wird mittels einer Präposition distanziert. Die Terminativität der b-Fassung wird dabei explizit aufgehoben.

Die verfügbaren Tests zur Unterscheidung durativer und terminativer Prädikationen beziehen sich alle auf die semantischer Kompatibilität:

1. Sätze mit durativem Prädikat sind modifizierbar durch Adverbialien der zeitlichen Erstreckung (z.B. *drei Stunden (lang)*), solche mit terminativem Prädikat durch Adverbialien der Befristung (z.B. *in(nerhalb von) drei Stunden, im Laufe der Zeit*), aber nicht umgekehrt.

B34. a. * Paul lernte in(nerhalb von) drei Stunden.

b. Paul erlernte das Alphabet in(nerhalb von) drei Stunden.

Das Befristungsadverbial ist bei dem terminativen Prädikat in B34.b natürlich und gibt den Zeitraum an, den die Situation bis zu ihrer Vollendung andauert. Bei dem durativen Prädikat in a ist es unmöglich.

2. Sätze mit durativem, nicht aber mit terminativem Prädikat sind modifizierbar durch Modaladverbialien wie ein *bißchen*.
3. Koordinative Wiederholung des Verbs vom Typ 'X V-te und V-te' ist bei durativen Situationen möglich und bezeichnet ihr Andauern; sie ist bei terminativen Situationen nicht möglich.

Die gemäß den Tests nicht möglichen Kombinationen führen zu semantischer Abweichung (und gestatten insoweit durchaus eine Zuordnung von B29 bis B34), kaum aber zu Ungrammatikalität. Insoweit ist der Unterschied zwischen Durativität und Terminativität im Deutschen kein grammatischer.

3.5. Ereignis

Während terminative Vorgänge am Ende begrenzt sind, sind Ereignisse am Anfang begrenzt.¹⁴ Sie treten also unvermittelt ein; und dies verleiht ihnen ihre größere Dynamizität gegenüber den bisher besprochenen Situationstypen. Daraus leitet sich folgendes Unterscheidungskriterium ab:

- Falls ein Satz, der ein Ereignis bezeichnet, durch ein Adverbial der Befristung modifizierbar ist, bezieht sich dieses nicht (wie bei terminativen Vorgängen) auf die bezeichnete Situation, sondern auf etwas, was ihr vorangeht (sie vorbereitet, herbeiführen soll o.ä.).

B35. Paul sprang innerhalb von drei Stunden.

In der Ereignisprädikation von B35 kann das Befristungsadverbial nur so interpretiert werden, daß die Frist abläuft, bevor die Situation eintritt.

3.5.1. Ingressiv

Eine Situation, die nur am Anfang begrenzt ist, ist *ingressiv*. Das Fortdauern der Situation ist unbestimmt; der Fokus liegt auf dem Übergang zu ihrem Eintritt. Daher ist es nicht sinnvoll, nach der Dauer oder dem Abschluß einer ingressiven Situation zu fragen. Dies liefert uns wenigstens zwei negative Kriterien zur Eingrenzung ingressiver Situationen:

1. Wenn eine Prädikation in einem der Kontexte ' _ hat aufgehört', ' _ drei Stunden lang' möglich ist, ist sie nicht ingressiv.
2. Koordinative Wiederholung vom Typ 'X V-te und V-te' ist bei ingressiven Prädikaten nicht möglich.

In B36 und B37 sind die b-Sätze ingressive Versionen der a-Sätze (Beispiele aus anderen Sprachen in Comrie 1985, S. 342f.).

- B36. a. Der Häftling floh.
b. Der Häftling entfloh.

- B37. a. Paul reiste.
b. Paul reiste ab.

In vielen Sprachen haben bestimmte Verben je nach Kontext eine durative oder ingressiv Lesart (vgl. Kaye 1989, S. 682 für das Arabische). Im Spanischen z.B. gilt dies für die Verben des (konkreten oder mentalen)

¹⁴ Die Terminologie ist gegenüber Lehmann 1991 leicht geändert.

Besitzes wie *tener* „haben, bekommen“, *saber* „wissen, erfahren“, *conocer* „kennen, kennenlernen“ (vgl. Heger 1967, 2.3.2.). Im Englischen und Yukatekischen gilt es für die Positionalien (*stand/wa'l*, *lie/chil*, *sit/kul*). Aspekt (z.B. perfektiver) und Modus (vor allem Imperativ) können hier zugunsten der ingressiven Aktionsart disambiguieren.

Andere Sprachen stellen derivative Beziehungen zwischen ingressiven und nicht-ingressiven Prädikaten her. Das Russische benutzt hierzu Präfigierung, vor allem mit *za-*, wie in *bežat'* „laufen“ – *zabegat'* „loslaufen“, *dremat'* „schlummern“ – *zadremat'* „einschlummern“. So ist es auch im Deutschen. Die größte Rolle spielt hierbei das schon in B36 illustrierte Präfix *ent-*. Seine konkretere Bedeutung „Trennung vom Ursprung“ ist die diachrone und metaphorische Basis der ingressiven Funktion und ist in vielen ingressiven Ableitungen gleichzeitig wirksam, u.a. in *entgleiten*, *entströmen*, *entsenden*. In anderen Verben wie *entbrennen*, *entschlafen*, *entstehen* (vs. *bestehen*) hat es rein ingressive Funktion.

3.5.2. Punktuell

Eine Situation, die sowohl am Anfang als auch am Ende begrenzt, also bilateral-telisch ist, ist punktuell.¹⁵ Bei einer ingressiven Situation kommt es nur auf das Überschreiten der Grenze zu ihrem Eintritt an, während bei einer punktuellen Situation mit ihrem Eintritt auch ihr Abschluß mitgegeben ist. Da jedoch auf den Fortgang einer ingressiven Situation nichts ankommt, ist der Unterschied zwischen den beiden Arten von Ereignissen oft nicht erheblich. Ingressiva sind insofern zweifelsfrei von anderen Ereignisprädikaten nur durch die derivative Beziehung zu Prädikaten, welche die (nach ihrem Eintritt) andauernde Situation bezeichnen, zu unterscheiden. Typische punktuelle Verben sind *fallen*, *finden*, *treffen*, *geben*. Kriterien ihrer Zuordnung sind u.a.:

1. Koordinative Wiederholung des Verbs ist bei punktuellen Ereignissen möglich, bedeutet jedoch (im Unterschied zu durativen Situationen) die Wiederholung der Situation.
2. Ein Satz, der eine punktuelle Situation bezeichnet, ist durch ein Adverbial der zeitlichen Erstreckung modifizierbar; dies bedeutet jedoch (anders als bei Durativa) die Wiederholung der Situation.

Es ist keine Sprache bekannt, in der Punktualität eine grammatische Kategorie wäre. Die Bildung eines punktuellen Prädikats auf der Basis

¹⁵ Der traditionelle Gebrauch des Terminus 'telisch', der sich nur auf einseitig begrenzte Vorgänge bezieht, wird damit leicht ausgeweitet. Vgl. auch Givón 1984, S. 274.

eines atelischen, also die Begrenzung der bezeichneten Situation, kann konzipiert werden als eine Art von Quantifikation. Quantifikation durch Individuation eines Exemplars ist im nominalen Bereich grundsätzlich besser ausgeprägt. Eine verbreitete Strategie zur Punktualisierung verwendet daher ein Funktionsverbgefüge, in der das Prädikat zu einem Aktionsnomen nominalisiert und mit dem singularischen indefiniten Artikel versehen wird. B38 illustriert das Gemeinte.

B38. a. João bateu no gato.

PORT „Hans schlug die Katze.“

b. João deu uma batida no gato.

„Hans gab der Katze einen Schlag.“

Derivative Mittel in diesem Bereich sind unter dem Terminus 'Semelfaktiv' bekannt. Das Russische hat einige semelfaktive Verben. Und auch hier ähnelt das Deutsche dem Russischen mit Ableitungsbeziehungen wie *leuchten* vs. *aufleuchten*, *heulen* vs. *aufheulen*, wo das Präverb *auf-* punktuelle Verben bildet.

Am Schluß dieses Abschnitts sollte noch einmal darauf hingewiesen werden, daß Telizität nicht lediglich ein Sammelbegriff für Terminativität, Ingressivität und Punktualität ist, sondern – mindestens im Deutschen – eine eigene grammatische und derivative Kategorie ist. Dafür sprechen nicht nur die in 3.4.1. angeführten Phänomene, sondern auch die folgende Beobachtung: Einige Derivationsmorpheme wie *ent-* bilden teils terminative (*entschwinden*), teils ingressive (*entbrennen*) Verben. Andere wie *er-* bilden sogar telische Verben schlechthin, sei es terminative (*erbauen*), ingressive (*erbleichen*) oder punktuelle (*erbeben*).

4. Typologische Charakteristik der deutschen Prädikatklassen

Das Ziel dieses Beitrags war die Anwendung einer allgemeinen Systematik der Prädikatklassen auf das Deutsche mit dem Ziel, die Sprache in diesem funktionellen Bereich typologisch zu charakterisieren. Die wesentlichen Ergebnisse können wie folgt zusammengefaßt werden:

1. Es gibt drei Hauptwortarten, Substantiv, Adjektiv und Verb. Das ist eine mehr als nötig, aber typologisch unauffällig.
2. Das Adjektiv ist eine reichhaltige, produktive, heterogene Wortart mit einem weiten Funktionsspektrum auf der Dynamizitätsskala.
3. Im Vergleich zu anderen Sprachen mit oder ohne Adjektive ist die funktionelle Leistung des Substantivs typologisch unauffällig. Sie ist durch das Vorhandensein von Adjektiven höchstens insoweit beschränkt, als Eigenschaftsabstrakta überwiegend keine Basissubstan-


tive, sondern (von Adjektiven) abgeleitet sind.

4. Im Vergleich zu Sprachen ohne Adjektive geht die funktionelle Leistung der deutschen Adjektive hauptsächlich auf Kosten derjenigen der Verben. Verben werden im Deutschen kaum zum Ausdruck von Eigenschaften und wenig zum Ausdruck von Zuständen eingesetzt; in nennenswertem Maße nur für mehrwertige Prädikate.
5. Die drei Hauptwortarten sind im Deutschen durch morphologische und syntaktische Eigenschaften klar voneinander unterschieden. Im Prinzip kann keine Wortart ohne explizite Konversion die primäre propositionale Funktion einer anderen erfüllen.
6. Allerdings teilt das Adjektiv mehr grammatische Eigenschaften mit dem Substantiv als mit dem Verb und ist daher in einigen Kontexten ohne overte Zeichen substantivierbar.
7. Das deutsche Adjektiv kann folglich als eine Ausweitung der Funktionen der Superwortart 'Nomen' begriffen werden.
8. Unterhalb der Ebene der Hauptwortarten ist die Ausdifferenzierung der Prädikatklassen von den Eigenschaften bis zu den Ereignissen (vgl. F1) strukturell in erster Linie in der Wortbildung umgesetzt.
9. Darüber hinaus gibt es klare syntaktische und/oder flexivische Korrelate für folgende Unterschiede zwischen Prädikatklassen:
 - statisch vs. dynamisch,
 - telisch vs. atelisch.

Es fehlen Untersuchungen, um zu beurteilen, ob das Deutsche hierin typologisch über andere Sprachen hinausgeht.

Zum Abschluß bietet F4 noch einmal eine Veranschaulichung der Kategorisierungen in Hauptwortarten, die das Deutsche auf der Skale F3 vornimmt.

F4. Prädikatklassen im Deutschen

statisch					dynamisch
Klassen- zugehörigkeit	Eigen- schaft	Zu- stand	Vorgang		Ereignis
			durativ	terminativ	ingressiv
Substantiv	Adjektiv				punktuell
				Verb	

Literatur

- Broschart, Jürgen (1987): Noun, verb, and participation. Köln: Institut für Sprachwissenschaft der Universität (akup, 67).
- Cole, Peter (1982): Imbabura Quechua. Amsterdam: North-Holland (LDS, 5).
- Comrie, Bernard (1985): „Causative verb formation and other verb-deriving morphology”. In: Shopen (Hg.) (1985): III, S. 309-348.
- Coseriu, Eugenio (1974): „Les universaux linguistiques (et les autres)”. In: Proceedings of the International Congress of Linguists 11, I, S. 47-73.
- Dimmendaal, Gerrit J. (1983): The Turkana language. Dordrecht/Cinnaminson: FORIS (Publications in African Languages and Linguistics, 2).
- Dixon, Robert M.W. (1977): A grammar of Yidiñ. Cambridge etc.: Cambridge University Press (Cambridge Studies in Linguistics, 19).
- Dixon, Robert M.W. (1982): Where have all the adjectives gone? and other essays in semantics and syntax. Berlin etc.: Mouton (Janua Linguarum Series Maior, S. 107).
- Eisenberg, Peter (1989): Grundriß der deutschen Grammatik. 2. überarb. und erweiterte Auflage Stuttgart: J.B. Metzler.
- Givón, Talmy (1984): Syntax. A functional-typological introduction. Amsterdam/Philadelphia: J. Benjamins.
- Heger, Klaus (1967): „Temporale Deixis und Vorgangsquantität („Aspekt” und „Aktionsart”)”. In: Zeitschrift für Romanische Philologie 83, S. S. 512-582.
- Heidolph, Karl Erich et al. (1981): Grundzüge einer deutschen Grammatik. Berlin: Akademie-Verlag.
- Hewitt, B. George (1979): Abkhaz. Amsterdam: North-Holland (LDS, 2).
- Hinds, John (1986): Japanese. London etc.: Croom Helm (Croom Helm Descriptive Grammars).
- Kaye, Alan S. (1989): „Arabic”. In: Comrie, Bernard (Hg.), The world's major languages. London: Routledge. S. 664-685.
- Lehmann, Christian (1983): „On grammatical relationality”. In: Folia Linguistica 19, S. 67-109.

- Lehmann, Christian (1991): „Predicate classes and PARTICIPATION“ In: Seiler, Hansjakob/Premper, Waldfried (Hgg.), *PARTIZIPATION. Valenz, Diathese, Kasusmarkierung*. Tübingen: G. Narr (LUS, 6). S. 183-239.
- Lehmann, Christian (1992): „Latin predicate classes in typological perspective“. In: Longré, Dominique (Hg.), *Hommage à Marius Lavency*. Louvain: Presses Universitaires de Louvain.
- Pustet, Regina (1989): *Die Morphosyntax des „Adjektivs“ im Sprachvergleich*. Frankfurt etc.: P. Lang (Continuum, 7).
- Sasse, Hans-Jürgen (1988): „Der irokesische Sprachtyp“. In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 7, S. 173-213.
- Schachter, Paul (1985): „Parts-of-speech systems“. In: Shopen (Hg.) (1985): I, S. 3-61.
- Seiler, Hansjakob (1984): *Die Dimension der Partizipation. (Valenz, Transitivität, Kasusmarkierung usw.). Vorlesung im WS 1983/84. Bearb. v. Michael Kurzidim und Thomas Müller-Bardey*. Köln: Institut für Sprachwissenschaft.
- Shopen, Timothy (Hg.) (1985): *Language typology and syntactic description*. 3 vols. Cambridge etc.: Cambridge University Press.
- Stassen, Leon (1989): *A hierarchy of main predicate encoding*. Nijmegen: Katholieke Universiteit.
- Van Valin, Robert D. (1977): *Aspects of Lakhota syntax. A study of Lakhota (Teton Dakota) syntax and its implications for universal grammar*. Berkeley: University of California (Ph.D. diss.).

Durative und inchoative Prädikate und die Adverbi- alkomplemente von Verben

0. Zielstellung

Diese Studie ist der Versuch einer Vereinigung, bei der niemand seine Eigenarten verlieren soll: Es geht um die syntaktischen Funktionstypen Prädikativ und adverbiales Verbkomplement (adverbiale Ergänzung). Unter der Prämisse – so viel Generalisierung wie möglich, so viel Differenzierung wie nötig – rekonstruiere ich adverbiale Komplemente von Lokationsverben als einen Spezialfall von Prädikativen, und entsprechend Lokationsverben als semantisch angereicherte Kopulaverben. Vom Blickwinkel der Lokationsverben wiederum, die aufgrund der Kombinatorik der semantischen Prädikate PROZESS und CHANGE vier Subklassen bilden, schlage ich eine ganz parallele Subklassifizierung für die durativen und inchoativen Verbkonstruktionen vor.

Ich bewege mich innerhalb des Modells von Government and Binding (Chomsky 1981) und Nachfolgearbeiten und nutze die Erweiterung der Theorie durch Hypothesen zur Semantischen Form (SF) lexikalischer Einheiten und ihren Kompositionsprinzipien, wie sie in Bierwisch (1988) u.a. beschrieben wurden. Ich bemühe mich, das für mein Vorhaben notwendige Instrumentarium von GB möglichst bescheiden zu halten, um Übersetzungen in andere Grammatikmodelle und in die alltägliche Grammatik nicht zu verbauen. Ich versuche aber auch, einige Grundannahmen von GB konsequent beizubehalten und die Folgen für die Beschreibung der beobachteten Daten auszubuchstabieren. Von einem relativ konservativen Standpunkt aus werden an einem Strang entlang Möglichkeiten und Grenzen des Modells für einen eingegrenzten Bereich ausgelotet.

In erster Linie geht es um die Beziehung zwischen der semantischen Argumentstruktur lexikalischer Einheiten und ihrer syntaktischen Pendanten. Das Scharnier zwischen den beiden Ebenen grammatischer Repräsentation bildet die Menge der thematischen Rollen (Θ -Rollen), die den Argumenten eines (komplexen) semantischen Prädikats zugewiesen werden. Θ -Rollen sind Leerstellen für die syntaktisch zu spezifizierenden Argumente. Die spezifische Art der Bindung einer Argumentvariablen x durch eine Θ -Rolle \hat{x} gibt einigen Aufschluß über die Verarbeitung semantischen Materials in der Syntax. In der SF einer lexikalischen Einheit ergeben sich für mich folgende Möglichkeiten der Beziehung von Argumentvariable x und Θ -Rolle \hat{x} , die jeweils andere Weisen der syn-

taktischen Verarbeitung anzeigen (ich beschränke mich auf die internen Argumente):

1. \hat{x} [...x...]: \hat{x} ist die Adresse für das syntaktisch obligatorisch zu spezifizierende Argument x, m.a.W. x ist von \hat{x} gebunden oder Θ -markiert.
2. (\hat{x}) [...x...]: das Argument x ist syntaktisch fakultativ zu spezifizieren, und zwar
 - a) das Argument ist gebunden durch \hat{x} , dann wird es wie in 1. behandelt, oder
 - b) das Argument ist ungebunden, dann wird es syntaktisch nicht spezifiziert, ist aber konzeptuell interpretierbar, definit durch den (situativen) Kontext wie in
 - (i) *Wir saßen um den Tisch, aber Peter mußte stehen*
oder mit Hilfe unsres Alltagswissens oder es bleibt indefinit wie in
 - (ii) *Peterle kann schon stehen*
3. \emptyset [...x...]: das Argument ist ungebunden, kann also syntaktisch nicht spezifiziert werden. Als freier Parameter ist es wie in 2b) interpretierbar. Dies ist etwa der Fall bei *lügen*, wo Adressat und unwahre Mitteilung aus einer Äußerung wie
 - (iii) *Peter hat doch gelogen*
erschließbar sind. Solche unterdrückten Argumente können als sog. Argument-Adjunkte syntaktisch wieder aufgenommen werden, vgl.
 - (iv) *Er hat uns gegenüber gelogen*
4. \hat{x} [... \emptyset ...]: \hat{x} ist die Adresse für eine syntaktisch zu spezifizierende Einheit, der semantisch kein Argument entspricht.
Beispiel dafür könnte das Reflexionspronomen sein in:
 - (v) *Er schämt sich*
Dieses *sich* besetzt den syntaktisch auszufüllenden Platz, ist semantisch aber leer.

Zugleich sind Θ -Rollen durch die lexikalische Bedeutung des jeweiligen Prädikats semantisch spezifiziert und können somit als semantische Rollen wie Agens, Thema usw. gelten.

1. Syntaktische Eigenschaften von Prädikativen

Ausgangspunkt sind die klassischen Prädikative, die adjektivischen Komplemente der Kopula, zu denen die analytischen Pendanten durativer, inchoativer und kausativer Verben gehören. Zusammen mit den Funktionsverbgefügen schließen sie die zufälligen Lücken des Verbparadigmas (vgl. dazu Steinitz 1977):

<i>stark sein</i>	<i>stark werden</i>	<i>stark machen</i>
<i>schlafen</i>	<i>einschlafen</i>	<i>zum Schlafen bringen</i>
<i>wach sein</i>	<i>aufwachen/ wach werden</i>	<i>wecken/wach machen</i>

Dazu kommen natürlich die nominalen Prädikative wie *Arzt sein/werden*. Gegenüber den typischen Komplementen von Verben, den Objekten, haben diese Konstruktionen – ganz abgesehen von den semantischen Eigenarten der sie regierenden Verben, auf die ich noch zu sprechen komme – einige *s y n t a k t i s c h e* Besonderheiten. Die normalen Verbargumente Subjekt und Objekte lassen in ihrer linearen Abfolge eine Korrelation von Grundstellung (Subjekt – indirektes Objekt – direktes Objekt), Referenztyp (definit referierende Einheit vor indefiniter) und dem Skopus von Satznegation und div. Partikeln erkennen (Negation direkt vor ihrem Skopus; definit referierende NPs gehören nicht dazu, sondern zur Voraussetzung). Prädikativa verhalten sich anders: Sie zeichnen sich durch Platzfestigkeit aus; sie stehen *n a c h* Satznegation (1b), und sie nehmen an sog. Mittelfeldstellungen nicht teil (2b); vgl.

- (1) a) *Er hat dem Jungen keinen Apfel gegeben*
 Er hat dem Jungen den Apfel nicht gegeben
 b) *Er ist nicht Präsident geworden*
 **Er ist Präsident nicht geworden*
 **Er ist tolerant nicht gewesen*
 **Sie sind in Verbindung nicht gekommen*
- (2) a) *Sie haben dem Parlamentarier eine peinliche Frage gestellt*
 Sie haben diese Frage einem Parlamentarier gestellt
 b) *Sie haben wichtige Fragen zur Sprache gebracht*
 **Sie haben zur Sprache wichtige Fragen gebracht*

Meine Annahmen dazu:

- (A) Eine Konstituente ist genau dann stabil adjazent zum endständigen Verb, wenn sie nicht (spezifisch) referiert. Sie ist dann ein nichtreferentieller Ausdruck.

Eine Phrase ist ein referentieller Ausdruck, wenn das externe Argument ihres lexikalischen Kopfes selbständig auf (Klassen von) Individuen referiert. Nur bei Nomina können externes und referentielles Argument identisch sein; der Artikel bestimmt dabei die Art der referentiellen Festlegung.

Zwar referieren auch Verben kraft ihres referentiellen Arguments *e* (vgl. die Ausführungen weiter unten), aber Verben haben außerdem ein davon

unterschiedenes externes Argument, eins, das außerhalb ihrer maximalen Projektion VP syntaktisch als Subjekts-NP realisiert wird (es gibt natürlich Verben ohne externes Argument, wie z.B. die Witterungsverben).

Adjektive referieren von Haus aus nicht. In prädikativer Position ist ihre externe Θ -Rolle die Leerstelle für die Subjekts-NP; darin gleichen sie den Verben. Genauso verhalten sich Nomina in prädikativer Position; ihr externes Argument wird syntaktisch als Subjekts-NP spezifiziert, steht für eine referentielle Bindung also nicht zur Verfügung.

Phrasen in prädikativer Position sind demnach notwendig nicht-referentielle Ausdrücke, ihre Platzfestigkeit gegenüber anderen Satzgliedern ist durch (A) erklärt.

Nun teilen adverbiale Komplemente von Lokationsverben (Typ *stehen*, *gehen*, *stellen*) diese Eigenschaften der Prädikative, gegenüber den Objekten. Vgl. mit (1) bei nichtkontrastiver Betonung:

- (3) *Er hat die Bücher nicht ins Regal gestellt*
**Er hat die Bücher ins Regal nicht gestellt*
Er hat nicht im Sessel gesessen
**Er hat im Sessel nicht gesessen*

Vgl. mit (2):

- (4) *Er hat einige Bücher ins Regal gestellt*
?Er hat ins Regal einige Bücher gestellt

Könnte ich daraus schließen, daß adverbiale PP als Verbkomplemente auch Prädikative sind?

Daraus folgte allerdings, daß adverbiale PP nicht referentielle Ausdrücke sind – oder meine Annahme (A) stimmt nicht.

Nehmen wir zunächst den einfachen Fall, wo die adverbiale PP ohne Zweifel in prädikativer Position steht, d.h. Komplement einer Kopula ist:

- (5) *Die Kinder sind im Zimmer*

Haben adverbiale PP hier die gleichen Eigenschaften wie AP oder NP?

2. Besonderheiten der Kopula gegenüber dem Vollverb

Die im Prädikativ bezeichnete Eigenschaft oder Relation bezieht sich auf den im Subjekt genannten Referenten. Damit hängt eng zusammen, daß das Prädikativ in erster Instanz durch sein regierendes Verb, die

Kopula, bestimmt ist (prädikative Attribute und verblose Prädikate wie in *Ich traf ihn wach an* klammere ich hier aus). Ich komme auf den Zusammenhang zurück.

Was unterscheidet die Kopula vom Vollverb? Die folgende Lexikoneintragung für das Vollverb *erblicken* soll den klassischen Fall eines Verbs exemplifizieren:

(6) /erblicken/; +V,-N; $\hat{y} \hat{x} \hat{e}$ [e INST [CHANGE [x SEH y]]]

Kommentar: Eine lexikalische Einheit ist repräsentiert durch eine phonologische Form, durch syntaktische Kategorienmerkmale, durch ein sog. Θ -Raster, das die Gesamtheit der Θ -Rollen in Gestalt von Lambdaabstraktoren \hat{x}_i enthält, sowie (in ihrer semantischen Form SF) durch n-stellige Prädikate. Das sind in (6) die Prädikatenkonstanten CHANGE und SEH, die zusammen die lexikalische Bedeutung von *erblicken* ausmachen sollen. Seinen Argumenten x und y weist das Verb eine externe, d.h. außerhalb seiner maximalen Projektion liegende, bzw. interne Θ -Rolle zu. Wie in den Arbeiten von Bierwisch (1987, 1988 u.a.) soll INST eine für Verben charakteristische Konstante sein, die zu einem in der Gesamtproposition ausgedrückten Sachverhaltstyp Instanzen bildet. Die Variable e als ein Element dieser Menge von Sachverhalten wird von der referentiellen Θ -Rolle \hat{e} gebunden. Ein Verb hat also außer höchstens einer externen Θ -Rolle (syntaktisch die Subjektstelle) und eventuellen internen Θ -Rollen (den Objekt-Stellen) eine referentielle Θ -Rolle, die syntaktisch nicht realisiert wird.

Die Argumentvariablen x und y werden im Zuge der Komposition der Wortbedeutungen zur Satzbedeutung ersetzt durch die semantische Form der syntaktischen Einheiten, die die im Θ -Raster (der Menge der Θ -Rollen) bereitgestellten Leerstellen einnehmen. Das sind NPs, deren lexikalischer Kopf N die für diese Kategorie spezifische Argumentstruktur aufweist: außer möglichen internen Argumenten (wie in *Ähnlichkeit mit ihm*) enthält ein N ein externes Argument, das syntaktisch nicht spezifiziert, sondern referentiell (durch den Artikel) gebunden wird. Ich möchte nur solche Argumente, die in diesem Sinne referentielle Ausdrücke sind, als e c h t e Argumente ansehen, damit auf dem Stand von Chomsky (1981) beharrend. Das wird von einer anderen Seite her noch zu erhärten sein.

Ihrer kategorialen Zugehörigkeit entsprechend, soll nun die K o p u l a weitgehend dem Muster der Vollverben folgen. Sie hat aber eine folgenreiche Besonderheit: Sie ist – abgesehen von sehr generellen semantischen Prädikaten wie CHANGE und CAUSE, wenn wir auch *werden* und *machen* zu den Kopulaverben zählen wollen – ohne spezifische lexi-

kalische Bedeutung. Im Vergleich zu einem Vollverb ist die Kopula *sein* die reine Instantiierung einer Prädikation und nichts weiter. Das wird in der SF des folgenden Lexikoneintrags durch die einstellige Prädikatenvariable *P* repräsentiert. Via INST bringt die Kopula für die Proposition *P_x* den Bezug auf Sachverhalte ein.

(7) /sein/; +V, -N; $\hat{P} \hat{x} \hat{e}$ [e INST [*P x*]]

Damit entscheide ich mich gegen die Ambiguität von *sein* in *Er ist klug* und *Er ist zu Hause*. Die lokale Deutung, äquivalent zu *sich befinden*, ist Sache der (kontextabhängigen) konzeptuellen Interpretation. Syntaktisch realisiert die Kopula die grammatischen Kategorien des Verbs.

3. Die Argumente der Kopula

Der Mangel an Eigenbedeutung wirkt sich auf die Argumente der Kopula aus: Sie kann deren Θ -Rolle semantisch nicht spezifizieren. Prädikatskonstanten wie SEH, SCHLAF, STEH usw. repräsentieren die lexikalische Bedeutung von Verben, die die zu vergebenden Θ -Rollen semantisch spezifiziert als Agens, Thema, Adressat usw. Semantische Rollen sind also semantisch angereicherte Θ -Rollen, und nur diese will ich *echte* Θ -Rollen nennen.

Das entspricht auch der inzwischen üblichen Redeweise bei Kopulaverben: „*Sein* weist seinen Argumenten unechte Θ -Rollen zu“. In der SF von *sein* repräsentiert die Prädikatsvariable *P* keine spezifische Bedeutung; *sein* stellt streng genommen nur Argumentpositionen zur Verfügung. Ein „Argument“ ohne (echte) Θ -Rollen nenne ich ein *unechtes* Argument. Für unechte Argumente dieser Art gibt es die Möglichkeiten:

1. Sie werden von anderen Einheiten als dem Kopulaverb Θ -markiert, von Einheiten, die semantisch nicht leer sind. Diese Einheiten legen damit auch die semantische Rolle der Nochnichtargumente fest und küren sie zu echten Argumenten.
2. Tritt dieser Fall nicht ein, dann sind und bleiben es unechte Argumente.

Dieser zweite Fall trifft genau auf die prädikative Phrase zu. Und das wiederum paßt genau mit der oben getroffenen Annahme zusammen, daß nur referentielle Ausdrücke echte Argumente sind. Prädikative *Adjektive* können sowieso nicht selbständig referieren. Sie weisen ihre externe Θ -Rolle der Subjektsposition zu. Und dank ihrer lexikalischen Bedeutung füllen sie diese Θ -Rolle auch semantisch auf: Die Subjekt-Position wird gemäß 1. schließlich von einem echten Argument

eingenommen. Dasselbe gilt für prädikativ positionierte *N o m i n a*, kraft ihrer lexikalischen Bedeutung können sie ihrem externen Argument, für das die Kopula die Position eingerichtet hat, eine echte Θ -Rolle zuordnen; das zeigen die Beispiele:

- (8) *Die Kinder sind den Eltern sehr ähnlich*
Peter ist Kinderarzt
Der Zug setzte sich in Bewegung

Zu (A) kommen jetzt als weitere Eigenschaften von Prädikativen hinzu:

- (B) a) Das Komplement einer Kopula, das Prädikativ, ist nicht (echt) Θ -markiert und somit ohne semantische Rolle; es ist deshalb kein echtes Argument. Das korreliert mit der Eigenschaft, ein nichtreferentieller Ausdruck zu sein.
 b) Das externe Argument des lexikalischen Kopfes eines Prädikativs wird nicht referentiell gebunden, sondern syntaktisch als Subjekt spezifiziert. Das Subjekt wird von diesem Kopf Θ -markiert und erhält von ihm eine semantische Rolle.

4. Adverbiale Komplemente der Kopula

Wenden wir uns den adverbialen PPs zu. Als Komplement einer Kopula kann auch eine PP nicht Θ -markiert sein, und sie ist folglich auch zunächst ohne semantische Rolle. Wenn wir die Analogie zu den typischen Prädikativen weitertreiben, dürfte sie auch kein referentieller Ausdruck sein. Die interne Struktur der PP kommt dieser Aufforderung genau entgegen. Wenn eine PP überhaupt wie NP einen Spezifizierer haben kann (Riemsdijk (1978, S. 45-48) macht Phrasen wie *sehr weit in sehr weit vor der Tür*, die in meinen Augen typische Modifikatoren sind, zu Spezifizierern), so hat dieser doch nicht die für den NP-Spezifizierer charakteristische Funktion, referentielle Eigenschaften der Phrase zu spezifizieren. Bierwisch (1988) favorisiert aus theoretischen und empirischen Gründen nach eingehender Diskussion die Variante: PP ohne Spezifizierer. Das entspricht auch meinen Intentionen.

Nun kann man freilich auf Plätze referieren wie auf Gegenstände. Und Platz, Ziel o.a. werden allgemein als semantische Rollen von PP angesehen. Wo kommen sie her?

Meine Antwort: Es sind semantische Rollen „2. Stufe“. Sie leiten sich ab aus der internen Struktur von PP, denn von außen können sie nicht kommen. Im einzelnen: Der lexikalische Kopf einer PP, die Präposition, ist ein zweistelliges Prädikat. Sie stellt zwischen ihrem externen Argument, dem Thema oder Lokalisierungsobjekt (LO), und ihrem internen

Argument, dem Referenzobjekt (RO), eine Relation her und spezifiziert diese kraft ihrer Eigenbedeutung. Wunderlich/Herweg (1990) sprechen von (Nachbarschafts-)Regionen, die von Präpositionen konstituiert werden. So ist in dem Satz (5) *Die Kinder sind im Zimmer* das LO „die Kinder“ in der „IN-Region“ vom RO „das Zimmer“. LO und RO sind semantische Rollen, die von der Präposition vergeben werden, hierin gleicht sie dem Verb. Erst im Zusammenspiel von RO und seiner Nachbarschaftsregion kommt die semantische Rolle „2. Stufe“ Platz für die ganze PP zustande, die sich dann auch insgesamt wie ein referentieller Ausdruck verhält. Auf diesem Wege stelle ich mir eine Klärung des hybriden Begriffs „lokale PP“ vor: Sie ist eine syntaktische Phrase wie die NP, aber zugleich bezüglich ihrer semantischen Rolle „2. Stufe“ determiniert - und damit auch bezüglich ihrer möglichen syntaktischen Funktion. Weil sich die semantische Rolle aus der internen Struktur der PP herleitet, kann man ohne jeden Kontext von lokalen PPs, nicht aber von Agens- oder Thema-NPs sprechen. Die Zwitterhaftigkeit der PP-Kategorie ist letztlich wohl darin zu erklären, daß Präpositionen Züge sowohl von lexikalischen wie funktionalen Kategorien haben.

Der erste Schritt ist getan, ich habe erklärt, warum das lokale PP-Komplement einer Kopula ein waschechtes Prädikativ ist mit allen Folgen für diese syntaktische Kategorie. Wie aber steht es mit PP-Komplementen von *Voll*verben? Vgl.

- (9) a) *Die Kinder sind im Zimmer*
- b) *Die Kinder sitzen im Zimmer.*

Wir hatten ja im Kontrast zur Kopula die Vollverben dank ihrer nichtleeren lexikalischen Bedeutung für fähig gehalten, ihren Argumenten echte, d.h. semantisch spezifizierte Θ -Rollen zuzuordnen. Damit korreliert, daß solche echte Argumente referentielle Ausdrücke sein sollen. Die PP in (9b) als normales Argument eines Vollverbs zu interpretieren, das würde meine bisherige Argumentationsstruktur zerstören. Das Beharren darauf würde auch eine neue Erklärung nötig machen für die in Abschnitt 1. nachgewiesenen gleichen Stellungseigenschaften der Komplemente von Kopula und Lokationsverben.

Mein zweiter Schritt soll also kühn in die Richtung gehen: Auch in Sätzen wie (9b) haben adverbiale Verbkomplemente den Status eines Prädikativs.

Es ist der Widerspruch zu lösen zwischen den Annahmen (A) und (B) für Prädikative auf der einen Seite, die auch auf adverbiale Kopula-

Komplemente zutreffen, und der scheinbar selbstverständlichen Auffassung, daß Lokationsverben ganz normale Vollverben sind, die ihren Argumenten echte Θ -Rollen zuweisen. Gerade dies möchte ich anzweifeln.

5. Adverbiale Komplemente von Positionsverben

Vergleichen wir noch einmal die beiden Sätze in (9). Der Bedeutungsunterschied zwischen ihnen kommt zustande durch ein Mehr an semantischer Information in der SF von *stehen*: der Modus der Positionierung eines Individuums wird spezifiziert. *Stehen, sitzen, liegen, knien* usw. differieren genau im Positionsmodus. Die spezifische Art der Positionierung soll durch die Prädikatskonstanten STEH, LIEG, GEH usw. provisorisch repräsentiert sein.¹ Ziehen wir diese Bedeutungskomponente in einem Positionsverb ab, dann bleibt die nackte Kopula übrig, die im Kontext eines lokalen Komplements als „sich befinden“ interpretierbar ist. Diesen Sachverhalt beschreibt eine Paraphrase von (9b):

(10) *Die Kinder befinden sich stehend im Zimmer*

Diese Bedeutung kann repräsentiert werden, wenn wir in der SF von *stehen* zwei Komponenten annehmen:

- a) Moduskomponente: repräsentiert als STEH (x)
- b) Lokationskomponente: repräsentiert als P (x)

Die zweite Komponente ist mit der SF von *sein* identisch. Der einzige Unterschied: bei der Komposition der beiden Bedeutungskomponenten a) und b) ist die Prädikatenvariable P gegenüber der Kopula in ihren Spezifikationsmöglichkeiten auf eine lokale PP beschränkt. Die entsprechenden Lexikoneinträge sollen folgende Form haben:

- (11) a) /sein/: +V, -N; $\hat{P} \hat{x} \hat{e} [e \text{ INST } P x] \quad (= (7))$
- b) /stehen/: +V, -N; $\hat{P} \hat{x} \hat{e} [[e \text{ INST } P x] \& \{ \text{STEH } x \}]$
- c) /in/: -V, -N; $\hat{y} \hat{x} [\text{LOC } x \text{ IN } y]$

Die Annahme zweier semantischer Komponenten bei Positionsverben wird von anderer Seite gestützt. Sie ist Erklärungsbasis für das scheinbar irreguläre syntaktische Verhalten der Komplemente von Positionsverben; es geht um die sog. fakultativen und obligatorischen Valenzpartner dieser Verben. Vgl. die Sätze

- (12) *Wir waren müde, denn wir hatten lange gestanden*
Anna hatte den ganzen Tag gelegen

¹ In Steinitz (1991) habe ich einen Dekompositionsvorschlag für diese Prädikate gemacht.

- (13) **Das Geschirr steht seit heute morgen*
 **Der See liegt*
 (14) **Peter lehnte*
 **Er wohnt nicht mehr lange*

Die unterschiedlichen Realisierungsbedingungen für die internen Verbargumente werden üblicherweise als spezifische Eigenschaften der einzelnen Verben erklärt. Das kann bestenfalls für die Verben in (14) gegenüber (12) zutreffen; die Differenzen in (12) und (13) sind so nicht zu erklären. Steinitz (1991) führt sie wie Maienborn (1990) auf unterschiedliche Fokussierungsmöglichkeiten der Positionskomponente zurück.

In aller Kürze heißt dies: Das interne Argument von Positionsverben, das die lokale Einordnung des Subjekts denotiert, wird syntaktisch grundsätzlich *f a k u l t a t i v* realisiert. Die Abweichungen in (13) und (14) gegenüber (12) beruhen nicht auf der Verletzung von syntaktischen oder semantischen Wohlgeformtheitsbedingungen, sondern auf der Verletzung von Prinzipien, die der *F o k u s s i e r b a r k e i t* sprachlicher Einheiten zugrundeliegt. Diese hängen aber von Gestalt- und Lageeigenschaften der Individuen ab, Eigenschaften, die unser – nicht sprachlich fundiertes – Wissen von der Welt betreffen. Nur wenn es für ein Objekt eine Auswahl an Positionsmodi gibt, ist die Position auch fokussierbar. In (12) trifft das aufgrund der Eigenschaften beweglicher, belebter Objekte zu, in (13) nicht. In (14) fehlen (zumindest im Deutschen) verbale Alternativen für denselben Grundtyp von Zuständen. Extra lexikalisierte Modifikationen (syntaktisch Adjunkte) können die Funktion der Alternantenbildung übernehmen und einen Satz akzeptabel machen, vgl.

- (15) *Peter wohnt nicht mehr lange so komfortabel*

Die zwei Komponenten in der SF von Positionsverben sind also gut motiviert.

Unversehens ist damit der zweite Schritt getan: Wenn Lokationsverben wirklich um eine semantische Teilkomponente angereicherte Kopulaverben sind, dann haben ihre adverbialen Komplemente folgerichtig die Funktion von Prädikativen.

6. Lokationsverben und durative und inchoative Verbkonstruktionen

Es ist Zeit, auch die Bewegungsverben und die inchoativen Positionsverben (Typ *sich/etwas stellen*) in die Analyse einzubeziehen. Ich möchte zeigen, daß allen drei Subklassen mit der zusammenfassenden Bezeichnung Lokationsverben jeweils Subklassen der durativen und inchoativen

Verbkonstruktionen entsprechen, mehr noch, daß sie in diese Klassen einzuordnen sind. Der Terminus „Verbkonstruktion“ soll Vollverben und periphrastische Konstruktionen, incl. die Funktionsverbgefüge, zusammenfassen.

Die folgende Tabelle illustriert, welchen Datenbereich ich abdecken will:

(16)

	I.	II.	
	Verbkonstruktion	Lokationsverben	Subklasse
a)	<i>schlafen</i> <i>groß/größer sein</i> <i>Arzt sein</i>	<i>im Zimmer stehen</i>	statistischer Zustand (durative Verben)
b)	<i>sich verändern</i> <i>wachsen</i> <i>größer werden</i> <i>(Medizin studieren)</i>	<i>vorwärts / Richtung</i> <i>Berlin gehen</i>	dynamischer Zustand PROZESS (nichtbegrenzte Prozeßverben)
c)	<i>Arzt werden</i> <i>groß werden</i> <i>alt werden</i>	<i>zum Bahnhof gehen</i>	accomplishment-Ereignis PROZESS & CHANGE (begrenzte Prozeßverben)
d)	<i>krank werden</i> <i>erkranken</i> <i>aufhören</i> <i>einschlafen</i>	<i>sich auf den Stuhl</i> <i>stellen</i> <i>(d. Zimmer betreten)</i>	achievement-Ereignis CHANGE Zustandswechselverben)

Um mein Ziel zu erreichen, muß ich in erster Linie die Verben bezüglich der semantischen Prädikate PROZESS und CHANGE und deren Verteilung auf die SF von Verb und internem Argument neu bedenken und begründen. Ihre Beteiligung bei den vier Subklassen in (16), wie ich sie sehe, soll in der folgenden Tabelle verdeutlicht werden:

(17)

	PROZESS	CHANGE
a)	-	-
b)	+	-
c)	+	+
d)	-	+

Meine Überlegungen führen zu einer vom Üblichen abweichenden Analyse in beiden Spalten der Tabelle (16):

1. Bei den Lokationsverben IIc) und d) plazierte ich das semantische Prädikat CHANGE nicht in der SF der Präposition, dem lexikalischen Kopf des Verbkomplements. Ich meine, es gehört zur SF des Verbs selbst. Die Motivation dazu liefert Spalte I, wo in c) und d) auch in den Prädikativkonstruktionen *werden* das Prädikat CHANGE enthält, darüber herrscht Konsens.
2. Bei den inchoativen Verbkonstruktionen in Ic) und d) wiederum führe ich in Analogie zu den Lokationsverben in IIc) und d) zwei Subklassen ein. Damit greife ich auf eine Subklassifizierung in Steinitz (1975) zurück.

Der Stand meiner Erkenntnis erlaubt mir erst die Richtung der Analyse zu skizzieren. Es bleiben viele Probleme der formalen Repräsentation und semantischen Komposition offen.

Zu (16a) habe ich mich geäußert.

In (16b) verstehe ich das semantische Prädikat PROZESS als die Repräsentation einer stetigen Veränderung auf der gerichteten Werteskala einer Dimension, die im Argument des Verbs identifiziert wird. Die Veränderung ist auf einer Zeitskala abzubilden, deren Repräsentation ich mir hier schenke.² Die Stetigkeit und Nichtbegrenztheit eines Prozesses macht ihn zu einem spezifischen Zustand.

Nehmen wir die Spalte I als Ausgangspunkt. Ohne Identifizierung der Dimension des Prozesses bleibt die Veränderungsart und -richtung naturgemäß vage, mögliche spezifizierende Interpretationen sind auf dem Hintergrund unseres Alltagswissens eingegrenzt. In

(18) *Peter veränderte sich*

² Ich bin mir bewußt, daß ich mit dieser Festlegung ein ganzes Paket erklärungsbedürftiger Fakten aus der Analyse zunächst ausschließe, so die der Verhältnisse in

(i) *Vor der Stadt wurde der Fluß immer breiter*
Der Läufer liegt bis in den Flur
Der Blick hinter die Kulissen
Pakete in die DDR

Ich beharre aber darauf, die damit verbundenen widerspenstigen Probleme nicht mit dem Normalfall zu vermischen, sondern auf ihm fußend durch Zusatzannahmen zu erklären. Uminterpretation von Ausdrücken bei semantisch nicht verträglichen Teilen gibt es sehr häufig, vgl. nur

(ii) *Vor der Mauer gingen viele Leute weg, nach der Mauer auch*
 Weil auf normalem Wege keine kohärente Interpretation möglich ist, wird das konkrete Nomen *Mauer* zu einem Zeitpunkt uminterpretiert, zu dem der übrige Sachverhalt in Beziehung gesetzt wird. Ähnliches geschieht auch in (i).

kann die Änderung sein äußeres Erscheinungsbild, seinen Charakter, seine Umgangsformen o.ä. betreffen. In

(19) *Peter wurde größer*

verläuft der Prozeß in der Dimension 'Größe'. Die Dimension ist skaliert und hat mehrere ausgezeichnete Punkte bzw. Abschnitte: den Ausgangspunkt 0 und die Werte 'klein' und 'groß', bezogen auf einen Norm- oder Durchschnittswert. Der Prozeß in (19) ist gerichtet auf den +Pol der Skala. Da er aber nicht begrenzt ist, kann die Erreichung des Wertes 'groß' nicht denotiert sein. Diese Information verteilt sich bei *größer werden* so, daß *werden* die direkte Verbalisierung des Prädikats PROZESS ist und das Adjektiv in der Komparativform Dimension und Skalenrichtung bezeichnet.

Spalte II will ich analog analysieren. Bewegungsverben bezeichnen Prozesse, aber die Dimension der Veränderung ist im Verb schon spezifiziert als Ortsveränderung. In dieser Hinsicht verhält sich *gehen* (u.a. Bewegungsverben) wie *wachsen*, das die gesamte Information des Kopula-Komplements inkorporiert hat. Beide Verben sind bezüglich ihrer Dimension spezifiziert. Der Unterschied jedoch: Die Dimension 'Größe' hat inhärent eine gerichtete Skala und *wachsen* denotiert die Veränderungsrichtung +Pol der Dimension (entsprechend sein Antonym *schrumpfen* den -Pol derselben Dimension).

Die Dimension 'Ortsveränderung' ist dagegen inhärent nicht gerichtet; ein Individuum, das geht, kann sich in beliebige Richtung bewegen, mit dem Verb *gehen* ist nur gesagt, daß es sich *f o r t* -bewegt. Die Spezifikation der Bewegungsrichtung ist Sache des Komplements *vorwärts*, *heimwärts* u.a.

Somit ist *gehen* spezifischer als *werden*, es spezifiziert die Dimension des Prozesses (die Ortsveränderung realisiert sich als Bewegung), und unspezifischer als *wachsen*, es spezifiziert nicht die Richtung des Prozesses. Auf der Basis ist erklärbar, warum *gehen* ein Komplement hat (gegenüber *wachsen*), dieses aber syntaktisch nicht realisieren muß (gegenüber *werden*).

Zudem ist *gehen* bezüglich des Bewegungs- *m o d u s* spezifiziert; dafür gibt es bei den Prozeßverben in I kein Pendant, wohl aber bei den Positionsverben.³ Wie die SF von Positionsverben die SF von *sein* enthält,

³ Gegenüber den Positionsverben gibt es bei den Bewegungsverben die verschiedensten Möglichkeiten der verbinternen Modifikation; sei es die der Körperhaltung (*kriechen*, *robber*, *rutschen*), der Bewegungsart (*hüpfen*, *schleichen*, *humpeln*), der Bewegungsgeschwindigkeit (*schleichen*, *gehen*,

so enthält die SF von Bewegungsverben die SF von *werden*. Und wie bei den Positionsverben kann der Modus der Bewegung syntaktisch separat realisiert werden, vgl. mit (10):

(20) *Die Kinder bewegten sich hüpfend vorwärts*

Wir erweitern unseren Lexikonausschnitt (11) jetzt um die Einträge

- (21) a) /werden/; +V, -N; $\hat{Q} \hat{x}$ è [e INST PROZESS Qx]
 b) /gehen/; +V, -N; $\hat{Q} \hat{x}$ è [[e INST MOVE-PROZESS Qx]
 & [GEH x]]

GEH soll dabei den Bewegungsmodus spezifizieren gegenüber KRIECH, RENN usw. Q sei eine Prädikatenvariable, die durch Ausdrücke wie *größer*, *besser* in a) oder *vorwärts*, *gen Osten*, *Richtung Berlin* in b) spezifiziert werden kann. Sie geben Dimension und Richtung des Prozesses an.

In (16c) kommt ein weiteres semantisches Prädikat ins Spiel: **CHANGE**. Dieses Prädikat soll eine Zustandsveränderung, also ein Ereignis repräsentieren. Die damit verknüpften Voraussetzungen und Implikationen für den Vor- und Nachzustand will ich als bekannt voraussetzen. (In Steinitz (1975) bin ich ausführlich darauf eingegangen.)

Von (16b) unterscheidet sich (16c) in Spalte I darin, daß mit *werden* das Adjektiv im Positiv verknüpft ist. Meine Aufgabe wüchse mir über den Kopf, wollte ich mir eine formale Repräsentation der semantischen Form eines Adjektivs im Positiv und Komparativ vornehmen. Ich verweise auf die Arbeiten von Bierwisch (1987), Lang (1987) und Zimmermann (1987). Meine informellen Überlegungen lassen sich dort leider nicht ganz einpassen, sie gehen vielmehr in dieselbe Richtung wie in Steinitz (1975), ich kann mich davon nicht trennen. Kurz gesagt: In (Ib) bezeichnet die Komperativform eines Adjektivs eine skalierte Dimension und die Richtung auf der Skala, die der Prozeß einnimmt. In (Ic) bezeichnet die Positivform eines Adjektivs die Dimension und einen Wert auf der Skala. In dem Satz

(22) *Peter wird groß*

bezeichnet *groß* einen Abschnitt auf der Skala, der jenseits des Norm- oder Durchschnittswertes liegt. Die Angabe eines Wertes 'groß' aber beendet einen Prozeß, der darauf zusteuerte. 'Groß sein' ist der Nachzustand, in den der Prozeß 'groß werden' mündet. Es tritt ein Zustands-

rennen, rasen) oder des Bewegungsmittels (fahren, radeln, segeln, rollern). Die Inkorporierungsmöglichkeit ist der Grund für die so viel größere Anzahl von Bewegungs- als Positionsverben im deutschen Wortschatz.

wechsel ein, ihn repräsentiert das Prädikat CHANGE. Es kommt aber nicht der SF von *groß* zu, sondern der von *werden*, das bedarf wohl keiner Begründung. Wir haben jetzt in (16c) eine Variante von *werden*, deren SF sowohl PROZESS wie CHANGE enthält.

Ich gehe über zur Spalte II von (16c) und versuche wieder eine möglichst parallele Analyse. Auch in

(23) *Die Kinder gingen zum Bahnhof*

sollen demnach die Prädikate PROZESS und CHANGE beteiligt sein. PROZESS, das ist schon klar, gehört in die SF des Verbs.

Für CHANGE gibt es zwei Möglichkeiten der Platzierung:

1. Die übliche Wahl: CHANGE gehört in die SF der Präposition und diskriminiert direktionale von lokalen. So verfahren Wunderlich/Kaufmann (1990) und Bierwisch (1988) in abgewandelter Weise. Das ist zunächst einsichtig, denn direktionale Präpositionen weisen ihrem internen Argument einen anderen Kasus zu als ihr lokales Pendant. Eigentliches Distinktionskennzeichen ist also nur die Kasusvergabe:

im Zimmer stehen : *ins Zimmer gehen*

Etwas Vergleichbares finden wir bei den Ausdrücken in Spalte I nicht, vgl.

groß sein : *groß werden*
Arzt sein : *Arzt werden*

(zur Bestie werden u.a. sind gesondert zu behandeln)

Niemand würde auf die Idee kommen dem Adjektiv bzw. dem Nomen ein Prädikat CHANGE unterzuschieben. CHANGE ist ein Prädikat, das natürlicherweise Ereignisbezeichnungen, also Verben zukommt. Warum also gerade eine Präposition damit belasten?

Ich bevorzuge die folgende Analyse:

2. Wie *werden* soll auch *gehen* semantisch angereichert werden können durch das Prädikat CHANGE. In (23) wird die Fortbewegung begrenzt durch die Nennung eines fixen Wertes, des Ortes, der Ziel und Endpunkt der Bewegung zugleich angibt. Diese Funktion hat die Lokale PP, die gemäß Abschnitt 4. eine sekundäre Θ -Rolle Platz oder Ort bekommt. Dies geschieht ganz parallel zum Anteil der Adjektivphrase in (22): „Am Bahnhof sein“ ist der Nachzustand, in den der Prozeß „zum Bahnhof gehen“ mündet. Und parallel zu (22) soll das Prädikat CHANGE, das den Zustandswechsel repräsentiert, in der SF des Verbs angesiedelt sein. Für

beide Spalten in (16c) gilt also: Ein Prozeß wird durch die Zielbenennung als abgeschlossen bezeichnet und so zum Ereignis.⁴

Evidenz für diese Entscheidung liefern auch die Verhältnisse in (16d). Das Verb *stellen* in Spalte II ist ein reines CHANGE-Verb, ob in der inchoativen oder kausativen Variante, darüber herrscht wohl Übereinstimmung. Der entsprechende Lexikoneintrag für das kausative *stellen*:

- (24) /stellen/; +V, -N; $\hat{P} \hat{x} \hat{y} \hat{e}$ [e INST y CAUSE [CHANGE STEH
x & P x]]

Wenn aber, wie Bierwisch und Wunderlich/Kaufmann meinen, auch die SF einer direktionalen Präposition das Prädikat CHANGE enthält, dann nehmen sie in Kauf, daß der Ausdruck *auf den Tisch stellen* zwei CHANGE-Prädikate hat. In meinen Augen ist das wenig elegant.

Wenn aber CHANGE nur in die SF von Verben gehört, dann folgt für die Dativ-/Akkusativ-Alternation der von Präpositionen regierten NPs: Semantisch kann sie nicht in der Präposition fundiert sein. Sie ist vielmehr ein – von der Präposition vermittelter – Oberflächeneffekt der semantischen Verhältnisse bei Lokationsverben, zumal ein sprachspezifischer. In morphologiearmen Sprachen wie dem Englischen und Schwedischen zeitigt das CHANGE-Prädikat andere Effekte, so daß sich im Ganzen ein etwas verworrenes Bild ergibt.

Bei Bewegungsverben werden im Englischen die lokalen Präpositionen – in einigen Dialekten fakultativ mit – *to* verknüpft, vgl.

- (25) *The children went into the room*

Im Schwedischen muß bei diesen Verben der lokalen PP ein direktionales Adverb beigegeben werden; im Deutschen ist dies immer eine fakultative Modifikation der PP, im Schwedischen trifft das nur bei Positionsverben zu, vgl.

- (26) a) *Barnen står (inne) i rummet*
 *Barnen går *(in) i rummet*
 b) *Die Kinder stehen (drinnen) im Zimmer*
 Die Kinder gehen ins Zimmer (hinein)

⁴ Ähnlich müßte ein zeitlich unbegrenztes Handlungsverb wie *bauen* durch die Spezifikation eines effizienten Objekts begrenzt werden, vgl.

(i) *Peter baut ein Haus*

gegenüber der Nichtbegrenzung in

(ii) *Peter baut schon jahrelang an einen Haus*

Bei den inchoativen/kausativen Positionsverben ändern sich die Verhältnisse in interessanter Weise. Im Englischen darf die Präposition *to* teilweise gar nicht stehen, vgl.

- (27) a) *lie down on(*to) the bed*
 drop the ball on(^fto) the floor
 *put it on(*to) the desk*
 put it in(to) the room
 b) *hang the lamp over(*to) the table*
 *spread a cloth over(*to) the bed*
 *put the chair beside(*to) me*
 *put the ball under(*to) the chair*

Die Präpositionen in (27b) und auch *before*, *behind*, *between* u.a. sind grundsätzlich mit *to* nicht verbindbar. Das mag auch an ihrer scheinbar morphologischen Komplexität liegen; letztlich ist es aber wohl nur konzeptuell zu begründen. Es ist wohl kein Zufall, daß dieselben Präpositionen, die sehr spezielle räumliche Relationen bezeichnen, im Kontext von Bewegungsverben Beschränkungen unterliegen, die sie sonst nicht haben, auch im Deutschen, vgl.

(28)

$$\begin{array}{l}
 \text{Er steht } \left\{ \begin{array}{c} \text{vor} \\ \text{neben} \\ \text{hinter} \end{array} \right\} \text{ dem Mädchen} \\
 \\
 : \text{ Er stellt sich } \left\{ \begin{array}{c} \text{vor} \\ \text{neben} \\ \text{hinter} \end{array} \right\} \text{ das Mädchen} \\
 \\
 : ? \text{ er geht } \left\{ \begin{array}{c} \text{vor} \\ \text{neben} \\ \text{hinter} \end{array} \right\} \text{ das Mädchen}
 \end{array}$$

Vgl. auch die unterschiedliche Interpretation der Präpositionen in

- (29) *Er steht über der Brücke* : *Er stellt sich über die Brücke*
 \neq *Er geht über die Brücke*
 Er steht unter der Brücke : *Er stellt sich unter die Brücke*
 : *Er geht unter die Brücke*

Es gibt hier noch viel zu sichten, eins scheint mir aber klar zu sein: Im Englischen sind i.A. die lokalen PP bei durativen und inchoativen/kausativen Positionsverben identisch.

Dem entsprechen auch die Verhältnisse im Schwedischen. Während bei Bewegungsverben direktionale Adverbien notwendig sind, wie (26) zeigt, sind sie bei inchoativen/kausativen Positionsverben ausgeschlossen, vgl.

- (30) *Ställ stolen (*upp) pa bordet*
Stell den Stuhl auf den Tisch (?hinauf)
*Lägg en bok (*ner) under stolbenet*
*Leg ein Buch unter das Stuhlbein (*hinunter)*

Sätze mit durativen und inchoativen/kausativen Positionsverben können im Englischen und Schwedischen also durch die resp. Verbbedeutungen unterschieden werden, da die PP unverändert bleibt. CHANGE hat eigentlich keine andere Wahl, es muß Teil der Verbbedeutung sein. In solchen Fällen eine phonologisch leere Präposition anzunehmen, öffnete die Schleusen für eine Flut phonologisch leerer Kategorien für das Prädikat CHANGE auch bei den inchoativen Verbkonstruktionen in Spalte I. In Steinitz (1991) habe ich eine Repräsentation der Tatbestände provisorisch darin gefunden, daß mit dem Prädikat CHANGE in der SF eines Verbs ein grammatisches Merkmal +Dir bei der Θ -Rolle seines internen Arguments korreliert. Es hat den gleichen Status wie Kasusmerkmale, mit dem Unterschied, daß es einer Vermittlung durch die Präposition bedarf.

Bis jetzt habe ich die Lokationsverben mit ihren Komplementen in Spalte II in Analogie zu den Verbkonstruktionen in Spalte I beschrieben. Jetzt kehre ich das Verfahren um. Kaum ein Grammatiker wird die Berechtigung der beiden Subklassen Bewegungsverb (16c) und inchoatives/kausatives Positionsverb (16d) in Spalte II anzweifeln. Wenn ich jetzt die Verbkonstruktionen in I analog dazu subklassifiziere, dann bin ich genau bei den zwei inchoativen Subklassen angelangt, die ich einst in Steinitz (1975) postuliert hatte. Mit Hilfe einiger Tests wie z.B.

- (31) *Er wird zwar größer aber niemals groß*
**Er wird zwar kränker aber nicht krank*
 (32) *Er beginnt zu altern/alt zu werden*
**Er beginnt zu erkranken/*krank zu werden*

habe ich dort Zustandswechselverben, die außerdem einen Prozeß involvieren (*groß/alt werden*), von reinen Wechselverben (*krank werden, einschlafen, aufhorchen*) getrennt, das entspricht genau der Trennung (16c) und (16d).

Als Ergebnis sind in (16) und (17) mit Hilfe der Kombinatorik von CHANGE und PROZESS vier verbale Subklassen etabliert; noch einmal zusammengefaßt:

(33)	PROZESS	CHANGE	
a)	-	-	(<i>groß sein, im Zimmer stehen</i>)
b)	+	-	(<i>größer werden, vorwärts gehen</i>)
c)	+	+	(<i>groß werden, ins Zimmer gehen</i>)
d)	-	+	(<i>krank werden, auf den Tisch stellen</i>)

Ich müßte abschließend Farbe bekennen, ob ich meine, ein Verb, daß in mehreren Klassen a) bis d) vorkommt, sei ambig; ob also die Lexikon-einträge (21) zu erweitern seien um zwei Einträge für *werden* und einen für *gehen*. Die Tatsache, daß den beiden „Bedeutungen“ von *werden* in c) und d) zwei unterschiedliche Lexeme *gehen* und *stellen* entsprechen, könnte dafür sprechen. Aber das ist natürlich keine elegante Lösung. Ich kann die folgenden Lexikoneinträge, die (21) ersetzen sollen, nur als Provisorien anbieten.

- (34) a) /werden/; +V, -N; (\hat{P} | \hat{Q}) \hat{x} \hat{e} [e INST (PROZESS Q x) & (CHANGE P x)]
 b) /gehen/; +V, -N; (\hat{P} | \hat{Q}) \hat{x} \hat{e} [e INST MOVE-PROZESS Q x & GEH x (& CHANGE P x)]
 c) /sich stellen/; +V, -N; \hat{P} \hat{x} \hat{e} [e INST CHANGE STEH x & P x]

Wobei die runden Klammern fakultative Wahl (mindestens) eines Ausdrucks, und die geschnittenen runden Klammern im Θ -Raster fakultative Wahl (höchstens) eines Ausdrucks bezeichnen.

Damit bin ich am Ziel angekommen:

Ich habe adverbiale Verbkomplemente ihrer syntaktischen Funktion nach als Spezialfall von Prädikativen beschreiben können aufgrund einer (teilweise) identischen semantischen Form von Lokations- und Kopulaverben. Und aus einem wechselnden Blickwinkel heraus habe ich mit Hilfe der Kombinatorik der semantischen Prädikate PROZESS und CHANGE vier Subklassen etabliert, in die Lokations- und Kopulaverben mit ihren Komplementen gleichermaßen einzuordnen sind.

Literatur

- Bierwisch, Manfred (1987): Semantik der Graduierung. In: Bierwisch, Manfred/Lang, Ewald (Hrsg.), S. 91-286.
 Bierwisch, Manfred (1988): On the Grammar of Local Prepositions. In: Bierwisch, Manfred/Motsch, Wolfgang/Zimmermann, Ilse (Hrsg.), S. 1-65.

- Bierwisch, Manfred/Lang, Ewald (Hrsg.) (1987): Grammatische und konzeptuelle Aspekte von Dimensionsadjektiven (= *studia grammatica* XXVI/XXVII). Berlin.
- Bierwisch, Manfred/Motsch, Wolfgang/Zimmermann, Ilse (Hrsg.) (1988): Syntax, Semantik und Lexikon (= *studia grammatica* XXIX). Berlin.
- Chomsky, Noam (1981): *Lectures on Government and Binding*. Dordrecht – Holland/Cinnaminson – USA.
- Lang, Ewald (1987): Semantik der Dimensionsauszeichnung räumlicher Objekte. In: Bierwisch, Manfred/Lang, Ewald (Hrsg.), S. 287-458.
- Maienborn, Claudia (1990): Position und Bewegung: Zur Semantik lokaler Verben. IWBS Report 138.
- Steinitz, Renate (1975): Sind alle Inchoativa inchoativ? In: *Neue Aspekte der Grammatikforschung*. Teil 1. Berlin. (= *Linguistische Studien* 18), S. 1-82.
- Steinitz, Renate (1977): Zur Semantik und Syntax durativer, inchoativer und kausativer Verben. In: *Untersuchungen zur deutschen Grammatik I*. Berlin. (= *Linguistische Studien* 35), S. 85-129.
- Steinitz, Renate (1992): Mehrdeutigkeit in der Grammatik: *Auf* und *an* – eine Fallstudie. Erscheint in: Zimmermann, Ilse/ Strigin, Anatoli (Hrsg.).
- van Riemsdijk, Henk (1987): *A Case Study in Syntactic Markedness*. Lisse.
- Wunderlich, Dieter/Herweg, Michael (1990): Lokale und Direktionale. Erscheint in: von Stechow, Arnim/Wunderlich, Dieter (Hrsg.): *Handbuch Semantik*. Berlin.
- Wunderlich, Dieter/Kaufmann, Ingrid (1990): Lokale Verben und Präpositionen – semantische und konzeptuelle Aspekte. Manuskript zum DFG-Projekt „Räumliche Lokalisierung“.
- Zimmermann, Ilse (1987): Zur Syntax von Komparativkonstruktionen. In: Bierwisch, Manfred/Lang, Ewald (Hrsg.), S. 29-90.
- Zimmermann, Ilse/Strigin, Anatoli (Hrsg.) (1992): *Fügungspotenzen* (= *studia grammatica*). Berlin.

Adverbiale Infinitive: Abgrenzung, Grammatikalisierung, Bedeutung

1. Übersicht

Infinitivgruppen (IGr) mit *um zu*, *ohne zu*, *(an)statt zu* werfen im Gesamtzusammenhang der Infinitivkonstruktionen vergleichsweise wenige Probleme auf. Ihre Analyse wird meist im Anschluß an die der *zu*-Infinitive vorgenommen. Manche Probleme der *zu*-Infinitive stellen sich gar nicht (etwa das der Unterscheidung von kohärenten und inkohärenten Konstruktionen), andere werden nach allgemeiner Auffassung erst dann sinnvoll bearbeitbar, wenn sie für die *zu*-Infinitive geklärt sind. So läßt sich über den Status von *um zu*, *ohne zu*, *anstatt zu* als Konjunktion, Präposition, Partikel, Bestandteil der Verbform nur unter der Voraussetzung etwas sagen, daß über den Status von *zu* entschieden ist. Die Kennzeichnung von Infinitivgruppen als offene Konstruktion wird ohne Unterschied und mit weitreichenden Folgen angewandt. Terminologisch kommt das etwa darin zum Ausdruck, daß für *um zu*-Infinitive wie für *zu*-Infinitive das 'fehlende Subjekt' in gleicher Weise behandelt wird. Die Transformationsgrammatik sprach von Tilgung bei Referenzidentität mit einer Konstituente des Matrixsatzes (Leys 1971), die neuere generative Grammatik spricht vom leeren Subjekt PRO und seiner Kontrolle (Siebert-Ott 1983) und in der funktionalen Sicht der im Entstehen begriffenen Grammatik des IDS ist im Anschluß an Bech von Orientierung und der Bestimmung des Orientierungsterms die Rede (Zifonun 1990).

Fast noch größer ist die Einigkeit über die Satzgliedfunktion von Infinitivgruppen mit *um zu*, *ohne zu*, *anstatt zu*: anders als die *zu*-Infinitive gelten sie in ihrer Grundfunktion als nicht an das Verb gebunden. Man ordnet sie ein unter die Verhältnisbeziehungen (Duden 1984, S. 694), spricht von freien adverbialen Angaben (Helbig/Buscha 1986, S. 118; S. 656), der adverbialen Funktion der Infinitivgruppen (Grundzüge, S. 818), von Supplementen (Zifonun 1990), von ihrer Valenzunabhängigkeit (Askedal 1989, S. 105) oder eben einfach von adverbialen Infinitivgruppen (Eisenberg 1989, S. 391 ff.). Es bleibt in der Regel nicht bei der Feststellung, daß solche Infinitivgruppen verbunabhängig sein können. Vielmehr gelten *um*, *ohne*, *anstatt* als Indikatoren dafür, daß die betreffende Einheit verbunabhängig ist. Nur in Einzelfällen finden sich vorsichtige Zweifel an dieser Annahme (z.B. Clément 1986). Eine explizite Problematisierung dieses Punktes, wie es sie zumindest für einige Typen von

finiten Nebensätzen seit langem gibt (z.B. Vater 1976; Fabricius-Hansen 1980), ist mir für die Infinitivgruppen nicht bekannt. Wir werden im folgenden ihre funktionale Einheitlichkeit in Frage stellen und bedienen uns deshalb, wenn ihre Gesamtheit gemeint ist, der kategorialen Redeweise von den konjunkionalen Infinitiven.

Konstruktive Nachgeordnetheit und relative Einheitlichkeit der Auffassungen mögen die Gründe dafür sein, daß die konjunkionalen Infinitive nur einen Bruchteil der Aufmerksamkeit erhalten haben, die den *zu*-Infinitiven geschenkt worden ist. Wir tragen dem Rechnung und betonen eher die Unterschiede. Dennoch setzen wir bei den *zu*-Infinitiven an. Einige typische Eigenschaften der konjunkionalen Infinitive lassen sich einfach darstellen, wenn man sie auf dem Hintergrund des Kontrollproblems diskutiert. Wir werden deshalb im zweiten Abschnitt zwei Entwicklungslinien bei der Bearbeitung des Kontrollproblems resumieren. Abschnitt 3 präsentiert einige Daten, die für die Analyse von Infinitivgruppen mit *um zu*, *ohne zu*, *anstatt zu* besondere Schwierigkeiten machen. Abschnitt 4 und 5 thematisieren Aspekte der Grammatikalisierung und Abschnitt 6 schließlich schlägt eine semantische Deutung der Besonderheiten von *um zu* gegenüber *ohne zu* und *anstatt zu* vor.

Angestrebt ist ein Beitrag zur Syntax des Deutschen, aber zumindest implizit auch einer zur Methodik der Syntax. Infinitivkonstruktionen eignen sich in besonderer Weise dazu, die Frage nach dem Zusammenwirken syntaktischer und außersyntaktischer Faktoren zu diskutieren. Der Frage wird im vorliegenden Beitrag immer aus der Perspektive der Syntax nachgegangen. Es interessiert, wie weit man mit einem syntaktischen Zugriff kommen kann und nicht, wie man die Syntax möglichst schnell verläßt.

2. Zur Entwicklung der Kontrolltheorie

Begriffe wie Kontrolle und Kontrolltheorie werden allgemein wie in der Literatur zum Deutschen nicht einheitlich verwendet. In einer weiteren Verwendung geht es darum, ob es „mental präsente, aber lexikalisch nicht realisierte Konstituenten gibt und wie sie erschlossen und interpretiert werden“. (Köpcke/Panther 1991, S. 143). Ein Kontrollproblem existiert dann für alle Sätze aus 1 bis 3 in gleicher Weise, sei

- (1) a. *Wir glauben, gut vorbereitet zu sein*
b. *Wir raten dir, gut vorbereitet zu sein*
c. *Wir beeilen uns, um pünktlich zu sein*

- (2) a. *Paul ordnet an, pünktlich zu sein*
 b. *Es ist schwer, pünktlich zu sein*
 c. *Es wird viel getan, um Umweltschäden zu vermeiden*
- (3) a. *Laut auf die Bundesbahn schimpfend verließ sie das Abteil*
 b. *Auf alle Möglichkeiten vorbereitet, sah sie der Reise gelassen entgegen*

das kontrollierende Element nur im übergeordneten Satz zu finden (1, 3) oder nicht (2), sei die 'nicht realisierte Konstituente' nun Bestandteil einer Infinitivgruppe (1, 2), einer Partizipialgruppe (3) oder möglicherweise noch ganz anderer Konstruktionen. Für konjunktionale Infinitive wie in 1c, 2c gibt es so jedenfalls ein Kontrollproblem.

Viele und insbesondere viele generative Arbeiten verwenden einen engeren Kontrollbegriff, ganz extrem etwa bei Wegener (1989, S. 206) formuliert mit der Frage, „nach welchen Prinzipien ... der Hörer verfährt, wenn er das leere PRO-Subjekt mal auf die Subjekts-NP des Matrixsatzes, mal auf dessen Objekts-NP bezieht". Hier geht es ausschließlich um das Verhältnis von Subjektkontrolle und Objektkontrolle. Adverbiale Infinitive wie 1c können mitgemeint sein, Fälle von sog. arbiträrer Kontrolle wie in 2 aber eigentlich nicht. Sie werden terminologisch manchmal ausgegrenzt über den Begriff der obligatorischen Kontrolle. Das Bestehen einer obligatorischen Kontrollbeziehung kann etwa an den Anapherbegriff gebunden sein (Koster 1984 für das Englische): Das kontrollierte Element braucht ein Antezedens im selben Satz, wobei strukturell ungefähr Verhältnisse bestehen wie zwischen einem Reflexivum und seinem Antezedens. Auch bei dieser Redeweise kann man für *um zu*-Infinitive wie in 1c von einem Kontrollproblem sprechen.

Noch weiter eingeschränkt ist eine Redeweise, die eine besondere Klasse von Kontrollverben auszeichnet und sie etwa von Anhebungsverben unterscheidet. Ein Anhebungsverb wie *scheinen* in *Karl scheint zu schlafen* oder *pflügen* in *Karl pflügt um neun ins Bett zu gehen* hat ein gemeinsames Subjekt für das übergeordnete Verb und den Infinitiv (genauer Olsen 1981). Erst mit Differenzierungen dieser Art sind wir beim Kontrollproblem, wie es den Kern der neueren Kontrolltheorie ausmacht. So postuliert Grewendorf (1988, S. 167) im Anschluß an die genannte Arbeit von Koster, man habe bei der Behandlung von *zu*-Infinitiven für das Deutsche drei Klassen von Verben zu unterscheiden. Bei der ersten Gruppe, den Anhebungsverben, gibt es ein Kontrollproblem nicht. Bei der zweiten Gruppe, den dreistelligen Verben mit obligatorischer Kontrolle, gibt es nur das Problem des Wechsels von Objekt- und Subjektkontrolle. Die dritte Gruppe von Verben ist zweistellig (Typ *versuchen*),

ist also bezüglich Kontrolle festgelegt. All dies gilt für Objektsinfinitive. Bei Subjektsinfinitiven und nur dort ist außerdem arbiträre Kontrolle zugelassen (dazu auch Grewendorf 1989; Eisenberg 1989a; ein Problem ist dann natürlich 2a).

Die adverbialen Infinitive finden in einem System dieser Art offenbar keinen Platz. Wenn bei ihnen von Subjektkontrolle die Rede ist, so kann damit nicht gemeint sein, daß ein Subjektkontrollverb vorhanden ist. Es liegt aber auch nicht optionale Kontrolle wie in 2a, b vor, denn diese ist ebenfalls eine Folge des vorhandenen Prädikatsausdruckes. Sowohl in 2a wie in 2b hat die Infinitivgruppe Komplementfunktion (Subjekt vs. Objekt), in 2c aber nicht. Offenbar ist der Unterschied zwischen 1c und 2c von anderer Art als der zwischen 1a, b und 2a, b. Insbesondere bedeutet Subjektkontrolle in 1a mit Sicherheit nicht dasselbe wie in 1c, und optionale Kontrolle bedeutet in 2a, b wohl nicht dasselbe wie in 2c. Es wird uns darum gehen, diese Unterschiede genauer zu beschreiben.

Betrachten wir aber zunächst die Kontrolltheorie im engeren Sinne, also die obligatorische Kontrolle bei Infinitivkomplementen. Im Kern geht die Auseinandersetzung in der Literatur um die Frage, wie man einen Objektsinfinitiv bei dreistelligen Verben zu behandeln habe, bei Verben also, die neben dem Subjekt einen weiteren Mitspieler aufweisen, der als Antezedens für PRO in Frage kommt. Für das Deutsche sind dabei mindestens zu unterscheiden Verben mit Subjektkontrolle (4), Verben mit Objektkontrolle (5) und Verben, bei denen sowohl das Subjekt wie das Objekt das kontrollierende Element sein kann (6).

- (4) a. *Egon schwört Paula, sie anzurufen*
b. *ankündigen, androhen, versprechen, verraten*
- (5) a. *Renate bittet Paula, sie mitzunehmen*
b. *warnen, zwingen, überreden, raten, erlauben*
- (6) a. *Renate schlägt Paula vor, nach Hamburg zu fahren*
b. *vereinbaren, versprechen*

Die unter 6 aufgeführte Gruppe von Verben ist klein. Ob sie wirklich einen eigenständigen Typ von Kontrollverben ausmacht, lassen wir offen.

Zur Beschreibung des Unterschiedes zwischen 4 und 5 sind zwei Wege beschritten worden, die wir kennzeichnen wollen als 'strukturbezogene' und 'substanzbezogene' Lösung. Zur strukturellen Unterscheidung von 4 und 5 gibt es einige einfache Tests wie den Bezug des Reflexivums (*Egon schwört Paula, sich zu beeilen* vs. *Egon bittet Paula, sich zu beeilen*). Die einzige für das Deutsche weiter ausgearbeitete strukturelle Lösung, die

mehr tut als die Verbklassen durch einfache lexikalische Markierung zu unterscheiden, ist m.W. die von Ružička (1983). Ružička sieht als charakteristisch für die Verben in 4 an, daß kontrollierendes und kontrolliertes Element dieselbe semantische Rolle aufweisen müssen, in 4a etwa sind beide Agens. Dagegen gilt für die Verben in 5, daß kontrollierendes und kontrolliertes Element distinkte semantische Rollen aufweisen. In 5a etwa ist das kontrollierende Element Agens, das kontrollierte je nach Redeweise Thema, Patiens, Objektiv usw., jedenfalls nicht Agens.

Ružičkas Lösung wird einem großen Bereich von Fakten gerecht, etwa was den 'Kontrollwechsel' bei Passivierung von übergeordnetem Satz und Infinitiv betrifft. Es fragt sich aber, ob diese Lösung wirklich struktureller Art ist, oder ob sie nicht letztlich mit der Unterscheidung 'Agens – Nichtagens' operiert. In 4 läge Agenskontrolle vor, in 5 Nicht-Agens-Kontrolle. In diese Richtung weisen Ružičkas Schwierigkeiten, dingfest zu machen, was Distinktheit heißt. Darüber hinaus stehen Verben ohne agentives Subjekt (Themaverben, ergative Verben) teilweise problemlos im Objektsinfinitiv der Verben aus 4, vgl. z.B. *Egon schwört Paula, zu kommen/einzuschlafen/aufzufallen*.

Erstaunlich ist, daß anscheinend nicht versucht worden ist, eine strukturelle Lösung mit Subjektkontrolle als unmarkiertem und Objektkontrolle als markiertem Fall zu finden. Die vorhandenen Ansätze sehen Objektkontrolle als unmarkiert an.

Der allgemeine Trend geht schon eine Weile lang weg von strukturellen Lösungsansätzen, ohne daß es gelungen wäre, deren Domäne oder Restdomäne genauer zu umgrenzen. Für das Deutsche hat wohl zuerst Siebert-Ott (1983) dezidiert einen Bezug auf die Lexembedeutung der Kontrollverben postuliert. Die Konsequenz ist, den Verbwortschatz in semantisch einigermaßen homogene Gruppen so zu klassifizieren, daß jede der Gruppen ein einheitliches Kontrollverhalten zeigt. Vorschläge dieser Art finden sich außer bei Siebert-Ott z.B. auch in Eisenberg 1986; Wegener 1989; Risch 1989; Zifonun 1990. Aus all diesen Arbeiten spricht die Überzeugung, daß strukturelle Lösungen neben deskriptiver Inadäquatheit an dem Mangel leiden, daß sie nichts erklären. Ein Verb habe ein bestimmtes Kontrollverhalten, weil es eine bestimmte Bedeutung habe. Farkas (1988, S. 31f.) formuliert prägnant, eine Klassifizierung wie die in Subjektkontrollverben und Objektkontrollverben oder auch eine, wie sie Ružička vornimmt, sei willkürlich, die Zugehörigkeit eines Verbs zu einer solchen Klasse „essentially accidental“.

Die Abkehr von strukturellen Lösungen bleibt nicht beim Bezug auf Verbbedeutungen stehen, sondern erkennt schnell die Notwendigkeit,

pragmatische zumindest im Sinne von sprechakttheoretischen Gesichtspunkten zu berücksichtigen (früh schon Abraham 1983; vgl. insbesondere auch Zifonun 1990; Köpcke/Panther 1991). Strukturelle Lösungen allgemein und syntaktische im besonderen bleiben auf der Strecke. Angesichts der Datenlage scheint unabweisbar, „daß das Phänomen 'Kontrolle' weder durch strukturorientierte Regeln ... noch durch andere formal-syntaktisch definierte Regeln ... angemessen ... beschreibbar ist" (Siebert/Ott 1983, S. 112), „daß es so etwas wie eine syntaktische Eigenschaft 'Kontrolle' nicht gibt" (Fanselow/Felix 1987, S. 88). Es sei „nicht einmal sicher, ob es überhaupt syntaktische Voraussetzungen für die Etablierung obligatorischer Kontrollbeziehungen gibt". (Köpcke/Panther 1991, S. 165). Nicht überall verschwindet der syntaktische Anteil vollständig, aber die Verteidigungslinien werden sehr weit in die Etappe verlegt. Fanselow/Felix (1987, S. 89f.) etwa machen als syntaktische Fakten geltend, der Infinitivgruppe dürfe nur das Subjekt und nicht ein Objekt fehlen; und sie verweisen darauf, daß in einem Satz wie *Ich glaube, Hans hat Maria versprochen, eingeladen zu werden* eine Kontrollbeziehung nur innerhalb des dem Infinitiv unmittelbar übergeordneten Satzes etabliert werden kann (also nicht bis zum höchsten Subjekt *ich*). Den Kern des Kontrollproblems, nämlich die Klassifizierung der Kontrollverben, betreffen solche Gesichtspunkte nicht.

M.E. wird die Syntax damit zu früh entlassen. Betrachten wir noch einmal die Verben in 4 und 5. Es fällt auf, daß die Infinitivgruppe in 4 direktes Objekt ist, in 5 präpositionales Objekt. Das ist ein einfacher syntaktischer Unterschied, der weitreichende Folgen für das syntaktische Verhalten des jeweiligen Komplements hat. Aber auch wo das nicht zutrifft, gibt es Unterschiede. So ist die Infinitivgruppe beim Objektkontrollverb *erlauben* direktes Objekt. Vergleichen wir also *erlauben* mit dem Subjektkontrollverb *versprechen*. Ein syntaktischer Unterschied ist – abgesehen eben vom Kontrollverhalten – in 7 nicht zu sehen, wohl aber in 8 und 9.

- (7) a. *Sie verspricht dir, nach Amerika zu fahren*
 b. *Sie erlaubt dir, nach Amerika zu fahren*
- (8) a. **Dir wird von ihr versprochen, nach Amerika zu fahren*
 b. *Dir wird von ihr erlaubt, nach Amerika zu fahren*
- (9) a. **Du bekommst von ihr versprochen, nach Amerika zu fahren*
 b. *Du bekommst von ihr erlaubt, nach Amerika zu fahren*

Wenn Einigkeit darüber besteht, daß 8a und 9a syntaktisch nicht wohlgeformt sind, dann sollte auch Einigkeit darüber bestehen, daß *verspre-*

chen und *erlauben* zu unterschiedlichen syntaktischen Klassen gehören. Eine deskriptiv adäquate Syntax hat Begriffe zur syntaktischen Subklassifizierung der Verben bereitzustellen, die diesen Unterschied erfassen. Möglicherweise ergibt sich eine Klassifikation, die Subjektkontrolle vs. Objektkontrolle mit erfaßt.

7 bis 9 legen auch die Vermutung nahe, daß nicht alle Kontrollbeziehungen in der gleichen Weise grammatikalisiert sind. Wir werden diese Frage für die adverbialen Infinitive eine Strecke weit verfolgen. Für die Objektsinfinitive sollte nur demonstriert werden, daß syntaktische Lösungen noch keineswegs ausgeschlossen sind.

Problematisch erscheint mir die Entwicklung der Kontrolltheorie, insofern sie Syntax einerseits und Semantik/Pragmatik andererseits gegeneinander ausspielt. Eine funktionale Grammatik verfährt nicht in dieser Weise. Zwar kann es syntaktische Phänomene geben, deren Funktionalität nicht erkennbar ist und bei weitem nicht alles Semantische hat einen Reflex in der Syntax. Der Normalfall ist aber, daß Syntaktisches in der einen oder anderen Weise funktional ist. Letztlich geht es um den Syntaxbegriff selbst. Für ein funktionales Grammatikkonzept stellt sich die Frage nach der Autonomie der Syntax nicht in derselben Weise wie für ein modulares. Die Syntax ist autonom, insofern es syntaktische (d.h. formbezogene) Restriktionen gibt, gleichzeitig ist sie selbstverständlich funktional. Mit dem Erkennen des Zusammenhanges von Form und Funktion ist man nach dieser Auffassung nicht bei der Frage nach der Autonomie der Syntax, sondern bei der Frage nach der Erklärung der Stichhaltigkeit einer syntaktischen Theorie.

3. Abgrenzung

Bei der Behandlung der Infinitivgruppen mit *um zu*, *ohne zu* und *anstatt zu* zeigt sich in der neueren Literatur dieselbe Tendenz wie bei der Behandlung der Kontrollverben. Im Prinzip gilt für *um zu*, *ohne zu*, *anstatt zu* Subjektkontrolle, so schreiben es schon die großen historischen Grammatiken (z.B. Behaghel 1924, S. 338).

Für *ohne zu* und *anstatt zu* finden sich einige Fälle, in denen nicht Subjektkontrolle vorliegt. Die Beispiele sind ziemlich rar und häufig am Rande der Grammatikalität wie *Anstatt das Geld in Säcken zu transportieren, sollte bargeldlos bezahlt werden* (nach Zifonun 1990).

Anders bei *um zu*. Zahlreiche Fälle von Nicht-Subjektkontrolle, an deren Grammatikalität kein Zweifel besteht, stellen die syntaktische Lösung in Frage. Für Siebert-Ott (1983, S. 105) ist klar, daß „auch hier neben strukturellen Gesichtspunkten semantische und pragmatische eine we-

sentliche Rolle spielen". Noch weiter geht Zifonun mit der Feststellung, Infinitivgruppen mit *um zu* wiesen „instabile, rein semantisch gesteuerte Orientierung" auf (1990, E3, 4. S. 63).

Damit wird gesagt, daß zumindest bei *um zu* die Fixierung auf Subjektkontrolle genauso wenig grammatikalisiert ist wie die Kontrolleigenschaften der Kontrollverben. Andererseits gibt es aber gute Gründe für die Annahme, daß der Grammatikalisierungsgrad der Kontrollmechanismen bei adverbialen Infinitiven höher sein sollte als bei solchen in Komplementfunktion. Da Adverbiale frei sind, also prinzipiell bei Sätzen jeder Art mit Verben jeder Art stehen, ergeben sich bei Nichtgrammatikalisierung ungleich mehr Deutungsprobleme als bei Komplementinfinitiven, die von vornherein an das patterning bestimmter Verbklassen gebunden sind (Eisenberg 1989, S. 392f.). Trifft diese Überlegung etwas Richtiges, dann sind mit großer Wahrscheinlichkeit viele *um zu*-Infinitive nicht frei, sondern verbgebunden.

Zur Abgrenzung freier von verbgebundenen Infinitivgruppen begnügen wir uns mit einem Minimaltest. Eine IGr ist nur dann im *um zu* fordernden Sinne frei, wenn *um zu*, *ohne zu* und *anstatt zu* füreinander substituierbar sind. Bei der Substitution müssen Konstruktionstyp und Grammatikalität des Gesamtausdrucks erhalten bleiben. Es ist nicht garantiert, daß man mit dieser Bedingung alle nicht freien Infinitivgruppen ausschließt. Wichtiger ist aber, daß man nicht zu viele ausschließt, und das wird mit Sicherheit erreicht. Soll es sich bei 'adverbiale Infinitivgruppe' überhaupt um eine homogene syntaktische Relation handeln, dann müssen die Konjunktionen füreinander substituierbar sein.

Die Fälle mit *um zu*, in denen nicht Subjektkontrolle vorliegt, lassen sich in vier Gruppen gemäß 10 bis 13 zusammenfassen.

- (10) a. *Die Lücke ist mir zu groß, um sie unerwähnt zu lassen*
 b. *Das Wasser ist ihm zu tief, um hineinzuspringen*
 c. *Zwei Stunden sind ihm genug, um das Auto zu waschen*
- (11) a. *Hier bedarf es eines Arztes, um das Schlimmste zu verhindern*
 b. *Der Zeitpunkt scheint mir günstig, um über diese Frage nachzudenken*
 c. *Die Mitgliedschaft in der DKP reichte der Behörde aus, um dem Beamten zu kündigen*
- (12) a. *Zehn Kilo Weizen sind nötig, um ein Kilo Rindfleisch zu erhalten*
 b. *Das Gebäude ist ungeeignet, um die Behörde unterzubringen*

- c. *Der Zeitpunkt ist günstig, um über diese Frage nachzudenken*
- d. *Die Mitgliedschaft reicht aus, um dem Beamten zu kündigen*

- (13) a. *Er schickte seinen Sohn, um den Streit zu schlichten*
 b. *Wir schickten ihn nach Italien, um sich zu erholen*
 c. *Wir brachten die Kinder aufs Land, um bei der Ernte zu helfen*

In den Sätzen aus 10, 11 und 12 ist Substituierbarkeit von *um zu* durch *ohne zu* und *anstatt zu* nicht gegeben, lediglich für 13 ist sie mit Einschränkungen möglich. Wir klammern 13 zunächst von der Betrachtung aus.

Bei 10a, b handelt es sich um Vergleichssätze, mit denen das Überschreiten (10a) und Erreichen (10b) einer als Vergleichsgröße gesetzten Norm ausgedrückt wird. Als regierende Einheit ist im ersten Fall *zu* + Adjektiv, im zweiten Fall Adjektiv + *genug* anzusetzen. Als regierte Einheit kommt eine PrGr mit *zu* in Frage, die prototypisch als *zum* + Inf. realisiert ist (*Die Lücke ist mir zu groß zum Überspringen*), daneben aber eben die Infinitivgruppe mit *um zu*. *Genug* kann *zu* + Dat. wie den Infinitiv mit *um zu* auch ohne Adjektiv regieren (10c).

Ein Charakteristikum von Vergleichssätzen dieser Art ist, daß sie einen dativus iudicantis aufweisen können. Der Judicantis ist fakultativ. Ist er vorhanden, so gibt er das kontrollierende Element für die Infinitivgruppe ab. Ist er nicht vorhanden, so wird für die syntaktisch nicht besetzte Subjektstelle des Infinitivs innerhalb des Satzes keine referentielle Spezifizierung angeboten. Es tritt 'arbiträre Kontrolle' ein (*Das Wasser ist tief genug, um hineinzuspringen*).

Wie immer Vergleichssätze des Typs 10 im Einzelnen analysiert werden: Bei den *um zu*-Infinitiven handelt es sich nicht um Adverbiale, sondern um Komplemente, für die die Kontrollverhältnisse auf eindeutige Weise geregelt sind.

Obwohl die Sätze in 11 nicht Vergleichssätze sind, bestehen manche Gemeinsamkeiten zu 10. Die auffälligste besteht darin, daß die Valenzträger *bedürfen*, *günstig*, *ausreichen* präpositionale Ergänzungen mit *zu* nehmen, die dieselbe Argumentstelle wie der *um zu*-Infinitiv besetzen (*ausreichen zu(m)* vs. *ausreichen um zu*). Dieses paradigmatische Verhältnis gilt ziemlich allgemein. Es trifft auch für die Valenzträger in 12 zu (*nötig zu(m)* vs. *nötig um zu*) und läßt sich für eine größere Zahl weiterer Verben feststellen, die eine präpositionale Ergänzung mit *zu* nehmen (z.B. *antreten zu*, *sich aufrufen zu*, *brauchen zu*, *sich aufschwingen zu*, *dasein zu*, *sich eignen zu*). Teilweise besteht eine Konkurrenz mit *zu*-Infinitiven. Ob es sich dabei um Reste einer funktionalen Nichtdifferenziertheit von *zu*-

und *um zu*-Infinitiven handelt, muß offen bleiben. Noch Becker (1843, S. 225) schreibt: „Da die durch *um* hier bezeichnete Beziehung schon durch die Präposition *zu* ausgedrückt ist; so ist dieser Gebrauch der Präposition *um* an sich etwas Anomales; auch ist dieser Gebrauch erst sehr spät in der deutschen Sprache in Aufnahme gekommen“ (dazu auch im Vergleich zum Niederländischen Abraham 1991). Fest steht, daß synchron die *um zu*-Infinitive in 11 Komplemente sind. Die fakultativen Dative in 11b, c kommen dem Judicantis zumindest sehr nahe. Das Fehlen eines Dativs wie in 12 führt erwartungsgemäß zu 'arbiträrer Kontrolle'.

Anders liegen die Verhältnisse in 11a. Dieser Satz ist besonders zu kommentieren, weil er die Schwierigkeiten zeigt, die bei der Abgrenzung von syntaktisch motivierter Lösung einerseits und semantisch-pragmatischer andererseits auftreten. Zifonun (1990) interpretiert ihn als einen Fall von Objektkontrolle, d.h. kontrollierendes Element wäre der Genitiv. M.E. ist die unmarkierte Lesung des Satzes die mit 'arbiträrer Kontrolle'. Er besagt, daß das Schlimmste verhindert wird und daß es dazu eines Arztes bedarf. Er besagt aber nicht, daß der Arzt das Schlimmste verhindert. Bezüglich des Verhältnisses von Satzbedeutung im engeren Sinne einerseits und kontextbedingten Interpretationsmöglichkeiten andererseits kommt es gerade auf diesen Unterschied an. Die Lesung mit Objektkontrolle stützt sich auf einen wie immer in den Einzelheiten beschreibbaren Inferenzprozeß, dessen Basis die Satzbedeutung im engeren Sinne ist. Der Inferenzprozeß stellt sich möglicherweise besonders leicht ein, wenn wie in 11a kein Subjekt vorhanden ist, das semantisch als kontrollierendes Element in Frage kommt. Ein Satz wie *Wir bedürfen eines Arztes, um das Schlimmste zu verhindern* wird schon weniger leicht mit Objektkontrolle gelesen als 11a.

Damit sind die konjunkionalen Infinitive in Komplementfunktion im wesentlichen ausgegrenzt. Wir kommen zu den Adverbialen.

4. Subjektbezug

Um eine Vergleichsgröße für den Begriff 'Subjektbezug' bei den adverbialen Infinitiven herzustellen, betrachten wir einen Aspekt der Grammatikalisierung von Subjektkontrolle und Objektkontrolle bei Objektsinfinitiven.

- (14) a. *Kasparow versucht, die zweite Partie zu gewinnen*
 b. *Von Kasparow wird versucht, die zweite Partie zu gewinnen*

Bei einem zweistelligen transitiven Verb mit *zu*-Infinitiv als direktem Objekt tritt bei Passivierung kein Grammatikalitätsverlust ein. Subjektkontrolle kann hier gar nicht oberflächensyntaktisch grammatikalisiert sein,

weil sonst die Passivfähigkeit dieser Verben entscheidend eingeschränkt wäre. In 14b ist der *zu*-Infinitiv ja Subjekt, d.h. Subjektkontrolle ist schon rein konstruktiv ausgeschlossen.

Bei dreistelligen Subjektkontrollverben scheint der Subjektbezug oberflächensyntaktisch stärker grammatikalisiert zu sein. Aus dem grammatischen Satz 15a wird ein

- (15) a. *Karl verspricht der Helga, die Wäsche abzunehmen*
- b. *Der Helga wird von Karl versprochen, die Wäsche abzunehmen*
- c. *Die Helga bekommt von Karl versprochen, die Wäsche abzunehmen*
- d. *Die Helga bekommt von Karl versprochen, mitgenommen zu werden*

zweifelhafter Passivsatz 15b, weil ein Subjekt als kontrollierendes Element konstruktiv ausgeschlossen ist. Noch schlechter ist 15c, weil hier ein Subjekt vorhanden ist, dieses aber aus semantischen Gründen nicht als kontrollierendes Element in Frage kommt. Viel besser ist – rein syntaktisch gesehen – 15d, weil nun das Subjekt kontrollierendes Element ist.

Derselbe Test bei Objektkontrolle führt zu signifikant anderen Ergebnissen. Sowohl wenn das kontrollierende Element indirektes als auch wenn es direktes Objekt ist, tritt

- (16) a. *Karl rät der Helga, nach Berlin zu fahren*
- b. *Der Helga wird von Karl geraten, nach Berlin zu fahren*
- c. *Die Helga bekommt vom Karl geraten, nach Berlin zu fahren*
- (17) a. *Karl bittet die Helga, nach Berlin zu fahren*
- b. *Die Helga wird von Karl gebeten, nach Berlin zu fahren*

bei Passivierung keinerlei Grammatikalitätsverlust ein. Für 16c könnte man noch annehmen, daß dies mit der gegenüber 16a unveränderten syntaktischen Funktion des kontrollierenden Elementes zusammenhängt. 16c und 17b zeigen aber, daß dies nicht der Grund ist. Bei den dreistelligen Verben scheint Objektkontrolle eher semantisch, Subjektkontrolle eher (oberflächen)syntaktisch fundiert zu sein. Eben dies spricht dafür, Subjektkontrolle als konstruktiv unmarkiert anzusehen.

Betrachten wir im Vergleich dazu das Verhalten adverbialer Infinitivgruppen.

- (18) a. *Der Linguist sucht den Juristen auf, um/ohne/anstatt etwas dazulernen*

- b. *Der Jurist wird von dem Linguisten aufgesucht, um/ohne/anstatt etwas dazulernen*

In 18a ist es der Linguist, der etwas oder eben nichts dazulernt, und in 18b ist es der Jurist, für den das gilt. Immer ist es das grammatische Subjekt, das den kontrollierenden Mitspieler enthält. Ebenso in 19.

- (19) a. *Frankreich schlägt Deutschland, um/ohne/anstatt Weltmeister zu werden*
 b. *Frankreich schlägt der mitteleuropäische Koloß, um/ohne/anstatt Weltmeister zu werden*
 c. *Deutschland wird von Frankreich geschlagen, um/ohne/anstatt Weltmeister zu werden*

19a wird bei unmarkierter Interpretation mit *Frankreich* als Subjekt gelesen, und entsprechend wird die IGr interpretiert. In 19b ist durch die Kasusmarkierung von *der mitteleuropäische Koloß* dagegen *Frankreich* in die Rolle des direkten Objekts gezwungen und verliert dadurch seine Kontrollfunktion. In 19c ist *Deutschland* als Subjekt des Passivsatzes das kontrollierende Satzglied, obwohl zumindest bei *um* die Interpretation mit *Frankreich* als kontrollierendem Satzglied semantisch viel näher liegt.

Wir können unsere These nun allerlei Härtetests unterziehen. Der einfachste besteht darin, ein anderes Satzglied als das Subjekt so zu besetzen, daß es 'eigentlich' am besten zum Infinitiv paßt. Das ist in 20 geschehen. Der Effekt dieser Maßnahme ist eine Verunklärung der Bedeutung. Das Subjekt des Passivsatzes

- (20) a. *Karl besucht die Sowjetunion, um etwas zu lernen*
 b. *Die Sowjetunion wird von Karl besucht, um etwas zu lernen*

das eigentlich kontrollieren sollte, paßt semantisch vergleichsweise schlecht, während die *von*-Phrase, die semantisch paßt, syntaktisch nicht die richtige Funktion hat. Man sollte nicht etwa den Schluß ziehen, die Unklarheit der Interpretation zeige doch, daß eben nicht immer das Subjekt kontrolliere. Wir meinen, die Unklarheit zeigt gerade, daß der Bezug auf das Subjekt grammatikalisiert ist. Anderenfalls gäbe es die Interpretationsprobleme nicht.

Eine Änderung des Kontrollverhaltens könnte schließlich beim *bekommen*-Passiv eintreten (21).

- (21) a. *Amerika hilft den Verbündeten, um/ohne/anstatt in Sicherheit zu leben*
 b. *Die Verbündeten bekommen von Amerika geholfen, um/ohne/anstatt in Sicherheit zu leben*

Es ändert sich nicht: Auch beim *bekommen*-Passiv bleibt das Subjekt kontrollierendes Element.

Sehen wir uns zum Vergleich noch einmal ein Beispiel mit verbgebundener IGr an. Die Kontrollverhältnisse liegen anders als in den vorausgehenden Beispielen.

- (22) a. *Karl braucht zwei Stunden, um das Auto zu waschen*
 b. *Zwei Stunden werden von Karl gebraucht, um das Auto zu waschen*
 c. *Zwei Angestellte werden von Karl gebraucht, um das Auto zu waschen*

In 22b ist genauso wie in 22a *Karl* das kontrollierende Element, obwohl es in 22b nicht Subjekt ist. Sogar in 22c liegt nicht einmal eindeutig Subjektkontrolle vor, obwohl das semantisch durchaus möglich wäre.

5. Arbiträre Kontrolle?

Es scheint einen weiteren Grammatikalisierungseffekt bei konjunktionalen Infinitiven (Adverbialen und Komplementen) zu geben, der zweifelhaft erscheinen läßt, daß das Reden von arbiträrer Kontrolle Sinn macht. Von arbiträrer Kontrolle ist üblicherweise die Rede, wenn PRO sein Antezedens nicht im übergeordneten Satz findet, wenn der Subjektaktant der IGr also aus dem weiteren Kontext erschlossen werden muß. Für PRO selbst bedeutet dies nichts, d.h. die Infinitivgruppe ist bei arbiträrer Kontrolle genau so zu lesen wie bei obligatorischer Kontrolle, nur der Mechanismus der Füllung von PRO ist ein anderer.

In einem Satz wie 23b müßte arbiträre Kontrolle in diesem Sinne gegeben sein. Die IGr scheint aber einen anderen Sinn zu haben. Sie wird nicht so

- (23) a. *Karl überlegt genau, um/ohne/anstatt effektiv zu arbeiten*
 b. *Heutzutage wird genau überlegt, um/ohne/anstatt effektiv zu arbeiten*
 c. *Heutzutage wird genau überlegt, damit effektiv gearbeitet wird*

gelesen, als sei ein Subjektaktant zu ergänzen, sondern sie wird ohne Subjektaktant gelesen. Obwohl der Infinitiv aktivisch ist, kommt die Be-

deutung der IGr einem unpersönlichen Passiv nahe. Paraphrastisch ist für *um zu* etwa 23b.

24 zeigt nun, daß die Lesung ohne Subjektaktant nicht auf IGr bei subjektlosen Hauptsätzen wie in 23b beschränkt ist. In 24b liegt der Normalfall von Subjektkontrolle vor, in 24a aber nicht. Sie ist wegen des eindeutigen

- (24) a. *Hans Dietrich wird nach Amerika geschickt, um ihn auszuzeichnen*
 b. *Hans Dietrich wird nach Amerika geschickt, um ausgezeichnet zu werden*

Bezuges des Pronomens ausgeschlossen. Wieder ergibt sich die 'unpersönliche' Lesung. 24a und 24b bedeuten im wesentlichen dasselbe, obwohl einmal ein aktiver und einmal ein passivischer Infinitiv auftritt. Für beide Infinitive steht derselbe Aktant zur Verfügung, in 24a als Pronomen und in 24b über Subjektkontrolle. In 24a ändert sich die Lesung der IGr nicht einmal dann zwangsläufig, wenn eine semantisch 'kontrollfähige' *von*-Phrase hinzugefügt wird. Auch in *Hans Dietrich wird von uns nach Amerika geschickt, um ihn auszuzeichnen* kann die IGr ohne Subjektaktant gelesen werden.

Etwas ähnliches ist en passant schon bei früher behandelten Beispielen festgestellt worden, in denen die IGr Komplement ist, beispielsweise in 10 und 11. Unter welchen Umständen der Effekt auftritt, ist in den Einzelheiten zu untersuchen. Daß wir ihn bei Adverbialen wie bei Komplementen vorfinden, spricht dagegen, daß bestimmte Verben oder andere Valenzträger für ihn verantwortlich zu machen sind. Wahrscheinlicher ist, daß es sich um eine Eigenschaft der konjunkionalen Infinitive als solche handelt. Es würde sich um eine typisch oberflächengrammatische Erscheinung handeln: Semantisch zählen genau die Satzglieder, die tatsächlich in der IGr vorhanden sind. Ein PRO oder ein anderes leeres Element gibt es nicht.

6. Bemerkungen zur Semantik

Als der älteste konjunktionale Infinitiv zeigt der mit *um zu* syntaktisch ein weitaus differenzierteres Verhalten als die mit *ohne zu* und *anstatt zu*. Eine syntaktische Funktion 'adverbialer Infinitiv' hat in ihrer Domäne die Infinitivgruppe mit *ohne zu* und *anstatt zu*, aber nur einen Teil derer mit *um zu*. Dem entsprechen unterschiedliche semantische Eigenschaften der drei konjunkionalen Infinitivgruppen, schon wenn man nur einfache Wahrheitswertfunktionalitäten betrachtet.

Der Satz *Karl macht Examen, ohne sich vorzubereiten* ist genau dann wahr, wenn Karl Examen macht und wenn er sich nicht darauf vorbereitet, aussagenlogisch $p \wedge \sim q$. Die Bedeutung von *ohne zu* ist im weiteren Sinne konzessiv, d.h. zum Satz mit *ohne zu* gehört eine Präsupposition, die ein 'Überraschungsmoment' auslöst. Diese Präsupposition ist eine Implikation $p' \supset q'$, wobei p' und q' Verallgemeinerungen bestimmter Art von p und q sind: Wenn jemand Examen macht, bereitet er sich üblicherweise darauf vor.

Ganz ähnlich lassen sich Sätze wie *anstatt zu* charakterisieren. Der Satz *Karl macht Ferien, anstatt zu arbeiten* ist genau dann wahr, wenn Karl Ferien macht und wenn er nicht arbeitet, also ebenfalls $p \wedge \sim q$. Der Unterschied zu *ohne zu* liegt bei der Präsupposition, die bei *anstatt zu* ein wertendes Element enthält: Wer nicht arbeitet, soll auch nicht Ferien machen (Eisenberg 1989, S. 394 f.).

Die Bedeutung von *um zu* ist weniger einheitlich. Im Anschluß an Leys (1988; jetzt auch sehr viel ausführlicher 1991) und Zifonun (1990) kann etwa gemäß 25 differenziert werden.

(25) a. intentional

Karl verreist, um sich zu erholen

b. teleologisch

Die Bäume werfen die Blätter ab, um im Winter zu überleben

Wir brauchen einen besseren Nahverkehr, um die Straßen zu entlasten

c. faktisch-prospektiv

Sie stellten den Regenschirm neben sich, um ihn dann doch zu vergessen

d. 'Nezessität'

Der Käse muß abgelagert werden, um richtig zu schmecken

e. 'Vergleich'

Er ist alt genug, um den Führerschein zu machen

f. Metakommunikativ

Es ist – um nur ein Beispiel zu nennen – in Paderborn niemals vor neun Uhr hell

Aus einer Differenzierung dieser Art kann möglicherweise eine einheitliche semantische Funktion von *um zu* abstrahiert werden. Leys (1988)

findet sie als 'prospektive' Relation, Zifonun (1990) in einem 'konditionalen Schema'. Auf der Ebene einfacher Wahrheitswertfunktionalität der wörtlichen Bedeutungen bestehen jedoch Unterschiede. So ist 25c konjunktiv, 25c hat den Wahrheitswert von 'nur wenn' ($p \vee \sim q$) und bei 25e ergibt sich aussagenlogisch nichts, weil die IGr Komplement, ihre Bedeutung damit Argument des übergeordneten Prädikats ist.

Entscheidend sind nun die prototypischen Bedeutungen in 25a, b, die wir als intentional im weiteren Sinne ansehen können. Verfahren wir wie bei *ohne zu* und *anstatt zu* und setzen wir 25a für $p \hat{=} \text{„Karl verreist“}$ und $q \hat{=} \text{„Karl erholt sich“}$, so ist 'p um zu q' nur dann wahr, wenn p wahr ist, und es ist sowohl wahr, wenn q wahr ist als auch, wenn q falsch ist. M.a.W. bei diesem Vorgehen ist 'p um zu q' genau dann wahr, wenn p wahr ist. Der Satz *Karl verreist, um sich zu erholen* ist wahr, wenn Karl verreist, unabhängig davon, ob er sich erholt oder nicht.

Anders als bei *ohne zu* und *anstatt zu* hat die adverbiale IGr mit *um zu* bei rein extensionaler Betrachtung keinen Einfluß auf die Bedeutung. Selbstverständlich kann dies als Bedeutungsexplikation für *um zu*-Infinitive nicht ernsthaft erwogen werden, es kommt nur auf die Demonstration des Bedeutungsunterschiedes zwischen *um zu* einerseits und *ohne zu* sowie *anstatt zu* andererseits an.

Beziehen wir dies auf 25b. Im ersten Satz von 25b ist der *um zu*-Infinitiv Adverbial wie für 25a dargelegt, im zweiten Satz ist er Komplement. Die Proposition „a entlastet die Straße“ ist Argument des dreistelligen Prädikats „brauchen zu“ (x braucht y zu z). Gleichzeitig ist bei solchen Sätzen wohl auch eine Lesung gemäß 25a möglich, zumindest dann, wenn das Infinitivkomplement fakultativ ist. Die 'Inkorporierbarkeit' der Bedeutung des *um zu*-Infinitivs als Argument des übergeordneten Prädikats ist in engem Zusammenhang zu sehen mit seiner 'Wahrheitswertneutralität' als Adverbial. Bei Grenzfällen wie in *Wir schicken ihn nach Hamburg, um ein Auto zu kaufen* (s.a. 13) kann mit 'normaler' adverbialer Bedeutung und Subjektkontrolle gelesen werden. Daß auch die Lesung mit Objektkontrolle möglich ist, führen wir nicht auf die semantische Flexibilität des Kontrollmechanismus bei adverbialen Infinitiven zurück, sondern auf die syntaktische Mehrfachfunktionalität von *um zu*-Infinitiven. Es gibt hier alle Stufen des Übergangs zwischen Komplement und Adverbial.

Literatur

- Abraham, Werner (1983): The Control Relation in German. In: Abraham, Werner (Hrsg.): On the formal Syntax of the Westgermania. Amsterdam. (= Linguistik Aktuell. Amsterdamer Arbeiten zur theoretischen und angewandten Linguistik, Bd. 3), S. 217-242.
- Abraham; Werner (1991): Reaktion im Deutschen. Tübingen. (demn.).
- Askedal, John Ole (1989): Über den Infinitiv ohne bzw. mit *zu* im heutigen Deutsch: Klassenbildung regierender Lexeme und Hauptzüge der Distribution (II). In: Deutsch als Fremdsprache 26, S. 103-106.
- Behaghel, Otto (1924): Deutsche Syntax. Eine geschichtliche Darstellung. Bd. 2. Heidelberg.
- Becker, Karl Ferdinand (1843): Ausführliche deutsche Grammatik als Kommentar der Schulgrammatik. Bd. 2.2. Ausg. Frankfurt/M.
- Clément, Danièle (1986): A propos de faux vides et de faux PRO: les sujets des infinitives de l'Allemand introduits par *um* – *zu* sont-ils contrôlés? In: Documentation et Recherche en Linguistique Allemande Contemporaine – Vincennes H. 34/35, S. 257-273.
- Duden (1984): Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. 4. Aufl. Mannheim.
- Eisenberg, Peter (1986): Zum Kontrollproblem im Deutschen. Infinitivkomplemente bei Wahrnehmungsverben. In: Burkhardt, Armin/Körner, Karl-Hermann (Hrsg.): Pragmantax. Akten des 20. Linguistischen Kolloquiums Braunschweig 1985. Tübingen. (= Linguistische Arbeiten, Bd. 171), S. 37-46.
- Eisenberg, Peter (1989) Grundriß der deutschen Grammatik. 2. Aufl. Stuttgart.
- Eisenberg, Peter (1989a): Perfektbildung und Ergativparameter im Deutschen. In: Buscha, Joachim/Schröder, Jochen (Hrsg.): Linguistische und didaktische Grammatik. Beiträge zu Deutsch als Fremdsprache. Leipzig, S. 112-128.
- Fabricius-Hansen, Catherine (1980): Sogenannte ergänzende *wenn*-Sätze. Ein Beispiel semantisch-syntaktischer Argumentation. In: Dyhr, Mogens/Hyldgaard-Jensen, Karl/Olsen, Jørgen (Hrsg.): Festschrift für Gunnar Bech zum 60. Geburtstag. Kopenhagen. (= Kopenhagener Beiträge zur germanistischen Linguistik, Sonderband 1), S. 160-188.

- Fanselow, Gisbert/Felix, Sascha W. (1987): Sprachtheorie. Eine Einführung in die generative Grammatik. Bd. 1. Tübingen. (= UTB, Bd. 1441).
- Farkas, Donka F. (1988): On obligatory control. In: Linguistics and Philosophy 11, S. 27-58.
- Grewendorf, Günther (1988): Aspekte der deutschen Syntax. Eine Rektion-Bindungs-Analyse. Tübingen. (= Studien zur deutschen Grammatik, Bd. 33).
- Grewendorf, Günther (1989): Ergativity in German. Dordrecht/Providence. (= Studies in Generative Grammar, Bd. 35).
- Grundzüge (1981): Grundzüge einer deutschen Grammatik. Von einem Autorenkollektiv unter Leitung von Karl-Erich Heidolph, Walter Fläming und Wolfgang Motsch. Berlin.
- Helbig, Gerhard/Buscha, Joachim (1986): Deutsche Grammatik. 9. Aufl. Leipzig.
- Köpcke, Klaus-Michael/Panther, B. (1991): Kontrolle und Kontrollwechsel im Deutschen. In: Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung 44, S. 143-166.
- Koster, Jan (1984): On Binding and Control. In: Linguistic Inquiry 15, S. 417-459.
- Leys, Odo (1971): Die präpositionalen Infinitive im Deutschen. In: Leuvense Bijdragen 60, S. 1-56.
- Leys, Odo (1988): Prospektives *um*. In: Deutsche Sprache 16, S. 97-102.
- Leys, Odo (1991): Skizze einer kognitiv-semantischen Typologie der deutschen *um*-Infinitive. In: Leuvense Bijdragen 80, S. 167-203.
- Olsen, Susan (1981): Problems of *seem/scheinen* Constructions and their Implications for the Theory of Predicate Sentential Complementation. Tübingen. (= Linguistische Arbeiten, Bd. 96).
- Risch, Gabriela (1989): Kontrollverhalten in infinitiven Komplementkonstruktionen. In: Linguistische Studien, Reihe A, Bd. 194, Berlin, S. 159-187.
- Růžicka, Rudolf (1983): Autonomie und Interaktion von Syntax und Semantik. In: Studia Grammatica XXII, Berlin, S. 15-59.

- Siebert-Ott, Gesa Maren (1983): Kontroll-Probleme in infinitiven Komplementkonstruktionen. Tübingen. (= Studien zur deutschen Grammatik, Bd. 22).
- Wegener, Heide (1989): „Kontrolle“ – semantisch gesehen. Zur Interpretation von Infinitivkomplementen im Deutschen. In: Deutsche Sprache 17, S. 206-228.
- Vater, Heinz (1976): „Wie-Sätze“. In: Braunmüller, Kurt/Kürschner, Wilfried (Hrsgg.): Grammatik. Akten des 10. Linguistischen Kolloquiums Tübingen 1975. Bd. 2. Tübingen. (= Linguistische Arbeiten, Bd. 32), S. 209-222.
- Zifonun, Gisela (1990): Infinitiv- und Partizipialkonstruktionen als Komplemente und Supplemente. In: Grammatik des heutigen Deutsch. Typoskript beim IDS. Mannheim. Kap. E 3.4.

Das deutsche Passiv in historischer Sicht

1. Tendenzen in der Forschung zum Passiv

Die große Zahl der Arbeiten zum Passiv, die in den vergangenen Jahren erschienen ist, macht deutlich, daß es im Bereich der grammatischen Kategorie des Passivs noch viele offene Probleme gibt. Weder ist eine Übereinkunft erzielt worden, welches die Hauptaufgabe dieser Kategorie ist, noch welche Formen dazu zu rechnen sind. Was das Deutsche betrifft, so ist nach einer Phase der Ausweitung des Passivbegriffs eine teilweise Rückkehr zur herkömmlichen Auffassung zu verzeichnen: Während der älteren Forschung allein die Fügungen mit *werden* + Partizip II als Passiv galten¹, waren in der Nachfolge von Glinz (1952) und anderen², die auch die *sein* + Partizip II-Fügungen als echte Passiva anerkannten, starke Ausweitungen des Begriffs Passivs zu verzeichnen. Insbesondere der Konversenbegriff gab Anlaß, die deutsche Sprache auf solche Strukturen hin abzusuchen, die bei möglichst identischer denotativer Bedeutung andere syntaktische Baumuster gegenüber einem als Ausgangspunkt gesetzten Aktivsatz erkennen ließen. Voraussetzung war allerdings, daß es sich dabei wirklich um syntaktische Konversen handelte, d. h. solche Baumuster, die lexikalische Kerne um Funktionswörter herum anordneten. Bei der Suche nach solchen Strukturen wurde man fündig.

So wurden neben den *werden*- und *sein*-Passiva die *bleiben*- und *gehören*-Strukturen im Bereich der Akkusativkonversen und vor allem die *kriegen/bekommen/erhalten*- sowie bestimmte *haben*-Strukturen im Bereich der Dativkonversen genauer erfaßt.³

Jede grammatische Beschreibung steht unter dem Zwang, den Bezugsrahmen für eine zu treffende Entscheidung angeben zu müssen. Denn die Erfassung von Phänomenen einer Sprache, und seien sie noch so offensichtlich, bedarf eines Erklärungsrahmens. Für die ältere deutsche Sprachwissenschaft war dies die lateinische Schulgrammatik. Darauf bezogen, konnte sich allein das *werden*-Passiv als deutsches Passiv behaupten. Das Latein verfügt über nur ein Passiv, so daß die Suche nach weiteren Passivformen im Deutschen blockiert war. Die *sein* + Parti-

¹ Vgl. vor allem Behaghel (1924).

² Insbesondere Brinkmann (1962/1971), Weisgerber (1963) und Erben (1972).

³ Überblicke über die hierher zu rechnende Familie der Konversen u.a. bei Askedal (1987) und Zifonun (1991).

zip II-Fügungen wurden als Resultativstrukturen oder aber als regionale Varianten des *werden*-Passivs wegerklärt. Es soll hier noch offengelassen werden, ob die Deutung als Resultativstrukturen unter einer umgreifenderen Perspektive nicht doch ihre Berechtigung hat. Der Deutungsrahmen für die Beschreibung des Passivs, der eine Handlungs- oder Geschehenswiedergabe nach den Erfassungskategorien 'einfach – bewirkt – gegeben' annahm (Glinz 1952), war das spezifisch deutsche, eben nicht auf der Folie anderer Sprachen und an ihnen ausgebildeter grammatischer Traditionen stehende System, das gerade in seiner Andersartigkeit und Reichhaltigkeit erfaßt werden sollte.

Mit dem Aufkommen der generativ-transformationellen Grammatiken wurde der Bezugsrahmen auf strenge Vorgaben abgesteckt. Vorbildsprache war das Englische. Das Äquivalent zum englischen *be*-Passiv ist aber wiederum das deutsche *werden*-Passiv. So mußte sich bei der Aufnahme von generativ-transformationellen Zugängen die eben vollzogene Ausweitung des Passivbegriffs wieder zurückentwickeln.⁴ Damit soll nicht ausgesagt sein, daß hier eine einsträngige Linie anzunehmen sei, es gibt durchaus Rückkopplungen. Einerseits wurden die Anforderungen an die Definitionskriterien für das Passiv laufend verschärft.⁵ Andererseits wurden die im Umfeld des Passivs aufgedeckten Erscheinungen in Abgrenzung zum Passiv und in ihrer Eigenständigkeit besser erkannt. Hier ist etwa auf die Beschreibung der Reflexiv- oder Mittelkonstruktionen⁶ oder auf die Resultativstrukturen⁷ hinzuweisen. Überhaupt sind in diesem Bereich zahlreiche empirische und kontrastive Studien vorgenommen worden.⁸

Und derartige Zugänge markieren den Stand der Forschung, der für eine synchrone Erfassung des Passivproblems maßgeblich ist. In neueren Arbeiten hat sich gezeigt, daß es offenbar keine Festlegung des Passivs unter bloßer Zuhilfenahme morphologischer Kriterien gibt (Andersen 1989). Dies erscheint als späte Bestätigung für den „Mut“ der Grammatiker, die periphrastischen Strukturen, die einem lateinischen Passiv entsprechen, auch so zu benennen. Als zweites wichtiges Ergebnis der typologi-

⁴ Ein Abriß der Forschung zum Passiv bei Fanselow/Felix (1987), S. 138.

⁵ Vgl. z.B. Comrie (1988) und Fanselow/Felix (1987), S. 138ff.

⁶ Vgl. vor allem Abraham (1989a).

⁷ Vgl. vor allem Litvinov/Nedjalkov (1988).

⁸ So z.B. der umfangreiche Sammelband von Shibatani (Hg.) (1988). Als Beispiel für eine kontrastive monographische Behandlung des Passivproblems sei hier auf Milan (1985) verwiesen.

schen Passivforschung ist anzugeben, daß es in einer Großzahl von Sprachen, nach manchen Beobachtungen sogar regelhaft, mehr als ein Passiv gibt.⁹ Dies kann, wenn die Prüfung am Deutschen andere noch zu nennende Kriterien positiv einbezieht, als Rechtfertigung für die Aufdeckung der genannten anderen Passivstrukturen neben dem *werden*-Passiv angeführt werden. Drittens hat die typologisch orientierte Passivforschung erbracht, daß die Klassifizierung der Sprachen nach Akkusativ-, Ergativ- und Aktivsprachen für die Bestimmung des Passivs zu beachten ist.¹⁰ Insbesondere ist bei den Akkusativsprachen, zu denen das Deutsche gehört, die Kompensation der Kennzeichnung des Agens im Subjekt nötig, um allen Ausdrucksbedürfnissen der Sprechergemeinschaft genügen zu können. Damit wird die schon von Weisgerber (1963) und anderen Grammatikern der inhaltbezogenen Schule geäußerte Ansicht gerechtfertigt, daß die germanischen Sprachen notwendigerweise ein Passiv als „täterabgewandte“ Struktur benötigten, denn der verbale Wortschatz ist so angelegt, daß er in unmarkierter Verwendung die Nennung eines „Täters“ erzwingt. Genau das aber ist durchaus nicht immer nötig oder gar erwünscht. Es versteht sich von selbst, daß die Verengung auf eine einzelne Sprache, das Deutsche oder allenfalls die germanischen Sprachen, unter universaler Perspektive nicht berechtigt ist.

Als viertes Ergebnis der universalen Passivforschung ist anzuführen, daß die Gründe für das Vorliegen von Passiv nicht nur in einer Alternativstruktur für das Aktiv zu suchen sind, sondern daß über die Beachtung von typologischen Regularitäten hinaus die Nichtbenennung eines „Täters“ das Passiv in die Reihe mit grammatischen Strukturen stellt, die von Reflexivstrukturen und Ausdrucksweisen, die eine zumindest involutive Handlung als Geschehen ausweisen (etwa *die Vase ist hingefallen* statt *mir ist die Vase hingefallen* oder *ich habe die Vase fallenlassen*) bis zu den Honorativstrukturen des Japanischen reicht, die die eigene Person nicht benennen.¹¹ An diese Beobachtungen läßt sich auch am ehesten die Frage nach dem Warum von Passiv überhaupt anschließen. Denn es ist merkwürdig, daß sich überall in den Sprachen der Welt „passivische“ Strukturen auf der Folie von „aktivischen“ ausbilden. Offenbar sind die passivischen generell morphologisch oder syntaktisch markiert. Sie sind auch meist sekundär, d.h. historisch gesehen jünger, ableitbar und in vielen Fällen in ihrer Bildweise durchschaubar und erklärbar.¹² Dies

⁹ Shibatani (1985), Shibatani (Hg.) (1988) und Andersen (1989, S. 197).

¹⁰ Vgl. Estival/Myhill (1988).

¹¹ Dazu genauer Shibatani (1985).

¹² Die Verhältnisse in den germanischen Sprachen sind dafür besonders auf-

birgt allerdings die Gefahr, daß man die Verhältnisse im Augenblick der Entstehung in spätere Gebrauchsbedingungen projiziert. Die Frage nach dem Warum von Passivstrukturen öffnet überdies den Blick auf größere Zusammenhänge. Nicht nur der Satz, sondern auch die den Satz übergreifende Situation oder der Text ist es, der als Erklärungsrahmen für die Passivstrukturen herangezogen werden muß. Syntaktisch gesehen scheint nach Shibatani (1985) die Agensreduktion das wichtigste Moment für die Erklärung des Passivs zu sein, aber damit ist noch offengelassen, ob die Markierungsstelle für die Ausbildung von Konstruktionstypen nicht in pragmatisch-textuellen Bedingungen zu suchen ist. Textuelle Untersuchungen des Passivgebrauchs haben gezeigt, daß Fragen der Thematisierungsmöglichkeiten eine besondere Rolle spielen (Eroms (1974), Schoenthal (1976), Leiss (1989)).

Als fünftes Ergebnis von Forschungen zum Passiv, die nicht an den von grammatischen Schulen oder sonstigen Vorgaben gezogenen Grenzen halmachen, ist die Berührung des Passivs mit anderen grammatischen Kategorien zu nennen (Oubouzar (1974), Valentin (1987), Leiss (1989)). Erst wenn man das Gesamtinventar grammatischer Möglichkeiten einer Sprache betrachtet, kann der Stellenwert einer einzelnen Kategorie angegeben werden. Was das Passiv betrifft, so kann eine Erfassung seiner Gebrauchsmöglichkeiten nicht daran vorbeigehen, die Kategorie des verbalen Genus in seiner Berührung oder Verzahnung mit anderen verbalen Kategorien wie dem Tempus, den Aktionsarten oder den Aspekten wenigstens in den Blick zu nehmen. Denn die Reichhaltigkeit und Differenzierung einer Sprache auf dem einen Gebiet kann sich als Kompensation eines Mangels auf einem anderen Gebiet erweisen. Ein solcher Zugang kann vielleicht erklären, warum ein Teil der *sein* + Partizip II-Strukturen im Deutschen einen Zeitsprung verglichen mit den Aktivsätzen aufweist.¹³ Zumindest aber rechtfertigt dieser Zugang, die *sein*-Passiva nicht nur unter den Genera Verbi aufzusuchen.

Dies aber, die Verzahnung der Kategorien und die Umpolung im Kategoriengefüge der Grammatik des deutschen Verbs läßt sich an den sprachgeschichtlichen Zeugnissen prüfen. Denn wir überblicken auf diesem Gebiet eine mehr als tausendjährige Sprachgeschichte. Ja, wenn wir das Gotische einbeziehen, das den germanischen Stand gut erkennen läßt, und zudem was das Passiv betrifft, auch gut erforscht ist¹⁴, sind es eineinhalb Jahr-

schlußreich, vgl. Abschnitt 2.

¹³ Vgl. Brinker (1971, S. 78).

¹⁴ Vor allem durch die Arbeiten von Schröder (1957), van der Wal (1986) und Abraham (1989).

tausende, die wir für eine Entwicklungsgeschichte des Passivs für unsere Sprache heranziehen können. Diese – die historische – Perspektive kann sowohl Eigentümlichkeiten und auf den ersten Blick ungereimt erscheinende Verhältnisse in ihrem Gewordensein aufhellen und exemplarisch für die sprachübergreifende Passivtypologie Ergebnisse abwerfen.

2. Die Entwicklung des Passivs

2.1. Die doppelten Passivformen in der Germania

Es wäre verlockend, die historische Betrachtung des Passivs im Deutschen unter wissenschaftsgeschichtlicher Perspektive anzugehen. Denn sie würde die Stadien der Entdeckungen im Passivbereich viel genauer nachzeichnen, als es oben angegeben werden konnte. Ich muß mich darauf beschränken, bei der Benennung des wesentlichsten und das grammatische System des Deutschen am nachdrücklichsten kennzeichnenden Tatbestandes der Passivformen kurz darauf einzugehen, wie der Gang der Forschung verlaufen ist.

Unter allen Erscheinungen, die in der diachronen Perspektive beim Passiv ins Auge springen – und es sind, wie gleich zu zeigen sein wird, eine ganze Reihe – ist eine besonders hervorzuheben und in ihrer Entwicklung und auch in ihrer Bewertung durch die Forschung zu verfolgen. Dies ist, daß in den frühen Epochen des Deutschen die unmarkierten Passivformen die *sein*-Formen gewesen sind. Erst im späten Mittelhochdeutschen tauscht das *sein*-Passiv mit dem *werden*-Passiv den Platz, wobei diese Ausdrucksweise allenfalls metaphorisch ist und nur das offenbare Ergebnis ins Auge faßt. Denn in Wirklichkeit ist dieser Platztausch das Ergebnis eines verwickelten Umschichtungsprozesses, und er gilt auch nur partiell. Doch für die Gebrauchsweise des Passivs in der Gegenwartssprache hat er Auswirkungen.

Ein Blick auf das Englische kann das bestätigen:¹⁵ Das Englische hat in seiner frühen Sprachgeschichte, ähnlich wie die anderen germanischen Sprachen, über ein *weordhan*- und ein *wesan*-Passiv verfügt. Im 15. Jahrhundert ist das erstere ausgestorben. Wäre die Entwicklung im Deutschen oder Niederländischen parallel verlaufen, verfügten wir heute nur über das *sein*-Passiv. Die Standardgrammatiken des Deutschen etikettieren das deutsche *werden*-Passiv als 'Vorgangspassiv' und weisen ihm eine dynamische, prozessuale Kraft zu. Wir werden sogleich sehen, daß dies ein bewahrtes Erbe aus seiner Geschichte ist, das in früheren Sprachepo-

¹⁵ Vgl. zum folgenden van der Wal (1986, S. 75-80).

chen aber einen anderen Stellenwert hatte. Die passivische Zustandsbezeichnung ist an die *sein*-Formen geknüpft. Auch das Englische hat im Passivbereich an seinem historischen Erbe zu tragen: Das englische *be*-Passiv kann nicht immer den dynamischen oder den Vorgangscharakter oder, wie es im älteren Deutschen der Fall war, den Zustandseintrittscharakter angemessen zum Ausdruck bringen. Sätze wie

(1) *The glass is broken.*

diskutiert Siwierska (1984, S. 139) unter dem Gesichtspunkt, ob sie als „stative constructions“ aufzufassen seien. Um andere Passivleistungen zu erzielen, haben sich im Englischen spezielle passivähnliche Formen herausgebildet, etwa mit *to grow*, *to become* und *to get* oder Formen mit *being*:

(2) *He grew increasingly frightened.*

(3) *She became paralyzed by two things.*

(4) *I got reminded of Jenny the other day.* (Siwierska 1984, S. 136f.)

Zwar lassen sich diese Konstruktionen, wenn man jede für sich betrachtet, auch anders deuten, nicht als „Passiv“, sondern etwa als Adjektivverknüpfung oder Prädikativkonstruktion, doch zeigen sie in ihrer Gesamtheit, daß damit eine Systemlücke der Diathesen im Englischen gefüllt wird, die in dieser Weise im Deutschen nicht entstanden ist, weil neben dem *sein*-Passiv sich das *werden*-Passiv gehalten hat. Während im Englischen die unmarkierte Passivform das *be*-Passiv ist und neue „Ersatzformen“ entstehen, ist im Deutschen die Markierung zunächst innerhalb der beiden bewahrten Passivstrukturen zu finden. Da die ursprüngliche Verteilung jedoch anders war, als im gegenwärtigen Deutsch, muß der Systemplatz der beiden Formen an der Ausgangsbasis bestimmt werden.

2.2. Das Passiv im Gotischen

Die Ausgangsbasis für die Geschichte des Passivs im Deutschen ist zwar nicht, wie gesagt, das Gotische, aber diese Sprachform ist nicht nur deswegen interessant, weil sich die auch im Althochdeutschen nachweisbaren Verhältnisse schon finden, sondern vor allem auch deswegen, weil im Gotischen sich noch teilweise das alte indogermanische morphologische Passiv erhalten hat.¹⁶ Dieses wird aber nur noch im Präsens Indikativ und Konjunktiv verwendet. Es sind Rückzugsformen. Analytische Passivformen werden neu gebildet und zwar mit *wairthan* und *wisan*. Die Natur dieser Verben wird sogleich am Althochdeutschen

¹⁶ Die Belege werden diskutiert bei Schröder (1957, S. 24ff.).

noch genauer zu behandeln sein, so daß ich mich hier mit dem Hinweis begnügen kann, daß es sich bei diesen Verben um solche handelt, die aufeinander bezogen sind, wenn sie auch nicht etymologisch verwandt sind. Sie bilden ein zweigliedriges Paradigma. Dieser Zustand wird sich auch im Althochdeutschen wiederfinden und ist gemeingermanisches Erbe. Ich gebe diesen Hinweis deswegen, weil man bei der Lektüre der älteren Forschung vielfach den Eindruck hat, daß der gotische Bibelübersetzer für die Wiedergabe des griechischen Passivs zwischen diesen beiden Formen und in manchen Fällen noch dazu aus formal aktivischen Paradigmen (den inchoativen got. *nan*-Verben) auswählen mußte und dabei starke Unsicherheiten erkennen lasse. Manchmal hat man sogar den Eindruck, daß man der Auffassung ist, er schaffe die Formen unmittelbar bei der Übersetzung selber. Davon kann gar keine Rede sein. Die *wairthan*- und *wisan*-Formen verbinden sich mit den Partizipia II entsprechender aktiver Verben. Sie sind flektiert und zeigen so ihren nominalen Charakter. Vor allem sind sie vollkommen regelhaft in ihrer Verteilung. Es ist abwegig, nach Wiedergabe- oder Übersetzungsfehlern zu suchen. Die Schwierigkeiten, eine gotische Passivform zutreffend zu erfassen, ist allerdings beträchtlich. Denn beim gotischen Bibeltext handelt es sich um die Übersetzung aus dem Griechischen, einer Sprache, die über ein ausgefeiltes Tempussystem verfügt. Das Gotische aber weist nur das Präsens und das Präteritum auf. Versuchen wir eine gotische Form in das Neuhochdeutsche zu übertragen, liegt wiederum eine Sprache mit einem ausgefeilten Tempussystem vor, allerdings einem, das sich vom Griechischen erheblich unterscheidet. Zudem sind die gotischen periphrastischen Konstruktionen völlig anders zu beurteilen als im Neuhochdeutschen. Es sind nicht einfach „Vorgangspassiva“ und „Zustandspassiva“, sondern Konstruktionen, die einen ingressiven versus einen kursiven Aspekt- oder Aktionsartenzugriff fokussieren. Im Präteritum ergeben sich durchaus für das neuhochdeutsche Verständnis einleuchtende Verteilungen:

- (5) *unte sa sunus meins dauths was jah gaquinoda, jah fralusans was jah bigitans warth.* (L. 15,24, Schröder 1957, S. 10)

‘Der Sohn war verloren und wurde gefunden’ (Luther: ‘ist gefunden worden’). Eine Reihe von Belegen aber kann nicht so ohne weiteres erfaßt werden. Da das für das Althochdeutsche genauso gilt und dort eingehender zu besprechen sein wird, hier nur ein Beispiel:

- (6) *Thanuh than in menoth saihstin insandiths was aggilus Gabriel fram guda in baurg Galeilais sei haitada Nazaraith.* (L. 1,26)

(Luther: ‘Und im sechsten Monat ward der Engel Gabriel gesandt von Gott in eine Stadt in Galiläa, die heißt Nazareth.’)

Derartige Stellen machen den Versuchen Schwierigkeiten, das got. *wisan*-Passiv auf eine dem Neuhochdeutschen entsprechende Zustandsbedeutung festzulegen. Der Grund für die Wahl kann nur in einer aspektuell gemeinten Nuance der Kursivität liegen, die wir im Gegenwartsdeutschen nicht nachvollziehen können. In der griechischen Vorlage steht an dieser Stelle im übrigen der Aorist, der jedenfalls nicht für die Zustandswiedergabe eintritt. – Die präsentischen Belege des *wisan*-Passivs im Gotischen sind insofern leichter zu erfassen, als sie fast ausschließlich für die Wiedergabe eines griechischen Perfekts stehen. Sie sind damit über eine Zustandsinterpretation begreifbar. Aber es ist festzuhalten, daß es sich dabei um eine Interpretation handelt. – Griechische Futur- und Präsensformen werden mit dem synthetischen Passiv des Gotischen wiedergegeben. So hätten wir im Gotischen zum erstenmal in der Germanica den Versuch, Diathesen und temporale Staffellungen miteinander zu verbinden. Die Präsensformen von *wisan* + Partizip II sind dabei als eine Art kursive Aspektvariante der Ausdrucksmöglichkeit zu verstehen. Dies ist auch mit der Auffassung von van der Wal (1986, S. 49) kompatibel, die noch einen Schritt weitergeht und die *wisan*-Formen generell als unmarkierte Variante des Passivs ansieht, im Gegensatz zu den *wairthan*-Formen, die markiert sind für die Wiedergabe von Bezeichnungen des Zustandsübergangs oder des momentanen Geschehens (van der Wal 1986, S. 51). In jedem Fall sind es die *wisan*-Formen, die dem Verständnis Schwierigkeiten bereiten. Sie sind nicht, wie in der Gegenwartssprache, markierte Formen, sondern solche, die im paradigmatischen Verbund mit den *wairthan*-Formen stehen, vielleicht sogar unmarkiert sind.

2.3. Das Passiv im Althochdeutschen

Mit dem Althochdeutschen ist die Ansatzstelle für die Erklärung des gegenwärtigen deutschen Systems erreicht.¹⁷ Vorweg sind kurz die Faktoren zu nennen, die zu seiner Beurteilung wichtig sind: Das Althochdeutsche verfügt nur im Ansatz über ein Tempusystem, das über das morphologische Präsens und Präteritum hinausgeht. Passivformen sind nicht davon betroffen. Temporale Relationierungen werden jedoch, jedenfalls im Aktiv, z.T. mit aktional interpretierbaren verbalen Varianten, den *ge*-Präfixen von Verben¹⁸, vorgenommen. Die beiden im Pas-

¹⁷ Die ältere Forschung gründet sich auf Öberg (1907), Zusammenfassungen und Bewertungen der später erschienenen Arbeiten zunächst bei Behaghel (1924, S. 199-215), sodann bei Schröder (1955, S. 1-21), Rupp (1956, S. 268f.), Dal (1962, S. 128-131) und Engelhardt (1969, S. 15-30). Zur neueren Forschung vgl. u.a. Betten (1987, S. 110-113) und Admoni (1990, S. 31).

¹⁸ Vgl. Eroms (1989a).

sivparadigma bezeugenden Verben, *werdan* und *wesan/sin*, kommen in allen Textsorten vor, in Übersetzungstexten genauso wie in „freien“. Sie repräsentieren auch im Althochdeutschen mithin den erreichten Systemstand, der mindestens ein halbes Jahrtausend alt ist.¹⁹ Sie sind keine ad hoc geschaffenen Formen. Insbesondere aber durch ihr Vorkommen in den Übersetzungstexten, wo sie Passivformen des Latein wiedergeben, ist sichergestellt, daß *b e i d e* Verben zum Ausdruck von Passivformen genommen werden können. Die eine etwa als „Resultativum“ aus der Betrachtung auszuschließen, wäre unangemessen. Zudem ist, wie angedeutet und wie aus dem Gotischen zu erwarten, das Verhältnis der beiden Verben zueinander in einer entscheidenden Nuance anders als im Neuhochdeutschen: Das *wesan*-Passiv eignet sich auch dazu, Geschehen wiederzugeben, die wir für die Gegenwartssprache als Vorgangsbezeichnungen mit dem *werden*-Passiv erwarten würden.²⁰ Diese überschneidende Gebrauchsweise, die noch genauer zu bestimmen sein wird, zeigt sich zunächst darin, daß die zahlenmäßige Verteilung anders als im Neuhochdeutschen ist. So enthält, nach den Auszählungen von Fritz (1989, S. 57) Otrfrids Evangelienbuch in 2,9 % (301 Belege) aller finiten Formen ein Passiv, davon sind 0,9 % (98 Belege) *werden*- und 2,0 % (203 Belege) *sein*-Passivformen, also mehr als doppelt so viel. Im Tatian sind die entsprechenden Zahlenverhältnisse 170 *werdan*-, 270 *wesan*-Belege (Schröder 1955, S. 56). In der Gegenwartssprache ist das Verhältnis ziemlich genau umgekehrt. Nach den Untersuchungen von Brinker beträgt die Gesamtanzahl von Passivformen quer durch alle Textsorten 5,1 % *werden*-Passiva und 1,8 % *sein*-Passiva. In literarischen Texten der Gegenwartssprache ist das Verhältnis 1,5 % zu 0,9 % (Brinker 1971, S. 106f.).

Wie angedeutet, kann die Auffassung, daß es sich bei dem paradigmatisch verbundenen Verbpaar *werdan/wesan* um in aspektähnlicher Bindung stehende Partner handelt, für die Erklärung des Gebrauchs hilfreich sein. Diesen Gedankengang hat vor allem Valentin (1987) geäußert. Da die slawischen Sprachen mit ihrem entwickelten Aspektsystem erkennen lassen, daß ein perfektiver Aspektpartner im morphologischen Präsens Futurbedeutung aufweist, überrascht es nicht, daß bei der Verwendung der Präsensformen des als ingressiv-perfektiv anzusetzenden Verbs *werdan*, das ein noch ausstehendes oder eintretendes Geschehen bezeichnet, im Althochdeutschen die Zukunftsinterpretation naheliegt. Gut sehen läßt sich das an solchen Stellen, an denen aktivische und passivische Formen

¹⁹ Für autochthone Formentwicklung plädiert auch Eichinger (1987).

²⁰ Dazu eingehender van der Wal (1986, S. 43, 49, 83 und passim.)

nebeneinanderstehen:

- (7) *Quement taga mit thiū arfirrit uuiridit fon in thie brutigomo: thanne fastent in then tagon. Venient autem dies cum auferetur ab eis sponsus, et tunc ieiunabunt in illis diebus.* (Tatian 56,6)

Abgesehen davon, daß das Futur des Lateinischen im Althochdeutschen zwangsläufig im Präsens wiedergegeben werden muß, ist es interessant zu sehen, daß im Passiv das Hilfsverb *werden* diesen Bezug herstellt. Für die Geschichte des deutschen Tempussystems ist im Aktiv dieses Verhältnis erst im 16. Jahrhundert erreicht, da aber hat *werden* seine dafür verantwortliche Ausgangssemantik, die eines ingressiven Verbs, im Passivparadigma gerade verloren und bezeichnet das Präsens. Im Althochdeutschen lassen sich präsensische Belege immer nur irgendwie eingeschränkt erbringen, denn das ahd. *werdan*-Passiv gibt ja gerade nicht ein Futur im modernen Sinne, sondern eine eintretende Handlung wieder. So finden sich Belege für immergültige, generische Präsensia:

- (8) *giuuesso fon themo uuahsmen thie boum uuiridit furstantan.*
(agnoscitur) (Tatian 62,9, Schröder 1955, S. 61)
(9) *Iz wirdit thoh irfullit so got gisazta thia zit.* (Otfrid I, 4,69)

Der (hier noch ausstehende) Zustandseintritt ist an dem letzten Beleg besonders gut zu erkennen. In der Gegenwartssprache ist in solchen Fällen präsensische oder futurische Formulierung möglich. Der Grund für die Wahl des *werden*-Passivs ist, um es zu wiederholen, kein temporaler, sondern einer, der mit dem Blick auf die sich vollziehende Handlung, dem Handlungsaspekt, zusammenhängt. Die ausstehende, eintretende oder sich wiederholende Handlungs- oder Geschehensbezeichnung wird von der sich vollziehenden in der Formulierung ferngehalten. Diese wird in den althochdeutschen Passivbelegen zumeist mit dem *wesan*-Passiv wiedergegeben, allerdings nicht ausschließlich, denn eine aktional- aspektuelle Handlungsfokussierung ist eine, die sich in eine temporale eben nicht restfrei übertragen läßt.

- (10) *Mit thiū ist thar bizeinit, theiz imo ist al gimeinit in erdu joh in himile.* (Otfrid V,1,27f.) 'wird bezeichnet' (Vgl. auch Otfrid V,12,81)
(11) *Giuuelih boum thie thar ni tuot gutan uuahsmen, ist abafurhouuan inti in fuir gisentit.* (excidetur, mittitur) ('wird abgehauen und ins Feuer geworfen', Tatian 41,7)

Die Masse der Belege ist allerdings 'perfektisch' zu interpretieren, etwa:

- (12) *Wio sie datun widar got hiar ist iz gibilidot.* (Otfrid V,6,5)

Aber auch diese Verwendung läßt noch erkennen, daß die Zustandsin-

terpretation, die man als Folge einer vorausgegangenen Handlung zu verstehen geneigt ist, nicht unbedingt transformativ aufgefaßt werden muß. Es ist vielmehr die Wiedergabe eines Geschehens, das nicht perfektiv (vor allem in- oder egressiv) markiert ist, sondern kursiv gesehen wird. Diese Gebrauchsweise ist im übrigen durchaus im Deutschen bewahrt geblieben: bis zu Verwendungen wie *die Straße ist beleuchtet* im Neuhochdeutschen (vgl. 2.4.).

Was für die Präsensformen von *wesan* und *werdan* im Passivparadigma angeführt wurde, gilt analog auch für die Präteritalformen. Die *werden*-Formen fokussieren den Zustandseintritt, die Transformation, die *wesan*-Formen benennen die Handlung, das Geschehen oder eine Tatsache nicht-terminativ, also zumeist das Vorliegen, was sich als 'Zustand', in einem temporalen Raster als das Resultat einer Handlung auffassen läßt. Auch hier ist das Ergebnis in vielen Fällen dasselbe. Grenzfälle zeigen aber, daß eine andere Sichtweise vorliegt. Sie wird besonders deutlich, wenn das Partizip flektiert ist:

- (13) *Thaz deta druhtin thuruh thaz want er giwuntoter was thaz sie aleswio ni datin, bi thiu nan thoh irknatin.* (Otfrid V,11,23f.)

Das gleiche Verb in der Verwendung mit dem *werdan*-Passiv:

- (14) *Want er ward thar giwaro giwuntot filu suaro, zi ferehe gistoehan; iz ward thoh sid girochan.* (Otfrid V,11,25f.)

Noch besser ist der Unterschied im folgenden Belegpaar zu sehen, bei dem einmal der Erschaffungsvorgang, dann die Existenz Adams ausgedrückt wird (diese Beispiele nach Fritz 1989, S. 72-74):

- (15) *Tho ward thaz wort sinaz zi lichamen gidanaz, zi fleisges gisceftin mit allen sinen kreftin.* (Otfrid III,21,17f.)
 (16) *Adam thero gomono was manno eristo, altfater marer, fon druhtine gidaner.* (Otfrid I,3,5f.)

Wie gesagt, die Mehrzahl der Fälle ist auch vom neuhochdeutschen temporal geprägten System her zu erfassen, aber eben nicht alle. Van der Wal (1986) hat in ihrer Untersuchung des mittelniederländischen Passivs nicht nur für das Niederländische, sondern auch für das Deutsche, für das Gotische und Mittelenglische herausgearbeitet, daß die in der Forschung immer erneut wieder aufgerollten Problemfälle sich vor allem an den *sein*-Passivformen festmachen lassen. Und sie weist zu Recht darauf hin, daß den Textverfassern nicht Unbeholfenheit, Unvermögen oder auch nur Unsicherheit bei der Wiedergabe griechischer oder lateinischer Texte vorzuwerfen sei. Sie deutet die nicht in die modernen temporal geprägten Auffassungen passenden *sein*-Formen als solche, die

auch, wie die *werden*-Passivformen, Vorgangsbezeichnungen darstellen konnten. Das führt sie dazu, von markierten und unmarkierten Formen zu sprechen.

Der Gleichlauf in den genannten Sprachen ist in der Tat auffällig. Die *sein*-Passivformen überwiegen nicht nur im Deutschen und Gotischen, sondern auch im Mittenglischen und Mittelniederländischen. Immer besteht ein Gebrauchsunterschied, der mit aktional-aspektuellen Kriterien zusammenhängt, wie angegeben. Einen Aktionsartenunterschied hatte die ältere Forschung durchaus gesehen, z.B. Twaddel, der dafür plädierte, die beiden Formen funktional zu interpretieren (Twaddel 1930, S. 288, vgl. Cuny 1905, Schröder 1955, Rupp 1950).

Die Gebrauchsasymmetrie war übrigens auch einer Sichtweise nicht verborgen geblieben, die in die *sein*- und *werden*-Formen fundamentale Ausdeutungen hineinprojizierte. Mittner (1955) wollte in den *werdan*-Formen vorchristliches Erbe sehen und stellte Bezüge zur heidnischen *wurd*, dem „zukommenden Schicksal“, her, während *wesan* eine christlich geprägte Neuschöpfung sei und sich in unterschiedlicher Weise in den germanischen Sprachen ausgebreitet habe. Was nun die Weiterentwicklung des Passivs in der Germania betrifft, so muß in der Tat eine Erklärung gefunden werden, warum im Deutschen und Niederländischen eine ganz andere Passivdistribution vorliegt als im Englischen. Wenn man Mittner folgte, dann könnte man sie darin suchen, daß „das Werden das tiefste Sinnbild deutschen Denkens und Fühlens“ kennzeichne (Mittner 1955, S. 134), so daß sich die an *werden* gebundene Ausdrucksweise nicht nur halten, sondern die andere passivische sogar überholen konnte.

2.4. *werden*- und *sein*-Passiv seit dem Mittelhochdeutschen

Die Gründe sind aber auch hier grammatischer Art. Bevor in aller Kürze der Gang der Entwicklung skizziert wird²¹, müssen einige weitere das Passiv bestimmende Eigenheiten des Deutschen benannt werden. Auf den Ausbau des temporalen Systems ist schon hingewiesen worden. Im Zuge des Aufbaus einer weitgehend symmetrischen Phasenopposition von Präsens und Präteritum mit den Tempora Perfekt und Plusquamperfekt wird das alte aktional-aspektuell ausgerichtete System, das sich im Aktiv mit den verbalen *ge*-Präfixen niederschlägt, umgeprägt. Seit dem Mittelhochdeutschen ist das deutsche Verbsystem in dieser Weise temporal ausgerichtet. Auch die Passivformen erlangen die Phasentempora. Sie

²¹ Zum Passiv im Mittelhochdeutschen vgl. vor allem Paul/Wiehl/Grosse (1989, S. 305-309).

aber geben die aktionsartlich-aspektuelle Markierung nicht gänzlich auf. Dadurch, daß das *werden*-Passiv erhalten bleibt, ist die Nutzung der Opposition der beiden Passivformen bis heute in Funktion. *Werden* verliert allerdings weitgehend seine ingressive Markierung, *werden*-Passivformen werden temporal gedeutet, präsentisch wie die Aktivformen auch, d.h. in vielen Fällen enthalten sie eine Zukunftsimplikation. (*Die Sache wird erledigt.*)

Wann dieser Zeitpunkt eintritt, ist nicht genau auszumachen. Es läßt sich eine allmähliche Zunahme von 'reiner' Präsensinterpretationsmöglichkeit bei *werden*-Passiva konstatieren, jedoch viel später, als allgemein angenommen wird. In Wolframs 'Parzival' sind noch so gut wie alle *werden*-Formen nicht im eigentlichen Sinne präsentisch.²² Sie sind jedenfalls nicht präsentische Vorgangspassiva. Allenfalls immergültige Aussagen sind zu finden:

- (17) *Da heime in min selbes hus, da wirt gefreut vil selten mus.*
(Parzival 185,1)

Auch im 'Ring' Heinrich Wittenwilers (um 1400) verhält es sich noch ähnlich; futurisch ist etwa:

- (18) *Er sprach: 'Du muost dich mit mir traben Und von ars auff werden gschlagen.* (Wittenwiler 1089f.)

Erst im 16. Jahrhundert ist die neuhochdeutsche Gebrauchsweise erreicht:

- (19) *Man hats erfunden/ das Bapst/ Bischoff/ Priester/ Klostervolck/ wirt der geystlich stand genent.* (Luther, An den christlichen Adel, S. 99, 16f.)

Andererseits werden *sein*-Passivformen im Präsens in den genannten Texten auch noch im 'Vorgangspräsens' gebraucht. Twaddel (1930, S. 292), der die Annahme kritisiert, daß der Umschlag bereits bei Notker erfolge, führt folgenden Beleg an:

- (20) *Also iz tanne ueret. so die sternen bedecchet sint (cum glomerantur sydera). fone uuolchenmachigemo uuinde...* (Notker I,17,8)

Es bedeute 'When the stars are covered' und sei präsentisch und durativ aufzufassen, worin ihm zuzustimmen ist.

Diese Gebrauchsweise hat sich bei transformativen Verben, die eine transformativ-kausative oder eine nicht-transformativ- nichtagentive Va-

²² Vgl. Eroms (1989).

riante aufweisen, bis in die Gegenwartssprache erhalten.²³ Die folgenden Gebrauchsweisen des *sein*-Passivs finden sich jedoch nicht mehr:

- (21) *Bit in gein uns schiere komn. sit sin gewalt ist sus vernomn daz erz niht vermeiden wil.* (Parzival 677, S. 9-11)
- (22) *Die schand muoss sein gerochen!* (Wittenwiler 1003)
- (23) *Ich acht wol solcher mein radschlag sey auffs allertorlichst angesehen.* (Luther, An den christlichen Adel, S. 134, 28f.)

In den Texten des 16. Jahrhunderts sind im allgemeinen die neuhochdeutschen Verhältnisse schon erreicht. Bei Luther ist auch das zahlenmäßige Verhältnis zwischen *werden*- und *sein*-Passiv geändert (In der Schrift 'An den christlichen Adel deutscher Nation': 5,0 % *werden*-Passiva zu 1,9 % *sein*-Passiva), wie auch in der 'Augsburgischen Konfession', wo 10 % *werden*-Formen, 5 % *sein*-Formen (Brinker 1971a, S. 164) begegnen.

Das *sein*-Passiv ist nach den Beobachtungen von Zifonun (1991a) bei „nicht-telisch-transformativen Verben“ in der deutschen Gegenwartssprache stark restringiert. Dies ist der Entwicklungsstand *n a c h* der Umpolung im Passivbereich. Daß ein punktuelles Verb wie *grüßen* oder ein Beziehungsverb wie *suchen* früher das *sein*-Passiv zuließ, sieht man gut an den idiomatisierten Ausdrücken *sei begrüßt* oder *diese Ausdrucksweise ist sehr gesucht*. Es handelt sich dabei um versteinerte Reste früherer genereller Ausdrucksweisen.

Für die Beurteilung der beiden Passivformen läßt sich aus der Betrachtung des Entwicklungsgangs im Deutschen der Schluß ziehen, daß insgesamt *werden* immer mehr Passivaufgaben übernimmt und *sein* ganz allmählich zurückgedrängt wird. Die jüngste Entwicklung scheint den Trend zu bestätigen:

- (24) *Befestigte Bürgersteige fehlen und werden durch weiß oder gelb markierte Gehwege ersetzt.* (M. Random, L. Frederic, Japan, S. 35)

Dennoch sind die *sein*-Formen weiterhin als Passiva zu bewerten. *Sein*-Passiva sind eine universale Erscheinung, die noch dazu offenbar im allgemeinen einen jüngeren Entwicklungsstand repräsentieren (Frajzyngier 1978). Im Deutschen haben sich im Laufe der Zeit vielfältige weitere Formen herausgebildet, die zusammen ein Gesamtdiathesenparadigma bilden und alle den generellen Anforderungen an das Passiv genügen: Textuell gesehen werden variablere Thematisierungen und Rhematisierungen ermöglicht, syntaktisch gesehen sind es Valenzreduktionen im

²³ Vgl. Zifonun (1991).

Rahmen von Konversenparadigmen. Wenn es auch in den meisten Fällen eine Reduktion des Agens ist, die dabei der Auslöser von Entwicklungsschüben ist, so finden sich doch auch sowohl andere Kasusrollen als auch die Rhematisierung des Agens, wenn er präpositional angeschlossen wird (Eisenberg 1989, S. 150).

3. Weiterer Ausbau der Passivdiathese

3.1. Reduktionsformen

Sehr früh erscheint im Deutschen das sogenannte unpersönliche Passiv²⁴ (Dal 1962, S. 130), ebenfalls mit beiden Hilfsverben:

(25) *Than is imu geholpan sidhur.* (Heliand 3505)

(26) *Thes er iu ward giwahanit, tho ward irfullit thi u zit, thaz saliga thi u alta thaz kind tho beran scolta.* (Otfrid I,9,1f.) 'Wessen vorher schon Erwähnung getan wurde...'

Bemerkenswert ist, daß in diesen Passivtyp zunächst Verben mit anderen als akkusativischen Ergänzungen hineingezogen werden, der Genitiv (*thes*) in (26) läßt sich auch als Subjekt interpretieren.²⁵ Dann läge ein weiterer Passivtyp vor, den es sonst nicht gibt.²⁶ Mit anderen Hilfsverben bildet sich das Dativpassiv erst viel später heraus (vgl. 3.3.).

3.2. Das *bleiben*-Passiv und ähnliche Konstruktionen

Wie in den anderen germanischen Sprachen auch, finden sich im Deutschen weitere Verben, die sich mit dem Partizip II zu periphrastischen passivischen Konstruktionen verbinden. Im Bereich der Akkusativkonversen sind es vor allem solche, die einen Zustand oder eine Nichtveränderung eines Zustands bezeichnen: *liggen*, *stan* und *beliben* (*bleiben*).

²⁴ Zemb (1988) zeigt, daß bei einer syntaktischen Analyse, die semantisch auf die Thema-Phema-Rhema-Struktur gegründet ist, in diesen Passivformen das Partizip subjektsbezüglich ist, im Gegensatz zu den Partizipien bei den anderen Passivformen. Die ausdrucksyntaktischen Phänomene (fakultativer Gebrauch von *es*, Kongruenz, Stellungsregularitäten) weisen auf ein Subjekt. Weinrichs Bezeichnungen „Subjektpassiv“ vs. „Objektpassiv“ (dazu für das Dativpassiv „Partnerpassiv“ (Weinrich 1985)) machen deutlich, wie sich Zusammenhänge aus einer kommunikativen Perspektive erfassen lassen. In der Tat ist die Agensimplikation beim „Subjektpassiv“ besonders evident, wie der folgende Beleg zeigt: *Der stellvertretende SPD-Fraktionsvorsitzende Rudolf Dreßler meinte, Frau Süßmuth müsse selbst wissen, ob sie im Amt bleibe. In funktionierenden westlichen Demokratien werde sofort zurückgetreten.* (Süddeutsche Zeitung vom 15.3.1991, S. 1).

²⁵ Vgl. Wilmanns (1909, S. 538f.).

²⁶ Zum Genitiv im älteren Deutsch vgl. Donhauser (1990).

(27) *Thaz ih screib, in alawar, thaz steit imo giscriban thar.* (Otfrid IV, 27, 30)

(28) *...thoh er bigraban ligge.* (Otfrid III, 23, 56)

Bleiben ist früh voll grammatikalisiert:

(29) *Des sprach der artzt: 'Du scholt nit sorgen! Wenn waz du saist, daz pleibt verporgen.* (Wittenwiler 2043f.)

(30) *Ich bedenck wol/ das myrsz nit wirt vnuorweyst bleybenn.* (Luther, An den christlichen Adel, S. 96, 13)

Während die *stehen-* und *liegen-*Konstruktionen sehr spezialisierte sind – sie verbinden sich nur mit einer kleinen Zahl von Verben –, sind die *bleiben-*Konstruktionen nicht so stark restringiert. Sie ermöglichen die explizite Benennung der Nichtveränderung von Zuständen und eröffnen diese Möglichkeit im Grunde für alle passivfähigen Verben. Unter Aktionsartengesichtspunkten ergibt sich im Laufe der Sprachgeschichte eine Markiertheithierarchie vom *werden-* über das *sein-* zum *bleiben-*Passiv.²⁷

Der Ausbau des für die Gegenwartssprache geltenden aktionalen Systems im Bereich der Resultativkonstruktionen ist nicht nur durch die im Diathesesystem eingebundenen Konstruktionen gekennzeichnet. Auch z.B. der Typ *etwas verborgen halten* ist hierher zu rechnen (Litvinov/Nedjalkov 1988, S. 1). Nach Litvinov/Nedjalkov (1988, S. 89) ist die Festigung der Norm des – diathetischen – Resultativs insbesondere des *sein-*Passivs, eine sehr junge Erscheinung, nämlich des 19. Jahrhunderts. Diese Beobachtung steht im Einklang mit den hier beschriebenen älteren Verhältnissen.

Alle drei zuletzt angeführten Gebrauchsweisen haben sich bis zur Gegenwartssprache wenig verändert. *Bleiben* ist überdies ein Verb, das in seiner periphrastischen Passivfunktion mundartlich einen viel weiteren Gebrauch verzeichnet. Es ist im Nordwesten vielfach *werden* gleichbedeutend:

(31) *Heren willem bleif zo der selver stunt sin ors und hei selve gewunt.*
(Die Chroniken der rheinischen Städte. Cöln 3523f.)

Darin berührt sich *bleiben* mit *gehen* und *kommen*²⁸, die an den westlichen und südlichen Rändern des deutschen Sprachgebiets Passivperiphrasen bilden. Man darf nicht vergessen, daß die Ausbildung des ge-

²⁷ Vgl. Helbig (1987, S. 225).

²⁸ Vgl. Wiesinger (1989).

genwärtigen deutschen Systems nicht nur in diachroner, sondern gleichzeitig auch in regionaler Perspektive zu sehen ist. Bis heute finden sich, was die Verteilung von *werden* und *sein* betrifft, jedenfalls einige regionale Unterschiedlichkeiten, die sich teilweise aus der Verquickung von temporalen und aktionalen Teilsystemen erklären. Offenbar betont der Westen stärker als andere Regionen die Handlungsperspektivierung. In jedem Fall dürfen die mannigfaltigen Randformen des Passivbereichs nicht vernachlässigt werden. Sie zeigen die vielfältigen Möglichkeiten, wie die aktivische, zumeist agensbetonte Ausdrucksweise umgangen werden kann.

3.3. Das Dativpassiv

Dies gilt nun im besonderen Maße für das sogenannte Dativpassiv, das ich nur noch kurz streifen kann. Zuvor ist noch auf eine Konstruktion hinzuweisen, die sich bei Luther findet, und die – wie immer man sie deutet²⁹ – einen „Systemversuch“ darstellt, für den Dativ die Möglichkeit der Passivkonverse zu eröffnen:

- (32) *Ich wolt gerne yderman geholffen seyn/vnd nit fangen lassen christliche seelen durch menschliche eygene erfunden weysze vnd gesetz.* (Luther, An den christlichen Adel, S. 135, 3f.)

‘Ich wollte gern, daß jedermann geholfen werde’. Die Konstruktion ist außerordentlich kompakt. Sie scheint nicht weiter gewirkt zu haben. Etwas später finden sich die ersten Belege für das dem Akkusativpassiv vergleichbare Dativpassiv. Der älteste bisher ermittelte Beleg stammt von 1590:

- (33) *Bat mich, ich wollt die kunst nicht schweigen, ich soll't sie wohl belohnet kriegen.* (Rollenhagen, nach DWB)³⁰

Das *kriegen/bekommen/erhalten*-Passiv ist deswegen besonders interessant, weil es zeigt, daß bei Bewahrung eines relativ intakten morphologischen Kasussystems der zweite Objektskasus strukturell analog dem ersten behandelt werden kann. Daß es wirklich ‘der zweite Objektskasus’ ist, läßt sich unter anderem daran erkennen, daß es offenbar bei dreiwertigen Verben, die neben dem Akkusativ auch den Dativ erfordern oder zulassen – denn für die sogenannten freien Dative gilt das gleiche wie für die Objektsdative – entstanden ist. Auch zweiwertige Dativverben tendieren in unterschiedlicher regionaler Verteilung dazu, das *kriegen*-Passiv

²⁹ Erben (1954, S. 62, Fußnote 4) faßt sie als AcI-Konstruktion auf.

³⁰ Weitere ältere Belege bei Eroms (1990, S. 93).

allmählich zuzulassen (*er kriegt geholfen*). *Kriegen* und seine funktional-stilistischen Konkurrenten + Partizip II sind dem *werden*-Passiv analog. Aber es gibt auch eine Parallelkonstruktion zu den *sein*-Formen. Sie wird mit *haben* gebildet:

- (34) ... weil wir ja *Saevates im Bereich von Aguntum sicher belegt haben*.
(Ostbairische Grenzmarken, S. 11)

Die Einzelheiten des Gebrauchs, die Restriktionen und Markierungen müssen hier außer Betracht bleiben.³¹ Sprachgeschichtlich ist interessant, daß dieser Typ überhaupt entstanden ist und daß er so relativ spät erscheint. Zum ersten ist zu sagen, daß es mit dem unpersönlichen Passiv frühe andere Systemversuche gibt, die Passivierungsmöglichkeiten auszubauen. Im Englischen wird, konsequent nach dem Verlust der nominalen kasuellen Unterscheidungsmöglichkeiten, der Tiefenkasus *Experiencer* mit dem Typ *He is given the book* subjektivierbar. Was das letztere betrifft, so sind wir allerdings auf die dann doch spärlichen Quellen angewiesen, denen wir die Belege entnehmen. Der Prozeß der Grammatikalisierung, d.h. vor allem der Verlust der Eigensemantik bei den hier eintretenden Auxiliärverben, muß viel rascher als bei *werden* und *sein* verlaufen sein. Doch sind auch diese Konstruktionen, wie die des Akkusativpassivs aus zwei relativ selbständigen konstruktiven Teilen entstanden.

3.4. Nominale passivische Formen

Der Vollständigkeit halber sei darauf hingewiesen, daß es außer den angeführten Typen auch noch andere durchaus nicht nur „verkleidete“ Passiva (Kolb 1966) im Deutschen gibt, d.h. solche Formen, die regulär bildbar eine primäre Subjektwahl zu vermeiden ermöglichen, vor allem das auch in Gebrauchsweisen mit dem Partizip II beegnende Verb *kommen* (*gelaufen, geritten kommen*) ist hier zu nennen:

- (35) *Wenn der Hunger kommt*. ('Wenn man hungrig wird')
(36) [über die Zeichensetzung] *Es wird Zeit, daß bald mal eine Reform kommt, dann haben es die Kinder einfacher mit den Kommas und die Lehrer auch*. (W.Kempowski, Unser Herr Böckelmann, S. 134)

3.5. Abschließende Bemerkungen

Die strukturelle Gleichheit der unterschiedlichen Passivtypen wird am besten daran deutlich, daß sie miteinander kombiniert werden können.

³¹ vgl. dazu u.a. Eroms (1987, S. 77-79), Askedal (1987, S. 34-36) und Zifonun (1991).

Dafür zum Abschluß einige Beispiele:

werden- und *sein-* Passiv:

- (37) *Der Vater kauft es in der Blumenhandlung, es ist in Tüten verpackt und wird in die Gießkanne geschüttet.* (W. Kempowski, Herrn Böckelmanns schönste Tafelgeschichten, S. 18)

werden- und *bekommen-* Passiv:

- (38) *Sie werden ans Wasser gezerrt, bekommen kaltes Wasser an den Bauch gespritzt, werden „untergedütert“, wie es heißt und danach trockengerieben mit einem harten Tuch.* (W. Kempowski, Schöne Aussicht, S. 155)

werden- und *bleiben-* Passiv:

- (39) *Er selber hätte fragen können, ob die Trennung seiner Eltern nun beschlossen bleibe oder ob der Entschluß wieder aufgehoben worden sei.* (R. Schneider, November, S. 181)

Die Belege zeigen gut, daß auch innerhalb einzelner Sätze der textuell motivierte Anschlag für die Ausbildung von Passivformen generell zu sehen ist: Hier ist es die Subjektkonstanz, die mit den Passivformen erzielt wird. Daß dabei eine „Täterverschweigung“ eintritt, ist gleichsam eine Konsequenz der Strukturen. Damit soll nicht zum Ausdruck gebracht werden, daß Subjektkonstanz der generelle Anstoß für die Ausbildung von Passivformen gewesen ist. Dagegen würden die unpersönlichen Passivformen sprechen. Doch spielt das Subjekt zweifellos bei der Entwicklung des Passivs eine entscheidende Rolle. Insgesamt wird man sagen müssen, daß das Telos der Entwicklung von Passiva die Bereitstellung variablerer Bildmuster ist, die nicht an die primären, sich im Aktivsatz niederschlagenden Verteilungen gebunden sind.

Literaturverzeichnis

1. Primärliteratur

Die Chroniken der niederrheinischen Städte: Cöln (1875): Hg. v. der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Bd. 1. Leipzig. (= Nachdruck: Göttingen 1968).

Die Gotische Bibel (1971): Hg. v. Wilhelm Streitberg. 6. unveränderte Auflage. Heidelberg.

Heliand und Genesis (1958): Hg. v. Otto Behaghel. 7. Auflage bearbeitet von Walter Mitzka. Tübingen. (= Altdeutsche Textbibliothek, Bd. 4).

Kempowski, Walter (1979): Unser Herr Böckelmann. Hamburg.

Kempowski, Walter (1981): Schöne Aussicht. Hamburg.

Kempowski, Walter (1983): Herrn Böckelmanns schönste Tafelgeschichten. Hamburg.

Luther, Martin (1982): An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung. 1520. In: Delius, Hans-Ulrich (Hg.): Martin Luther. Studienausgabe. Bd. 2. Berlin, S. 89-167.

Ostbairische Grenzmarken Jg. 30 (1988). Passau.

Otfriids Evangelienbuch (1962): Hg. v. Oskar Erdmann. Vierte Auflage von Ludwig Wolff. Tübingen. (= Altdeutsche Textbibliothek, Bd. 49).

Random, Michel/Frederic, Louis (1988): Japan. Luzern.

Schneider, Rolf (1981): November. Roman. München.

Tatian (1892): Lateinisch und altdeutsch mit ausführlichem Glossar. Hg. v. Eduard Sievers. Zweite neubearbeitete Ausgabe. (= Bibliothek der ältesten deutschen Literaturdenkmäler, Bd. 5) (= Nachdruck: Paderborn 1966).

Wittenwiler, Heinrich (1931): Der Ring. Nach der Meininger Handschrift hg. v. Edmund Wießner. Leipzig.

Wolfram von Eschenbach (1926): Hg. v. Karl Lachmann. 6. Auflage. Berlin.

2. Sekundärliteratur

Abraham, Werner (1989): Zu den distributionellen Eigenschaften von *wairðhan* 'werden' und *wisan* 'sein' im gotischen Passiv. In: Tauber, Walter (Hg.): Aspekte der Germanistik. Festschrift für Hans-Friedrich Rosenfeld zum 90. Geburtstag. Göppingen. (= Göppinger Arbeiten zur Germanistik, Bd. 521), S. 601-620.

Abraham, Werner (1989a): Medialkonstruktion und Zustandspassiv. Bildungsbedingungen bei mehrwertigen Verben. In: Buscha, Joachim/Schröder, Jochen (Hgg.): Linguistische und didaktische Grammatik. Beiträge zu Deutsch als Fremdsprache. Leipzig, S. 73-88.

- Admoni, Wladimir (1990): *Historische Syntax des Deutschen*. Tübingen.
- Andersen, Paul Kent (1989): Gibt es Passivmorphologie? In: *Linguistische Berichte* 121, S. 185-205.
- Askedal, John Ole (1987): Syntaktische Symmetrie und Asymmetrie im Bereich der passivischen Fügungen des Deutschen. In: *Centre de Recherche en Linguistique Germanique* (Hg.): *Das Passiv im Deutschen. Akten des Kolloquiums über das Passiv im Deutschen*. Nizza 1986. Tübingen. (= *Linguistische Arbeiten*, Bd. 183), S. 17-49.
- Behaghel, Otto (1924): *Deutsche Syntax. Eine geschichtliche Darstellung*. Bd. II: Die Wortklassen und Wortformen. B. Adverbium. C. Verbum. Heidelberg.
- Betten, Anne (1987): *Grundzüge der Prosasyntax. Stilprägende Entwicklungen vom Althochdeutschen zum Neuhochdeutschen*. Tübingen. (= *Reihe Germanistische Linguistik*, Bd. 82).
- Brinker, Klaus (1971): *Das Passiv im heutigen Deutsch. Form und Funktion*. München/Düsseldorf. (= *Heutiges Deutsch. Reihe I: Linguistische Grundlagen*, Bd. 2).
- Brinker, Klaus (1971a): *Das Passiv in der „Augsburgischen Konfession“*. Mit einem Ausblick auf den Passiv-Gebrauch in theologischen Texten der Gegenwart. In: *Studien zur Syntax des heutigen Deutsch*. Paul Grebe zum 60. Geburtstag. 2. Auflage. Düsseldorf. (= *Sprache der Gegenwart*, Bd. 6), S. 162-188.
- Brinkmann, Hennig (1962, 2. Aufl. 1971): *Die deutsche Sprache. Gestalt und Leistung*. Düsseldorf.
- Comrie, Bernard (1988): *Passive and voice*. In: Shibatani, Masayoshi (Hg.): *Passive and Voice*. Amsterdam/Philadelphia, S. 9-23.
- Cuny, Franz (1905): *Der temporale Wert der passiven Umschreibung im Althochdeutschen*. Bonn.
- Dal, Ingerid (1962): *Kurze deutsche Syntax auf historischer Grundlage*. 2., verbesserte Auflage. Tübingen. (= *Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte. Ergänzungsreihe*, Bd. 7).
- Donhauser, Karin (1990): *Moderne Kasuskonzeptionen und die Kasussetzung im Althochdeutschen. Überlegungen zur Stellung des Objektsgenitivs im Althochdeutschen*. In: Betten, Anne (Hg.): *Neuere Forschungen zur historischen Syntax des Deutschen. Referate der Internationalen Fachkonferenz Eichstätt 1989*. Tübingen. (= *Reihe Germanistische Linguistik*, Bd. 103), S. 98-112.

- Eichinger, Ludwig M. (1987): Zum Passiv im althochdeutschen Isidor. Versuch einer valenzsyntaktischen Beschreibung. In: Centre de Recherche en Linguistique Germanique (Hg.): Das Passiv im Deutschen. Akten des Kolloquiums über das Passiv im Deutschen. Nizza 1986. Tübingen. (= Linguistische Arbeiten, Bd. 183), S. 129-145.
- Eisenberg, Peter (1989): Grundriß der deutschen Grammatik. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart.
- Engelhardt, Hiltraud (1969): Realisiertes und Nicht-Realisiertes im System des deutschen Verbs. Das syntaktische Verhalten des 2. Partizips. Diss. Tübingen. Göttingen.
- Erben, Johannes (1954): Grundzüge einer Syntax der Sprache Luthers. Berlin.
- Erben, Johannes (1972, 12. Aufl. 1980): Deutsche Grammatik. Ein Abriß. München.
- Eroms, Hans-Werner (1974): Beobachtungen zur textuellen Funktion des Passivs. In: Schmidt, Ernst-Joachim (Hg.): Kritische Bewahrung. Beiträge zur deutschen Philologie. Festschrift für Werner Schröder zum 60. Geburtstag. Berlin. S. 162-184.
- Eroms, Hans-Werner (1989): Zum Passiv im Mittelhochdeutschen. In: Matzel, Klaus/Roloff, Hans-Gert (Hgg.): Festschrift für Herbert Kolb zu seinem 65. Geburtstag. Bern/Frankfurt am Main/New York/Paris, S. 81-96.
- Eroms, Hans-Werner (1989a): Zum Verbalpräfix *ge-* bei Wolfram von Eschenbach. In: Gärtner, Kurt/Heinzle, Joachim (Hgg.): Studien zu Wolfram von Eschenbach. Festschrift für Werner Schröder zum 75. Geburtstag. Tübingen, S. 19-32.
- Eroms, Hans-Werner (1990): Zur Entwicklung der Passivperiphrasen im Deutschen. In: Betten, Anne (Hg.): Neuere Forschungen zur historischen Syntax des Deutschen. Referate der Internationalen Fachkonferenz Eichstätt 1989. Tübingen. (= Reihe Germanistische Linguistik, Bd. 103), S. 82-97.
- Estival, Dominique/Myhill, John (1988): Formal and functional aspects of the development from passive to ergative systems. In: Shibatani, Masayoshi (Hg.): Passive and Voice. Amsterdam/Philadelphia, S. 441-491.
- Fanselow, Gisbert/Felix, Sascha W. (1987): Sprachtheorie. Eine Einführung in die Generative Grammatik. Bd. 2: Die Rektions- und Bindungstheorie. Tübingen.
- Frajzyngier, Zygmunt (1978): An Analysis of *be*-Passives. In: *Lingua* 46, S. 133-156.

- Franke, Carl (1973): Grundzüge der Schriftsprache Luthers in allgemeinverständlicher Darstellung. III: Satzlehre. Nachdruck der 2. Aufl. Halle 1922. Hildesheim/New York.
- Fritz, Thomas (1989): Struktur und Funktion des Passivs im Althochdeutschen unter besonderer Berücksichtigung von Otfrids Evangelienbuch. Magisterarbeit Passau.
- Glinz, Hans (1952): Die innere Form des Deutschen. Bern.
- Helbig, Gerhard (1987): Zur Klassifizierung der Konstruktionen mit *sein* + Partizip II (Was ist ein Zustandspassiv?). In: Centre de Recherche en Linguistique Germanique (Hg.): Das Passiv im Deutschen. Akten des Kolloquiums über das Passiv im Deutschen. Nizza 1986. Tübingen. (= Linguistische Arbeiten, Bd. 183), S. 215-233.
- Kolb, Herbert (1966): Das verkleidete Passiv – Über Passivumschreibungen im modernen Deutsch. In: Sprache im technischen Zeitalter 16, S. 173-198.
- Leiss, Elisabeth (1989): Die Verbalkategorien des Deutschen. Ein Beitrag zur Theorie der sprachlichen Kategorisierung. Habilitationsschrift. Erlangen.
- Litvinov, Viktor P./Nedjalkov, Vladimir P. (1988): Resultativkonstruktionen im Deutschen. Tübingen. (= Studien zur deutschen Grammatik, Bd. 34).
- Löffler, Karl (1905): Das Passiv bei Otfrid und im Heliand besonders im Verhältnis zu den lateinischen Quellen. Diss. Tübingen. Barna/Leipzig.
- Milan, Carlo (1985): Das Passiv im Deutschen und Italienischen. Die Partizipialkonstruktion mit *werden/sein* und *essere/venire*. Heidelberg. (= Germanische Bibliothek: Reihe 3, Untersuchungen).
- Mittner, Ladislaus (1955): Wurd. Das Sakrale in der altgermanischen Epik. Bern. (= Bibliotheca Germanica, Bd. 6).
- Öberg, A. B. (1907): Über die hochdeutsche Passivumschreibung mit *sein* und *werden*. Lund.
- Oubouzar, Erika (1974): Über die Ausbildung der zusammengesetzten Verbformen im deutschen Verbsystem. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur (Halle) 95, S. 5-96.
- Paul, Hermann (1989): Mittelhochdeutsche Grammatik. 23. Aufl. neu bearb. von Wiehl, Peter u. Grosse, Siegfried. Tübingen. (= Sammlung kurzer Grammatiken: A, Hauptreihe; Nr. 2).

- Rupp, Heinz (1956): Zum 'Passiv' im Althochdeutschen. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 78, S. 265-286.
- Schoenthal, Gisela (1976): Das Passiv in der deutschen Standardsprache. Darstellung in der neueren Grammatiktheorie und Verwendung in Texten gesprochener Sprache. München. (= Heutiges Deutsch. Reihe I: Linguistische Grundlagen, Bd. 7).
- Schröder, Werner (1955): Zur Passiv-Bildung im Althochdeutschen. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 77, S. 1-76.
- Schröder, Werner (1957): Die Gliederung des gotischen Passivs. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 79, S. 1-105.
- Shibatani, Masayoshi (1985): Passives and related constructions. A prototype analysis. In: Language 61, S. 821-848.
- Shibatani, Masayoshi (Hg.) (1988): Passive and Voice. Amsterdam/Philadelphia. (= Typological Studies in Language, Vol. 16).
- Siewierska, Anna (1984): The Passive: A Comparative Linguistic Analysis. London/Sydney/Dover, New Hampshire.
- Twaddel, W. Freeman (1930): *Werdan* and *wesan* with the Passive in Notker. In: Germanic Review 5, S. 288-293.
- Twaddel, W. Freeman (1932): *Werdan* and *wesan* again. In: Germanic Review 7, S. 81-83.
- Valentin, Paul (1987): Zur Geschichte des deutschen Passivs. In: Centre de Recherche en Linguistique Germanique (Hg.): Das Passiv im Deutschen. Akten des Kolloquiums über das Passiv im Deutschen. Nizza 1986. Tübingen. (= Linguistische Arbeiten, Bd. 183), S. 3-15.
- van der Wal, Maria Jacoba (1986): Passiefproblemen in oudere taalfasen. Middelnederlands *sijn/werden* + *participium praeteriti* en de pendanten in het gotisch, het engels en het duits. Diss. Leiden.
- Walther, Gisela (1986): Zur Bedeutung des Passivs im Deutschen. Diss. Leipzig.
- Weinrich, Harald (1985): Für eine nichtaristotelische Theorie der Aktiv-Passiv-Diathese in der deutschen Sprache. In: Koller, Erwin/Moser, Hugo (Hgg.): Studien zur deutschen Grammatik. Johannes Erben zum 60. Geburtstag. Innsbruck, S. 357-374.

- Weisgerber, Leo (1963): Die vier Stufen in der Erforschung der Sprache. Düsseldorf.
- Wiesinger, Peter (1989): Zur Passivbildung mit *kommen* im Südbairischen. In: Putschke, Wolfgang/Veith, Werner/Wiesinger, Peter (Hgg.): Dialektgeographie und Dialektologie. Günter Bellmann zum 60. Geburtstag von seinen Schülern und Freunden. Marburg, S. 256-268.
- Wilmanns, Wilhelm (1909): Deutsche Grammatik III. Bd. Straßburg.
- Zemb, Jean-Marie (1988): Sujet, y es-tu? Délibérations sur les circonstances atténuantes au procès du soi-disant 'passif impersonnel allemand'. In: Hommage à Bernard Pottier II. Paris. (= Cahiers de linguistique hispanique médiévale, volume 7), S. 851-860.
- Zifonun, Gisela (1991): Das Passiv und die Familie der grammatischen Konversen. Mannheim. Manuskript.
- Zifonun, Gisela (1991a): Passiv im Deutschen: Agenten, Blockaden und (De-) Gradierungen. In diesem Band.

Das Passiv im Deutschen: Agenten, Blockaden und (De-)Gradierungen

Sokrates in der „Apologie“ über die Handwerker, die sich offenbar wie die Dichter als Verweser von Jahrhundertchancen des Wissens verstanden:

Aber, ihr Athener, denselben Fehler wie die Dichter, dünkte mich, hatten auch diese vortrefflichen Meister: Weil er seine Kunst vortrefflich erlernt hatte, wollte jeder auch in den anderen Dingen sehr weise sein; und diese ihre Torheit verdeckte jene ihre Weisheit. So daß ich mich selbst auch befragte im Namen des Orakels, welches ich wohl lieber möchte: so sein, wie ich war, gar nichts verstehen von ihrer Weisheit, aber auch nicht behaftet mit ihrem Unverstande, oder aber in beiden Stücken so sein wie sie. Da antwortete ich denn mir selbst und dem Orakel, es wäre mir besser, so zu sein, wie ich war.

1. Über die Unschärfe grammatischer Regeln

Die Syntax gilt als 'ordentlicher' Gegenstand der Sprachwissenschaft – wenn nicht gar als ihr ordentlichster – und die Grammatik als sprachwissenschaftliche Teildisziplin gilt als ordentliche Wissenschaft. Damit meine ich folgendes: Während sich in anderen linguistischen Bereichen, z.B. der Lexikologie, längst die Erkenntnis durchgesetzt hat, daß die Erkenntnisobjekte sich einer rigiden, starren und auf absolute Diskretheit achtenden Theoriebildung chamäleonartig entziehen, scheint die Grammatiktheorie noch nicht so weit zu sein. Die Lexikologie beispielsweise hat mit der Annahme der grundsätzlichen Offenheit von Bedeutungen, der Stereotypen- und Prototypentheorie sowie der Annahme von Konzeptfamilien, zu denen sich die verwandten Bedeutungen eines Wortes zusammenschließen, Abschied von der starren strukturalistischen Theorie genommen und einen neuen, vielversprechenden Anfang gemacht.

Dagegen hält die Grammatiktheorie das Problem der Unschärfe grammatischer Regeln und Regularitäten nicht oder kaum für traktierenswert. Vereinzelte Hinweise auf die grammatische Nutzbarkeit der Prototypentheorie finden sich z.B. in Dahl (1986) oder Heringer (1989); man vergleiche auch die Beiträge von Lehmann und Fabricius-Hansen in diesem Band. Im allgemeinen aber konzentriert man sich darauf, immer ausgefeiltere Methoden und immer feinere Instrumente zur Erfassung grammatischer Fakten zu entwickeln. Der grammatische Fakt als solcher – so die stillschweigende Annahme – ist klar und diskret, nur die Beschreibungs- oder Erklärungsmethoden halten noch nicht Schritt. Man wird an dieser Stelle sicher innehalten und sagen: Wo kämen wir

denn hin, wenn wir dieses methodische Prinzip aufgeben? Dann sind doch jeder Art von Schludrigkeit in der Wissenschaft Tür und Tor geöffnet. Denn Schuld an Unklarheiten, so wird der Beschreiber dann immer entschuldigend vorschützen können, sind nicht die Mängel der Theorie, sondern die Unordentlichkeit des Gegenstandes.

Ich verzichte darauf, ausführlich zu begründen, daß es ja durchaus ordentliche Theorien für unordentliche Gegenstände gibt (z.B. die „fuzzy logic“) und setze mich für die folgenden Ausführungen einfach dem Urteil des Lesers aus: Ist ein grammatisches Phänomen wie die *P a s s i v f ä h i g k e i t* (von Verben) ein kognitiv fundiertes, grammatikalisches Phänomen mit unscharfer Begrenzung, oder ist es einfach nicht gelungen, die klare zugrundeliegende Regularität zu erkennen?¹

Das Phänomen der Passivfähigkeit steht dabei stellvertretend für viele Phänomene, denen die Mitarbeiter des IDS-Grammatikprojektes bei ihrer Arbeit an der „Grammatik des heutigen Deutsch“ begegnet sind und wohl noch weiter begegnen werden. D.h., wenn ich dieses Phänomen beschreibe, so kommt es mir auch, ja vielleicht sogar vor allem darauf an, einen Eindruck von unserer Sehweise auf empirische grammatische Phänomene und unseren beschreibenden Umgang mit ihnen zu vermitteln.

Verbunden mit dem Gesichtspunkt der Unschärfe bestimmter grammatischer Regeln ist die Frage nach dem Erklärungsanspruch. Konkret heißt das hier: Macht es einen Sinn, zu fragen, w a r u m bestimmte Verben passivfähig sind, andere dagegen nicht. Fragen dieser Art sind notorisch schwer zu beantworten, weil ja nicht einmal klar ist, in welcher Sphäre einschlägige Antworten gesucht werden müssen. Sind syntaktische Eigenschaften zuständig oder semantische oder gar sprachgeschichtliche, die wiederum primär syntaktischer oder primär semantischer Art sein können?

Die moderne Syntaxforschung – ich verweise vor allem auf Haider (1986) – verhält sich in diesem Punkt auf elegante Weise abstinert. Sie reguliert das Problem über den jeweiligen einzelnen Lexikoneintrag. So wird

¹ Damit wird nicht behauptet, daß es keine anderen, also nicht kognitiv fundierten Gründe geben könnte, die Passivierung verhindern. So ist z.B. auch bei ansonsten transitiven Verben Passivierung ausgeschlossen, wenn das Akkusativkomplement/Dativkomplement durch ein Reflexivpronomen belegt ist: *Hans hat sich auf dem Photo entdeckt* – **Hans wurde von sich auf dem Photo entdeckt*. *Der Champion erkämpft sich den Sieg*. – **Der Sieg wurde (von dem Champion) sich erkämpft*. Dagegen sind Konstruktionen mit Reflexivpronomen im Dativ beim Eintaktpassiv möglich: *Es darf sich etwas gegönnt werden*.

z.B. die Eigenschaft der *sein*-Selektion beim Perfekt intransitiver Verben gegenüber der *haben*-Selektion – eine Eigenschaft, die, wie wir sehen werden, in engem Zusammenhang mit der Passivfähigkeit steht – reguliert über das Merkmal 'zum Subjekt designiertes' Argument. Intransitive *sein*-Verben erhalten im Gegensatz zu den *haben*-Verben einfach kein designiertes Argument und schon ist die korrekte Selektion des Perfekt-Hilfsverbs gewährleistet. Die Subjektszuweisung selbst wird auf andere Weise nach unabhängigen Prinzipien geregelt.

Dieser kleine Trick selbst ist eine durchaus interessante Möglichkeit, auf die Gemeinsamkeit von *sein*-Passiv und *sein*-Perfekt hinzuweisen oder generell auf die Gemeinsamkeit zwischen Passiv und Ergativität (vgl. dazu vor allem Grewendorf (1989) sowie Fanselow (in diesem Band)) – in beiden Fällen werden nicht-designierte Argumente Subjekt. Nicht erklärt ist freilich, warum bei bestimmten intransitiven Verben das Argument nicht designiert ist. Syntax – ein Taschenspielertrick? Konsequenter wäre dann auch, meines Wissens ist das noch nicht geschehen, die mangelnde Passivfähigkeit von Akkusativ-Verben dadurch wegzuerklären, daß die entsprechenden Akkusativ-Argumente zu nicht-strukturellen, also inhärenten Argumenten erklärt werden, die von den grammatischen Mechanismen der genannten Art ohnehin ausgenommen sind.

Handelt es sich bei solchem Merkmalsjonglieren um Formen der Immunisierung, der Selbstgenügsamkeit, um eine Eleganz, die zu Lasten der Erklärungskraft geht? Oder sind im Gegensatz dazu weit ausholende Erklärungen auf ungesicherter kognitiver Basis, wie ich sie vorschlagen werde, bemüht, schwerfällig, wenn nicht gar an den Haaren herbeigezogen?

Ich werde im folgenden zunächst von der Passivdarstellung in der IDS-Grammatik ausgehen, dann zu der etwas spekulativeren Schicht funktionaler Erklärungen für den „Mehrwert“ der Passivkonstruktion gegenüber dem Aktiv vordringen, um schließlich daraus meine Hypothesen über die Passivfähigkeit abzuleiten.²

2. Das Passiv im Deutschen: in der IDS-Grammatik und in der Forschung

Kommen wir zunächst zu einer kurzen Skizze des Passivs im Deutschen, wie ich es sehe und wie es in der Grammatik dargestellt wird.

² Bei der Passiv-Darstellung der IDS-Grammatik spielt das Moment spekulativer Erklärung ebenso wie der kognitive Ansatz generell eine weitaus geringere Rolle als in dem vorliegenden Aufsatz. Dort hat die empirische Beschreibung insgesamt Vorrang.

Eine wichtige Grundvoraussetzung ist dabei, daß wir von der Struktur elementarer Propositionsausdrücke ausgehen. Ein elementarer Propositionsausdruck enthält z.B. ein lexikalisches Verb wie *erschaffen* als Prädikatsausdruck und die beiden Nominalphrasen *Menschen* und *Chimären* als Argumentausdrücke. In syntaktischer Sehwiese fungiert *Chimären* als Akkusativkomplement, *Menschen* als Subjekt (=Nominativkomplement). Prädikatsausdrücke werden durch ihre Argumentausdrücke zu Propositionsausdrücken, z.B. *Menschen erschaffen Chimären*, ergänzt. Wichtig auch für das folgende ist nun, daß wir Propositionsausdrücke als hierarchisch strukturiert betrachten, nicht als „flach“ (vgl. zur hierarchischen Strukturierung die Abbildungen I.1. und I.2., unten). Die Argumentausdrücke werden also nicht auf einen Schlag – wie in der Valenztheorie üblich – an den Prädikatsausdruck angebunden, sondern nach Maßgabe der Prädikatsnähe sukzessive angebunden. D.h., der Ausdruck für das verbnächste Argument wird als erstes angebunden, der Ausdruck für das verbfernste Argument als letztes. Für die konkrete Hierarchisierung der Argumentausdrücke gibt es empirische Indizien; auf sie kann ich hier nicht im einzelnen eingehen.³ Ich referiere hier einfach, daß das Subjektargument als verbfernstes, „externes“ Argument als letztes angebunden wird, es ist das Letztargument.

³ Man beachte, daß wir diese hierarchische Strukturierung – entsprechend dem Prinzip einer möglichst weitgehenden Parallellität von Syntax und Semantik – sowohl für die syntaktische als auch für die semantische Struktur annehmen. D.h., sie gilt sowohl, unter syntaktischer Perspektive, für die Anbindung der Komplemente, als auch, unter semantischer Perspektive, für die Anbindung der Argumentausdrücke. Ein Argument für das sukzessive Anbinden der Argumentausdrücke ist z.B., daß bei dreistelligen Prädikatsausdrücken wie *jemanden/jemandem auf die Schulter klopfen* zwar jeweils die „verkürzten“ Prädikatsausdrücke *klopfen* und *auf die Schulter klopfen/tippen* bildbar sind, nicht jedoch **jemandem/jemanden klopfen/tippen*. D.h., das personale Argument setzt bereits einen komplexen Prädikatsausdruck bestehend aus dem Verb und „angebundenem“ direktivem Adverbiale voraus. Ähnliches gilt z.B. auch für den Typ *Blätter in die Luft wehen/wirbeln* mit *in die Luft wehen/wirbeln*, aber **Blätter wehen/wirbeln*. Das Verb kann mit dem jeweils enger angebundenen Komplement (Argumentausdruck) eine Konstituente bilden, die z.B. ins Vorfeld verschoben werden kann:

Auf die Schulter klopfen durfte man ihm/ihn nicht.

**Ihm/Ihn klopfen durfte man auf die Schulter nicht.*

Ähnliches weist Wegener (1985 und 1989) für das Verhältnis von enger gebundenem Akkusativkomplement und personale Dativkomplement nach, z.B. bei den Transaktionsverben:

Den Führerschein wegnehmen sollte man dem Kerl.

**Dem Kerl wegnehmen sollte man den Führerschein.*

(Wegener 1989, S. 27)

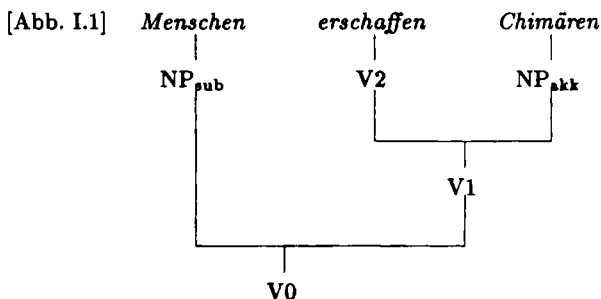
In der „Grammatik des heutigen Deutsch“ wird das Passiv nun wie folgt umrissen:⁴

Als Passiv bezeichnen wir periphrastische Formen der Vollverben, teilweise auch der Modalverben, die bestehen:

1. aus dem Partizip II des Verbs
2. aus den Formen eines der Hilfsverben *werden* und *sein* (zentrales Passiv) oder der parasitären Verben *bekommen*, *kriegen*, *erhalten* (peripheres Passiv)

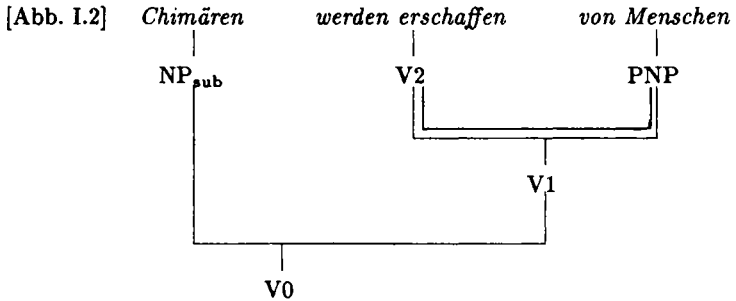
wobei außerdem folgende Bedingungen gelten:

3. Das Partizip II weist (beim zentralen und peripheren Passiv) Argumentrestrukturierung auf. D.h., das im Lexikoneintrag des Verbs als Subjekt vorgesehene Argument ist „blockiert“. Das im Lexikoneintrag des Verbs als Akkusativkomplement vorgesehene Argument wird beim zentralen Passiv gegebenenfalls – also falls überhaupt vorhanden – zum Letztargument, d.h., zum potentiellen Subjekt „promoviert“. Wir bezeichnen das Argument, das gemäß Lexikoneintrag Letztargument ist, als lexikalisches Letztargument, das durch Promotion zum Letztargument gewordene Argument als operationales Letztargument.



NP_{sub}: „lexikalisches Letztargument“ NP_{akk}: „lexikalisches Vor-
letztargument“

⁴ Das Passiv gehört in eine größere Familie grammatischer Konversen. So betrachten wir die modale Partizipialkonverse (*Das gehört gemeldet*), die Infinitivkonverse mit *sein* (*Das ist zu melden*) sowie die Reflexivkonversen mit und ohne *lassen* (*Das läßt sich gut schneiden*. *Das schneidet sich gut*) zwar als grammatische Konversen, nicht aber als Passivformen.



NP_{sub}: „operationales Letztargument“; PNP: „degradiertes Argument“

Der Infinitiv *erschaffen* und das Partizip II *erschaffen* weisen somit konverse Argumentstruktur auf:⁵

erschaffen: (V0/ARG_{i sub})/ARG_{j akk}

erschaffen: (PARTZ0/ARG_{j sub})/ARG_{i prp}

Wenn beide grammatischen „Takte“, nämlich Blockierung und Promotion bei einem Verb oder einer Verbverwendung möglich sind, sprechen wir von 'Zweitaktpassiv' – dies ist der Fall der akkusativregierenden Verben –, wenn dagegen nur der erste Takt, die Blockierung des lexikalischen Letztargumentes, möglich ist, sprechen wir von 'Eintaktpassiv'.⁶

⁵ Dabei repräsentiert in [Abb. I.2] die durch Doppelstrich markierte Verbindung zwischen 'V2' und 'PNP' die Relation zwischen Verb und Komplement im Randbereich. Bei Komplementen im Randbereich fallen anders als bei zentralen Komplementen die unterschiedlichen unter den Begriff der Valenz zu fassenden Bindungsrelationen (vgl. Jacobs 1986) nicht zusammen. In dem vorliegenden Fall ist das Präpositivkomplement sowohl nicht notwendig als auch „verbklassenspezifisch vorhersagbar“ (Breindl (1989), S. 34). Diese beiden Eigenschaften sprechen eher gegen Komplementstatus. Andererseits spricht die hierarchiehohe „ursprüngliche“ Rolle als Kausator oder Agens eher für Komplementstatus. Diese ursprüngliche Rolle wiederum bleibt aber keineswegs eindeutig bei der Restrukturierung erhalten. Bei der im Text angedeuteten und von mir favorisierten Lösung ist die PNP semantisch nicht mehr Argument der restrukturierten Elementarproposition, sondern Modifikator: Ähnlich wie 'mit dem Messer schneiden' als Modifikation von 'schneiden' interpretiert werden kann, kann 'von Menschen geschaffen werden' als Modifikation von 'geschaffen werden' betrachtet werden.

⁶ Bei der im folgenden durchgeführten funktionalen Analyse des Passivs wird sowohl das Zweitakt- als auch das Eintaktpassiv einbezogen. Allerdings gel-

4. Das lexikalische Letztargument wird degradiert (oder auch 'demo-viert'); es erscheint nicht mehr als zentrales Komplement, als unverzichtbarer Teil des Ausdrucks der Elementarproposition, sondern als Komplement im Randbereich, das den Ausdruck der Elementarproposition zu einem nicht-elementaren Propositionsausdruck erweitert.
5. Das Passiv-Hilfsverb konserviert die konverse Argumentstruktur; d.h., es deblockiert nicht wie das Perfekthilfsverb *haben* das lexikalische Letztargument.
6. Aktivsätze und entsprechende Passivsätze sind – von skopussensitiven Fällen abgesehen – im Hinblick auf ihre Wahrheitsbedingungen gleich.⁷

Ein Beleg für das Zweitaktpassiv mit degradiertem Argument ist etwa:

- (1) *Bei der Wahl zum Gesicht des Jahres 1991 im Ost-Berliner Grand Hotel wurden die 17jährige Schülerin und der 19jährige KFZ-Schlosser aus dem Ostteil der Stadt am Samstagabend von einer international besetzten Mode-Jury unter 32 Konkurrenten zu den Schönsten der Schönen gekürt.*

(Mannheimer Morgen, 22.4.1991, S. 11)

Ein Beispiel für das Zweitaktpassiv ohne degradiertes Argument ist:

- (2) *Brunnen wurden gebohrt und feste Straßen gebaut.*

(Pörtner, Die Erben Roms, S. 120)

Belege für das Eintaktpassiv bei mehrstelligen und einstelligen Verben sind jeweils:

- (3) *Einem Toten wird vergeben.*

(Strittmatter, Ole Bienkopp, S. 21)

ten für das Eintaktpassiv einstelliger oder einstellig verwendeter Verben zusätzliche semantische Besonderheiten: Bei dem degradierten Argument muß es sich immer um ein Denotat für Personen oder zumindest Lebewesen handeln: *Dort wurde gearbeitet/getanzt*. Zum Eintaktpassiv einstelliger Verben vgl. auch Leirbukt (1990). Das periphere *bekommen*-Passiv wird nicht einbezogen.

⁷ Das gilt so nur für Passivsätze, in denen das degradierte Argument genannt ist. Wenn dagegen Argumentreduktion vorliegt, kann in geeigneten Kontexten oder aus dem Wissen generell das jeweils fehlende Argument nur erschlossen werden.

- (4) *Da wurde endlich wieder einmal geweint.*

(Grass, Blechtrommel, S. 663)

Beleg für das periphere *bekommen*-Passiv ist:

- (5) *Erst im Sommer dreiunddreißig sollte ich wieder Theater geboten bekommen.*

(Grass, Blechtrommel, S. 88)

Mit dieser Grundcharakteristik des Passivs sind gleichzeitig folgende Marken gesetzt:

1. Kern grammatischer Beschreibung ist der semantische und syntaktische Aufbau von Propositionsausdrücken; es liegt somit eine wahrheitsfunktional-semantische Grundorientierung vor; dies gilt für die Grammatik insgesamt.

2. Aktiv und Passiv stehen in keiner Transformationsbeziehung, sondern sind kompositional unterschiedliche eigene Konstruktionstypen.

3. Dreh- und Angelpunkt der Passivkonstruktion ist das Partizip II. Das Partizip II ist nicht einfach eine Verbform mit einem gebundenen grammatischen Morphem, das als solches bedeutungslos ist, sondern das Partizip macht einen eigenständigen Beitrag zur Gesamtbedeutung.

Soweit folgt die Passivanalyse bekannten Grundideen aus logisch-semantischer Sprachanalyse, verbindet sie mit den Erkenntnissen der neueren generativen Theorie zu den strukturellen Eigenschaften der Partizipien und fügt diese Elemente zusammen zu einer semantisch-lexikalistischen Gesamttheorie.

3. Funktionale Erklärung des Passivs

Das ist jedoch nur die halbe Miete.

Eine erklärend-funktionale Grammatikschreibung muß sich u.a. folgenden miteinander zusammenhängenden Fragen stellen:

1. Gibt es einen funktionalen Mehrwert des Passivs, d.h. sind Aktiv- und Passivsätze jenseits ihrer grundsätzlichen Synonymie auf der propositionalen Ebene funktional verschieden?

2. Wenn ja – und ich sage ja –, an welchen grammatischen Eigenschaften ist der funktionale Mehrwert festzumachen?

Zu der ersten Frage gibt es in der grammatischen Tradition zahlreiche Antwortversuche. Sie gehen, wenn man sie nur grob sortiert, grundsätz-

lich in zwei Richtungen. Ich möchte die beiden Richtungen charakterisieren als 1. die im traditionellen Sinne „inhaltsbezogene“ und 2. die „textorganisatorisch-kommunikative“. Die „inhaltsbezogene“ knüpft an an Weisgerbersches Gedankengut und stellt mit Brinkmann das Passiv in den Umkreis der „täterbezogenen“ Perspektive, bei der – vor allem im Gegensatz zur „haben“-Perspektive – der Akkusativ etwas „außerhalb des Subjektbereichs“ Liegendes bezeichnen muß, zu dem das Geschehen in Beziehung tritt (Brinkmann 1971, S. 215). Die „textorganisatorisch-kommunikative“ hebt ab auf die kommunikativen Optionen, die aus Argumentrestrukturierung und – potentieller – Argumentreduktion resultieren. Ihre Ergebnisse sind gesichert und beeindruckend (vgl. Schoenthal 1976, 1987, Pape-Müller 1980, Eroms 1974, 1987).

Die erste Richtung gilt allgemein als weniger abgesichert als die zweite. Zwar gibt es im Rahmen der Kasustheorie vorsichtige Versuche zu einer Teilrehabilitation, aber die grundsätzlichen Mängel etwa einer unklaren, oft auch verquastenen Begriffsbildung bleiben bestehen. Zwei Dinge nun sollen festgehalten werden. Beide funktionalen Richtungen begreifen sich als unabhängig voneinander, beide Erklärungsrichtungen vernachlässigen die Beantwortung der genannten wesentlichen Frage, d.h. sie spüren den grammatischen Ursachen des funktionalen Mehrwerts kaum nach.

Ich will nun versuchen, genau an diesem vernachlässigten Punkt anzusetzen: Dabei gehe ich von den grammatischen Verhältnissen, insbesondere der Bedeutung des Partizips II aus. Sie kann den Zugang erschließen sowohl zu dem semantischen Mehrwert im Sinne der inhaltsbezogenen Grammatik als auch zu dem speziellen textgrammatischen Potential der Konstruktion. Dabei kann ich auf letzteren Aspekt an dieser Stelle nur ganz knapp eingehen.

3.1. Das Partizip II: Dimension der Prozeßkonzeptualisierung

Dreh- und Angelpunkt einer fundierten funktionalen Erklärung des Passivs ist das Partizip II. Bei der nun folgenden Analyse schließe ich mich an an Langackers „cognitive grammar“, insbesondere an seine Passivanalyse in Langacker (1982).

Das Partizip II unterscheidet sich in zwei Dimensionen von dem zugrundeliegenden Verb:

(1. Dimension): hinsichtlich der Dimension der **P r o z e ß k o n z e p t u a l i s i e r u n g**

(2. Dimension): hinsichtlich der Dimension der **A r g u m e n t r e s t r u k t u r i e r u n g**.

Ich beschäftige mich zunächst mit der ersten Dimension.

Wir gehen von einer Analyse des einfachsten Falles aus: Wenn ein Verb wie *aufgehen*, *schmelzen*, aber auch *zerstören*, *ausarbeiten* im weitesten Sinne einen Prozeß bezeichnet, so charakterisiert das Partizip II *aufgegangen*, *geschmolzen*, *zerstört*, *ausgearbeitet* z.B. in der *aufgegangene Mond*, die *geschmolzene Butter*, die *zerstörte Mauer* oder der *ausgearbeitete Projektplan* den Endzustand, der aus eben diesem Prozeß resultiert. Hier handelt es sich um sogenannte transformative Verben bzw. Verbverwendungen.

Die Partizipien nicht-transformativer, zweistelliger Verben etwa *bewacht*, *umgeben* in *das (gut) bewachte Haus*, *der von Rosen umgebene Garten* können nicht in gleicher Weise analysiert werden. Immerhin aber charakterisieren auch diese Partizipien Zustände bzw. Gegenstände, die sich in Zuständen befinden. Eine beide Gebräuche überdeckende Analyse könnte nun so aussehen:

Das Partizip II denotiert die Menge von Zuständen, die dem vom Verbstamm selbst denotierten Prozeß entsprechen. D.h., das Partizip II schafft die Perspektive auf den Prozeß als Folge diskreter Zustände.

Bei den transformativen Verben sind die diskreten Zustände untereinander verschieden, sie zeigen eine mehr oder weniger rasch, z.T. sogar punktuell verlaufende (also im Umschlagen von nur zwei Zuständen bestehende) Veränderung in Richtung auf einen End- und Zielzustand hin an:

[Abb. II.1] *zerstört*
$$\left[\begin{array}{cccc} \cdot & \cdot & \dots & \cdot \\ | & | & & | \\ | & | & & | \\ | & | & & | \\ \hline z_1 & z_2 & & z_n \end{array} \right] \quad z_i \neq z_j \text{ mit } i, j \in \{1, \dots, n\}$$

Bei den transformativen Verben wollen wir als Untergruppe die telisch-transformativen Verben unterscheiden; diese sind nicht punktuell; d.h., dem Endzustand geht eine Serie von Zustandsveränderungen von einer gewissen kognitiv relevanten Dauer voraus. Grammatisches Indiz für telische Transformativität ist die Verwendbarkeit von Phrasen wie *in einer Stunde*, *innerhalb von ein paar Minuten*, mit denen die Strecke bis zum Erreichen des Endzustandes angegeben werden kann.

mativ ist, charakterisiert die Verbindung *sein* + Partizip II einen Gegenstand, der sich in dem aus dem Prozeß resultierenden Zielzustand befindet. Dies gilt sowohl für die intransitiven, transformativen Partizipien ohne Argumentrestrukturierung (z.B. *ist aufgeblüht, ist getrocknet, ist geschmolzen*) als auch für die transitiven, transformativen Partizipien mit Argumentrestrukturierung (z.B. *ist zerstört, ist ausgestanden, ist abgeschlossen*), also das sogenannte Zustandspassiv oder, wie wir in der Grammatik sagen, das *sein*-Passiv.

Bei nicht-transformativen Verben kann diese Sensitivität des *sein* nicht wirksam werden. Im Falle intransitiver Verben bedeutet das, daß bei ihnen in der Regel eine Verbindung von *sein* und Partizip II, also ein sogenanntes *sein*-Perfekt, als Teil des verbalen Paradigmas nicht vorhanden ist (**ist geschlafen, *ist gedauert*). Beim *sein*-Passiv sind die Folgen weniger drastisch und damit auch weniger klar zu erfassen, zu beschreiben und zu erklären. Eindeutig steht immerhin fest, daß es zu bestimmten nicht-transformativen Verben ein *sein*-Passiv gibt (*er war den ganzen Tag bewacht*) – hier ist vielleicht die Abgeschlossenheit und Konturiertheit einer „gebundenen Episode“ (Langacker 1982, S. 70) die Brücke zur telischen Transformativität – sowie vor allem zu den Verben *umgeben, verbinden, trennen* usw., mit denen räumliche Beziehungen charakterisiert werden wie z.B. in:

(6) *Die Stadt war durch den Fluß in zwei Teile geteilt.*

(7) *Das Haus war von einem Bretterzaun umgeben.*

Ich komme auf die Besonderheiten dieser *verbinden*-Gruppe, wie ich sie nennen möchte, noch zurück.

Ebenso klar aber steht fest, daß das *sein*-Passiv bei Verben, die nicht telisch-transformativ sind, insgesamt stark eingeschränkt ist. Bei punktuellen Verben, also Verben, bei denen keine Serie von kognitiv relevanter Dauer in einem Endzustand resultiert, ist das *sein*-Passiv ausgeschlossen (z.B. *grüßen, anblicken, sehen, ohrfeigen*). Nicht-transformative Handlungsverben (z.B. *suchen, führen, fördern, pflegen*) sowie Verben, die eine kognitive oder emotionale Beziehung zwischen Menschen und Gegenständen ausdrücken (*lieben*-Gruppe), lassen ein *sein*-Passiv nur in bestimmten, vom Bezug auf Einzelereignisse/Einzelnzustände abgelösten, oft idiomatisierten Verwendungen zu: *Ein Gegenstand ist gesucht, jemand ist gepflegt, geachtet, gefürchtet*.

Die Wirksamkeit des kognitiven Faktors telische Transformativität im Zusammenhang mit dem *sein*-Passiv wird umgekehrt daran deutlich, daß es zu nicht-telisch-transformativen Simplexverben ohne *sein*-Passiv

telisch-transformative Präfixverben oder telisch-transformative erweiterte Verbgruppen mit *sein*-Passiv gibt. Man vergleiche:

- (8) ? *Der Traum ist geträumt.*
Der Traum ist ausgeträumt.

- (9) **Endlich war gestritten.*
Endlich war genug gestritten/ausgestritten.

Das Passiv-Hilfsverb *werden* ist – so scheint es zumindest für den heutigen Sprachzustand – für die Endzustandsprofilierung nicht direkt *sensitiv*.⁸ Ge-X-t-werden denotiert den sukzessiven Übergang zu den einzelnen Teilzuständen, die gemäß der Partizip-II-Bedeutung den Gesamtprozeß denotieren. Ob dieses Mapping zu einem definierten Endzustand führt (telisch-transformativ: *Die Stadt wird zerstört*) oder nicht (*Das Haus wird überwacht*), ist irrelevant. Man beachte, daß dieses sukzessive Mapping – obschon kognitiv komplexer und daher wohl markierter – unter dem Gesichtspunkt der Wahrheitsbedingungen dem Durchlaufen des Prozesses ohne konzeptualisierte Zwischenzustände, also dem Aktiv, entspricht.

Dennoch hat auch das *werden*-Passiv seine Wurzeln in der vom Partizip denotierten Perspektive auf den Prozeß als geordnete Folge von Zuständen mit spezieller Favorisierung eines eventuellen Zielzustandes. Zumindest auf indirekte Weise im Medium der Eigenschaft 'Passivfähigkeit' sind Spuren davon zu entdecken.

3.3. Das Partizip II: Kausativität und Agentivität

Folgen Sie mir bitte bei folgender Überlegung:

Zwei- oder mehrstellige telisch-transformative Verben sind in aller Regel kausative Verben, also Verben, bei denen mit dem Letztargument der Verursacher der Veränderung genannt ist: *etwas trocknen*, *etwas schmelzen*, *etwas zerstören*. Umgekehrt sind kausative Verben bis auf wenige Ausnahmen (in „Verben in Feldern“ sind etwa genannt: *erhalten*, *unterbinden*) transformativ. Außerdem ist für kausative Prädikate in der Regel die Option auf eine agentive Interpretation der Kausation offen. D.h., zwischen dem kognitiven Merkmal der telischen Transformativität und der agentiv interpretierbaren Kausativität zweistelliger (oder mehrstelliger) Relationen besteht eine Affinität.

⁸ Dies scheint jedoch in früheren Sprachstufen der Fall gewesen zu sein. Eroms (in diesem Band) formuliert: „Die *werden*-Formen fokussieren den Zustandseintritt, die Transformation, die *wesan*-Formen benennen die Handlung, das Geschehen oder eine Tatsache nichtterminativ (...).“

Die wichtige Kategorie der Kausation ist selbst keine einheitliche Kategorie, sondern wie viele andere facettenreiche Konzepte, z.B. das verwandte Konzept der „Transitivität“ (vgl. z.B. die Arbeiten in Hopper/Thompson 1982), gekennzeichnet durch ein Bündel von Bestimmungsstücken, die untereinander nach Prinzipien der Prototypizität strukturiert sind. Nach Lakoff (1987, S. 54) gehören sowohl Transformativität (2.) als auch ein menschlicher Agens (7.) zur prototypischen Form der Kausation:

1. There is an agent that does something.
2. There is a patient that undergoes a change to a new state.
3. Properties 1 and 2 constitute a single event; they overlap in time and space; the agent comes into contact with the patient.
4. Part of what the agent does (either the motion or the exercise of will) precedes the change in the patient.
5. The agent is the energy source; the patient is the energy goal; there is a transfer of energy from agent to patient.
6. There is a single definite agent and a single definite patient.
7. The agent is human.
8. a. The agent wills his action.
b. The agent is in control of his action.
c. The agent bears primary responsibility for both his action and the change.
9. The agent uses his hands, body, or some instrument.
10. The agent is looking at the patient, the change in the patient is perceptible, and the agent perceives the change.

Kausativität spielt nun im Zusammenhang mit dem *werden*-Passiv fraglos eine wichtige Rolle.⁹ Zwar ist die naive These

Nur kausative mehrstellige Verben können ins Passiv gesetzt werden

fraglos falsch. Wahr ist jedoch folgende eingeschränkte These:

Alle kausativen Verben erlauben ein Passiv, nicht alle nicht-kausativen Verben erlauben ein Passiv.

Diese These wollen wir nun in zwei Richtungen verfolgen:

⁹ Im Gegensatz zur landläufigen Meinung halte ich an der umfassenden Kategorie der Kausation gegenüber der eingeschränkteren Agentivität zur Erklärung des Passivs fest. Ich unterscheide somit zwischen kausativ-agentiven Verwendungen wie *Die Stadt wurde von den Eroberern zerstört* und kausativ-nicht-agentiven Verwendungen: *Das Haus wurde vom Sturm zerstört*.

1. Zum einen gehen wir einem möglichen Zusammenhang zwischen agentiv deutbarer Kausativität und der PP-Bedeutung nach, ähnlich wie wir das mit dem Faktor Transformativität getan haben.

2. Zum anderen untersuchen wir, wie und unter welchen Bedingungen im Passiv auch nicht-kausative Verben ins Spiel kommen.

Ich verfolge zunächst die erste Richtung:

Die PP-Bedeutung hat, wie wir gesehen haben, neben dem Faktor Perspektivierung des Prozesses als Zustandsfolge einen zweiten wichtigen Faktor, den der Argumentrestrukturierung. Ähnlich wie bei der kognitiv komplexeren Ereignisperspektive des Partizips gegenüber dem Verb suchen wir hier nach den möglichen Motiven oder kognitiven Ansatzpunkten für die Restrukturierung:

Wir folgen zunächst der kognitiven Idee, daß das Letztargument, also das syntaktische Subjekt, den kognitiven Vordergrund des Sachverhaltsentwurfes bildet, Langacker spricht hier im Anschluß an Miller/Johnson-Laird (1976) von „trajector“ als kognitivem Vordergrundelement versus „landmark“ als kognitivem Hintergrundelement: „I have defined a trajector as the figure within a relational profile. (...) what all subjects have in common is their role as figure or trajector within a relational profile. It is of course easiest to conceptualize a scene by selecting the most active thing as figure, then tracing its activity against the background provided by other entities; but this is a matter of image and perspective, and we can perfectly well construe a scene otherwise.“ (Langacker 1982, S. 64)

Dieses kognitive Vordergrundelement wird also im einfachsten Fall vom 'aktivsten' oder wirkungsvollsten Beteiligten der Szene oder des Ereignisses gestellt; denn am einfachsten wird eine Szene konzeptualisiert, wenn der aktivste Teil das Vordergrundelement konstituiert. Prototypische Beispiele für diese 'einfache' Konzeptualisierung von Ereignissen mit mehreren Ereignisbeteiligten sind dann Sachverhaltsentwürfe mit kausativen Verben und dem Kausator als Letztargument. Unter diesen wiederum sind die agentiv-kausativen, also diejenigen mit menschlich-handlungsfähigem Kausator privilegiert (dazu vgl. Lakoff 1987). Agentiv-nicht-kausative Entwürfe, die dann auch nicht transformativ zu interpretieren sind, wären den kausativ-agentiven, was ihre Prototypizität angeht, direkt nachgeordnet (Beispiele sind hier: *folgern aus, beobachten*).

3.4. Argumentrestrukturierung und Beteiligtenrollen

Grammatische Argumentumordnung durch das Passiv auf der kognitiven Ebene – nicht auf der Ebene der Textorganisation – hat dann die Funktion, ein Hintergrundelement der Konzeptualisierung zum Vordergrundelement zu promovieren, während das lexikalisch gegebene Vordergrundelement in den Hintergrund gerückt wird. Passivierung macht auf dieser Folie nur dann einen Sinn, wenn die ursprüngliche lexikalische Konzeptualisierung der prototypischen Konzeptualisierungsform entspricht oder ihr hinreichend angenähert ist, d.h., wenn der Konstruktionstyp im Aktiv nicht schon selbst markiert ist, insofern als er von der typischen Konzeptualisierungsform divergiert.

Dabei kann ich auf die unterschiedlichen Ursachen einer Abweichung von der prototypischen Konzeptualisierungsform nicht eingehen. Sie können sicher zum einen eher auf Sachverhaltsspezifika zurückgehen, denn nicht alles, was der Fall ist, nicht jedes komplexe Ereignis mit mehreren Ereignisbeteiligten läßt sich in das Schema der Kausation pressen. Zum anderen aber ist die Divergenz vom prototypischen Schema ihrerseits schon das Ergebnis spezieller kognitiver Projektion und Perspektivierung.

Etwas konkreter heißt das:

Passivierung macht dann einen Sinn, wenn

(a) die Argumente bezogen auf den entworfenen Sachverhalt deutlich unterschiedene Beteiligtenrollen haben

und/ oder wenn

(b) bezogen auf den einfachsten jeweils möglichen Fall der Konzeptualisierung von Ereignissen oder Ereignistypen nicht bereits lexikalisch eine Argumentumordnung vorliegt.

Die Untersuchung der Bedingungen (a) und (b) bringt uns der Beantwortung der in Abschnitt 3.3. unter 2. gestellten Frage nach einer Ausdehnung des Bereichs der passivfähigen Verben über den Kern der kausativ-transformativen hinaus näher. Dabei werden Fallunterscheidungen in die Fälle (A) bis (H) getroffen. (Zu einer zusammenfassenden Übersicht und Bewertung der Fälle vgl. den nächsten Abschnitt).

Bedingung (a), unterschiedliche Beteiligtenrollen, ist erfüllt bei den nicht-kausativen und nicht-transformativen Handlungsverben wie *beobachten*, *behandeln*, *versorgen*. Bei ihnen ist generell das *werden*-Passiv bildbar. Sie konstituieren sozusagen den zweiten Kreis um den innersten Kern der passivfähigen Verben, der von den agentiv-kausativen, telisch-transformativen Verben gebildet wird. Während die Verben dieses

Kerns *werden-* und *sein-*Passiv-fähig sind, sind die nicht-transformativen Handlungsverben nicht in jedem Fall *sein-*Passiv-fähig. Wir können somit diese beiden Fälle (Fall A), innerster Kern, und (Fall B), zweiter Kreis, miteinander kontrastieren. Auch bei den „punktuellen“, also nicht-telischen, jedoch transformativen Handlungsverben wie *grüßen*, *ohrfeigen*, ist die Bedingung der unterschiedlichen Beteiligtenrollen erfüllt. Ihnen räumen wir einen eigenen 'Fall', nämlich Fall C, ein, da sie, wie wir sahen, im Hinblick auf die andere kognitive Dimension, die Dimension der Prozeßkonzeptualisierung, einen Sonderstatus haben.

Nicht erfüllt ist die Bedingung (a), also deutlich unterschiedene Beteiligtenrollen der Argumente, z.B. bei symmetrischen relationalen Verben wie *gleichen*, *ähneln*. Hier sind die beiden Beteiligtenrollen der Argumente identisch. Das Passiv ist ausgeschlossen. Auch Verben wie *abhängen von*, *basieren auf*, die statische Sachverhaltsrelationen bezeichnen, sind nicht passivfähig. Deutliches Indiz ist, daß Verben mit zwei Lesarten – jeweils einer kausativ-agentiven und einer symmetrisch oder statisch relationalen nur in der erstgenannten Lesart passivfähig sind:

Das Verb in

(10) *Fritz wurde von Karl getroffen.*

kann nicht im Sinne von 'begegnen', sondern nur im Sinne von 'berühren, verletzen' verstanden werden.

Das Verb in

(11) *Dem Plan wurde entsprochen/widersprochen.*

kann nicht im Sinne von 'in Übereinstimmung sein mit' bzw. 'in Widerspruch stehen zu' gelesen werden, sondern nur im Sinne von 'Folge leisten' bzw. 'Widerspruch einlegen' (Fall F).

Bedingung (b), keine lexikalische Argumentumordnung, kann in unterschiedlicher Weise nicht erfüllt sein oder nur schwach erfüllt sein:

Bedingung (b) ist nicht erfüllt, wenn das lexikalische Letztargument nicht dem aktivsten – menschlichen – Ereignisbeteiligten vorbehalten ist, sondern z.B. dem Betroffenen oder Rezipienten, dem inaktiven Nutznießer, so bei *bekommen*, *erhalten*, *haben*. Hier ist kein Passiv möglich (Fall G).

Bedingung (b) ist nur schwach erfüllt, wenn das lexikalische Letztargument den menschlichen Ereignisbeteiligten kognitiver Relationen charakterisiert, wie z.B. bei *sehen*, *hören*, *erfahren*, *kennen*, aber auch insbesondere den Träger propositionaler Einstellungen, wie sie etwa von

wissen, glauben, vermuten, ahnen denotiert werden. Bei diesen ist die Passivierbarkeit uneinheitlich; kein Passiv haben in der Regel *wissen, erfahren, kennen, ahnen*, während *vermuten, annehmen, befürchten* usw. durchaus passivfähig sind.

Zu *vermuten* ist, daß gerade im Bereich von Wahrnehmung, Kognition und Emotion kognitiv und sprachlich der Spielraum zwischen agentischer, semi-agentischer und nicht-agentischer Sehweise relativ breit ist. So wird man z.B. die Äußerung *Er wurde in Frankfurt gesehen*, nur dann verwenden, wenn es sich um ein herausgehobenes, konturiertes und bewußt erinnertes Ereignis handelt, nicht um eine beliebig aufgerufene Strecke im Bewußtseinsstrom.

Bei Verben, die eine kognitive oder emotionale Relation jeweils zwischen Personen oder nicht-personalen Gegenständen (Letztargument) und Personen (Nichtletztargument) bezeichnen wie *beeindrucken, interessieren, begeistern, erregen, ärgern, entsetzen*, hängt die Bildbarkeit des Passivs in der Tat davon ab, wie 'aktiv' bzw. kausativ die Relation gesehen wird. Wir nennen diese Gruppe kurz *ärgern-Gruppe*. Belege deuten darauf hin, daß Passiv eher dann in Frage kommt, wenn Menschen oder menschliche Verhaltensweisen als Auslöser des kognitiven oder emotionalen Prozesses benannt werden, als wenn nur der Gegenstand, also das 'Thema' der „Gemütsbewegung“, benannt wird. So wird man z.B. bei dem folgenden Satz immer darauf schließen, daß ein Mensch oder Menschen hier geärgert haben, nicht irgendein Gegenstand:

- (12) *Als er wieder einmal geärgert wurde, nahm er die Mütze ab – drei Spatzen flogen weg.*

In der Tat bestätigt der Gesamtkontext, eine kleine Anekdote über eine wahre Begebenheit in der Bildzeitung, diese Erwartung:

Spatzen unter der Mütze (Artikelüberschrift)

„Du hast wohl Spatzen unter der Mütze“. So wurde der Anstreicher Werner G. (29) aus Nordenham (Weser) oft in seinem Stammlokal verspottet, weil er immer seine Mütze aufbehielt. Als er wieder einmal geärgert wurde, nahm er die Mütze ab – drei Spatzen flogen weg! Werner G.: „Jetzt ärgert mich endlich niemand mehr.“

(Bild, 29.03.1967, S. 3)

D.h., wenn das degradierte lexikalische Letztargument nicht benannt wird, wird aus der Passivkonstruktion heraus auf aktive, kausativierende menschliche Belegung geschlossen (Fall D).

Man beachte auch, daß sich bei diesen Verben eine spezielle *sein*-Konverse herausgebildet hat, bei der anders als im Passiv (auch anders als im *sein*-Passiv) der thematische Gegenstand mit einer Art thematischen Präposition wie *an*, *über*, *angesichts* angeschlossen wird:

- (13) *Ich war interessiert an/empört über/verärgert angesichts der Tatsache.*

Diese Konstruktion wiederum entspricht der Tendenz, den menschlichen Ereignisbeteiligten auch dann in den kognitiven Vordergrund zu rücken, wenn er nicht aktiv handelnd ist, sondern, wie hier, Stimmungen und Gefühle erlebt. D.h., der prototypischen Konzeptualisierungsform 'Person X ärgert Person Y' mit agentiv interpretierter Kausation stehen zwei andere Konzeptualisierungsformen gegenüber: 'Gegenstand Z ärgert Person Y' mit thematischem oder noch kausativem, jedoch nicht-personalem und nicht-agentischem Letztargument und 'Person Y ärgert sich über X/Z' mit nicht-agentischem, jedoch personalem Letztargument. Ein Passiv gibt es nach unseren Vorgaben vorzugsweise zu dem prototypischen 'Person X ärgert Person Y'.

Verben, die überhaupt nur mit thematischem Subjekt verwendet werden, das typischerweise nicht-menschlich belegt ist, während der menschliche Handlungsbeteiligte in einer inaktiven Beteiligtenrolle in der Regel als Dativkomplement genannt wird, sind generell nicht passivfähig (Eintakt-Passiv). Man denke an Verben wie *gelingen*, *unterlaufen*, *auffallen*, *fehlen*, *belieben*, *gefallen*, *gehören*, *schmecken*, *guttun*, *ziemen* (Fall H).

Bei ihnen liegt bezogen auf die prototypische Konzeptualisierungsform bereits eine Argumentumordnung vor; es besteht kein Konversionsbedarf durch das Passiv. Bei diesen Verben wiederum kann man im engeren Sinne ergative Verben wie *gelingen*, *unterlaufen*, *entfallen*, *passieren* unterscheiden, die das Perfekt mit *sein* bilden, sowie die restlichen thematischen *haben*-Verben. In generativen Ansätzen (etwa Grewendorf 1989) ist dieses Konzept der bereits lexikalisch fixierten Argumentumordnung bei den ergativen *sein*-Verben von der kognitiven Ebene auf die syntaktische verlagert: *Sein*-Verben – ich erinnere an die Anfänge meines Vortrags – realisieren auch nicht-eigentliche Letztargumente, also solche, die nicht zum Subjekt designiert sind.

Wir haben soeben bei den Verben der *ärgern*-Gruppe die unterschiedliche Beteiligtenrolle des lexikalischen Letztargumentes und die Auswirkungen auf die Passivierbarkeit beobachtet. Ganz analog verhält es sich bei den Verben der bereits oben genannten *verbinden*-Gruppe:

Verben wie *teilen*, *verbinden*, *trennen*, *bedecken*, *beleuchten*, *umgeben* haben jeweils ein *agentiv/kausativ-transformatives* Muster und ein *nicht-agentiv/nicht-kausativ-nicht-transformatives* Muster:

(14) *Die Siegermächte teilten die Stadt in zwei Teile.*

(15) *Der Fluß teilt die Stadt in zwei Teile.*

In beiden Lesarten ist ein *werden-* und ein *sein-*Passiv möglich (Fall E). Dennoch ist ähnlich wie bei der *ärgern-*Gruppe die *agentiv/kausativ-transformativ* Lesart kontextuell präferiert. Auch hier wird beim *werden-*Passiv, wenn das degradierte lexikalische Letztargument nicht genannt ist, stets auf die *agentiv-transformativ* Lesart geschlossen:

(16) *Die Stadt wird/wurde geteilt.*

Man beachte jedoch, daß eine Perspektivierung nach Maßgabe des *kausativen* Musters auch bei der Zustandsvariante immerhin noch rekonstruierbar ist: Der Fluß sorgt für eine Teilung oder Verbindung der Stadt – so könnte man sagen. Die *agentivische* – oder *kausative* – Variante schlägt, wie Eisenberg 1989, S. 125 in ähnlichem Zusammenhang feststellt, auf das grammatische Verhalten insgesamt durch – sie tut dies, könnte man hinzufügen, weil sie auch auf die semantische Perspektive mehr oder minder durchschlägt.

Rückblickend können wir folgendes Interpretationsprinzip festhalten:

Wann immer in einer Passivkonstruktion das degradierte Argument, das Aktivsubjekt, nicht genannt ist, und das Verb als *kausatives* Verb oder als *Handlungsverb* und gleichzeitig als *statisch-relationales* Verb, *Zustandsverb*, interpretiert werden kann, wird die Interpretation als *kausatives* Verb oder *Handlungsverb* gewählt.

Wenn das degradierte Argument genannt ist, sind zwei Fälle zu unterscheiden: Bei der *verbinden-*Gruppe ist dann auch die *Zustandsinterpretation* möglich, bei den übrigen Verben ist auch dann nur die Interpretation als *kausatives* oder *Handlungsverb* möglich.

4. Passivierbarkeit als kognitiv fundierte gradiente Eigenschaft mit prototypischen Vertretern

Ich komme zu einem ersten Fazit:

Passivierung zeigt in zweierlei Hinsicht Prototypizitätseffekte: Zum einen ist das Konzept nicht klar begrenzt, d.h. es weist unscharfe Ränder auf. Es gibt zentrale Elemente der Menge der passivfähigen Verben und peri-

phere Elemente, die nicht in allen Verwendungen, nicht für alle Sprecher usw. passivfähig sind.

Zum anderen ist das Konzept in sich abgestuft, gradiert. D.h., es gibt beste Exemplare der Kategorie der passivfähigen Verben, sozusagen die Paradefälle, und es gibt in abgestufter Weise weniger gute Exemplare der Kategorie. Der Übergang von den besten Exemplaren zu den weniger guten ist dabei in bestimmter Weise kognitiv motiviert. Die besten Exemplare weisen alle in Frage kommenden Einzelmerkmale, die die Kategorie auszeichnen, auf; die weniger guten nur bestimmte Merkmale; jenseits der unscharfen Grenze gibt es auch eindeutig nicht-passivfähige Verben. Die in Frage kommenden Merkmale sind die erläuterten Faktoren 'telische Transformativität', 'agentiv interpretierbare Kausativität', festmachbar an einem (bevorzugt menschlichen) Denotat des Letztargumentes' sowie 'Nicht-Symmetrie der denotierten Relation' als Reflexe der Grundbedingungen (a) und (b).

Wir haben die einzelnen Fälle bereits erörtert. Für die Fälle insgesamt schlage ich eine Ordnung vor in einen zentralen Fall mit den besten Exemplaren (A) und die jeweils gradierten Fälle (B) bis (E), sowie die nicht-passivierbaren Fälle (F) bis (H).

In dem gradierten Fall (D) ist beispielsweise der Faktor +telisch-transformativ nicht tangiert. Die Verben sind also alle telisch-transformativ und insofern – bezüglich einer der beiden Dimensionen – zum Passiv prädestiniert. Eine negative Belegung des anderen entscheidenden Faktors, der agentiv interpretierbaren Kausativität, ist hier jedoch möglich, was dann zu nicht oder kaum passivfähigen Verwendungen führt – dies ist der Fall der emotionalen Verben der *ärgern*-Gruppe.

Fall (E) ist der Fall, bei dem die angesprochene kognitive Motivierung nicht-kausativer, nicht-transformativer Verwendungen durch die jeweils zugeordneten kausativ-transformativen deutlich wird, hier handelt es sich um die *verbinden*-Gruppe.

Übersicht über die Fälle der Passivfähigkeit:

LZTARG steht für 'lexikalisches Letztargument'

(A) zentraler Fall: Die Verben haben die Merkmale:

+telisch-transformativ, LZTARG: +kausativ, +agentiv interpretierbar

beste Exemplare, z.B: *fällen*, *zerstören*, *beleben*

- (B) **gradierter Fall 1:** Die Verben haben die Merkmale:
 -telisch-transformativ, LZTARG: -kausativ, +agentiv
 Exemplare sind nur zum Teil *sein*-Passiv-fähig: *suchen, bewachen, beobachten, fördern, pflegen*
- (C) **gradierter Fall 2:** Die Verben haben die Merkmale:
 -telisch-transformativ, LZTARG: -kausativ, +agentiv interpretierbar
 Exemplare sind nicht *sein*-Passiv-fähig: *grüßen, anblicken, ohrfeigen*
- (D) **gradierter Fall 3:** Die Verben haben die Merkmale:
 +telisch-transformativ, LZTARG: +/-kausativ, +/-agentiv interpretierbar
 Exemplare sind nur bei +kausativ, +agentiv -Verwendungen passivierbar: *ärgern, begeistern, erregen*
- (E) **gradierter Fall 4:** Die Verben haben die Merkmale:
 +/-telisch-transformativ, LZTARG: +/-kausativ, +/-agentiv interpretierbar
 Exemplare sind in beiden Verwendungsweisen passivierbar, nicht-transformativ-nicht-kausative Verwendung erscheint als metonymische Übertragung der transformativ-kausativen, die transformativ-kausative ist kontextuell präferiert: *verbinden, trennen, bedecken, teilen*
- (F) **nicht-passivierbar, Fall 1:** Die Verben denotieren symmetrische Relationen: *gleichen, ähneln*
- (G) **nicht-passivierbar, Fall 2:** Die Verben haben die Merkmale:
 +/-telisch-transformativ, LZTARG: -kausativ, -agentiv, +menschlich (REZIPIENT): *haben, bekommen, erhalten*
- (H) **nicht-passivierbar, Fall 3:** Die Verben haben die Merkmale:
 +/-telisch-transformativ, LZTARG: -kausativ, -agentiv, -menschlich: *gelingen, unterlaufen, entfallen, passieren (sein-Perfekt) fehlen, belieben, gefallen, gehören, schmecken, guttun (haben-Perfekt)*

Der funktionale Mehrwert des Passivs beruht auf der Bedeutung des Partizips II. Potentielle Zustandsprofilierung einerseits und obligatorische Argumentrestrukturierung durch das Partizip II andererseits bedingen gegenüber der Verwendung der aktiven Verbform jeweils in zwei

Dimensionen potentiell unterschiedliche Konzeptualisierungen, was die Verteilung von Vordergrund- und Hintergrundelementen angeht.

Die beiden Dimensionen hängen offenbar zusammen. Zustandsprofilierung macht, etwas pauschal gesagt, die Konzeptualisierung des Ereignisses statischer, weniger aktiv, weniger transitiv. Die geringere Transitivität macht den Weg frei für die Argumentrestrukturierung: Auch ein nicht-aktiver Ereignisbeteiligter kann Subjekt werden, der Kausator oder Agens ist aus dem Weg geräumt (vgl. dazu Givón 1982).

Die beiden Dimensionen haben beim *sein*-Passiv und beim *werden*-Passiv jeweils unterschiedliche Relevanz. Beim *sein*-Passiv dominiert das Moment der Zustands-Profilierung, beim *werden*-Passiv das Moment der Argumentrestrukturierung relativ zur prototypischen Konzeptualisierungsform.

5. Kognitive und textbezogene Figur-Grund-Strukturen

Nachzudenken wäre nun über das Verhältnis von kognitiven Figur-Grund-Strukturen und textbezogenen Fokussierungsverfahren. Ich deute nur an: Kognitive Figur-Grund-Strukturen und textbezogene Fokussierungsverfahren verhalten sich nicht kongruent, eher gegenläufig. Das kognitive Vordergrundelement – also das Subjekt – ist, wie empirisch nachgewiesen werden kann, häufig in Texten und Diskursen als thematisches Element (Topik) im textorganisatorischen Sinne nicht-fokussiert, sondern Hintergrundelement. Damit beruht der von Eroms (1987) herausgestellte prototypische Gleichlauf von Thema, Subjekt und Topik, also Vorfeldbesetzung, auf der Konterkarierung eher statischer kognitiver Gestalten (Konzeptualisierungen von musterhaften Szenen) durch die in der Zeit ablaufende Progression von Texten und Diskursen. In der Textprogression ist die neue, nicht-thematische Information fokussiert und findet sich eher im den Hauptakzent tragenden Schwerpunktbereich der Kommunikativen Einheit, also in der Regel am Mittelfeldende oder im Nachfeld. Die kognitive Fokusstruktur mit dem typischerweise im Vorfeld befindlichen Subjekt als kognitivem Vordergrundelement wird dabei in der Regel überschrieben.

Aus diesem Spannungsverhältnis zwischen dem unterschiedlichen kognitiven Konzeptualisierungspotential und den Möglichkeiten der Fokussierung mit den Mitteln z.B. von Wortstellung und Intonation ergeben sich die unterschiedlichen kommunikativen Effekte von Aktiv und Passiv. Ich weise nur auf einen Fall hin. Es handelt sich um einen Beleg aus dem Freiburger Korpus, einem Interview eines Lotsen auf dem Rhein:

- (17) (...) und die Lorelei ist ein Mädchen. Dieses Mädchen wurde von einem Schiffer, von einem Fischer, einmal im Netz gefangen.
(XAP,13)

Dieses Mädchen ist

a) Passivsubjekt + kognitives Vordergrundelement, in den Vordergrund gerückt durch Passivierung b) Passivsubjekt + thematisches Element + textbezogenes Hintergrundelement: Gleichlauf von Subjekt, Thema und Topik. Es handelt sich um den textbezogen unmarkierten Fall.

Kontrastieren wir den nicht belegten Aktivsatz:

(...) und die Lorelei ist ein Mädchen. Ein Schiffer, ein Fischer, hat einmal dieses Mädchen im Netz gefangen.

ein Schiffer, ein Fischer, ist

a) Aktivsubjekt + kognitives Vordergrundelement
b) Aktivsubjekt + neu zu thematisierendes Element + textbezogenes Vordergrundelement: kein Gleichlauf von Subjekt, Thema und Topik. Es handelt sich um den textbezogen markierten Fall.

Bei einer Abwägung zwischen der grammatisch-kognitiv unmarkierten, aber textbezogen-kommunikativ markierteren Alternative, hier dem Aktivsatz, und der grammatisch-kognitiv markierteren, aber textbezogen unmarkierteren Alternative, hier dem Passivsatz, gewinnt – wie zu erwarten – in der Regel die kommunikativ angemessenere Lösung.

Dies genauer auszuführen wäre jedoch ein neues Thema.

Literatur

- Breindl, Eva (1989): Präpositionalobjekte und Präpositionalobjektsätze im Deutschen. Tübingen. (= Linguistische Arbeiten, Bd. 220).
- Brinkmann, Hennig (1971): Die deutsche Sprache. Gestalt und Leistung. 2. Auflage. Düsseldorf.
- Buscha, Joachim/Schröder, Jochen (1989): Linguistische und didaktische Grammatik. Leipzig.

- Dahl, Östen (1987): Case Grammar and Prototypes. In: Dirven, René/Radden, Günter (Hrsgg.) Concepts of Case. Tübingen. (= Studien zur englischen Grammatik, Bd. 4).
- Eisenberg, Peter (1989): Perfektbildung und Ergativparameter im Deutschen. In: Buscha/Schröder (1989), S. 112-128.
- Eroms, Hans-Werner (1974): Beobachtungen zur textuellen Funktion des Passivs. In: Schmidt, Ernst-Joachim (Hrsg.): Festschrift für Werner Schröder zum 60. Geburtstag. Berlin, S. 162-184.
- Eroms, Hans-Werner (1986): Funktionale Satzperspektive. Tübingen. (= Germanistische Arbeitshefte, Bd. 31).
- Eroms, Hans-Werner (1987): Passiv und Passivfunktion im Rahmen einer Dependenzgrammatik. In: Das Passiv im Deutschen. Akten des Kolloquiums über das Passiv im Deutschen. Nizza 1986. Tübingen. (= Linguistische Arbeiten, Bd. 183), S. 73-95.
- Givón, T. (1982): Transitivity, Topicality, and the Ute Impersonal Passive. In: Hopper/Thompson (1982), S. 143-160.
- Grewendorf, Günter (1989): Ergativity in German. Dordrecht.
- Haider, Hubert (1986): Fehlende Argumente: Vom Passiv zu kohärenten Infinitiven. In: Linguistische Berichte, 101, S. 3-42.
- Heringer, Hans-Jürgen (1989): Grammatische Grenzgänger. In: Buscha/Schröder (1989), S. 56-65.
- Hopper, Paul J./Thompson, Sandra A. (Hg.) (1982): Studies in Transitivity. New York/London. (= Syntax and Semantics, Bd. 15).
- Jacobs, Joachim (1986): Kontra Valenz. München (vervielfältigt).
- Lakoff, George (1987): Women, Fire, and Dangerous Things. Chicago/London.
- Langacker, Ronald W. (1982): Space Grammar, Analysability and the English Passive. In: Language 58, S. 22-80.
- Leirbukt, Oddleif (1990): Zum Konstruktionstyp *Da war bei uns zugesperrt*. In: Tromsø Linguistics in the Eighties, S. 225-238. (= Tromsø Studies in Linguistics, Bd. 11)
- Miller, George A./Johnson-Laird, Philipp N. (1976): Language and Perception. Cambridge (Mass.).

- Pape-Müller, Sabine (1980): Textfunktionen des Passiv. Untersuchungen zur Verwendung von grammatisch-lexikalischen Passivformen. Tübingen. (= Reihe Germanistische Linguistik, Bd. 29).
- Schoenthal, Gisela (1976): Das Passiv in der deutschen Standardsprache. Darstellung in der neueren Grammatiktheorie und Verwendung in Texten gesprochener Sprache. München. (= Heutiges Deutsch, Bd. 17).
- Schoenthal, Gisela (1987): Kontextsemantische Analysen zum Passivgebrauch im heutigen Deutsch. Zur Mitteilungsperspektive im Passivsatz. In: *Das Passiv im Deutschen. Akten des Kolloquiums über das Passiv im Deutschen*. Nizza 1986. Hg. v. Centre de Recherche Linguistique Germanique (Nice) Tübingen. (= Linguistische Arbeiten, Bd. 183), S. 161-179.
- Schumacher, Helmut (Hg.) (1986): *Verben in Feldern*. Berlin/New York. De Gruyter.
- Wegner, Heide (1985): *Der Dativ im heutigen Deutsch*. Tübingen. (= Studien zur deutschen Grammatik, Bd. 28).
- Wegner, Heide (1989): Reaktion, Valenz und Selektion. In: *Zeitschrift für Germanistik* 10, S. 19-33.

„Ergative“ Verben und die Struktur des deutschen Mittelfelds¹

1. Einleitung

In den meisten Sprachen liegt bei den Handlungsverben eine strikte Korrelation zwischen semantischen Argumenttypen (Θ-„Rollen“) und grammatischen Funktionen (GFn) vor. Dasjenige Verbargument, das man als Agens oder Verursacher bezeichnen kann, wird (im Aktivsatz) als grammatisches Subjekt realisiert, während das Thema- oder Patiens-Argument zum direkten Objekt wird. Solche und ähnliche Beobachtungen dienen häufig als Basis für Theorien, denen zufolge die grammatische Subkategorisierung eines Prädikats P aus den mit P verbundenen Θ-Rollen vorhergesagt werden kann.² Solche Ansätze scheinen jedoch außerhalb des Bereichs der Handlungsverben in Schwierigkeiten zu geraten. Bei den deutschen psychischen/kognitiven Prädikaten müssen etwa mindestens die folgenden Gruppen unterschieden werden:

	THEMA	EXPERIENCER
Ia: <i>auffallen, mißlingen</i>	Nom	Dat
Ib: <i>gefallen, fehlen, zusagen</i>	Nom	Dat
II: <i>freuen, ärgern, schmerzen,</i>	Nom	Akk
III: <i>mögen, lieben, brauchen</i>	Akk	Nom
IVa: <i>sich schämen, gedenken</i>	Gen	Nom
IVb: <i>sich freuen, sich ärgern</i>	PO	Nom
IVc: <i>glauben an, rechnen mit</i>	PO	Nom

Das Thema-Argument des kognitiven/psychischen Prädikats kann mit Ausnahme des Dativs in [I] - [IV] in allen Kasus und als Präpositionalobjekt auftreten, der Experiencer in allen Kasus mit Ausnahme des

¹ Die hier ausgeführten Überlegungen entstammen größtenteils gemeinsamer Arbeit mit Eleonore Brandner. Sie wurden auf der IdS-Jahrestagung 1991, der Konstanzer Tagung von GGS, dem Workshop über lexikalische Strukturen in Köln und in Seminaren an den Universitäten in Salzburg und Passau vorgestellt; an die Teilnehmer ergeht ein herzlicher Dank für Anregungen. Für Diskussionen zum Thema bin ich daneben v.a. Manfred Bierwisch, Karin Donhauser, Günther Grewendorf und Peter Staudacher verpflichtet.

² Vgl. die Subjektivierungshierarchien der frühen Kasusgrammatik oder die Uniformity of Theta-Role Assignment Hypothesis der GB-Theorie in der Version von Pesetsky (1990).

Genetivs. Dieser Sachverhalt scheint darauf hinzudeuten, daß bei kognitiven/psychischen Verben von einer Zuordnungssystematik nicht gesprochen werden kann. Solch eine Überlegung setzt freilich voraus, daß im Deutschen GFn wie direktes Objekt, Subjekt, etc. systematisch mit morphologischen Kasus verbunden sind, und dies ist nicht notwendigerweise korrekt, cf. etwa Grewendorf (1989), Sternefeld (1985).

Im folgenden möchte ich mich mit der Frage beschäftigen, ob bei den Verben, die ein Thema-Argument im Sinne von I bis IV aufweisen, eine systematische Zuordnung von Θ -Rollen und GFn gegeben ist. Damit ist v.a. eine Klärung der Frage verbunden, welche syntaktischen Begriffe und Mechanismen für eine befriedigende Erfassung der deutschen Syntax erforderlich sind. Gerade diese Problematik hat bis Mitte der achtziger Jahre die Diskussion in der generativen Grammatik des Deutschen bestimmt³, und ich möchte an Hand der Analyse der Thema-Verben auch versuchen, diese Diskussion – vielleicht mit einer persönlichen Note – zu resümieren.

2. Die Ergativitätsthese

Wenden wir uns zunächst dem Thema-Argument zu. Offenkundig gibt keine der Verbgruppen in I - IV Anlaß zu der Vermutung, daß das Thema als indirektes Objekt realisiert werden darf. Unter zwei Bedingungen können wir diese Beobachtung zu [A] verstärken: wir müssen den Begriff des direkten Objekts kasusunabhängig festlegen und dabei insbesondere nachweisen, daß auch Nominativ-Ergänzungen grammatisch gesehen Objekte sein können.

[A] Das Thema-Argument wird als direktes Objekt realisiert.

Präpositionalobjekte und Genetiv-Objekte stehen dem Verb am nächsten, cf. etwa Czepluch (1988, 1988a). Für Akkusativobjekte ergibt sich dasselbe aus den Fakten der Wortstellung (cf. 4.) oder der Inkorporation (cf. 6.). Als „direktes Objekt“ im weiteren Sinne kann man also wie in [B] das „verbnächste Argument in der VP“ ansehen; ein direktes Objekt im engeren Sinne steht zusätzlich zu [B] noch im Akkusativ.⁴

³ Vgl. den Besten (1985, 1985a), Fanselow (1985, 1987), Grewendorf (1986, 1989), Haider (1986, 1988), Kratzer (1984), Sternefeld (1984, 1985), Tappe (1982), Thiersch (1982), Webelhuth (1985, 1989).

⁴ Zu kasusbedingten Unterschieden zwischen direkten Objekten i.w.S. und solchen i.e.S. bei Passivierung u.s.w. siehe unten. Bei Verben mit Akkusativ- und Genetiv- oder Präpositionalobjekt implizierte unsere Festlegung, daß der Akkusativ indirektes Objekt ist; siehe dazu unsere Schlußbemerkungen.

Der Akkusativ wird direkten Objekten i.w.S. von V regelhaft zugewiesen (= Gruppe III), wobei jedoch lexemspezifische Sonderregeln diese Zuweisung überschreiben können (vgl. Gruppe IV).

[B] [... [VP ...[DO V]]]

Daß es sich auch bei den Nominativ-Ergänzungen in [I] (und [II]) um direkte Objekte im Sinne von [B] handeln könnte und daher [A] bestätigt wäre, ergibt sich aus der sog. Ergativitätsthese. Wie erstmals von Perlmutter (1978) ausführlich gezeigt, weisen einige Nominativ-NPn Objekt- und nicht Subjekt-Eigenschaften auf, und diese Auffassung scheint in der generativen Grammatik allgemein akzeptiert.⁵ Tatsächlich besteht auch – von wenigen Ausnahmen abgesehen⁶ – dahingehend Konsens, daß zumindest bei den Verben der Gruppe Ia, i.e. Verben, die ihr Perfekt auf *sein* bilden, das Nominativ-Argument Objekt ist, daß diese Verben also, wie man sich auch ausdrückt, „ergativ“ sind. Diese Eigenschaft schreiben viele Autoren⁷ allen Verben der Gruppe I zu, während Haider (1985, 1986), vor allem aber Grewendorf (1986, 1989) dafür argumentieren, den Ergativitätsstatus in I bis IV nur Ia zuzuerkennen. Bevor wir uns mit der Frage auseinandersetzen, welche der beiden Sichtweisen die korrekte ist, sollen zwei wichtige Konsequenzen einer Antwort diskutiert werden.

Sofern der Ergativitätsbegriff weit zu fassen ist, d.h. alle Verben in I nominativische Objekte zu sich nehmen, ist [A] als These über die Zuordnung von Θ -Rollen zu GFn bestätigt (wenn auch für II eine Lösung gefunden ist). Verbunden mit der Beobachtung, daß das Agens stets als Subjekt realisiert wird, stellt sich dann die Hypothese, daß Θ -Rollen strikt mit spezifischen grammatischen Funktionen (etwa wie in [B] definiert) verbunden sind, als plausibel dar.

Setzt man dagegen die Auffassung von Haider und Grewendorf zur Ergativität voraus, so erscheint die Zuordnung zwischen grammatischen Funktionen und Θ -Rollen arbiträr. Daraus folgt, daß dem spracherwerbenden Kinde eindeutige syntaktische Signale in Form positiver Evidenz zur Verfügung stehen müssen, auf deren Basis es „entscheiden“ kann, ob bei einem psychischen Verb das Nominativargument ein Objekt ist

⁵ Cf. etwa Burzio (1986), Levin (1988) und Perlmutter (1983).

⁶ Etwa Wunderlich (1985), Bierwisch (1990).

⁷ Z.B. implizit Reis (1976); auch den Besten (1985, 1985a), Fanselow (1985, 1987), Kratzer (1989); explizit argumentieren etwa Buring (1990), Eisenberg (1989), Wegener (1990) und Brandner & Fanselow (1989, 1990) für diese Sichtweise; cf. Belletti & Rizzi (1988) für Italienisch, Levin (1988) für Niederländisch und Englisch.

oder ein Subjekt. Hierfür kommt im Grunde nur die Auxiliarselektion in Frage, da sie unter den unten besprochenen „Ergativitätskriterien“ tatsächlich den einzigen Sachverhalt darstellt, der weder negative Evidenz noch „periphere“ Daten involviert. Da nld. *bevallen* oder ital. *piacere* anders als *gefallen* ein *sein*-Perfekt bilden, hätte man weiter zu schließen, daß die Ergativität eines Prädikats eine sprachspezifisch festgelegte Eigenschaft ist.

Soweit ich erkennen kann, hat für das System von Grewendorf (1989) die Verbindung zwischen Ergativität und Auxiliarselektion keine weitergehende Funktion, außer vielleicht für die eben angesprochene Lernbarkeitsproblematik. Bei Haider (1985, 1986) verhält sich dies anders. Vergleichen wir etwa die Daten in (1) und (2):

(1a) *who_i did you see [a photo of t_i] ?*

(1b) **who_i did [a photo of t_i] please you*

(2a) *von wem_i hast du [ein Photo t_i] gesehen?*

(2b) *von wem_i haben dir [die Photos t_i] am besten gefallen?*

(1) illustriert, daß im Englischen Subjekte im Gegensatz zu Objekten für Prozesse wie die Voranstellung von Fragewörtern nicht transparent sind. Diese „Inselnatur“ des Subjekts kann auf verschiedene Weise erklärt werden, wobei alle Lösungsansätze voraussetzen, daß im Englischen Subjekte und Objekte verschiedene strukturelle Positionen einnehmen. Wie man an (2b) erkennt, sind im Deutschen grundsätzlich auch Nominativ-NPn durchlässig für die Versetzung von Fragephrasen, d.h. anders als im Englischen erscheinen die Subjekt-Objekt-Asymmetrien im Deutschen wesentlich schwächer ausgeprägt. Den Besten (1985, 1985a), Fanselow (1985, 1987) und Webelhuth (1985) versuchen, dieses Phänomen mit Hilfe der Ergativität in den Griff zu bekommen: wenn *die Photos* in (2b) ein nominativisches Objekt ist, unterscheidet sich (2b) strukturell nicht von (2a) oder (1a) (aber sehr wohl von (1b)), so daß die wesentliche zu erfassende Differenz zwischen Deutsch und Englisch in der Existenz nominativischer Objekte liegt. Ist man aber mit Haider (1985, 1986) der Auffassung, daß nur *sein*-Verben ein nominativisches Objekt besitzen, und die übrigen Nominativ-NPn dagegen Subjekte sind, so belegt (2b) in der Tat, daß im Deutschen Subjekte und Objekte wesentliche Symmetrieeigenschaften aufweisen. Vor dem Hintergrund des Theoriestandes von 1986 hieß dies für Haider: im Englischen ist die Satzstruktur „steil“ (3a), im Deutschen „flach“ (3b). Insbesondere die Diskussion in Haider (1986) zeigt: eine Antwort auf die Frage, welche Verben ergativ sind, entscheidet auch über die Struktur des deutschen Mittelfeldes.

(3a)[_S NP (=SUB) [_{VP} V NP (=OBJ)]] Englisch

(3b)[_S NP (=SUB) NP (=OBJ) [_{VP} V]] Deutsch (Abfolge der NPn irrelevant)

3. Morphologie und Ergativität

Was sind nun die Argumente, die für die Position von Grewendorf und Haider sprechen könnten? Beispiele wie (4) zeigen, daß das Partizip II des Deutschen bei transitiven Verben in attributiver Verwendung stets über das direkte Objekt prädiziert wird, nicht jedoch über das Subjekt. Der Kontrast zwischen (5) und (6) belegt ferner, daß nur bei den *sein*-Verben, i.e. bei Ia, das Partizip II attributiv verwendet werden kann, nicht aber bei den *haben*-Verben in Ib. (4) und (5) zeigen, daß die Regularität auch nicht über Kasusrahmen erfaßt werden kann, denn die Prädikation betrifft sowohl Akkusativ- als auch Nominativargumente. (5) deutet also darauf hin, daß die Nominativergänzung von *auffallen*, über die prädiziert wird, ein zugrundeliegendes direktes Objekt ist, cf. Haider (1985), Grewendorf (1989). Aus (6) würde dann folgen, daß dies für die Nominative bei Gruppe Ib nicht der Fall ist.

- | | |
|---|--|
| (4) <i>der gestohlene Hut</i> | <i>er stiehlt den Hut</i> |
| <i>der geliebte Bürgermeister</i> | <i>er liebt den Bürgermeister</i> |
| (5) <i>die ihm aufgefallenen Fehler</i> | <i>ihm sind die Fehler aufgefallen</i> |
| <i>der ihm mißlungene Versuch</i> | <i>ihm ist der Versuch mißlungen</i> |
| (6) * <i>die ihm gefallene Vase</i> , * <i>das ihm gefehlte Argument</i> , * <i>das funktionierte Radio</i> | |

Insgesamt gibt es nun etwa 20 syntaktische Konstruktionseigenschaften⁸, die mit der Scheidung grammatischer Funktionen verbunden zu sein scheinen, und die wir hier selbstverständlich nicht alle diskutieren können. Es genügt allerdings zunächst, zwei weitere Kriterien herauszugreifen, um zu illustrieren, was gemeinsames Resultat der Studien (Eisenberg 1989, Wegener 1990, Brandner & Fanselow 1989, 1990, im folgenden EWBF) ist, die sich mit der Grewendorf-Haider-Version (GH-Version) der Ergativitätsthese auseinandergesetzt haben: die gesamte Gruppe I der Verben zeigt syntaktisch gesehen so viele Gemeinsamkeiten, daß es sinnvoller erscheint, alle Thema-Argumente in I als direkte Objekte anzusehen.

⁸ Neben den vierzehn Kriterien aus Grewendorf (1989) sind dies potentiell: Wortstellung, Skopus, pronominale Bindung, Satzaufgriff durch *wie*, Resultativformen wie *der See friert zu*, Superioritätseffekte, schwacher *Crossover*.

Deutlich wird dies erstens am Beispiel der *er*-Nominalisierung. Es ist richtig, daß sich *sein*-Verben, wie (7a) zeigt, diesem Wortbildungsprozeß i.d.R. widersetzen, ferner belegt (7b), daß entgegen der Bezeichnung 'nomen agentis' *er*-Bildungen nicht notwendigerweise Namen für ein Agens sind, sondern sich gut mit verschiedenen Θ -Rollen verbinden. Insofern lassen sich *er*-Bildungen als „Subjektsnamen“ auffassen.

(7a) *Ankommer, *Faller, *Gelinger, *Auffaller

(7b) *Schläfer, Läufer, Träumer, Vielwaiser, Amerikahasser, *Vielvermuter*

Es fällt aber nicht schwer zu bemerken, daß auch die Gruppe Ib sich der *er*-Nominalisierung zumeist widersetzt, wie EWBF beobachten⁹, cf. (7c). (7e) illustriert, daß auch bei der Gruppe II *er*-Nominalisierungen kaum möglich sind, und eigentlich nur dann systematisch auftreten, wenn – wie bei *Beleidiger* – das Wort auch von einer agentivischen Basis abgeleitet werden kann. Dies sieht man auch an (7d): ein *Helfer* kann nur jemand sein, der agentivisch hilft, nicht jemand, dessen Existenz/Eigenschaften helfen würden. Der *er*-Test, den Haider (1985) und Grewendorf (1986, 1989) verwenden, legt also eher nahe, daß zumindest die Verben in I eine einheitliche Gruppe darstellen.¹⁰

(7c) *Gefaller, *Passer, *Schader, *Schmecker

(7d) *Helfer: ein Kind hilft ihm (aus dem Wasser) (okay)*

ein Kind würde dieser Ehe auch nicht mehr helfen (nicht okay)

(7e) *Freuer, *Ärgerer; *Beleidiger, Störer* (Agens, nicht Thema)

Ein ähnliches Resultat legt der Passivierungstest nahe. Da die einzig universelle Eigenschaft des Passivs zu sein scheint, daß das (zugrundeliegende) aktivische Subjekt-Argument im Passivsatz nicht mehr als Subjekt realisiert werden darf, ist die These nicht unplausibel, daß das Vorhandensein eines zu unterdrückenden Subjektarguments zumindest in einigen Sprachen Voraussetzung für die Passivierbarkeit eines Prädikats ist; vgl. etwa Baker, Johnson & Roberts (1989). In der Tat lassen sich in vielen – aber nicht in allen Sprachen¹¹ – solche Prädikate nicht

⁹ Dies räumt auch Grewendorf (1989) ein.

¹⁰ Dies gilt auch für die Ausnahmen zu der o.a. Generalisierung: unterlegt man eine habituelle Lesart, so scheinen *er*-Nominalisierungen unabhängig von der Auxiliärwahl denkbar: *Frühblüher [haben]*, *Spätaufsteher*, *Frühaufer* [*sein*]; ??? *Professorengefaller* ist nicht besser oder schlechter als ??? *Professorenauffaller*.

¹¹ Z.B. Walisisch, Türkisch oder Litauisch.

passivieren, die eindeutig ergativ¹² sind. Deutsch gehört dazu, wie (8a) belegt:

(8a) **es wird ihm mißlungen/passiert/zugestossen/aufgefallen*

Aber auch die Verben in Ib sind nicht passivierbar (cf. 8b); für Verben der Gruppe II scheint Passivierbarkeit korreliert zu sein mit der Existenz einer agentivischen Variante, vgl. (8c-d). Die Passivierbarkeit von Prädikaten aus der Gruppe III belegt ferner, daß sie nicht direkt aus der Agentivität vorhersagbar ist, sondern mit der Existenz eines zugrundeliegenden Subjekts – besser: externen Arguments – verbunden ist.

(8b) **es wird ihm gefallen/genügt/gefehlt/gepaßt*

(8c) **er ist/wird gefreut*

(8d) *er ist/?wird beeindruckt/überrascht/gestört von/durch der (die) Höhe des Preises.*

(9) *er wird gemocht, geliebt, geschätzt; es wird vermutet, geglaubt, etc.*

Da in einigen Sprachen (z.B. Chinesisch) Prädikate wie in (9) wesentlich schlechter passiviert werden können, und sich auch im Deutschen ähnliche Differenzierungen ergeben¹³, zeigt (8b) nicht zwingend, daß auch in Ib ergative Verben vorliegen: weitere Faktoren können die Passivierbarkeit beeinflussen¹⁴ (siehe auch Zifonun, in diesem Band). Allerdings ist der Passivierungstest geeignet, die GH-Hypothese zur Rolle der Auxiliärwahl in Zweifel zu stellen. Betrachten wir hierzu die folgenden Daten:

(10) *die Freunde sind in den Saal getanzt/ die Krokodile sind ans Ufer geschwommen/ die Dampflokfans sind auf den Brocken gefahren*

(11) *die ans Ufer geschwommenen Tiere/ die auf den Brocken gefahrenen Fans*

¹² Das berühmte Strauß-Zitat *Jetzt wird gestorben!* legt entweder nahe, daß *sterben* nicht ergativ ist, oder belegt, daß einige ergative Verben agentivisch reinterpretiert werden können; der Wechsel vom Thema- zum Agens-Argument hat dann Konsequenzen für die Zuordnung zu GFn. Ferner gilt wie in Fn. 10 beobachtet, daß bei habitueller Deutung auch die Passivierungsergebnisse sich verbessern.

¹³ Vgl. etwa *er möchte gern mit Chomsky gesehen werden* mit *??die Berge wurden gesehen* und *?*jetzt wird vom Blinden wieder gesehen*: die Passivierbarkeit von *sehen* schwankt mit der bei der spezifischen Deutung von *sehen* angesetzten Menge der bewußten Steuerung des Vorgangs.

¹⁴ So auch Grewendorf (1989).

- (12) weil aus Umweltgründen nicht mehr ans Ufer geschwommen werden darf

weil endlich wieder mit Dampfloks auf den Brocken gefahren werden darf

Bei Bewegungsverben ergibt sich ein Wechsel zur obligatorischen *sein*-Selektion im Perfekt, wenn sie implizit oder explizit mit einer Richtungsbestimmung verbunden sind. Dies folgt aus der „traditionellen Theorie“ der Auxiliarselektion, derzufolge vornehmlich aspektuelle Verhältnisse (z.B. Terminativität) die Wahl *haben* und *sein* bestimmen, cf. Abraham (1986). In Abraham (1986) findet sich auch die zentrale Beobachtung, daß die direktionalen Bewegungsverben die Attribuierbarkeit des Partizip II (cf. 11) erlauben, obwohl sie passivierbar sind (cf. 12). Da passivierbare Prädikate ein externes Subjektargument besitzen, folgt aus (12), daß erstens *sein*-Selektion auch bei Vorliegen eines strukturellen Subjekts vorkommt und zweitens, daß die Attribuierbarkeit des Partizip II auch die Subjektposition i.e.S. betreffen kann. Mit anderen Worten: die Attribuierbarkeit des Partizip II kann kein Ergativitätstest sein, sondern hängt allein mit der aspektuell bedingten Auxiliarswahl zusammen. Die Daten in (6) sprechen also nicht gegen die Annahme, daß *gefallen* ein ergatives Verb ist, und da sich in den meisten weiteren Hinsichten *gefallen* (Ib) und *auffallen* (Ia) syntaktisch nicht voneinander unterscheiden (s.u. und EWWF), gerät die Grewendorf-Haider-These nicht nur in ein empirisches, sondern auch in ein Lernbarkeitsproblem: Einerseits sind *piacere* und *bevalen* ergative Prädikate, so daß man nicht davon ausgehen kann, daß „universalgrammatisch“ das Thema des semantischen Inhalts GEFALLEN nicht als Objekt realisiert werden darf. Das Deutsch erwerbende Kind müßte also positive Daten hören können, die den Subjektstatus des Nominativs bei *gefallen* belegen, aber da die *haben*-Selektion dafür nicht einschlägig ist, stellt sich die Frage, um welche syntaktische Eigenschaft dieses Prädikats es sich dabei handeln könnte. Wie wir sehen werden, gibt es eine solche nicht. Daraus ist entweder zu schließen, daß alle Themaverben ergativ sind, oder daß das Kind arbiträr die Nominativargumente verschiedenen grammatischen Funktionen zuordnet.

4. Experiencer-Thema-Asymmetrien

Auch eine andere wichtige Frage läßt die Grewendorf-Haider-These offen: Woher weiß das Kind, daß gerade die Auxiliarselektion für den grammatischen Status des Nominativarguments einschlägig ist? Erstens gibt es Ergativitätsphänomene auch in den Sprachen, die nur *haben* als Perfektauxiliar kennen (Englisch, Spanisch), und zweitens weist das Deutsche (und das Niederländische) andere positive Daten auf, die nahelegen, daß Ia

und Ib nominativische Objekte zu sich nehmen. Dazu gehören Konstituentenstellungsfakten. Unter dieser Perspektive ist es unklar, weswegen das Kind die universalgrammatisch direkt aus grammatischen Funktionen ableitbaren Wortstellungsfakten beim Erwerb des Subkategorisierungsrahmen ignorieren und sich an einem Faktum wie der Auxiliarselektion orientieren sollte, für das zumindest keine prinzipiellen Gründe erkennbar sind, weswegen es mit Ergativität verbunden ist.

Anders als im Englischen ist im Deutschen die Konstituentenabfolge grundsätzlich frei, sofern man nur die sich aus der Feldergliederung ergebenden Prinzipien (cf. Abraham, in diesem Band) beachtet. Allerdings ist diese „freie“ Serialisierungsoption relativ zu einer Basis- oder Normalwortstellung zu interpretieren, was Lenerz (1977) nachgewiesen hat. Bei einem transitiven Verb ist die Abfolge „Nominativ vor Dativ vor Akkusativ“ stets möglich, während alternative Serialisierungen an semantisch-pragmatische Eigenschaften der „umgestellten“ NPN gebunden sind. Beispielsweise darf die erste NP im Mittelfeld nur dann fokussiert sein, wenn sie das Subjekt ist (cf. 13), und genauso kann eine quantifizierte NP i.d.R. nur dann vor einer definiten NP stehen, wenn dabei wie in (14a, c) nicht von der Normalwortstellung abgewichen wird. Natürlich sind die Verhältnisse komplexer (cf. Lenerz 1977, Abraham 1986a, aber auch Hoberg 1981), doch sind die zusätzlichen, komplizierenden Faktoren für unsere gegenwärtigen Überlegungen nicht von Belang.

(13a) *daß der MANN den Brief schrieb*

(13b) *daß der Mann den BRIEF schrieb*

(13c) *daß den Brief der MANN schrieb*

(13d) *?*daß den BRIEF der Mann schrieb*

(14a) *daß Peter keinen Brief schrieb*

(14b) *?*daß keinen Brief Peter schrieb*

(14c) *daß er dem Peter keinen Brief gab*

(14d) *?daß er keinen Brief dem Peter gab*

Ausgehend von Thiersch (1978) kann man die Wortstellungsfakten wie folgt analysieren: die Normalwortstellung (im Sinne von Lenerz 1977) ist die basisgenerierte Abfolge; sie ist stets grammatisch, da bei ihrer Erzeugung keine weiteren Regeln herangezogen werden müssen. Daraus folgt, daß (15) die Basisstruktur des Deutschen darstellt.

(15) [SUBJEKT [INDIR. OBJ [DIR OBJ V]]]

Andere Abfolgen werden durch eine Adjunktionsoperation aus (15) hergeleitet, die NPn oder PPn an VP oder S adjungiert. Dieser als Scrambling bezeichnete Bewegungsprozeß unterliegt thematischen Beschränkungen: i.d.R. erfaßt er z.B. keine quantifizierten NPn, cf. Fanselow (1988, 1990) und Müller & Sternefeld (1990) für verschiedene Herleitungen dieses Sachverhaltes.¹⁵

Nun hatte schon Lenerz (1977) darauf verwiesen, daß die Themaverben in I die Normalwortstellung Dativ vor Nominativ aufweisen. Wäre es anders, so müßten die Sätze in (16) den Status von (14b) oder (14d) haben, denn quantifizierte NPn dürfen nur dann von der Normalwortstellung abweichen, wenn ein weiterer Quantor oder Fokus im Satz vorhanden ist. Da dies in (16) nicht der Fall ist, wissen wir, daß Dativ vor Nominativ die Normalwortstellung bei diesen Verben ist.

(16a) *daß niemandem der Umstand aufgefallen war*

(16b) *daß niemandem der Rock gefiel*

(16c) *daß niemandem der Rock paßte*

Den Besten (1985, 1985a) argumentiert auf der Basis solcher Daten und analoger Fakten im Niederländischen, daß die Themaverben der Gruppe I ergativ sind: wenn hier der Nominativ ein direktes Objekt ist, so sagt (15) die Abfolge Dativ vor Nominativ korrekt vorher. Die Konstituentenstellungsfakten in Deutsch und Niederländisch sprechen also dafür, alle Verben in der Gruppe I als ergativ anzusehen. Dies ist insbesondere deswegen sinnvoll, weil Normalwortstellungsfakten bzw. die sich daraus ergebenden strukturellen Beziehungen zwischen den NPn für eine Reihe von Faktoren im Bereich von Skopus, pronominaler Bindung, Crossover und Superiorität, Fokusprojektionen¹⁶ sowie der Kontrolle des Infinitivsubjekts einschlägig sind. Aus Platzgründen kann ich diese Daten nur exemplarisch diskutieren: generell belegen sie entweder eindeutig die Position, daß *a l l e* Verben in I ergativ sind, oder sie erweisen sich als für Ergativitätstests ungeeignet.

Im Deutschen kann – wie in allen Sprachen – eine NP α semantisch Skopus über eine NP β immer dann haben, wenn α β auf der S-Struktur c-kommandiert.¹⁷ Zu dieser generellen Regel gibt es einige Ergänzun-

¹⁵ Dabei muß man den transformationellen Bewegungsaspekt von Scrambling nicht unbedingt wörtlich nehmen, wie etwa Bayer & Kornfilt (1990) zeigen.

¹⁶ Bezüglich der Fokussierung und der Optionen für Fokusprojektionen kommt auch Grewendorf (1989, Kap. 4.3.) zu dem Schluß, daß Verben aus den Gruppen Ia und Ib diesbezüglich empirisch nicht unterschieden werden können.

¹⁷ α c-kommandiert β , wenn der erste verzweigende Knoten im Strukturbaum

gen, die unlängst von Frey (1990) detailliert untersucht worden sind. Erstens kann weiter Skopus für eine NP durch heraushebende Betonung lizensiert werden, d.h., in (17) kann *jede Frau* Skopus über *ein Mann* haben. Bei „Normalbetonung“ bzw. bei Verumfokus ergibt sich zweitens ein Kontrast zwischen (18a) und (18b).¹⁸ Während (18a) mit Normalwortstellung eindeutig scheint, i.e. enger Skopus für *fast jedes Buch* vorgeschrieben ist, ist (18b) mehrdeutig: beide Skopusrelationen zwischen *mindestens ein* und *fast jedem* sind zulässig.

(17) *weil mindestens ein Mann JEDE Frau liebt*

(18a) *weil Hans mindestens einem Kind fast jedes Buch schenkte*

(18b) *weil Hans mindestens ein Buch fast jedem Kind schenkte*

Offenkundig liegt in (18b) ein sog. Konnektivitätseffekt vor (Staudacher 1988, Frey 1990): eine von der Position β aus nach α bewegte Phrase kann sich bezüglich einer Anzahl grammatischer und semantischer Phänomene so verhalten, als würde sie sich noch in β befinden. Beispielsweise kann trotz Subjektanhebung in (19a) *a unicorn* im Skopus von *seem* stehen, d.h. der Satz kann wie (19b) verstanden werden. Anders formuliert: der Skopus von *a unicorn* kann entweder in der tatsächlichen Position festgelegt werden (nicht von *seems* c-kommandiert), oder in der Ausgangsposition der Bewegung (durch *t* repräsentiert).

(19a) *a unicorn seems t to be in my garden*

(19b) *it seems that a unicorn is in my garden*

Unter dieser Perspektive wird der Kontrast in (18) verständlich. In (18a) liegt Normalwortstellung vor, d.h. alle Phrasen stehen in ihrer Basisposition, so daß Konnektivitätseffekte nicht auftreten können. In (18b) demgegenüber wurde im Scrambling-Prozeß das Akkusativobjekt vor das Dativobjekt bewegt. Wir sind also mit der Struktur (20) konfrontiert, in der wegen Konnektivität die Skopusoptionen von *mindestens ein Buch* entweder relativ zur tatsächlichen Position (die *fast jedem Kind* c-kommandiert) oder relativ zur Ausgangsposition (vom Dativobjekt c-kommandiert) ausgewertet werden können. Daraus folgt die Skopusambiguität von (18b).

(20) *weil Hans mindestens ein Buch_i fast jedem Kind t_i schenkte*

über α auch β dominiert und β keine Teilkette von α ist.

¹⁸ Diese Beurteilung teilen nicht alle Kollegen, etwa nicht Joachim Jacobs oder Beatrice Primus.

Ist nun die Normalwortstellung der psychischen/kognitiven Prädikate tatsächlich ein grammatisches Phänomen, so müssen sich bei der Abfolge Nominativ vor Dativ die eben diskutierten Konnektivitätseffekte einstellen, denn als direktes Objekt muß der Nominativ in der Basisstellung dem Dativobjekt folgen. Tatsächlich sind Strukturen mit ergativen Verben, wie (21) verdeutlicht, skopusambig, worauf etwa Staudacher (1988) und Frey (1990) verwiesen haben. Ein Unterschied zwischen den Verben aus Gruppe Ia und denen aus Ib kann man nicht ausmachen. Auch (21) zeigt also, daß Verbgruppe I e i n e Klasse bildet.

- (21) *weil wenigstens ein Film fast keinem meiner Freunde gefallen hat/aufgefallen war/entgangen ist/gefehlt hat*

Für einige Sprecher des Deutschen, aber nicht für alle¹⁹, lassen sich ähnliche Konnektivitätseffekte bei Scrambling auch für pronominale Bindung ausmachen. Ein Pronomen α kann von β nur dann gebunden sein, wenn β α c-kommandiert; Konnektivitätseffekte erklären, weswegen Bewegung in die Vorfeldposition Bindungsoptionen nicht zerstört. In (22) kann also *seine* von *niemandem* gebunden sein, da in der Ausgangsposition t_j der Bewegung *niemandem seine* c-kommandiert.

- (22) *seine_i Freundin_j darf man niemandem_k t_j ausspannen*

Betrachten wir nun die Daten in (23). In (23b) liegt Normalwortstellung vor, so daß es nicht überrascht, daß *seinem* nicht von *keinen Wagen* gebunden werden kann, da die für Bindung erforderlichen c-Kommando-Verhältnisse nicht vorliegen. (23a) dagegen erlaubt eine Bindung von *seinen* durch *niemandem*, die man mit Rekurs auf die Spur t als Konnektivitätseffekt bei Scrambling darstellen kann. Ähnliches ergibt sich in (23c). Überraschenderweise ist es für (23d-e) wesentlich schwieriger²⁰, solch eine Bindungsbeziehung zu etablieren, obwohl auf Grund der Wortstellungs- und Skopusfakten die Nominativ-NP hier in der Position von t basisgeneriert werden muß. Unterschiede zwischen den Prädikaten aus den Gruppen Ia und Ib liegen freilich nicht vor; ferner ergibt sich noch einmal ein Kontrast zum transitiven (23f), wo eine Bindung von *sein* durch *keinen Wagen* in der Tat völlig ausgeschlossen ist.

- (23a) *weil man seinen Wagen_k niemandem t_i wegnehmen darf*

- (23b) *weil man seinem Besitzer keinen Wagen wegnehmen darf*

¹⁹ So etwa nicht Frey (1990); meine Beurteilungen werden allerdings von den befragten Passauer, Regens- und Salzburger Kollegen geteilt.

²⁰ Datenbeurteilung von Peter Staudacher und mir.

(23c) *weil ich seine Hausaufgaben_i kein Kind t_i im Park machen lassen würde*

(23d) *weil sein Wagen_i niemandem_i mehr gefiel*

(23e) *weil seine Habilschrift_i niemandem_i mißlingen wird*

(23f) *weil sein Besitzer keinen Wagen verkaufte*

Möglicherweise ergibt sich der Kontrast zwischen (23a) und (23d-e) aus der Tatsache, daß bei den letzten beiden Beispielen die Voranstellung des Nominativs auch als Bewegung in die ausgezeichnete Subjektposition (entsprechend dem englischen Passiv) gedeutet werden kann; daß die Abfolge „Nominativ vor Dativ“ bei ergativen Prädikaten tatsächlich durch Scrambling und durch NP-Bewegung in die Subjektposition entstehen kann, hat Grewendorf (1989) durch Reflexivierungsfakten bei der *lassen*-Konstruktion unabhängig motiviert. In jedem Falle werden Beispiele wie (23d-e), nicht aber (23f), mit gebundenem Pronomen besser, wenn man *eigene* oder *erste* ergänzt:

(24a) *weil sein eigener Wagen keinem mehr gefällt*

(24b) *weil seine erste Habilschrift keinem mißlingt*

(24c) *weil sein eigener/erster Besitzer keinen Wagen verkauft*

Eisenberg (in diesem Band) hat für eine syntaktisch ausgerichtete Theorie der Kontrolle argumentiert. Auch in diesem Bereich ergibt sich ein potentes Ergativitätskriterium, das Grewendorf (1989) auswertet. Im Kontext allgemeiner Kontrolltheorien folgt, daß nur in Subjektsinfinitiven das phonetisch nicht realisierte PRO-Subjekt des Infinitivs arbiträre Referenz haben kann, wohingegen bei Objektsinfinitiven Kontrolle durch ein Argument des Matrixverbs vorgeschrieben ist. Tatsächlich ergibt sich etwa der Kontrast in (25). In (25b) muß PRO mit Manfred referenzidentisch sein, wohingegen dies in (25a) nicht erforderlich ist.

(25a) PRO *GB* auswendig vorzutragen würde Manfred nicht beeindrucken

(25b) PRO *GB* auswendig vorzutragen würde dem Manfred mißlingen

Wir sehen also, daß sich Prädikate der Gruppe II hier anders verhalten als das ergative *mißlingen*, ein Faktum, auf das wir weiter unten zurückkommen. Auch innerhalb der Gruppe I lassen sich nun Differenzen feststellen: einige *haben*-Prädikate erlauben arbiträre Kontrolle (etwa: *imponieren*), während sie bei anderen kaum möglich scheint (*gefallen*), cf. für eine ähnliche Konklusion auch Eisenberg (1989). Nach Sternefeld (1985) erlaubt das *sein*-Prädikat *schwerfallen* arbiträre Kon-

trolle, und (26) legt nahe, daß dies auch für *entgehen* und *auffallen* gilt; man beachte die mangelnde formale Übereinstimmung von *mir* und *sich* in (26), die zeigt, daß das Infinitivsubjekt nicht in der 1. Person steht, also vom Dativobjekt nicht kontrolliert wird.

(26) *sich für ein Stipendium bewerben zu können, war mir leider entgangen/nicht aufgefallen*

Insofern gibt es zwar Unterschiede in der Gruppe I, die aber nicht mit der Auxiliarselektion korreliert sind. Nimmt man an, daß die Thema-Phrase in eine Subjektposition bewegt werden kann, so ergeben sich ohnedies keine „harten“ Vorhersagen bezüglich der Kontrolloptionen, da der Thema-Infinitiv ja dann sowohl als Objekt als auch als Subjekt konstruiert werden kann. Die Unterschiede zwischen den Prädikaten folgen eher aus ihren semantischen Eigenschaften: da *gelingen* und *mißlingen* sich auf eigene Handlungen des Referenten des Dativ-Objekts beziehen, ist es kaum möglich, eine arbiträre Lesart für das Infinitivkomplement zu konstruieren. Ähnliche immanente semantische Kontrollbeziehungen liegen dagegen bei *auffallen* oder *entgehen* nicht vor.

5. Positionen für Experiencer und Thema

Bislang haben wir neun potentielle Ergativitätskriterien besprochen (davon sechs der vierzehn in Grewendorf 1989). Einige davon legen es nahe, generell das Thema-Argument in Gruppe I als direktes Objekt anzusehen; andere sind bezüglich einer Differenzierung zwischen Ia und Ib indifferent; auf Grund z.T. anderer Überlegungen kommen Eisenberg (1989), Wegener (1990) und Brandner & Fanselow (1989, 1990) zum selben Resultat. Da auch aus den anderen, teilweise weiter unten noch besprochenen Kriterien nichts Gegenteiliges folgt, sehen wir zumindest im Bereich von I These [A] als höchst plausibel an. Sowohl für Gruppe I als auch für III und IV²¹ ergibt sich insofern die Basisstruktur (27):

(27) [₇ EXPERIENCER [_{VP} THEMA V]]

Während bei I der Experiencer die Position des indirekten Objekts besetzt, wird er bei III (und IV) durch eine Nominativ-NP realisiert. Es stellt sich die Frage, ob wir für die Experiencer in I und III unterschiedliche syntaktische Eigenschaften feststellen können, die nicht durch den Kasusunterschied bedingt sind, und die es daher verbieten würden, die grammatischen Funktionen/strukturellen Positionen der jeweiligen Θ -Rollenträger in I und III zu identifizieren.

²¹ Unklar ist dabei die Position des inhärenten Reflexivs.

Wie Reis (1982) beobachtet hat, ist eine Anzahl von syntaktischen Prozessen im Deutschen nominativ- und nicht „subjekt“-gebunden. Wir können feststellen, daß im Infinitiv der Nominativ unabhängig davon, ob er Agens oder Thema ist, phonetisch nicht realisiert werden darf. Das finite Verb kongruiert mit dem Nominativ unabhängig von dessen grammatischer Funktion; beim Pronoun *Zap*, i.e. Konstruktionen des Typs von (28), kann man nur Nominativ-NPn *f r e i* weglassen (cf. Fanselow 1991); Nominative dienen stets als Antezedens für Reflexivpronomina; Nominative können stets weiten Skopus haben (cf. Frey 1990) und stets Pronomina in Objekten binden, u.s.w.

(28) *bin vom Projekt begeistert. Wird dich bekannt machen*

Vor dem Hintergrund des aktuellen Theoriestandes in der generativen Syntax ist dies auch kaum verwunderlich. „Funktionale Kategorien“ wie das Kongruenzmorphem INFL oder „AGREEMENT“ spielen bei der Konstituierung einzelsprachlicher Grammatiken eine entscheidende Rolle (cf. etwa Grewendorf, in diesem Band), und es ist daher zu erwarten, daß die NP, die mit INFL/AGREEMENT kongruiert, eine herausgehobene Rolle in der Syntax spielt. Berücksichtigt man die Unterscheidung zwischen direkten Objekten (u.a. Nominativ bei Themaverben) und solchen Kategorien, die keine direkten Objekte sind, und geht man von abstrakten Kongruenzmorphemen in der *AcI*-Konstruktion aus (cf. etwa Fanselow 1991), so sind auch die von Sternefeld (1985) erhobenen Einwände gegen die These von Reis (1982) nicht stichhaltig.

Abgesehen von den nominativ-gebundenen Prozessen gibt es aber offenbar keinen Anlaß, den Dativ-Experiencer eines I-Verbs vom Nominativ-Experiencer eines III- (oder IV-) Verbs zu unterscheiden, d.h., wir können (27) mit $?=VP$ als gemeinsame Struktur von I, III und IV ansetzen. I und III unterscheiden sich rein *kasustheoretisch*: Es ist nicht unplausibel, davon auszugehen, daß im Deutschen stets – wenn möglich – der Nominativ zuzuweisen ist, cf. Brandner (1991) und Fanselow (1991) für verschiedene Begründungen. Der Akkusativ wird vom Verb unter Rektion zugewiesen. Für III reichen diese Feststellungen bereits aus, für IV ist anzunehmen, daß die DO-Position vom Verb einen exzeptionellen Kasus erhalten kann. Das Kasusmuster von I folgt aus der Annahme, daß im Lexikoneintrag des Verbs der Experiencer fest mit dem Dativ verbunden wird; wegen der Präferenz der Nominativrektion kann das Thema den an sich denkbaren Akkusativ nicht erhalten. Nur bei wenigen psychischen Prädikaten wie *ihm graut vor dem Habilvortrag* dürfen beide Positionen lexikalisch vorgebunden sein.

Fanselow (1985), Grewendorf (1989) und Wegener (1990) sehen das Auftreten des Dativs als *Experiencer* als weiteres Ergativitätskriterium an, da regelhafter²² Dativ (cf. Wegener 1990 für eine ausführliche Diskussion) nur zusammen mit einem direkten Objekt auftritt. Wenn dies richtig ist, müßte die hier vertretene Analyse von *gefallen/auffallen* mit lexikalisch vorgelinktem Dativ aufgegeben werden. Man beachte jedoch, daß regelhafte Kasus immer in Alternationsrelationen treten: der strukturelle Akkusativ eines transitiven Verbs wird im Passiv durch den Nominativ, bei Nominalisierungen durch den Genetiv ersetzt. Bei einem lexikalisch vorgelinkten Dativ wie bei *zuwinken* treten solche Alternationen bekanntlich nicht auf:

- (29) *wir winken den Kindern zu/ *die Kindern werden zugewunken/*
/ die Kinder kriegen zugewunken/ *unser Zuwinken der Kinder*

Auch für den Dativ bei Gruppe I kann man solche Alternationen nicht nachweisen. Es gibt also keinen Grund²³, den Dativ bei I als regelhaft anzusehen, so daß die Kasusfakten auch kein Ergativitätskriterium sein können. Ferner hilft die Annahme, der Dativ in I sei lexikalisch vorgelinkt, zu erklären, weswegen nur in III, nicht aber bei I, Passivierbarkeit vorliegt. Wenn nämlich (27) die korrekte strukturelle Repräsentation auch für Gruppe III ist, so muß jede NP, die kein direktes Objekt ist, als externes Argument im Sinne der Theorie der Passivierbarkeit zählen. Dies sagt vorher, daß die Prädikate in III passivierbar sind, aber inkorrekterweise erscheint nun auch bei I Passiv möglich. Nun haben wir schon beobachtet, daß generell im Lexikon voretablierte Verbindungen zwischen Θ -Rollen und Kasus von der Syntax niemals aufgelöst werden dürfen. Da wir voraussetzen, daß bei Gruppe I der *Experiencer* im Lexikon mit dem Dativ vorgelinkt wird, ist damit aber schon erfaßt, warum diese Verben nicht passivierbar sind: eine Passivierung würde die Verbindung von *Experiencer* zum Dativ auflösen müssen.

6. Stimulus und Thema

In diesem Zusammenhang entstehen Probleme mit Gruppe II. Wenn auch hier – wie Belletti & Rizzi (1988) und Fanselow & Brandner (1989) vorschlagen – das Schema (27) vorliegt, müßten wir annehmen, daß der

²² Genauer: „struktureller“ Kasus im Sinne der GB-Theorie.

²³ Dies ist freilich kein zwingendes Argument gegen die Annahme, der Dativ in I sei strukturell-regelhaft. Da die Verben in I ergativ sind, erklärt schon ihre mangelnde Passivierbarkeit die Ungrammatikalität von **der Peter kriegt von Annette aufgefallen* oder **Günther bekam von meinen Argumenten nicht gefallen*.

Experiençer bei *beeindrucken*, *freuen*, *interessieren* etc. akkusativisch im Lexikon vorgelinkt ist. Dies ist im Kontext des eben Gesagten bei *beeindrucken* oder *interessieren* nicht mit der Tatsache vereinbar, daß diese Prädikate passivierbar sind. Hinzuzufügen wäre die Beobachtung, daß Prädikate aus der Gruppe II auch dazu tendieren, bestimmte Ergativitätstest nicht zu bestehen. Etwa können zwar Dativprädikate in der Acl-Konstruktion reflexivierungsdurchlässig²⁴ sein, aber keine Akkusativprädikate, cf. Reis (1976), Grewendorf (1983, 1989). Auch besteht ein (schwacher?) Kontrast in den Stellungsoptionen:

(30a) *weil keinem Mann das Buch gefiel*

(30b) (?) *weil keinen Mann das Buch interessierte*

Deswegen ist es wohl sinnvoll, mit Grewendorf (1989) die Verben der Gruppe II nicht als ergativ i.e.S. anzusehen. Diese Beobachtung muß man aber nicht wie Grewendorf zum Anlaß nehmen, von der Zuordnungsthese [A] abzuweichen. Pesetsky (1990) und Ickler (1990) haben nämlich darauf verwiesen, daß zwischen den Prädikaten in I und II ein subtiler semantischer Unterschied vorliegt. Wir müssen das Thema eines psychischen/kognitiven Zustands/Vorgangs von seiner Ursache, oder seinem Stimulus (Levin 1988) unterscheiden. Diesen Unterschied kann man an Hand von (31) leicht erläutern:

(31) *der neue Aufsatz von Hubert gefällt mir zwar, aber er erfreut mich gar nicht*

Selbst wenn man davon ausgeht, daß *erfreuen* und *gefallen* abgesehen von aspektuellen Unterschieden ähnliche psychische Zustände bezeichnen, ist (31) nicht widersprüchlich. Wenn mir ein Objekt X gefällt, so bewerte ich die Eigenschaften von X positiv. Dies schließt nicht aus, daß X dennoch Anlaß für einen negativen emotionalen Zustand ist. Wenn etwa der neue, wie immer überzeugend argumentierende Aufsatz von Hubert die Widerlegung des vorliegenden Papiers zum Gegenstand hat, so ist klar, daß mich dieser Aufsatz nicht sonderlich erfreuen würde. Sehr deutlich scheint diese Differenzierung auch bei den Konversen wie *X ärgert Y*

²⁴ Cf. etwa *sie_i sahen sich_j den Braten schon anbrennen* (ergativ) vs. **sie_i sahen sich_j den Mann schon vergleichen* (transitiv). Bei den meisten ergativen Verben fällt es schwer, nicht-idiomatische Beispiele zu konstruieren (vgl. etwa: *sich X gefallen/schmecken/kommen lassen*), wie Wegener (1990) zu Recht betont. Legt man eine auktoriale Deutung zugrunde, so ist wohl in *seiner Autobiographie ließ der Kanzler sich die von Vogel geschenkten Hemden nicht passen* akzeptabel, in jedem Falle nicht schlechter als *der Kanzler ließ ihm die Hemden nicht passen* bei ihm=der Kanzler, d.h. ein eindeutiger *haben-sein*-Kontrast läßt sich auch hier nicht feststellen, und wird, soweit ich sehe, auch in Grewendorf (1989, Kap. 4) nicht angenommen.

vs. *Y ärgert sich über X* (und analog: *interessieren, freuen, etc.*) vorzuliegen: ein Vortrag kann mich ärgern, ohne daß ich mich ü b e r den Vortrag ärgere. Man sollte also bei II nicht vom Thema sprechen, sondern vom Stimulus; die Tatsache, daß wohl (32) bei II als Basisstruktur vorliegt, widerlegt in dieser Hinsicht natürlich These [A] nicht.

(32) [_{VP} Stimulus [_{VP} Experiencer [_{VP} V]]]

Dabei scheint es plausibel, mit Ickler (1990) Θ -Rollen als komplexe Entitäten aufzufassen, und Thema und Stimulus als Ausdifferenzierungen einer g e m e i n s a m e n thematischen Größe anzusehen. Dies würde unmittelbar vorhersagen, weswegen Stimulus und Thema niemals gemeinsam auftreten können, -vgl. (33a)- (cf. Pesetsky 1990), ohne daß dabei der aufwendige Apparat von Pesetsky (1990) notwendig wäre. Allerdings sollte anders als bei Ickler das Agens nicht mit Stimulus vereint werden, da (33b) völlig in Ordnung ist.

(33a) **der Aufsatz von Günther ärgert mich über die DP-These von Josef*

(33b) *schon früh interessierte ihn sein Lehrer für die Probleme der Linguistik*

In (32) steht der Experiencer nicht in der Position des direkten Objekts, da wir die These verfolgen, daß thematische Rollen syntaktischen Positionen/grammatischen Funktionen eindeutig zugeordnet sind. Wegen (27) sollte die kanonische Realisierung des Experiencer also generell eine Adjunktposition an VP sein. Strukturell gesehen nimmt der Stimulus in (32) dieselbe Position ein; tatsächlich dürfte es schwerfallen, dafür zu argumentieren, daß Experiencer und Stimulus in (32) kategorial verschiedene Schwester- bzw. Mutterknoten besitzen.²⁵ Um die korrekten Hierarchiebeziehungen von (32) abzuleiten, muß man annehmen, daß die Argumente des Verbs semantisch nur in einer spezifischen Reihenfolge mit dem Verb verbunden werden können; dies folgt aber ohnedies aus den meisten interpretativen Theorien, cf. etwa Bierwisch (1989), Fanselow (1991).

Bei genauerer Betrachtung erweist es sich als nicht so einfach nachzuprüfen, in welcher Position der Experiencer bei II steht. Da eine syntaktische Passivtheorie wie die des GB-Ansatzes nicht impliziert, daß nur direkte Objekte im Passiv den Nominativ erhalten können, ist die Passivierungsfähigkeit von II z.B. kein Argument gegen die Struktur (32).

²⁵ Dies gilt besonders dann, wenn bei den lexikalischen Kategorien nur minimale (V) und maximale (VP) Projektionen unterschieden werden können, wie man heute zumeist annimmt.

Sternefeld (1985) beobachtet, daß bei Prädikaten der Gruppe II Pronoun Zap (s.o.) unmöglich ist. Wegen des Vorliegens der Passivalternation kann die von ihm erwogene Lösung, (34) dadurch zu erklären, daß der Akkusativ in II lexikalisch-inhärent zugewiesen wird, nicht überzeugen. Nimmt man an, daß Pronoun Zap außerhalb der Subjektposition nur bei direkten Objekten möglich ist (und dies ist, cf. Fanselow 1991, auch nur eine notwendige Bedingung), so stellt (34) Evidenz für (32) dar.

(34) **interessiert/ärgerst/erfreut dieser Aufsatz nicht*

Nach Roeper (1988) sind ferner die Partizipialkonstruktionen in (35a) durch (syntaktische) Inkorporation des direkten Objekts in das verbale Partizip zu erklären. Wenn diese Analyse richtig ist, so haben wir einen zweiten Test für den Status einer Phrase als direktes Objekt, da universalgrammatisch in der Tat nur direkte Objekte inkorporiert werden dürfen, cf. Baker (1988). Auch die Daten in (35b) mit Verben aus der Gruppe II legen also nahe, von (32) auszugehen.

(35a) *die fleischfressenden Pflanzen; die kinderliebenden Hunnen; die alleswissenden Pfarrer, der kinderhassende Ede, die allessehende Mutter*

(35b) **ein kinderbeeindruckender Baum, ?*die männerärgernde Parole, *der kinderstörende Lärm, *die fraueninteressierenden Sendungen*

An und für sich sollten sich gute Testmöglichkeiten bezüglich (32) auch im Kontext der Inseleigenschaften von NPn für PP-Extraktionen ergeben. Man würde vom Englischen her erwarten, daß Extraktionen nur aus solchen Phrasen heraus erfolgen können, die direkte Objekte sind. Grewendorf (1989) verwendet daher die Extrahierbarkeit auch als weiteres Ergativitätskriterium. Freilich stößt man hier auf eine grundlegende Schwierigkeit. Wenn man die Beispiele nur sorgfältig genug konstruiert, so sind unbelebte NPn fast niemals Inseln für Extraktionen. So gibt es in (36) sicherlich Abstufungen, aber keine harten Kontraste, die Basis für strukturelle Argumente sein könnten – zumindest ist dies der Eindruck, den mir meine Informanten vermitteln.²⁶ Da nicht alle modernen Syntaxtheorien nur Objekten Transparenzeigenschaften zuschreiben, folgt aus möglichen Differenzierungen in (36) ohnedies kein zwingendes Strukturargument.

²⁶ Man stelle sich bei der Beurteilung von (36) die PPn etwa kontrastiv betont vor. Analoges wie für die Extraktion aus NP gilt auch für die Extraktion aus Sätzen, vgl. dazu Wegener (1990).

- (36a) *über Boris Becker ist ihm noch nie ein Sieg gelungen*
 (36b) *über Boris Becker hätte ein Sieg den Zuschauern schon gefallen*
 (36c) *über Boris Becker hätte ihm ein Sieg eher geschadet als genützt*
 (36d) *über Boris Becker hat mich der Sieg von Ivan Lendl nicht gestört*
 (36e) *zum Ukrainischen fehlte ihm bislang jede Evidenz*
 (36f) *aber auch über Maria erreichte ihn eine schlimme Nachricht*
 (36g) *über Boris Becker würde mich ein Sieg von Ivan Lendl schon beeindrucken*

Ohnedies geht es uns ja hier um *Experiencer-NPn*, also belebte *NPn*, und für diese ist *PP-Extraktion* unabhängig von der Position praktisch nicht statthaft (37), es sei denn, *von* wäre der Kopf der extrahierten *PP*. In letzterem Falle sind aber auch *Subjekt-NPn* wie in (38) *extraktionsdurchlässig*. *Extraktionstests* können also keinen Aufschluß über (32) geben.

- (37a) **über Ergativität kenne ich mindestens zwei Referenten*
 (37b) **über Polen hat er die Berichtersteller noch nicht ernannt*
 (38) *von Maria hat gestern der Vater angerufen*

Mit dem Objektstatus verbunden werden häufig auch Optionen zur sog. *NP-„Aufspaltung“* in (39), die z.B. Haider (1985) diskutiert; der theoretische Status der Konstruktion ist dabei wohl noch unklar.²⁷ Wiederum ist die Datenlage nicht einfach zu etablieren. Es gibt wohl, cf. (39a-c), kaum Einschränkungen über die Aufspaltung einer *NP* auf zwei Positionen, wenn die *NP* pluralisch ist, aber die Aufspaltung einer singularischen zählbaren *NP* wird von einigen Sprechern²⁸ abgelehnt oder als „schlecht“ beurteilt, wenn es sich um ein Subjekt handelt (39b). (39c-e) legt unter dieser Perspektive tatsächlich wieder nahe, daß der Nominativ bei I ein direktes Objekt ist, aber nicht der Akkusativ bei II.

- (39a) *Kind hat er keins/ Kinder hat er keine*
 (39b) *# Kind sieht ihn keins/ Kinder sehen ihn keine*

²⁷ Cf. Faselow (1988a), Tappe (1989) für Analysen.

²⁸ Dies ergab sich bei einer informellen Befragung von Passauer Kollegen aus verschiedenen Fächern; eine regionale Differenzierung konnte ich dabei nicht feststellen. Es stehe „#“ für: wird von einigen Sprechern abgelehnt.

(39c) # *Kind freut das aber keins* *Kinder freut das aber keine*

(39d) *Hemd hat ihm keins gefallen*

(39e) *Kind ist ihm keins aufgefallen*

Grewendorf (1989) sieht einen Unterschied zwischen einer Aufspaltung, bei der wie in (39) im Mittelfeld ein Quantor zurückbleibt, und einer, bei der dies nicht der Fall ist. In Strukturen wie (40c-d) konstatiert er hier – wie Fanselow (1987)²⁹ – eine Subjekt-Objekt-Asymmetrie, die von einigen Informanten nachvollzogen wird. (40b) scheint von allen akzeptiert zu werden, was unserer Theorie über I entspricht, aber ich habe zu II keine auswertbaren Kontraste feststellen können.

(40a) *Hemden hat er nur bunte*

(40b) *Hemden gefallen ihm nur bunte*

(40c) # *Frauen lesen das nur intelligente*

(40d) # *Arbeiter wählen ehrliche die SPD*

(40e) *Arbeiter wählen keine die SPD*

Wenn die angesprochenen Kontraste real sind, und nicht Epiphänomene außersyntaktischer Faktoren, wäre mit (39) wiederum (32) bestätigt. Wir sehen also, daß das Sonderverhalten der Gruppe II bezüglich der scheinbaren Thema-Position durchaus erklärt werden kann.

7. Spekulative(re)s zu Subjekten und Objekten

Für die bislang diskutierten Θ -Rollen konnten wir feststellen, daß das Verb stets in der Lage ist, spezifische morphologische Eigenschaften des Θ -Rollenträgers (Kasus, Präpositionalkopf) zu selegieren. Dies ist bei der Agens-Rolle anders: sie erscheint stets im Nominativ und kann nur durch den syntaktischen Prozeß des Passivs „oblique“ werden; lexikalische Idiosynkrasien liegen diesbezüglich nicht vor (cf. auch Ickler 1990). Folgt man Staudacher (1990), so ist die Agens-Rolle auch die einzige, die bei der einfachen wie der medialen *lassen*-Konstruktion wie in (41) unterdrückt werden kann.³⁰

²⁹ Diese Beurteilung teile ich heute, sechs Jahre nach dem Schreiben von Fanselow (1987), nicht mehr.

³⁰ Das gilt nicht für das auktoriale *lassen*.

(41a) *er läßt den Diener umbringen*

(41b) *dieser Artikel läßt sich nicht leicht verstehen*

Die erste Beobachtung deutet darauf hin, daß das Verb das Agens nicht regieren kann³¹; analysiert man (41) im Sinne von Burzio (1986) mit Grewendorf (1983) als VP-Komplementation unter *lassen*, so würde die These von Staudacher (in unserer Deutung) implizieren, daß ein Agens außerhalb der VP erzeugt wird. Beides entspricht der klassischen generativen Sichtweise, derzufolge es Θ -Rollen gibt, die nicht in der VP, sondern in einer ausgezeichneten Subjektposition direkt unter S basisgeneriert werden (42a):

(42a) [_S Agens [_{VP} Stimulus [_{VP} Experiencer [_{VP} Thema V]]]]

(42b) [_S [_{VP} Agens [_{VP} Stimulus [_{VP} Experiencer [_{VP} Thema V]]]]]

Abgesehen von den beiden eben erwähnten Fakten fällt es aber schwer, zwischen (42a) und (42b) empirisch zu unterscheiden; wir haben ja schon erwähnt, daß neben der Sonderstellung für direkte Objekte vornehmlich Kasusdifferenzierungen für die unterschiedlichen syntaktischen Optionen der NPn im Deutschen verantwortlich sind. Unsere bisherige Diskussion des Ergativitätsphänomens widerlegt also zwar die These von Haider (1986), derzufolge im Deutschen keine strukturellen Asymmetrien zwischen den verschiedenen NPn vorliegen, aber sie bestätigt eben auch gerade nicht die These von z.B. Fanselow (1987), daß bestimmte NPn als strukturelle Subjekte im Sinne von (42a) unter S erzeugt werden. Da in den letzten Jahren verstärkt auch für die eindeutig strukturorientierten Sprachen wie Englisch oder Französisch angenommen wird, daß Subjekte grundsätzlich in der VP basisgeneriert werden und in die strukturelle Subjektposition erst bewegt werden müssen (vgl. Grewendorf, in diesem Band), läßt sich auch das Lernbarkeitsargument von Fanselow (1987) nicht aufrechterhalten. Daher erscheint (42b), das von Vorschlägen von Haider (1990) inspiriert ist, als sinnvoller Kompromiß zwischen den beiden Extrempositionen in der generativen Diskussion zu Beginn der achtziger Jahre. Ganz in diesem Sinne hat man sich ja wohl auch darauf verständigt, daß in (43) bei der sog. VP-Topikalisierung (Thiersch 1982) höchstens eine Abstufung der Akzeptabilität vorliegt, aber keine „harten“ Grammatikalitätskontraste, die es erlauben würden zu entscheiden, ob eine NP in VP erzeugt ist oder nicht.³²

³¹ Es trägt stets den von INFL bestimmten Nominativ.

³² Einen Definitheitseffekt stellt man immer fest, sobald ein Nominativ ins Vorfeld mitgezogen wird (Kratzer 1984). Dabei möchte ich allerdings offenlassen, ob der in der linguistischen Diskussion feststellbare Sprachwandel

- (43a) *den Wagen repariert hat sie nicht*
- (43b) *ein Haus gebaut worden ist hier noch nie*
- (43c) *Häuser aufgefallen sind mir hier noch nie*
- (43d) *Häuser gebrannt haben hier noch nie*
- (43e) *Unglücke ereignet haben sich hier noch nie*
- (43f) *Mädchen gefallen haben ihm noch nie*
- (43g) *Mädchen interessiert haben ihn noch nie*
- (43h) *Mädchen geküßt haben ihn noch nie*

Staudachers Beobachtung zur *lassen*-Konstruktion wäre unter dieser Perspektive als direkter Agens-Effekt zu deuten (so auch Staudacher 1990). Wenn man weiter mit Staudacher (1990) davon ausgeht, daß das externe Subjekts-Argument in einem fundamental anderen semantischen Verhältnis zum Verb steht als die (zugrundeliegenden) Objekte, so kann man sicherlich auch eine Theorie der lexikalischen Selektion morphologischer Besonderheiten entwickeln, die einerseits vorhersagt, daß nur Objekte i.e.S. einen verbregierten Kasus erhalten können und so andererseits eine strukturelle Erklärung der ausschließlichen Nominativmarkierung des Agens überflüssig machte.³³ Auch für weitere Verbklassendifferenzierungen (cf. besonders Kratzer 1989) scheinen strukturelle Erklärungen nicht zwingend, doch verbieten es mir Platzgründe, darauf einzugehen.

Wenn (42b) korrekt ist, so sind für die Basisrealisierung der Θ -Rollen nur zwei grammatische Funktionen anzunehmen: „direktes Objekt“ im Sinne der obigen Definition [B] für z.B. Thema und Patiens, und „Adjunkt an VP“ für die übrigen Θ -Rollen wie Agens, Experiencer, Ziel etc. Damit weiterhin die erforderlichen hierarchischen Beziehungen in (42b) garantiert sind (der Träger der Θ -Rolle Agens c-kommandiert stets den Träger der Θ -Rolle Ziel in der Basisstruktur), muß man auf die schon erwähnte These zurückgreifen, daß die Argumente des Verbs nur in einer spezifischen Reihenfolge an das Verb angefügt werden dürfen. Da dies, wie oben angedeutet, Korrolar einer elaborierten semantischen Theorie ist, folgt aus dieser Forderung keine Verkomplizierung der Grammatik.

von Thiersch (1982) zu Haider (1988) die gesamte Sprachgemeinschaft erfaßt hat.

³³ Diese Konklusion würde Staudacher (1990) nicht teilen.

Natürlich drängt sich damit die Frage auf, ob nicht auch der Begriff des direkten Objekts im Sinne von [B] überflüssig ist, wie dies (implizit) etwa Bierwisch (1990) beansprucht hat. Die Frage hat zwei Aspekte, die wir hier nur kurz andiskutieren können, doch sei zuvor auf ein Problem verwiesen, welches unabhängig nahelegt, den Status einer Festlegung wie [B] zu überdenken. Wenn es richtig ist, daß uns die Normalwortstellung direkten Aufschluß über die Basisposition von Argumenten gibt, so zeigen Daten wie (44), daß direkte Objekte nicht immer die verb-nächsten Argumente sind. Präpositionalobjekte (cf. etwa Czepluch 1988) und Modaladverbien (cf. etwa Frey 1990) befinden sich in Normalwortstellung zwischen Verb und direktem Objekt.

(44a) *weil er den Wagen in die Garage fährt*

(44b) *weil er jeden Aufsatz zu schnell fertig schreibt*

(45) $[VP [VP NP V] PP] \rightarrow [VP [VP NP t] PP] V$

Sofern es nicht möglich ist, Normalwortstellungsdaten wie in (44) durch eine Bewegung des Verbs³⁴ wie in (45) angedeutet wegzuerklären, stellen diese tatsächlich ein gravierendes Problem für [B] dar.

Wenn man auf den Begriff des direkten Objekts in der VP verzichten will, so muß man eine alternative Erklärung für die bislang besprochenen Daten anbieten können. Anstatt nun Θ -Rollen danach zu differenzieren, ob sie wie in [B] als direkte Schwester von V erzeugt werden können oder nicht, bietet es sich an, zwei Klassen von Argumenten zu unterscheiden: solche, die – wie im Passiv – unterdrückt werden können aber nicht – wie in (35) – inkorporiert werden dürfen, und solche, die sich zwar inkorporieren lassen, aber nicht unterdrückt werden können.

Diese Differenzierungen wären als primitive Eigenschaften der Θ -Rollen anzunehmen. Baker (1988) hat dafür argumentiert, daß die Transparenzeigenschaften von Objekten Korrolar der Inkorporationsfähigkeit sind; daß solch eine Lösung im Prinzip auch für das Deutsche möglich ist, hat Müller (1989) eindrucksvoll belegt. Wenn diese Inkorporationstheorien korrekt sind, und wenn sich die Klasse der potentiellen „direkten Objekte“ tatsächlich Θ -theoretisch festlegen läßt (wofür dieser Artikel argumentiert hat), so sind strukturelle Differenzierungen in der VP tatsächlich überflüssig: allein die Reihenfolge der Argumente und ihre Θ -theoretischen Inkorporationseigenschaften sind relevant; für weitere Details cf. Fanselow (in Vorb.).

³⁴ Für mögliche Verbbewegung im Deutschen vgl. Grewendorf (1990).

All dies impliziert nicht, daß außerhalb der VP keine grammatischen Funktionen anzunehmen wären. Ganz im Gegenteil läßt sich, wie die Beiträge von Abraham, Grewendorf und Haider zu diesem Band belegen, auf strukturelle Differenzierungen im Kontext der funktionalen Kategorien wie COMP, DET und INFL kaum verzichten. Und wie zu Beginn der achtziger Jahre gibt auch heute die deutsche Syntax neue Rätsel auf: besitzt sie eine steile Ausdifferenzierung der funktionalen Projektionen (Grewendorf) oder nicht (Haider 1988)?

Literatur

- Abraham, Werner (1986): Unaccusatives in German. In: Groninger Arbeiten zur Germanistischen Linguistik 28, S. 1-72.
- Abraham, Werner (1986a): Word Order in the Middle Field of the German Sentence. In: Abraham, Werner/de Meij, Sjaak (Hrsgg.): Topic, Focus and Configurationality. Amsterdam. S. 15-38.
- Baker, Mark, (1988): Incorporation. Chicago.
- Baker, Mark/Johnson, Kyle/Roberts, Ian (1989): Passive Arguments Raised. In: Linguistic Inquiry 20, S. 219-251.
- Bayer, Josef/Kornfilt, Jaklin (1990): Restructuring Effects in German. In: Edinburgh Working Papers in Cognitive Science 6, S. 21-42.
- Belletti, Adriana/Rizzi, Luigi (1988): Psych Verbs and Θ -Theory. In: Natural Language and Linguistic Theory 6, S. 291-352.
- den Besten, Hans (1985): Some Remarks on the Ergative Hypothesis. In: Abraham, Werner (Hrsg.): Erklärende Syntax des Deutschen. Tübingen. S. 53-74.
- den Besten, Hans (1985a): The Ergative Hypothesis and Free Word Order in Dutch and German. In: Toman, Jindrich (Hrsg.): Studies in German Grammar. Dordrecht. S. 23-64.
- Bierwisch, Manfred (1989): Event Nominalizations: Proposals and Problems. In: Linguistische Studien 194, S. 1-73.
- Bierwisch, Manfred (1990): Vortrag auf dem Kölner Intensivseminar zur Struktur des Lexikons, Mai 1990.
- Brandner, Eleonore (1991): Zur Realisierung funktionaler Kategorien. Magisterarbeit, Universität Passau.
- Brandner, Eleonore/Fanselow, Gisbert (1989): The Extended Ergative Hypothesis. Ms., Universität Passau.
- Brandner, Eleonore/Fanselow, Gisbert (1990): Ergative und ärgertive Verben. Vortrag, GGS-Tagung, Universität Konstanz.
- Büring, Daniel (1990): Von den Θ -Rollen zur Argumentstruktur. Magisterarbeit, Universität zu Köln.
- Burzio, Luigi (1986): Italian Syntax. A Government-Binding Approach. Dordrecht.

- Czepluch, Hartmut (1988): Case Patterns in German. In: Fekete, D./Laubitz, Z. (Hrsgg.): McGill Working Papers in Linguistics. Montreal. S. 79-122.
- Czepluch, Hartmut (1988a): Kasusmorphologie und Kasusrelation. In: Linguistische Berichte 116, S. 275-310.
- Eisenberg, Peter (1989): Perfektbildung und Ergativparameter im Deutschen. In: Buscha, Joachim/Schröder, Jochen (Hrsgg.): Linguistische und diaktische Grammatik. Leipzig. S. 112-128.
- Fanselow, Gisbert (1985): Deutsche Verbalprojektionen und die Frage der Universalität konfiguraler Syntaxen. Diss., Universität Passau.
- Fanselow, Gisbert (1987): Konfiguralität. Tübingen.
- Fanselow, Gisbert (1988): German Word Order and Universal Grammar. In: Reyle, Uwe/Rohrer, Christian (Hrsgg.): Natural Language Parsing and Linguistic Theories. Dordrecht. S. 317-355.
- Fanselow, Gisbert (1988a): Aufspaltung von NPn und das Problem der 'freien' Wortstellung. In: Linguistische Berichte 114, S. 91-113.
- Fanselow, Gisbert (1990): Scrambling as NP-Movement. In: Grewendorf, Günther/Sternefeld, Wolfgang (Hrsgg.): Scrambling and Barriers. Amsterdam. S. 113-140.
- Fanselow, Gisbert (1991): Minimale Syntax. Groningen. (Groninger Arbeiten zur Germanistischen Linguistik 32).
- Fanselow, Gisbert (in Vorbereitung): Structures of German.
- Frey, Werner (1990): Syntaktische Bedingungen für die Interpretation. Dissertation, Universität Stuttgart.
- Grewendorf, Günther (1983): Reflexivierung in deutschen Acl-Konstruktionen – Kein transformationsgrammatisches Dilemma mehr. In: Groninger Arbeiten zur Germanistischen Linguistik 23, S. 120-196.
- Grewendorf, Günther (1986): Ergativität im Deutschen. Ms., Universität Frankfurt a.M.
- Grewendorf, Günther (1989): Ergativity in German. Dordrecht.
- Grewendorf, Günther (1990): Verbbewegung und Negation im Deutschen. In: Groninger Arbeiten zur Germanistischen Linguistik 30, S. 57-125.
- Haider, Hubert (1985): Über sein und nicht sein: Zur Grammatik des Pronomens sich. In: Abraham, Werner (Hrsg.): Erklärende Syntax des Deutschen. Tübingen. S. 223-254.
- Haider, Hubert (1986): Deutsche Syntax – Generativ. Habilitationsschrift, Universität Wien.
- Haider, Hubert (1988): Matching Projections. In: Cardinalletti, A./Cinque, G./Giusti, G. (Hrsgg.): Constituent Structure. Venedig. S. 101-121.
- Haider, Hubert (1990): PRO-bleme? In: Fanselow, Gisbert/Felix, Sascha (Hrsgg.): Merkmale und Strukturen syntaktischen Kategorien. Tübingen. S. 121-143.
- Hoberg, Ursula (1981): Die Wortstellung in der geschriebenen deutschen Gegenwartssprache. München.

- Ickler, Irene (1990): Kasusrahmen und Perspektive. In: Deutsche Sprache 18, S. 1-37.
- Kratzer, Angelika (1984): On deriving syntactic differences between German and English. Ms., Technische Universität Berlin.
- Kratzer, Angelika (1989): Stage Level and Individual Level Predicates. Ms., Univ. of Mass., Amherst, Mass.
- Lenerz, Jürgen (1977): Zur Abfolge nominaler Satzglieder im Deutschen. Tübingen.
- Levin, Lori (1988): Unaccusative Rules in Germanic Languages. New York.
- Müller, Gereon (1989): A'-Bewegung, Minimalitätsbarrieren und Kopfreanalyse. Ms., Universität Konstanz.
- Müller, Gereon/Sternefeld, Wolfgang (1990): The Principle of Unambiguous (A')-Binding. Ms., Universität Konstanz.
- Perlmutter, David (1978): Impersonal Passives and the Unaccusative Hypothesis. In: Papers from the Annual Meeting of the Berkeley Linguistic Society 4, S. 157-189.
- Perlmutter, David (Hg.) (1983): Studies in Relational Grammar 1. Chicago.
- Pesetsky, David (1990): Experiencer Predicates and Universal Alignment Principles. Ms., Massachusetts Institute of Technology.
- Reis, Marga (1976): Reflexivierung in deutschen AcI-Konstruktionen: ein transformationsgrammatisches Dilemma. In: Papiere zur Linguistik 9, S. S. 5-82.
- Reis, Marga (1982): (1982): Zum Subjektbegriff im Deutschen. In: Abraham, Werner (Hrsg.): Satzglieder im Deutschen. Tübingen. S. 171-211.
- Roeper, Tom (1988): Compound Syntax and Head Movement. In: Booij, Geert/van Marle, Jaap (Hrsg.): Yearbook of Morphology. Dordrecht. S. 187-228.
- Staudacher, Peter (1988): Binding and all that. Ms., Universität Regensburg.
- Staudacher, Peter (1990): Spekulative zur Θ -Theory. Ms., Regensburg.
- Sternefeld, Wolfgang (1984): On Case and Binding Theory. Ms., Universität Konstanz.
- Sternefeld, Wolfgang (1985): Deutsch ohne grammatische Funktionen. Ein Beitrag zur Rektions- und Bindungstheorie. In: Linguistische Berichte 99, S. 394-439.
- Tappe, Hans Thilo (1982): VP and coherent infinitives in German. Ms., Köln.
- Tappe, Hans Thilo (1989): A Note on Split Topicalization in German. In: Bhatt, Christa/Löbel, Elisabeth/Schmidt, Claudia (Hrsg.): Syntactic Phrase Structure Phenomena in Noun Phrases and Sentences. Amsterdam. S. 159-179.
- Thiersch, Craig (1978): Topics in German syntax. PhD-Diss., MIT, Cambridge. Mass.
- Thiersch, Craig (1982): A note on scrambling and the existence of VP. In: Wiener Linguistische Gazette 27/28, S. 83-96.

- Webelhuth, Gert (1985): German is configurational. In: *The Linguistic Review* 4, S. 203-246.
- Webelhuth, Gert (1989): *Syntactic Saturation Phenomena and the Modern Germanic Languages*. PhD-Diss., University of Mass., Amherst.
- Wegener, Heide (1990): Der Dativ – ein struktureller Kasus? In: Fanselow, Gisbert/Felix, Sascha (Hrsgg.): *Merkmale und Strukturen syntaktischer Kategorien*. Tübingen. S. 70-103.
- Wunderlich, Dieter (1985): Über die Argumente des Verbs. In: *Linguistische Berichte* 97, S. 183-227.

Die Struktur der Nominalphrase – Lexikalische und funktionale Strukturen

0. Einleitung

Die Grammatik einer Sprache ist die Repräsentation des Wissens, das die grammatische Kompetenz ausmacht, d.h. die Fähigkeit, beliebige Äußerungen wohlgeformt zu bilden oder als (nicht-)wohlgeformt zu erkennen und mit anderen Kenntnissystemen¹ zu verknüpfen.

Die Theorie dieses Wissens ist die Grammatiktheorie. Erkenntnisziel der Grammatiktheorie ist ein Modell der Repräsentation dieses Wissens sowie der dynamischen Beziehungen beim Erwerb und Gebrauch dieses Wissens. Als Theorie eines empirischen Gegenstandes, nämlich der Grammatik als Wissenssystems über das jeder muttersprachliche Sprecher verfügt, ist die Grammatiktheorie einer strengen Methodik verpflichtet. Das Grammatikmodell muß vollständig, explizit und explanativ adäquat sein. Explanativ adäquat (vgl. Chomsky 1965) ist eine Theorie dann, wenn sie eine Entscheidung zwischen deskriptiv äquivalenten Beschreibungen auf empirischer Grundlage erzwingt.

Das Wissen, über das der muttersprachliche Sprecher souverän verfügt, ist ihm aber introspektiv unzugänglich. Es ist kognitiv opak und kann auf Befragen nicht genannt werden. Wäre dem nicht so, gäbe es keine Existenzberechtigung für die Grammatiktheorie. Chomsky lenkte als erster mit methodischer Konsequenz den Blick auf die Frage, wie der Sprecher zu diesem Wissen gelangen könne. Die simple Annahme, er hätte es gelernt, ist allzu offensichtlich unhaltbar. Lernen ist induktiver Wissenserwerb. Induktiv erworbenes Wissen über einen komplexen Gegenstand ist unvollständig und abhängig von den Lernerfahrungen. Darüber hinaus beansprucht der Grammatikerwerb höchstens ein Jahrzehnt und wird mit nicht voll entwickelten kognitiven Kapazitäten gemeistert. Dem steht die Grammatiktheorie gegenüber, die von Spezialisten mit den kognitiven Kapazitäten eines Erwachsenen betrieben wird, und denen es in mehr als drei Jahrzehnten trotz vereinter Anstrengung nicht gelungen ist, das Grammatiksystem einer einzigen Sprache zu enträtseln. Der unvermeidliche Schluß daraus ist, daß Kinder Sprache nicht induktiv erlernen, sondern über eine spezifische Fertigkeit zum Spracherwerb verfügen. Diese Fertigkeit ist offenbar artspezifisch und daher universell, d.h. gültig

¹ Andere Kenntnissysteme sind z.B. soziale Verhaltenskonventionen, enzyklopädisches Wissen, Weltwissen, etc.

für jedes normale Individuum der Art.

Wird jede Sprache aber vermittelt derselben Fertigkeit erworben, dann gibt es universale formale Eigenschaften aller Sprachen. Es sind dies die Reflexe des universalen Erwerbsprogramms. Dieses Programm determiniert die abstrakte Struktur jeder Grammatik. Die Unterschiede, die wir in den Grammatiken beobachten, sind Ergebnis der komplexen Interaktion abstrakter, invarianter Prinzipien mit offenen Bestimmungsstücken (= Parameter), die durch einzelsprachlich variierende Werte instantiiert werden. Grammatikerwerb ist Parameterfixierung. Die hier skizzierte Perspektive der Theorie, die von Chomsky (vgl. 1965, 1981, 1986) entwickelt wurde, ist der Hintergrund der sich anschließenden Analyse der Syntax von Nominalausdrücken im Deutschen.

In Abschnitt 1 werden die Prinzipien einer allgemeinen Theorie der Phrasenstruktur, der sogenannten „X-bar“-Theorie erläutert. Daran schließt sich eine Erörterung der neueren Entwicklungen dieser Theorie mit direktem Bezug auf die Syntax der Nominalausdrücke im Deutschen an. Der dritte Abschnitt widmet sich der Diskussion aktueller Analysevor schläge NP-relevanter Eigenschaften.

1. Die Struktur einer Phrase – allgemeine Prinzipien

Phrasen sind hierarchisch strukturiert. Diese Schachtel-in-Schachtel-Struktur enthüllt sich z.B. bei dissoziierten Phrasen. Eine Phrase wie in (1) kann auch dissoziiert auftreten, wie in (2a, b), nicht aber wie in (2c-e):

- (1) [viele interessierte Zuhörer]
- (2) (a) *Interessierte Zuhörer finden sie hier viele*
- (b) *Zuhörer finden sie hier viele interessierte*
- (c) **Viele interessierte finden sie hier Zuhörer*
- (d) **Viele finden sie hier interessierte Zuhörer*
- (e) **Viele Zuhörer finden sie hier interessierte*

Die Akzeptabilitätsverteilung folgt bereits aus der Strukturzuweisung (3) und der Beschränkung, daß nur vollständige Konstituenten abgetrennt werden können.

- (3) [viele [interessierte [Zuhörer]]]

Die Restriktionen sind jedoch noch komplexer, wie man sich am Beispiel (4) verdeutlichen kann.

- (4) (a) *nur begeisterte Anhänger des Kandidaten*
 (b) *Anhänger des Kandidaten finden sie hier nur begeisterte*
 (c) **Des Kandidaten finden sie hier nur begeisterte Anhänger*

Obwohl die Phrase *des Kandidaten* in (4a) eine vollständige Konstituente bildet, ist sie nicht abtrennbar. Um die Abtrennbarkeitsbedingungen korrekt zu beschreiben, braucht man mehr Information als bloße Strukturierung. Die Struktur von (4a) wie sie in (5) wiedergegeben ist, reicht dazu nicht aus.

- (5) [*nur* [*begeisterte* [*Anhänger* [*des Kandidaten*]]]]

Was fehlt, ist die Information, daß das Kernelement der Phrase stets im dissoziierten Teil enthalten ist. Das Kernelement von (5) ist *Anhänger*, jenes von (1) ist *Zuhörer*. Um das Kernelement identifizieren zu können, muß die Struktur kategorisiert werden. Das Kernelement der Phrase ist jenes Element, das die Kategorie der gesamten Phrase determiniert: Da *Anhänger* ein lexikalisches Element der Kategorie Nomen ist, ist (5) eine Nominalphrase.

Folgende Zusammenhänge gelten für beliebige Phrasen. Sie sind:

- endozentrisch kategorisiert (elementares Phrasenhaupt)
- phrasal geschichtet
- linearisiert mit peripherem Haupt.

Jede Phrase ist endozentrisch, d.h. sie enthält ein Kernelement, das die Kategorie der Phrase festlegt. Zu diesem Element treten ausschließlich komplette Phrasen hinzu, d.h. die daraus resultierende Schichtung ist phrasal. Das Kernelement, auch Haupt der Phrase genannt, ist peripher serialisiert, d.h. es geht je nach Kategorie des Hauptes den Elementen der gleichen Schichtungsebene, d.h. seinen Komplementen, voran oder folgt ihnen nach.

- (6) (a) [*sich seiner Sache sicher*]
 (b) [*jemanden einer Gefahr aussetzen*]
 (c) [*mit einem Körnchen Salz*]
 (d) [*Verschiebung des Termins auf 3 Uhr*]

Im Deutschen sind Adjektivphrasen (6a) und Verbalphrasen (6b) kopffinal, Präpositionalphrasen (6c) und Nominalphrasen (6d) kopfinitial. Aus der Peripherie-Bedingung folgt, daß in (7) mindestens zwei Schichtungen vorliegen müssen, da es sowohl Elemente vor wie nach dem Haupt gibt:

- (7) [*seine* [*Verschiebung des Termins auf 3 Uhr*]]

Daran knüpft sich unmittelbar die allgemeine Frage, was die maximale Schichtungszahl einer Phrase sei. Jackendoff (1977) argumentierte für eine universelle, dreifache Schichtung („universal three level hypothesis“) und ordnete jeder Schicht eine funktionale Qualität zu:

1. Schicht: Kopf mit Ergänzungen
2. Schicht: Modifikatoren
3. Schicht: Spezifikatoren

(8) [_{N'''} die [_{N''} putative [_{N'} Schichtung [der Nominalphrase]]]]²

In (8) repräsentiert nach Jackendoff (1977) der Artikel den Spezifikator, das Adjektiv den Modifikator und die Genitivphrase die Ergänzung des nominalen Kernelements. Versucht man diese dreifache Schichtung auf andere zu übertragen, steht man vor dem Problem, daß diese höchstens zwei funktional distinkte Schichten aufzuweisen scheinen. Betrachten wir beispielsweise eine Präpositionalphrase:

- (9) (a) *mit*
 (b) *mit Maria*
 (c) *unmittelbar mit Maria*

Es ist unerheblich ob *unmittelbar* in (9c) als Spezifikator oder Modifikator gelten solle, denn es tritt nie mehr als ein Element zur ersten Schicht hinzu. Gleiches gilt für die AP und die VP.

Die Struktur (8) weist noch andere Merkwürdigkeiten auf. Es geht daraus nicht hervor, daß die N'''-Schicht Rekursion erlaubt (vgl. 10), und daß der Artikel als Spezifikator stets nicht-phrasal auftritt. Nach der Bedingung der phrasalen Schichtung müßte die Spezifikatorposition eine Phrasenposition sein. Faktisch tritt aber an der Stelle stets ein elementarer Ausdruck auf, nämlich ein Artikel.

- (10) (a) [*viele* [*kleine* [*grüne* [*Männchen*]]]]
 (b) *Grüne Männchen gibt es in der Küche viele kleine*
 (c) *Kleine grüne Männchen gibt es in der Küche viele*
 (d) **Viele kleine gibt es in der Küche Männchen*

Die in (10a) angedeutete Struktur weist für restriktive Adjektivattribute Rekursion auf dem N'''-Niveau auf. Wird Rekursion zugelassen, so muß geklärt sein, welchen Regeln sie unterliegt. Offensichtlich ist Rekursion auf dem Spezifikatorniveau unzulässig.

² Die Kategorien der Schichtungsstufen wurden durch Annotation der Kopfkategorie mit Balken (engl. „bar“) bezeichnet, woraus sich der Name „X-bar-Theorie“ ergab.

- (11) (a) *die Entdeckung Amerikas*
 (b) *Amerikas Entdeckung*
 (c) **Amerikas die Entdeckung*
 (d) **die Amerikas Entdeckung*

Obwohl Artikel und Genetivphrase kookkurrieren können (vgl. 11a) können sie nicht beide pränominal auftreten. Dieses deutet darauf hin, daß Rekursion auf dem Spezifikator-Niveau unzulässig ist.

Das Fazit dieser Betrachtung ist, daß entweder die Struktur der einfachen Nominalphrase eine Ausnahme bildet oder daß sie komplexer ist, als man bisher anzunehmen geneigt war. Die neueren Analysen versuchen genau dies nachzuweisen, nämlich daß die Struktur der Nominalphrase den allgemeinen Strukturprinzipien gehorcht und, daß die Ausnahmen sich als scheinbar erweisen, wenn man erkennt, daß Nominalphrasen komplexe Strukturen besitzen.

1.1. Funktionale Phrasenhäupter

Die Analyse der Phrasenkategorie 'Satz' führte zur Einsicht, daß nicht nur die lexikalischen Grundkategorien (i.e. A,N,P,V) Phrasenhäupter bilden. Wenn man den Satz nicht als Ausnahme gelten läßt, dann muß es eine endozentrische Phrase sein. Das Haupt dieser Phrase ist positionell bestimmt, ihm entspricht aber keine Wortart. Betrachten wir folgende Beispiele:

- (12) (a) **Dies kein deutscher Satz ist*
 (b) *Ob dies ein deutscher Satz ist?*
 (c) *Wenn das kein deutscher Satz ist!*
 (c) *Ist dies ein deutscher Satz?*
 (d) *Es ist dies ein deutscher Satz*

In den grammatischen Beispielen tritt entweder eine satzeinleitende Partikel oder das finite Verb an der Satzspitze auf. Die Partikel steht an der absoluten Spitze, während das finite Verb, in Abwesenheit einer Partikel, je nach Satzmodus, in Erst- oder Zweitstellung auftritt. Partikel und Verb sind in komplementärer Verteilung. Es liegt daher nahe, die komplementäre Verteilung über die alternative Realisierung derselben Position zu erklären:

- (13) [... [F° [*dies ein deutscher Satz sein*]]

Die Position F° in (13) ist strukturell betrachtet die Position eines Phrasenhaupts. Sein Komplement folgt, die Spezifikatorposition geht voran. Wie in (12) illustriert, wird die Position aber unterschiedlich realisiert, nämlich entweder durch satzeinleitende Partikel oder durch das finite

Verb. Finitheit ist ein funktionales Merkmal. Auch die Partikel lassen sich durch funktionale Merkmale unterscheiden. So leiten z.B. sowohl *ob* als auch *daß* Objektsätze ein und unterscheiden sich bloß im Merkmal [+/- interrogativ]. F° wird daher als funktionaler Kopf bezeichnet, d.h. als Kopfposition, die für funktionale Merkmale spezifiziert ist. Sie wird realisiert durch geeignete Trägerelemente oder kann auch leer bleiben:

- (14) (a) *Woran **erkennt** man einen Fragesatz?*
 (b) *Woran man einen Fragesatz **erkennt**?*
 (c) **Wenn unklar ist, woran **erkennt** man einen Fragesatz, ...*

Die Tatsache, daß in indirekten Fragesätzen keine Zweitstellung des Finitums auftritt, zeigt, daß die F°-Position in indirekten Fragesätzen nicht zugänglich ist. Es liegt jedoch nahe, anzunehmen, daß die Interrogativphrase in (14c) dieselbe Position wie in (14a) einnimmt, nämlich die Spezifikator-Position des funktionalen Kopfes.

- (15) [*woran* [\emptyset [*man einen Fragesatz erkennt*]]

Die Kopfposition bleibt, wie in (15) angegeben leer, und zwar aus folgendem Grund: Der eingebettete Satz hängt vom übergeordneten Prädikat ab. Dieses verlangt einen abhängigen Satz in der Form eines indirekten Fragesatzes. Formal bedeutet dies, daß an der Kopfposition dieser eingebetteten Phrase das Vorliegen der geforderten Eigenschaft geprüft wird. In (15) tritt eine Interrogativphrase auf. Diese kann qua Phrase nicht in der Kopfposition Platz nehmen, sondern nur in einer Phrasenposition, nämlich der Spezifikatorposition. Von dort werden die relevanten Merkmale mit der Kopfposition abgeglichen (Kopf-Spezifikator-Kongruenz). Der F°-Kopf gilt demnach als spezifiziert für [+ interrogativ]. Damit ist er aber unzugänglich für das finite Verb, denn dieses ist nicht spezifizierbar für Interrogativ-Merkmale.

Fassen wir zusammen. Es gibt dreierlei Ausprägungen für funktionale Kopfpositionen:

- primärer funktionaler Kopf (vgl. Satzeinleitungsartikel)
- sekundärer funktionaler Kopf (vgl. V-zweit)
- leerer funktionaler Kopf (vgl. 15)

Primäre Köpfe sind jene lexikalischen Elemente, die ausschließlich an der jeweiligen Kopfposition auftreten. Sekundäre Köpfe treten an die funktionale Kopfposition als Exponent eines funktionalen Merkmals, besitzen daneben aber noch ihre Kopfposition als primärer Phrasenkopf. Diese setzt eine Umstellungsbeziehung voraus. Leere Köpfe treten dann auf, wenn ihre Merkmale kontextuell determiniert sind.

Übertragen wir diese Einsichten nun auf die Analyse der Nominalausdrücke: Der Artikel entspricht den satzeinleitenden Partikeln. (16c, d) darf als analog zu (17a, b) betrachtet werden: Entweder wird die phrasale Position besetzt oder die Kopfposition lexikalisiert, aber nicht beides zugleich.

- (16) (a) *die Entdeckung Amerikas*
 (b) *Amerikas Entdeckung*
 (c) **Amerikas die Entdeckung*
 (d) **die Amerikas Entdeckung*
- (17) (a) **wenn unklar ist, **woran daß** man einen Fragesatz erkennt*
 (vgl. 16c)
 (b) **wenn unklar ist, **daß woran** man einen Fragesatz erkennt*
 (vgl. 16d)

Es ist daher naheliegend, analog zu (15), auch für die Nominalphrase eine funktionale Kopfposition anzunehmen, deren typische Lexikalisierung die Artikel bilden. Die erste, detailliert ausgearbeitete Analyse stammt von Abney (1987).

- (18) [... [F° [NP *Entdeckung Amerikas*]

Ehe ich die Vorzüge dieser Analyse und ihre Fortführung diskutiere, will ich das in der bisherigen Diskussion implizit vorgestellte allgemeine System der Phrasenstruktur (X'-Theorie) hier kurz zusammenfassen.

1.2. X-bar-Theorie

1. Jede Phrase ist Projektion einer Kategorie X^0 . Dieser Eigenschaft entspricht der endozentrische Aufbau. Die Projektion geht vom Haupt (Head) aus und verläuft zur maximalen Projektion.
2. Häupter sind lexikalisch oder funktional.
3. Alle an die Hauptprojektionslinie angekoppelten Projektionen sind maximale Projektionen.
4. Es gibt nicht mehr als zwei Schichtungsstufen: Komplemente und Spezifikator.
5. Die Ergänzungen (Komplemente) sind Schwesterknoten des Hauptes.
6. Häupter sind peripher, d.h. vor oder nach den Ergänzungen.

Funktionale Häupter unterscheiden sich von den lexikalischen in der Selektion ihrer Ergänzungen. Funktionale Häupter selektieren genau ein Komplement, während die Art und Zahl der Komplemente lexikalischer

Häupter je Element lexikalisch festgelegt ist. Desgleichen besitzen funktionale Häupter genau eine Spezifikatorposition. Chomsky (1986) geht davon aus, daß es maximal zwei Schichtungen gibt, d.h. $x^2 = x^{\max}$. Fukui (1986) und Abney (1987) erwägen daneben eine kategoriespezifische Schichtung. Funktionale Projektionen sind stets zweistufig, lexikalische sind ein- oder zweistufig.

1.3. Evidenz für eine komplexe Struktur der „Nominalphrase“³

Nach der in 1.1. skizzierten Analyse setzt sich eine „Nominalphrase“ wie in (19) aus einer N-Projektion, die unter einer funktionlen Projektion eingebettet ist, zusammen.

- (19) (a) *die dritte Drossel*
 (b) *seinen kleinen Steinen*
 (c) *Carls kichernde Cousine*

Unmittelbare, unterstützende Evidenz für diese Analyse stammt aus einer scheinbaren Asymmetrie in der Struktur der „Nominalphrase“, auf die Vater (1986) hinwies. Pronomina weisen eine Asymmetrie hinsichtlich möglicher Modifikatoren auf. Diese können, im Unterschied zur Modifikation normaler Nomina dem Bezügelement nicht vorangehen. Pronomina weisen weder linke Attribute noch Possessivangaben noch Artikel auf. Dies ist erstaunlich wenn Pronomina nominale Proformen sein sollen.

- (20) (a) *er, der davon nichts ahnte*
 (b) **nichtsahnender er*
- (21) (a) *der, der reich ist*
 (b) **reicher der*
- (22) (a) *sie/die mit dem roten Kleid*
 (b) **rotgekleidete sie/die*
 (c) *mit dem roten Kleid die*
 (d) **mit dem roten Kleid sie*
- (23) (a) *der Karls*
 (b) **Karls der*

³ Um Verwirrung zu vermeiden, verwende ich den Terminus „Nominalphrase“ bzw. „NP“ für das, was man in der traditionellen Analyse als Nominalphrase zu bezeichnen gewohnt ist. Nominalphrase bzw. NP ohne Anführungszeichen steht für maximale N-Projektion im Sinne der X'-Theorie.

Attributive Adjektivphrasen können zwar appositiv fungieren (24), nicht aber in Kombination mit einem Personalpronomen, obwohl diese einen appositiven Relativsatz zulassen.

- (24) (a) *die blaue Donau*
 (b) *die Donau, die (bekanntlich) blau ist*

Demonstrativpronomina (21) erlauben zwar restriktive Relativsätze, aber keine restriktiven linken Attribute. Gleiches gilt für modifizierende Präpositionalphrasen. Auffällig ist überdies, daß pränominal Genetive ausgeschlossen sind (23).

Die merkwürdigen Unterschiede zwischen Nomen und Pronomen verlieren ihre Merkwürdigkeit, wenn man in Pronomina die Proformen für funktionale Projektionen erkennt. Die Unterschiede zwischen Nomen und Pronomen sind in diesem Fall nicht merkwürdig sondern erwartet, da es sich um zwei unterschiedliche Klassen von Elementen handelt. Da funktionale Projektionen nur eine einzige linke Position zulassen, nämlich die Spezifikatorposition, können Attribute nur rechts auftreten. Daraus erklären sich (20b, 21b, 22b). (23b) verletzt die Restriktion gegen simultane Lexikalisierung der Kopf- und Spec-Position (vgl. 16c). Der Unterschied zwischen (22b) und (22c) schließlich wird verständlich, wenn man das Demonstrativpronomen als funktionales Kopfelement analysiert; das Personalpronomen aber als Proform für eine komplette Projektion. Köpfe haben Komplemente. Maximale Projektionen hingegen erlauben nur adjungierte Appositionen.

Fassen wir zusammen:

Artikel und Pronomen sind alternative Realisierungen einer funktionalen Phrase (und daher komplementär verteilt). Linke Attribute adjungieren sich nur an nicht-funktionale Projektionen. Pränominal Genetive erfordern eine kompatible funktionale Kopfposition.

2. Die funktionale Struktur der „Nominalphrase“

Eine Phrasenstrukturtheorie, die mit lexikalischen und funktionalen Kopfpositionen operiert, verspricht einerseits bessere Einsichten in alte Probleme und zwingt andererseits dazu, eine Reihe von Detailfragen zu klären, die das neue System aufwirft. Dazu gehören die folgenden:

1. Welche funktionalen Merkmale bilden Phrasenköpfe?
2. Gibt es sekundär besetzte funktionale Köpfe?
3. Sind „Nominalphrasen“ homogen geschichtet?
4. Welche phrasalen Umstellungsbeziehungen gibt es in der „Nominalphrase“?

5. Kann die funktionale Kopfposition morphologisch unrealisiert bleiben?

Sie beziehen sich auf die Hypothese, daß (25) die allgemeine Grundstruktur einer „Nominalphrase“ repräsentiere. Danach besteht sie aus einer funktionalen Projektion mit einer NP als Komplement.

- (25) [Spec-F [F° [NP ... N° ...]]]

Die erste und zweite Frage betrifft die Realisierung von F°. Sie zu beantworten, heißt, die primären lexikalischen Kopfelemente zu benennen sowie gegebenenfalls die Elemente anzugeben, die als sekundäre Realisierungen zulässig sind. Mit der dritten Frage ist der interne Aufbau angesprochen. Es gibt nämlich bereits bei Abney (1987) den Vorschlag, Attribute als Matrixkonstituenten der NP zu analysieren. Die Frage nach Umstellungsbeziehungen ist motiviert durch das Vorhandensein einer Spezifikatoren-Position, der typischen Zielposition phrasaler Umstellungen. Schließlich gibt es im Deutschen auch elementare „Nominalphrasen“, d.h. Nomina als Repräsentanten einer „Nominalphrase“.

- (26) *N a m e n s i n d R a u c h u n d S c h a l l*

Wenn (25) die allgemeine Grundstruktur sein soll, ist zu fragen, ob und unter welchen Bedingungen die funktionale Projektion „leer“ bleiben kann und was in diesen Fällen die Annahme einer leeren funktionalen Matrixstruktur rechtfertigt.

2.1. Projizierende funktionale Merkmale

Das hervorstechende funktionale Merkmal ist das Definitheitsmerkmal. Es determiniert die Artikelwahl. Der Artikel als funktionaler Kopf ist der Träger dieses Merkmals. Es ist instruktiv, den Vergleich mit der Satzstruktur im Auge zu behalten. Das Anologon zum Artikel ist das C-Element, d.h. die Satzeinleitungspartikel. Zimmermann (1991) postuliert folgendes Universale:

- (26) In referierenden Syntagmen schließen die funktionalen Kategorien C und D die Projektionen der lexikalischen Kategorien V bzw. N ab.

Diese Formulierung läßt sich verallgemeinern, wenn man von den Kategorien abstrahiert. *Referierend* meint in diesem Zusammenhang das Vorhandensein einer referentiellen Argumentstelle.

- (27) Referierende Syntagmen sind funktionale Komplemente.

Die referentiell relevanten Merkmale sind [\pm interrogativ] bei Sätzen und [\pm definit] bei „Nominalphrasen“. Daneben gibt es jedoch auch noch relationale Merkmale, die zumindest in einigen Sprachen kopfbildend sind. Dazu gehören die Finitkeitsmerkmale, die z.B. im Englischen mit der Kopfposition INFL, kurz I, assoziiert sind:

- (28) [_{CP} ... [_{C°} [_{IP} NP [_{I'} I° [_{VP} V° ...]]]]] (Englisch)

Im Fall der „Nominalphrase“ gibt es zwei Sorten relationaler Merkmale, interne und externe. Die internen sind die Kongruenzmerkmale, die externen sind die Kasusmerkmale, die die grammatische Relation einer „Nominalphrase“ signalisieren.

Betrachten wir nun die Realisierungsmöglichkeiten im einzelnen. Unproblematisch ist die Analyse des Artikels oder des Demonstrativpronomens als Kopfelement. Kontroversen gibt es bereits über den Status des Possessivpronomens. Olsen (1989) führt eine Reihe von Argumenten dafür an, daß das Possessivpronomen als phrasales Element in der Spec-F-Position analysiert werden sollte und nicht als Kopfelement in der F°. Der Haupteinwand gegen eine Analyse als Kopfelement fußt auf dem Faktum, daß Possessivpronomina Aktantenstellen in derselben Weise wie eine Genetiv-Phrase binden:

- (29) (a) *S u s a n n e s Überprüfung der Hypothese*
(b) *i h r e Überprüfung der Hypothese*

Ausgehend von der Prämisse, daß nur phrasale Elemente, nicht aber Kopfpositionen, Aktanten bilden können, nehmen Olsen und auch Zimmermann (1991) an, daß das Pronomen in (29b) sich an derselben Stelle befände wie die Genetiv-„NP“ in (29a), nämlich in der Spec-F-Position. Diese Annahme ist jedoch ebenfalls problematisch. Wäre das Pronomen ein phrasales Element, so sollte es Kasus tragen, und zwar den Kasus, den eine Phrase an der entsprechenden Position erhielte. Dies ist der Genetiv. Folglich müßte (29b) eigentlich wie (30a) lauten, analog zu (30b).

- (30) (a) **ihrer Überprüfung der Hypothese* (n.b.: als Nominativ)
(b) *weil sie ihrer überdrüssig waren*

Überdies wäre zu erwarten, daß das Possessivum distributionell äquivalent ist mit einer Besetzung durch eine Genetiv-„NP“. Dies ist aber nicht der Fall.

- (31) (a) *mit all ihren guten Einfällen*
(b) **mit all Susannes guten Einfällen*
(c) *mit all den guten Einfällen Susannes*

Wie (31a,c) zeigen, ist *all* zwar kompatibel mit einem Kopfelement, nicht

aber mit einem phrasalen Element in der Spec-F-Position. Der Kontrast zwischen (31b) und (31c) ist ein syntaktischer.

Ein Vergleich mit der kolloquial frequenten Dativ-Konstruktion liefert auch das Indiz für die Lösung des Problems der Aktantenrepräsentation. Es fällt nämlich auf, daß es eine konstruktionselle Lücke gibt. Wenn die Dativ-„NP“ ein Pronomen sein soll, ist die Konstruktion deviant.

- (32) (a) %dem Teufel sein Handwerk⁴
 (b) ?ihm sein Handwerk⁵
 (c) des Teufels sein Handwerk (archaisch; s. Duden⁴ §5705)

Die Dativ-Phrase nimmt die Spec-Position zum Kopf ein, den das Possessivpronomen repräsentiert, und mit dem es auch als Instanz von Spec-Kopf-Kongruenz kongruiert. In (32b) scheint daher eine pro-drop-Konfiguration vorzuliegen.⁶

- (33) (a) sein Handwerk
 (b) [e]_i sein_i Handwerk

Der für die Interpretation erforderliche Gehalt des Leerelements, mit dem das Pronomen koindiziert ist, wird über Kongruenz zugänglich. Es sind die pronominalen Merkmale Person und Numerus. Die Analyse (33b) versagt bei der Deutung des Kontrasts (31), der sich mit dieser Konstruktion replizieren läßt:

- (34) (a) all seine Häuser
 (b) *all dem Fritz seine Häuser

Wenn, wie angenommen, *all* die Spec-Position einnimmt, dann verbietet (33b) die Besetzung der Spec-Position, weil diese nicht zur Verfügung steht. Das Possessivum gleicht aber, was die Realisierungen seiner Spec-Position anlangt, dem Artikel. Dies bestätigen auch die folgenden Beispiele mit umgestellten PPs.

- (35) (a) %aus Jena der Anruf
 (b) %aus Jena sein Anruf
 (c) *aus Jena Peters Anruf
 (d) *aus Jena dem Peter sein Anruf

⁴ Das %-Zeichen bedeutet: regionale und/oder kolloquiale Varietät.

⁵ Schärfer ist die Devianz mit der ersten oder zweiten Person:

a *mir mein Handwerk
 b *dir dein Handwerk

⁶ Dieser Analysevorschlagn stammt von Thilo Tappe (mündlich).

Die Konsequenz daraus, nämlich daß das Leerelement nicht die Spec-Position einnimmt, läßt folgende Alternative offen. Entweder es bedarf keines Leerelements oder dieses hat einen anderen Platz. Dafür käme nur eine NP-interne Position in Frage. Dann müßte aber diese Position auch für die Genetiv-„NP“ selbst zur Verfügung stehen. Dies wiederum steht in Konflikt mit dem Kontrast zwischen (35b) und (35c).⁷

Es scheint in dieser Situation angebracht, nach einer Lösung Ausschau zu halten, die ohne die Annahme eines Leerelements das Auslangen findet. Ich werde diese Frage aber hier nicht weiterverfolgen.⁸

Schließlich bleibt noch die Frage nach der Funktion des Kopfelements bei pränominalen Genetiven zu erörtern. Es gibt nämlich keinen Repräsentanten dafür (vgl. 11, zum Teil wiederholt unter (36)).

- (36) (a) *die mehrmalige Entdeckung Amerikas*
 (b) *Amerikas mehrmalige Entdeckung*
 (c) **Amerikas die mehrmalige Entdeckung*
 (d) *Eriks unabsichtliche Entdeckung Amerikas*
 (e) **die unabsichtliche Entdeckung Amerikas Eriks*
 (f) **Amerikas unabsichtliche Entdeckung Eriks*

Wie (36e) zeigt, kann ein Nomen nur einen einzigen Genetiv regieren. Der Objektsaktant kann nur dann pränominal auftreten (36b), wenn der Subjektsaktant fehlt (vgl. 36f). Positionale Genetive sind kompatibel mit einem lexikalisierten funktionalen Kopf, pränominal sind es nicht. Dazu kommt noch die bekannte und bis jetzt unverstandene (vgl. Vater 1986) Beschränkung gegen rechte Erweiterungen bei pränominalen Genetiven (vgl. 37b).

⁷ Tappe schlägt in seinem unpublizierten Manuskript „The Position of Prenominal Genetives in German“ (Köln, 1989) folgende Struktur für „NPs“ mit pränominalem Genetiv vor:

i) [DP [[D e][NP [DP *des Bürgermeister's*] Haus]]]

Danach ist die Genetiv-Phrase Spezifikator von NP. Dies steht aber im Widerspruch zur Tatsache, daß der Genetiv Attributen vorangeht. Diese sind an die NP adjungiert und müßten, wäre i) korrekt, dem Genetiv vorangehen.

⁸ Es gibt auch in der Satzsyntax Evidenz, daß I, also der funktionale Kopf, dessen Komplement die VP ist, Zugriff auf die Argumentstruktur des V-Kopfes hat, und zwar auf das extreme Argument. Die Parallele in der Nominalsyntax ist der Zugriff eines geeigneten D-Kopfes auf das externe Argument des Nomens.

- (37) (a) *?des Professors seltsame Vorlieben*
 (b) **des Professors für Linguistik Vorlieben*
 (c) *die seltsamen Vorlieben des Professors (für Linguistik)*

Diese Beschränkung ist deshalb mysteriös, weil sie eine eingebettete Phrase betrifft: Nicht die pränominalen Phrase selbst ist beschränkt, sondern die in ihr eingebettete Nominalprojektion. Beide Eigenschaften hängen mit dem defektiven funktionalen Kopf zusammen. Dieser muß in die Kasuszuweisung involviert sein, da der pränominalen Genetiv, wie der Kontrast zwischen (36d) und (36e) veranschaulicht, in der pränominalen Position zugewiesen werden muß. Kasuszuweisung setzt aber eine merkmalshaltige, regierende Kopfposition voraus.⁹

- (38) (a) *eine seltsame Vorliebe des Professors*
 (b) *?des Professors seltsame Vorliebe*
 (c) *seine seltsame Vorliebe*
 (d) *dem Professor seine seltsame Vorliebe*

Da (38b) definit interpretiert wird, muß, wenn Definitheit ein Kopfmerkmal ist, die Kopfposition das Merkmal [+ definit] tragen, das üblicherweise einen definiten Artikel legitimiert. Dieser ist aber ausgeschlossen. In gleicher Weise gelten auch (38c, d) als definit. Da die Konstruktion (38d) die Klasse der möglichen „Nominalphrasen“ semantisch ebenso beschränkt wie (38b), wäre auch das Merkmal [+ possessiv] wünschenswert. Dieses impliziert das Merkmal [+ definit]. Daß in (39b, c) keine Possessiv-Relation möglich ist, könnte die Ursache für die Unakzeptabilität abgeben.

- (39) (a) *??der Zeitung Lektüre*
 (b) *??der Zeitung ihre Lektüre*
 (c) *eine/die Lektüre der Zeitung*

Folgende Struktur scheint daher für (38b) angemessen:

- (40) [FP [*des Professors*] [_{F'} F° [+ poss.] [NP *seltsame Vorliebe*]]]

Was verhindert nun die Einsetzung eines Possessivpronomens an die Kopfposition? Es wäre mit der Genetiv-Zuweisung inkompatibel (vgl. 38d). Wie aber geht die Genetiv-Zuweisung vonstatten? Es bedarf dazu eines regierenden, spezifizierten Kopf-Elements. Dieses liegt in (40) nicht vor, denn der Annahme, daß Rektion durch einen mit [+ poss] markierten Kopf Genetivrektion bedinge, widerspricht die Tatsache, daß manifeste Possessiv-Köpfe mit Dativ einhergehen.

⁹ Leere Köpfe weisen, wie der Kontrast zwischen finiten und nicht-finiten Sätzen zeigt, keinen Kasus zu.

Genetiv-Zuweisung scheint auf einer Beziehung zu fußen, die von den normalen Kasuszuweisungsmechanismen abweicht. Damit einher gehen unerwartete Beschränkungen für pränominalen Genetive. Diese Spezifikatoren sind beschränkt auf Eigennamen und Appellativa und weisen die oben erwähnte Restriktion gegen rechte Erweiterungen auf. Diese Restriktion findet sich sonst nur bei attributiven Adjektiven:

- (41) (a) *daß er {auf sie stolz / stolz auf sie} ist*
 (b) *der auf sie stolze Vater*
 (c) **der stolze auf sie Vater*

Gemeinsam ist beiden Kontexten, daß ein Element involviert ist, das Kasus empfängt, Kasus zuweist und kongruiert. Ein Adjektiv weist seinem Komplement, so es nominal ist, Kasus zu, ist selbst kasusflektiert mit seinem Bezugsnomen. Der funktionale Kopf weist seinem Spezifikator Kasus zu, ist selbst virtuell kasusflektiert und kongruiert mit dem Bezugselement. Bei Adjektiv-Phrasen ist der kongruierende Kopf das Adjektiv, im Fall der pränominalen Genetive ist es der leere Possessivkopf.

Die Analogie ist aber noch unvollständig. Einerseits sind Adjektive lexikalische Köpfe, die fragliche Poss-Position ist aber ein funktionaler Kopf. Andererseits ist unklar, weshalb Adjektivphrasen keine nachfolgenden Elemente zulassen sollten, denn direkte Adjazenz zum nominalen Bezugselement kann nicht der Grund sein. Diese liegt ja nicht notwendigerweise vor:

- (42) *die meisten attributiven Adjektive*

Bei Iterierung restriktiver Attribute, wie in (42), muß es nicht-adjazente geben. Soll die Analogie vollständig sein, muß es auch im Fall der Attribute einen funktionalen Kopf geben. Evidenz dafür ist vorhanden. Attributive APs unterscheiden sich von nicht-attributiven darin, daß sie kongruieren. Insofern Kongruenzmerkmale funktionale Merkmale sind, muß ein funktionaler Kopf involviert sein (Tappe 1991).

- (43) [_{NP} [Spec [[— A_i] AGR_i]] [_{NP} —]]

Die Gemeinsamkeiten zwischen (40) und (43) sind deutlich. In beiden Fällen tritt ein funktionaler Kopf auf, der lexikalisch nicht realisiert wird. Der funktionale Kopf weist Kasusmerkmale zu und empfängt Kasusmerkmale von außen. Die Adjazenzforderung gilt nun zwischen dem phonetisch leeren, funktionalen Kopf und dem kasustragenden lexikalischen Kopf der kasusempfangenden Phrase. Gleiches gilt für die Genetivphrase in (40). Die theoretische Herleitung der Adjazenzbedingung

selbst ist allerdings noch ausständig und ich werde das Problem hier nicht weiterverfolgen.

2.2. Sekundär besetzte funktionale Köpfe?

Die funktionale Kopfposition in Sätzen kann durch V-Verschiebung sekundär lexikalisiert werden. Dies ist in allen nichteingeleiteten Sätzen der Fall. Das finite Verb besetzt die funktionale Kopfposition und befindet sich nicht in seiner Grundposition. Es ist daher naheliegend, sich zu fragen, ob auch in der „Nominalphrase“ sekundäre Realisierungen auftreten könnten.

- (44) (a) *nichts wirklich Wichtiges*
 (b) *etwas wirklich Bedeutendes*
 (c) *alles wirklich Neue*
 (d) *manches wirklich Unbegreifliche*
 (e) *niemand wirklich wichtiger*
- (45) (a) *nichts, was wirklich wichtig wäre*
 (b) *etwas, was wirklich bedeutend wäre*
 (c) *alles, was wirklich neu ist*
 (d) *manches, was wirklich unbegreiflich ist*
 (e) *niemand, der wirklich wichtig wäre*

Die in (44) illustrierten Indefinitpronomina werfen ein Problem auf, was die Beziehung zu den Attributen betrifft. Einerseits können es keine nachgestellten Nominalisierten APs sein, denn diese wären als Nominalisierungen kasusbedürftig und sollten im Genetiv oder in einer PP erscheinen, wie in (46):

- (46) (a) *nichts von dem Unerforschten*
 (b) *nichts dergleichen*

Es können aber auch keine nachgestellten Attribute sein, denn diese flektieren nicht. Eine in Erwägung zu ziehende Analyse ist in (47) angedeutet:

- (47) [FP Pro-N_i [NP AP [NP e_i]]]

In (47) hat das Pronomen seine Grundposition verlassen und nimmt die Position des funktionalen Kopfes ein. Die Einschränkung auf Indefinitpronomina folgt daraus, daß nur diese instände sind, als Lexikalisierungen des Merkmals [-definit] zu fungieren. Ihre Anhebung ist möglicherweise dadurch motiviert, daß sie undeclinierbar sind (44a, b) oder skopussensitiv.

2.3. (In-)Homogene Schichtung?

Abney (1987) und nach ihm Löbel (1989) und Bhatt (1990) erwogen, die Attribute als Matrixkonstituenten zu analysieren, die die Nominalprojektion als Komplement selektieren. Ferner nehmen sie an, daß attributive APs Komplemente von Gradierungs- und Quantifizierungselementen bilden. Daraus ergibt sich eine Einbettungsstruktur der Art NP – in AP – in QP – in DP.

- (48) [_{DP} *die* [_{QP} *drei* [_{Deg-P} *sehr* [_{AP} *kostbaren* [_{NP} *Vasen*]]]]]

Eine Konsequenz dieser Analyse, die Zimmermann (1991) als unwillkommen hervorhebt, ist einerseits die Vielfalt der Komplemente des abschließenden funktionalen Kopfes, nämlich QP, Deg-P, AP, NP, und andererseits die Ersetzung der prädikativen Beziehung zwischen AP und NP durch eine Komplementbeziehung. Dadurch wird die prädikative Verwendung außerhalb der NP, also die Paraphrasenbeziehung zwischen (49a) und (49b) zufällig.

- (49) (a) *die blaue Blume*
(b) *die Blume, die blau ist*

Es gibt aber auch einfache, distributionelle Fakten, die einen von einer Analyse wie in (48) Abstand nehmen lassen.

- (50) (a) [_{NP} *Vasen*] *besitzt er nur drei sehr kostbare*
(b) [_{AP} *Kostbare Vasen*] *besitzt er nur drei*
(c) [_{QP} *Sehr kostbare Vasen*] *besitzt er nur drei*

Wie diese Beispiele zeigen, kann man, unter der hypothetisch zugrundegelegten Analyse das Komplement eines funktionalen Kopfes abtrennen und verschieben. Es wird daher erwartet, daß dies auch für ein Grad-Element gilt, wenn dieses einen Kopf bildet. Dies ist aber Fall:

- (51) * [_{AP} *Kostbare Vasen*]_i *besitzt er nur* [*drei* [[_{QP} *sehr e_i*]]]

Die Datenlage in (50) und (51) folgt aus der Annahme, daß Modifikatoren adjungiert an maximale Projektionen auftreten. Die APs sind an die NP adjungiert, ebenso wie die Quantifikations-Phrasen:

- (52) [*diese* [_{NP} [*drei*] [_{NP} [*sehr kostbaren*] [_{NP} *Vasen*]]]]]

Jede der NPs kann abgetrennt werden. Die AP wird dadurch aber nicht aufspaltbar, woraus die Ungrammatikalität von (51) resultiert.

2.4. Phrasale Umstellungsbeziehungen

Im Verlauf der vorangegangenen Erörterungen wurde schon auf die

SPEC-Position als Ziel phrasaler Umstellungen hingewiesen, und zwar für PPs und für Genetiv-„Nominalphrasen“:

- (53) (a) *nach Dienstjahren der Älteste*
 (b) *des Teufels General*

Mit dem Hinweis, in beiden Fällen stünde eine Phrase in der Spec-Position, kann man es allerdings nicht bewenden lassen. Es ist zu klären weshalb im einen Fall ein lexikalischer Kopf auftritt und im anderen Fall dieser nicht realisiert sein darf.

- (54) (a) *ein General des Teufels*
 (b) **des Teufels ein General*

Ein offensichtlicher Unterschied zwischen (53a) und (53b) ist der, daß in (53b) in der Spec-Position eine Phrase auftritt, die in der Position Kasus erhält. Demnach liegt in (53b) eine Argument-Position vor. Dies entspricht der Analyse, die in Abschnitt 2.1. erörtert wurde. Die Spec-Position ist eine Kasusposition für pränominal Genetive und dementsprechend eine Landeposition für verschobene „Nominalphrasen“, die in ihrer Grundposition keinen Kasus zugewiesen bekommen:

- (55) (a) *Eriks_i unabsichtliche [[Entdeckung Amerikas] e_i]*
 (b) **die unabsichtliche [[Entdeckung Amerikas] Eriks]*

Im Fall von (53a) ist die Spec-Position offenbar keine Kasusposition und auch keine Argumentstelle. Wie kommt es, daß die Spec-Position einmal Argumentstelle und das andere mal keine Argumentstelle ist? Sie ist dann eine Argumentstelle, wenn es die Spec-Position eines Kasuszuweisers ist, und sie ist keine Argumentstelle, wenn ihr kein Kasus zukommt. Damit ist (56) erklärt, nicht aber (54b).

- (56) **Eriks die unabsichtliche Entdeckung Amerikas*

(54b) könnte durch Umstellung der Genetivphrase aus ihrer kasustragenden Grundposition an die Spec-Position entstehen. Das Problem ist allerdings allgemeiner. Es besteht auch für PPs, wie (57) veranschaulicht.

- (57) (a) **dieser Tiere das Quälen*
 (b) **dieser Würste der Verzehr*
 (c) **von diesen Tieren das Quälen*
 (d) **von diesen Würsten der Verzehr*

Die entsprechenden nachgestellten Varianten sind alle grammatisch. Die Ursache für die Ungrammatikalität kann daher nicht in der Form der Phrasen zu finden sein, sondern in ihrer Funktion. In den Beispielen (57) sind die vorangestellten Phrasen Argumente des Nomens. Zimmermann

(1991) legt dem Beispiel (58a) – in ihrem Beitrag Nr. (11b) – die Analyse (58b) zugrunde, was der eben erwähnten Beschreibung zuwiderläuft:

- (58) (a) *von Peter die Beschreibung der Stadt*
 (b) [*von Peter*]_i *die Beschreibung* e_i *der Stadt*

Stünde die PP in der angegebenen Grundposition, wäre der Ausdruck ungrammatisch. Es ist daher naheliegend, als Grundposition die Position nach dem Genetiv anzunehmen und die PP nicht als Argument zu betrachten. Verträte sie das Argument, so wäre die Präposition *durch* am Platz. Die PP scheint vielmehr eine Quellenangabe zu sein. Daß die Quelle dann auch als Interpretation für das nicht-genannte Agens herangezogen wird, scheint eine sekundäre Inferenz zu sein. Wenn man Nominalisierungen betrachtet und die Resultats-Lesart vermeidet, d.h. nur die Aktionslesart betrachtet, fällt die Möglichkeit einer Quellenangabe weg, und damit auch die *von*-PP:

- (59) (a) **die soeben stattfindende Befragung [der Zeugen] [von Peter]*
 (b) *die soeben stattfindende Befragung [der Zeugen][durch Peter]*
 (c) **[von Peter] die soeben stattfindende Befragung [der Zeugen]*
 (d) **[durch Peter] die soeben stattfindende Befragung [der Zeugen]*

(59c) ist ungrammatisch, weil es keine grammatische Grundposition gibt, während (59d) als PP mit Argumentbezug trotz grammatischer Grundposition zu einer Verletzung führt. Dieser Befund ist theoretisch nicht einzuordnen: Es hat den Anschein, daß die N-Projektion Verschiebung eines Arguments an eine Argumentstelle (A-Verschiebung) außerhalb erlaubt, nicht aber an eine nicht-Argumentstelle. Dies steht im Widerspruch zur theoretisch gesicherten Annahme, daß eine Konstituente, die A-Verschiebung zuläßt, non-A-Verschiebung, d.h. Verschiebung an eine nicht-Argumentstelle nicht blockiert.

Wenn aber der non-A-Typ der Verschiebung für Argumente nicht vorkommt, dann kann auch der A-Typ nicht vorkommen. Die pränominalen Genetiv-„NP“ müßte dann aber direkt generiert sein, was der Funktion einer Argumentstelle entspräche. Die Positionen, von denen Verschiebung möglich ist, müßten Adjunktionspositionen sein, d.h. Positionen die nicht in der N-Projektion inkludiert sind. Dann könnte die N-Projektion

als geschlossene Domäne gelten. Daß Adjunktionspositionen¹⁰ geeignete Ausgangsstellen für Verschiebung sind, belegen auch die marginalen Fälle von Relativsatzvoranstellung:

- (60) (a) %*Der das behauptet hat, der Mann*
 (b) %*Die das gesehen haben will, die Frau*

In allen Fällen gilt, daß die Spec-Position nicht in der gleichen Weise zur Verfügung steht wie beispielsweise die Vorfeldposition im Satz: PP-Voranstellung oder Relativsatzumstellung sind vom Geruch der Marginalität behaftet, und die pränominalen Genetivposition ist starken Beschränkungen unterworfen. Insgesamt ist dieser Fragekomplex noch klärungsbedürftiger als andere hier besprochene.

2.5. Leere oder nackte Projektionen?

„Nominalphrasen“ treten nicht selten nackt auf, d.h. ohne morphologisch realisierte funktionale Projektion. Betrachtet man die Beispiele in (61), so zwingen die Fälle (61a, c) dazu, zu klären, welche Analyse angemessen ist. Sind es NPs, die in eine leere funktionale Projektion eingebettet sind (62a), sind es nackte NPs, d.h. reine Nominalprojektionen (62c), oder sind es Nominalprojektionen, die funktionale Merkmale tragen (62b), ohne eine separate Funktionale Projektion als Matrix.

- (61) (a) *Kinder*
 (b) *die Kinder*
 (c) *Deutschland*
 (d) *die Schweiz*

- (62) (a) [DP Ø[NP]]
 (b) [FP/NP]
 (c) [NP]

¹⁰ Nimmt man an, daß attributive APs an NP adjungiert sind, so muß man auch nach einer Antwort darauf suchen, weshalb AP-Umstellung völlig unakzeptabel ist, im Gegensatz zur Relativsatz-Umstellung:

- a **mit ihr plaudernde die Frau*
 b ?*die mit ihr geplaudert hat, die Frau*

Die Ursache liegt im Leerstellenprinzip, das Leerstellen in nicht streng regierten Positionen ausschließt. Man muß allerdings die Rizzi'sche Version heranziehen, die als Strenge Rektion eine Kombination von Kopf- und Anzedsenrektion vorsieht, wobei Kopfrektion einer Richtungsbedingung unterliegt. Wenn man wie im folgenden annimmt, daß APs Spezifikatoren eines funktionalen Kopfes sind, dann fallen sie unter die allgemeine Restriktion gegen Verschiebung von Spezifikatoren.

(62a) und (62b) sind unterschiedliche Implementierungen der Generalisierung, daß jede „Nominalphrase“ als Projektion funktionaler Merkmale fungiert. (62c) anzunehmen, bedeutet, daß man davon ausgeht, daß zwei Phrasentypen in denselben Umgebungen auftreten können, nämlich funktionale und lexikalische Projektionen. Bezieht man die Kasusmerkmale in die Klasse der funktionalen Merkmale ein, erkennt man, daß (62c) nicht ausreicht. NPs treten nie nackt auf.

Wie kann man aber auf empirischer Grundlage zwischen (62a) und (62b) unterscheiden? (62a) anzunehmen, heißt, daß jede „Nominalphrase“ eine funktionale Spec-Position aufweist. (62b) hingegen charakterisiert die gemeinsame funktionale Eigenschaft aller „Nominalphrasen“ auf abstrakte Weise. Ihnen ist nicht notwendigerweise ein einziges Phrasengerüst gemeinsam sondern eine Abschlusseigenschaft der Projektion: Sie schließen mit der Projektion funktionaler Merkmale. (In 62a) sind die funktionalen Merkmale stets an einen funktionalen Kopf geknüpft. Nach (62b) kann ein lexikalischer Kopf eine Doppelrolle spielen: Es ist lexikalischer Kopf und Exponent der funktionalen Merkmale.

Folgen wir der Annahme, daß nur die funktionalen Merkmale, die selbständig projizieren, eine Spec-Position eröffnen, so würden wir unter (62a) stets eine Spec-Position erwarten, unabhängig ob die F°-Position realisiert ist oder nicht, unter (62b) hingegen nicht. Es könnte funktionale Projektionen ohne Spec-Position geben, da die funktionalen Merkmale keine separate Projektion bilden.

Kontraste wie die in (63) vs. (64) könnten für die Fragestellung einschlägig sein:

- (63) (a) *all das Wasser*
 (b) *all seine Schulden*

- (64) (a) **all Wasser*
 (b) **all Schulden*

- (65) (a) *aus den Tropen das Holz*
 (b) *an Milena die Briefe*
 (c) *aus Italien das Obst*

- (66) (a) **aus den Tropen Holz*
 (b) **an Milena Briefe*
 (c) **aus Italien Obst*

Folgende Deutung bietet sich an. Wenn die Spec-Position besetzt ist, muß es eine Kopfposition geben. Gibt es keine Kopfposition, gibt es

auch keine Spec-Position. Da, wie oben angenommen, die PPs in (65) und die Partikel in (64) die Spec-Position einnehmen, spricht die Unakzeptabilität der Fälle in (64) und (66) für die Annahme einer Analyse, die (62b) entspricht.

Ein besonderer Fall von 'Kopflosgkeit' ist der freie Relativsatz. Seine vielstudierte Eigenschaft, der „matching effect“, wird verständlich, wenn man darin die Folge der Einbindung der funktionalen Projektion „Satz“ in den syntaktischen Kontext, dem „Nominalphrasen“ genügen, erkennt.

- (67) (a) *Wer A sagt, muß B sagen.*
 (b) **Wer A sagt, mußt du nach B fragen.*
 (c) *Den, der A sagt, mußt du nach B fragen.*
 (d) *Wer A sagt, den mußt du nach B fragen.*
 (e) *Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß.*

Die Ungrammatikalität von (67b) rührt daher, daß bei freien Relativsätzen, die ein Argument vertreten, die Kasusform des W-Pronomens mit der Kasusform, die dem Kasus der Argumentstelle entspricht, übereinstimmen muß. In (67a) liegt in beiden Fällen Nominativ vor. (67b) verletzt die Bedingung, dadurch, daß der Relativsatz, der das direkte Objekt vertritt ein W-Pronomen im Nominativ aufweist. (67c) zeigt zum Vergleich eine vollständige Phrase mit Bezugselement für den Relativsatz. Für Nicht-Argumentstellen, wie z.B. die Linksversetzungsposition in (67d) gilt die Restriktion nicht. Aufschlußreich ist (67e). Es zeigt, daß lediglich Formengleichheit erforderlich ist und nicht Kasusgleichheit. Das neutrale W-Pronomen weist keine Nominativ-Akkusativ Distinktion auf.

Analysen, die einen leeren N-Kopf annehmen und den „matching effect“ über eine Beziehung zwischen dem W-Pronomen und dem leeren N-Kopf zu erfassen versuchen (vgl. 68), scheitern. Formengleichheit zweier Elemente ist keine syntaktische Relation.

- (68) [_{NP} [_N e_i] [_{CP} W_i[—]]]

Bedingung: Kasus (W_i) formgleich mit Kasus (N_i)

Die Analyse, die in Haider (1988) vorgeschlagen wird, charakterisiert den freien Relativsatz als CP, deren Kopf gleichzeitig zwei Bedingungen unterworfen ist, nämlich den Wohlgeformtheitsbedingungen für ein verschobenes W-Element und den eines Kopfes einer Nominalphrase. Die CP kann deshalb eine Nominalphrase vertreten, weil sie die Lizenzierungsbedingungen einer Nominalphrase erfüllt: Ihr Kopf ist kasusmarkiert.

Damit wird noch eine weitere Eigenart freier Relativsätze erfaßt: Das verschobene W-Element muß elementar sein, d.h. ein einfaches lexikalisches Element:

- (69) (a) *Er hat die Schuld auf den geschoben, auf den wir stolz sind.*
 (b) **Er hat die Schuld geschoben, [auf wen] wir stolz sind.*

Im Rahmen der hier diskutierten Analyse der „Nominalphrase“ wird klar, daß der freie Relativsatz nicht eine Nominalprojektion mit leerem Kopf ist, sondern eine funktionale Projektion ohne lexikalischen Kopf, denn die entsprechende Vollform wäre ein Demonstrativum, also ein lexikalisches-funktionales Element.

Sätze sind ebenso wie „Nominalphrasen“ funktionale Projektionen, die sich darin unterscheiden, daß der funktionale Kopf einer „Nominalphrase“ kasusfähig ist, der des Satzes aber nicht. Soll ein Satz eine „Nominalphrase“ vertreten, so muß sein Kopf kasusfähig sein. Genau dies liegt bei freien Relativsätzen vor. Sie können genau dann eine „Nominalphrase“ vertreten, wenn ihr Kopf die Überprüfung der Kasusanforderungen besteht. Bemerkenswert dabei ist, daß die zwei Kasusprüfungsverfahren, das interne und das externe, unabhängig sind. Einerseits muß das W-Pronomen qua verschobenes Element die Kasusanforderungen seiner Grundposition erfüllen. Andererseits wird aber auch geprüft, ob es die Kasusanforderungen an den Kopf einer kasusmarkierten funktionalen Projektion erfüllt. Besteht es beide Prüfungen, ist der freie Relativsatz, *ceteris paribus*, wohlgeformt.¹¹ Da die Prüfungen nicht voneinander abhängen, wird klar, weshalb Formengleichheit genügt. (68) ist daher durch (70) zu ersetzen:

- (70) Freier Relativsatz: CP mit kasusmarkiertem C-Kopf

Wie der folgende Abschnitt zeigen wird, gibt es eine Beschränkung für funktional determinierte N-Projektionen. Wenn deren externe funktionale Relation, i.e. Kasus, morphologisch manifest kodiert ist, bedarf es eines funktionalen Kopfes.

3. Ausblick: Die Syntaktisierung der Morphologie

In der neueren Forschung erfreut sich die Morphosyntax einer gesteigerten Zuwendung. Sie ist die Domäne der funktionalen Merkmale und damit die Domäne funktionaler Projektionen. Baker (1987) formulierte als Arbeitshypothese die Widerspiegelungsthese, nach der die mor-

¹¹ Es sei betont, daß ich Kasuszuweisung hier als case checking auffasse. Das betreffende Element hat die Kasusprüfung bestanden, wenn seine Kasusform dem geforderten abstrakten Kasus entspricht.

phologische Struktur die syntaktische Derivation widerspiegele. Damit verknüpft ist die Vorstellung, jedem Affix entspreche eine funktionale Kopfposition und der lexikalische Kopf wandere qua Kopfverschiebung von Kopfposition zu Kopfposition und lese so die Affixe, d.h. die ihnen entsprechenden Merkmale, auf. Die Ordnung der agglutinativen Anreicherung an den Kopf spiegelt dadurch die strukturelle Abfolge der funktionalen Köpfe wieder. Diese These wirft viele Fragen auf. Die Hauptfrage dabei ist, welche funktionalen Merkmale kopfbildend sind. Daran schließt sich die Frage, ob Merkmale gemeinsam projizieren können oder stets separiert sind. Schließlich ist zu fragen, ob stets der Kopf zu den Merkmalen hin verschoben wird, oder ob die Merkmale zum lexikalischen Kopf hin verschoben werden können.¹²

Das Kardinalphänomen für syntaktisch gesteuerte morphologische Markierungen ist die Kongruenz. Morphologische Kongruenz ist syntaktisch determiniert. Es ist eine obligatorische Relation. Das kongruierende Element tritt in Beziehung zu einem eindeutigen, lokalen und c-kommandierenden Element. Das einfachste Beispiel dafür ist die Subjekt-Verb-Kongruenz, die die Person- und Numeruswerte steuert.

In der „Nominalphrase“ findet man Reflexe von Numerus- und Genus-

¹² Daß diese Möglichkeit nicht ausgeschlossen werden kann, zeigt die Englische Finitmarkierung am Verb:

- a *He has not met her*
- b *to not have met her*
- c *Has he met her?*
- d **Meets he her?*
- e *Does he meet her?*
- f **He not meets her*
- g *He does not meet her*
- h *He never meets her*

Die Finitposition, d.h. der I-Kopf befindet sich vor der Negation. In (a) befindet sich das Auxiliar an der I-Position in (b) die Infinit-Partikel. Die I-Elemente werden bei Entscheidungsfragen in die C-Position verschoben. Daher findet man satz-initiale Auxiliare (c) aber keine Verben. Dies zeigt, daß Hauptverben nicht die I-Position einnehmen. Folglich muß gelten, daß Auxiliare zur I-Position gehen, die I-Merkmale in Abwesenheit von Auxiliaren aber abgesenkt werden. Können diese nicht abgesenkt werden, tritt eine Stellvertreter-Auxiliar auf. Dies ist der Fall bei I-Elementen, die nach C verschoben wurden (e), oder bei I-Elementen, die von der VP durch dazwischentrete Kopffpositionen getrennt sind. Dies ist der Fall bei nicht-adverbialer Negation (f) und (g). Zwischen I und VP liegende Adverbien stören die Absenkung der I-Merkmale nicht, da sie als phrasale Elemente an die VP adjungiert sind und nicht wie das Kopfelement NEG eine eigene Projektion aufspannen. Adverbiale Negationselemente hingegen verhalten sich wie andere Adverbiale (h).

kongruenz, und zwar zwischen dem F-Kopf der NP. Was die Attribute anlangt, so weisen die sogenannten schwach Flektierten keine Genusdistinktionen auf. Die Regel für die Affigierung von „-e“ oder „-en“ nimmt allerdings indirekt auf Numerus, Kasus, und Genus, allerdings sehr syntaktisch, Bezug.¹³

Die sogenannte starke Flexion, also die Flexion des Adjektivs als Exponent der Merkmale des F-Kopfes, zeigt Genusdistinktionen nur im Singular. Was den Suffixbestand betrifft, so sind nur die Suffixe „-es“ und „-em“ auf Singular beschränkt, die übrigen Affixe (-e, -er, -en) finden sich in Singular- wie in Pluralparadigmen.

Evidenz für die Trennung von F-Kopf und Kongruenz liefern die nicht-flektierten Lexikalisierungen des F-Kopfs im Nominativ, d.h. der indefinite Artikel und das Possessivum, sowie die nicht-lexikalisierte F-Position bei pränominalen Genetiv. In diesen Fällen tritt bekanntlich die sogenannte starke, d.h. relationskodierende Flexion am Adjektiv auf.

Tappe (1991) schlägt vor, für jede Kongruenzbeziehung einen Kongruenzkopf AGR anzusetzen.

(71) [D [... D-AGR [AP [A-AGR [... N-AGR [NP]]]]]]

Vor einer theoretisch konsequenten und konsistenten Analyse liegen eine Reihe von Verwicklungen. Kongruenz bedeutet, die Variablen einer Wertmatrix mit Werten zu instantiieren und diese Matrix mit einem Trägerelement zu assoziieren.¹⁴

- | | | |
|----------|----------------------------------|-----------------------------------|
| (72) (a) | <i>d e r einzige Nachteil</i> | <i>das einzige Nachtasyl</i> |
| (b) | <i>ein einzig e r Nachteil</i> | <i>ein einzig e s Nachtasyl</i> |
| (c) | <i>sein einzig e r Nachteil</i> | <i>sein einzig e s Nachtasyl</i> |
| (d) | <i>Wiens einzig e r Nachteil</i> | <i>Wiens einzig e s Nachtasyl</i> |

Der Wert der Genusvariable des F-Kopfes in (72a) wird offensichtlich durch das Genusmerkmal des eingebetteten Nomens determiniert. Dasselbe gilt für die F-Merkmale der Attribute in (72b-d). Die Theorie¹⁵ läßt zwei Standardverfahren der Merkmalsabgleichung zu. Das eine ist Spec-Kopf-Kongruenz: Die Phrase in der Spec-Position eines funktionalen Kopfes liefert die Werte. Das andere Verfahren ist die Bindung.

¹³ Regel: „-e“ kodiert Nominativ-Singular und Akkusativ-Singular-nichtmaskulin, sonst tritt „-en“ ein.

¹⁴ Entweder ist das Trägerelement mit dieser Matrix ausgestattet oder es wird an die funktionale Position, der die Matrix zugeordnet ist, verschoben.

¹⁵ Gemeint ist die Prinzipien & Parameter-Theorie von Chomsky (1981, 86).

Bindung ist Koindizierung unter c-Kommando. In diesem Fall liefert der Binder die Merkmalswerte. Die in (72) illustrierte Datenlage fügt sich in keines der beiden Verfahren. Weder liegt erkennbare Bindung vor, noch befindet sich die N-Projektion in der Spec-Position des funktionalen Kopfes. Dazu kommt, daß in (72b-d) die Merkmale des funktionalen Kopfes an einem lexikalischen Träger realisiert sind, der zum funktionalen Komplement gehört.

Kongruenz kann aber auch indirekt erzielt werden, nämlich durch Komplementsélection. Funktionale Köpfe selektieren ein Komplement und damit eine Projektion mit spezifischen Merkmalen. Wenn aber Attribute adjungiert sind, so sind sie nicht selektiert und damit nicht in die Merkmalsabgleichung einbezogen. Ich folge Tappes (1991) Annahme, daß ein Attribut die Spezifikatorposition eines funktionalen Kopfes einnimmt, dessen Komplement die N-Projektion ist (oder eine weitere funktionale Projektion, im Fall iterierter Attribute). Dieser Kopf beherbergt die morphologische Matrix der Attribut-Flexion.

- (73) [FP₁ F₁ [FP₂ AP [F₂' F₂ [NP]]]]

Die Beziehung zwischen starker und schwacher Flexion läßt sich nun über der Selektionsbeziehung zwischen den F-Köpfen beschreiben. Der höchste F-Kopf mit distinkter Matrix trägt die Relationsmarkierung. Zwei Köpfe sind distinkt, wenn sie sich in mindestens einem Merkmal unterscheiden. Die funktionalen Köpfe iterierter APs sind nicht distinkt, da sie dieselben Merkmale realisieren, und tragen daher dieselbe Matrix:

In diesem Fall gibt es zwei Möglichkeiten. Entweder tragen alle nicht-distinkten F-Köpfe dieselbe Markierung (vgl. 74) oder deren höchster (cf. 75a, b vs. c, d).

- (74) (a) *ein kleiner feiner Unterschied*
 (b) *der kleine feine Unterschied*
 (c) **ein kleiner feine Unterschied*
 (d) **der kleiner feiner Unterschied*
 (e) **der kleiner feine Unterschied*

- (75) (a) *in ewig e m tödlich e m Kampfe*
 (b) *letzter e s zu unseren Gunsten ausgestellt e s Akkreditiv*
 (Duden⁴, §2100)
 (c) *in ewig e m tödlich e n Kampfe*
 (d) *letzter e s zu unseren Gunsten ausgestellt e Akkreditiv*

Tappe (1991) weist darauf hin, daß die Tatsache, daß „-er“ stets distribuiert, eine idiosynkratische Eigenschaft diese Morphems ist, und nicht kasus- oder genusspezifisch ist, wie (76) illustriert.

- (76) (a) *die Eigenschaften gewiss e r funktional e r Morpheme*
(GEN.n)
(b) *mit frisch e r warm e r Milch* (DAT.f)
(c) *alt e r rot e r Wein* (NOM.m.)

Eine eigenartige Interdependenz zwischen funktionalen Merkmalen liegt der Beschränkung gegen das unabhängige Auftreten von Nominalaffixen im Singular zugrunde.¹⁶

- (77) (a) **die Temperatur Wasser s* vs. *die Temperatur {des/reinen} Wassers*
(b) **mit Wein e* vs. *mit {dem/schlechtem} Weine*
(c) **Orchester ohne Dirigent e n* sg. vs. *Orchester ohne {einen/guten} Dirigenten*¹⁷

Da im Genetiv das Affix obligat ist im Unterschied zum Dativ, sind isolierte Genetiv-Markierungen ungrammatisch. Grammatisch sind sie nur dann, wenn es ein kongruierendes Element gibt. Daß Kongruenz entscheidend ist, und nicht bloß die Präsenz eines anderen Elements, zeigt der Kontrast in (78):

- (78) (a) **die Eröffnung Peters Geschäfts*
(b) *die Eröffnung seines Geschäfts*

Das Possessivum in (78b) ist als funktionaler Kopf relational markiert, d.h. die Flexion kovariert mit dem Kasus der Phrase. Der pränominale Genetiv *Peters* in (78a) hängt hingegen nicht vom Kasus der „NP“ ab.

Kompliziert wird der Sachverhalt noch durch das Pluralparadigma. Obgleich die Dativ-Markierung *-en* obligat ist, kann das so markierte Nomen isoliert auftreten, während der unmarkierte Genetiv so wie im Singular ein relationsmarkiertes Begleitelement fordert.

- (79) (a) *mit Freunden*
(b) *mit guten Freunden*
(c) **das Verhalten Genetive*

¹⁶ Beispiele wie *wegen Schlechtwetters* oder *wegen Urlaubs* sind anscheinend feste Wendungen, deren Ausnahmecharakter sich im Vergleich mit **während Schlechtwetters* oder **während Urlaubs* bestätigt.

¹⁷ Für Hinweise in diesem Zusammenhang danke ich J. Ballweg und W.U. Wurzel.

(d) *das Verhalten deutscher Genetive*

Schließlich findet sich noch der Kontrast zwischen Eigennamen und den übrigen Nomina:

- (80) (a) *die Verschmutzung Roms*
 (b) **die Verschmutzung Wassers*

Es ist nicht offensichtlich, wie diese Muster zustandekommen. In erster Annäherung läßt sich feststellen, daß bei Auftreten einer Genetiv-„NP“ stets ein funktionaler Kopf morphologisch realisiert wird. Es kann dies der Artikel sein oder der Kongruenzkopf, der mit APs einhergeht. Nicht in dieses Bild passen anscheinend die Eigennamen. Doch lohnt sich hier ein Blick auf deren Eigenheiten im Zusammenhang mit Attributen und Artikeln. Tritt zu einem Eigennamen ein Attribut hinzu, dann bedarf die Phrase auch eines Artikels:

- (81) (a) *Fritz war hier.*
 (b) **Alter Fritz war hier.*
 (c) *Der alte Fritz war hier.*
- (82) (a) *Marie ist verliebt.*
 (b) **Göttliche Marie ist verliebt.*
 (c) *Seine göttliche Marie ist verliebt.*
- (83) (a) *Du bist Thomas*
 (b) **Du bist ungläubiger Thomas*
 (c) *Du bist ein ungläubiger Thomas*

Eigennamen sind inhärent definit. Damit teilen sie eine Eigenschaft mit den definiten Artikeln, die als Lexikonelement ebenfalls das inhärente Merkmal der Definitheit aufweisen. Als Phrasenhaupt haben sie somit auch Eigenschaften eines funktionalen Hauptes. Tritt ein Attribut hinzu, muß der Eigenname aber die Funktion des lexikalischen Hauptes tragen, da Attribute nicht an funktionale Häupter treten und das Definitheitsmerkmal wird separat funktional realisiert.

Wenn diese Analyse hält, läßt sich die Merkwürdigkeit des Genetivs auf eine einzige Eigenschaft reduzieren:

- (84) Morphologisch manifester Kasus wird an einem funktionalen Kopf markiert.

Diese Bedingung beinhaltet, das Genetiv-Phrasen, da ihre Kasusform stets manifest ist, daher auch stets ein morphologisch realisiertes funktionales Kopfelement aufweisen und daß Eigennamen eine scheinbare

Ausnahme bilden, die aber dann als regelkonform gelten dürfen, wenn man die Doppelnatur der Eigennamen berücksichtigt.

Die in (84) formulierte Bedingung deckt auch die übrigen Kasusmarkierungen (vgl. 77) ab. Ist Kasus manifest, wie Dativ in (77b) oder Akkusativ in (77c), so kann das so markierte Nomen nur in Begleitung eines funktionalen Kopfes auftreten. Die Konsequenz daraus ist, daß die Dativ-Endung *-en* im Plural kein manifester Kasus sein kann, oder daß die Pluralmarkierung als funktionaler Kopf gilt, an den die Dativ-Markierung tritt. Da ersteres unplausibel ist, angesichts der Tatsache daß in vielen Paradigmen Dativ-Plural als einziger Kasus manifest kodiert ist, bleibt nur die zweite Möglichkeit offen.

Insgesamt bedeutet dies, daß morphologisch manifeste Kasusmarkierung und abstrakter Kasus unterschieden werden müssen, und daß die Affixe Kopfeigenschaft aufweisen. Die Kasusaffixe sind gebundene Köpfe. Sie brauchen ein Antezedens, d.h. einen funktionalen Kopf, mit dem sie kongruieren. Der Kasus der NP, i.e. der N-Projektion, ist daher ein Kongruenzkasus. Der Kasus wird von einem funktionalen Element übernommen, das den Kasus der „Nominalphrase“ realisiert.

4. Zusammenfassung

Komplexe Nominalausdrücke bestehen aus einer N-Projektion, die als Komplement eines funktionalen Kopfes auftritt. Die „Nominalphrase“ ist daher keine Nominalphrase, sondern eine funktionale Phrase.

Die Struktur wird bestimmt durch lexikalische und funktionale Kopfelemente mit deren Selektionsbedingungen für Komplemente und Spezifikatoren. Diese Analyse steht nicht nur im Einklang mit einer allgemeinen Theorie der Phrasenstruktur, sondern gewinnt aus deren universalgrammatisch motivierten Prinzipien Erklärungskraft für Phänomene der deutschen Nominalsyntax, die sich bisher einer einsichtsvollen Deutung verschlossen haben.

Literatur

- Abney, S. (1987): *The English noun phrase in its sentential aspect*. Unveröffentlichte MIT-Dissertation.
- Baker, M.C. (1987): *Incorporation - A Theory of Grammatical Function Change*. Chicago: Univ. of Chicago Press.
- Bhatt, C. (1990): *Die syntaktische Struktur der Nominalphrase im Deutschen*. Tübingen: Narr.

- Chomsky, N. (1965): *Aspects of the theory of syntax*. Cambridge, Mass.: MIT Press.
- Chomsky, N. (1981): *Lectures on Government and Binding*. Dordrecht: Foris.
- Chomsky, N. (1986): *Barriers*. Cambridge, Mass.: MIT Press.
- Fukui, N. (1986): *A Theory of Category Projection and its Application*. Unpubl. MIT-Dissertation.
- Haider, H. (1988): Die Struktur der deutschen Nominalphrase. In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 7, S. 32-59.
- Jackendoff, R. (1987): *X'-Syntax: A study of Phrase structure*. Cambridge, Mass.: MIT Press.
- Löbel, E. (1989): Q as a functional category. In: Bhatt, C./Löbel, E./Schmidt, C. (eds.): *Syntactic Phrase Structure Phenomena in Noun Phrases and Sentences*. Amsterdam: Benjamins, S. 133-158.
- Olsen, S. (1989): Das Possessivum: Pronomen, Determinans oder Adjektiv? In: *Linguistische Berichte* 120, S. 133-153.
- Tappe, Th. (1991): Über DPs, Kongruenz und Projizierbarkeit im Deutschen. Vortrag bei der Jahrestagung der DGfS. Aachen, März 1991.
- Vater, H. (1986): Zur NP-Struktur im Deutschen. In: Vater, H. (Hg.): *Zur Syntax der Determinationen*. Tübingen: Narr. S. 123-145.
- Zimmermann, I. (1991): The „Subject” in Noun Phrases: Its Syntax and Semantics. In: Zimmermann, I. (Hg.): *Syntax und Semantik der Substantivgruppe*. (= *Studia grammatica* XXXIII). Berlin Akademie-Verlag. S. 1-68.

Funktional-grammatischer Aufbau der Nominalphrase im Deutschen

0. Vorbemerkung

Wer eine junggrammatische Syntax aufschlägt, der findet die Wortarten und Wortformen allein in ihren außersyntaktischen Verwendungen belegt und beschrieben. Darstellung und Analyse sind strikt *a s z e n d e n t*, und was wir heute als syntaktische Organisation der NP einheitlich betrachten, das müßte man sich bei Hermann Paul unter den Rubriken: Substantiv und Adjektiv, Gebrauch des Genitivs, Artikel usw. erst zusammensuchen.¹

Strikt *d e s z e n d e n t* und allein auf die Innensyntax der NP orientiert war dagegen z.B. die Generative Grammatik in ihrer ersten Phase. Der Satz war Mutter und Basis aller übrigen grammatischen Gebilde. Die Möglichkeiten, das Symbol „NP“ neuzuschreiben, mußten am Ende liefern, was freilich schon am Anfang feststand: die kategorial bestimmten Lexeme, ihre Wortformen und ihre Anordnung (vgl. Bierwisch 1961).

Heute überwiegen in den eingeführten Grammatiken die Mischsysteme. Der Duden (1984) setzt gleich dreimal an. Den Artikel z.B. behandelt er in der Abteilung „Substantiv“, dann wieder bei den „Begleitern und Stellvertretern“ des Substantivs, und schließlich noch einmal im Satzkapitel unter „Attribut“ bzw. „Satzgliedinnenbau“. Eisenberg (1989) hat ein Kapitel „Substantiv, Artikel, Pronomen“ und ein Kapitel „Attribut“ für die syntaktischen Optionen in der NP, die nicht aus geschlossenen grammatischen Elementklassen bedient werden. Die Grundzüge (1981, S. 254ff.) führen, gemäß ihrer deszendenten Anlage vom Satz her, die NP an prominenter Stelle unter den „mehrfunktionalen Wortgruppen“. Im Kapitel „Substantive“ (1981, S. 568ff.) folgt dann das, was die Tradition sekundäre oder inhärente Kategorien der Substantive nennen würde. Nicht selten gerät die *aszendente* Darstellung in handgreiflichen Gegensatz zur *deszendenten* (u.a. beim Artikel und bei den Kasus).

¹ Anders (und zweigleisig) verfährt unter den Junggrammatikern erst Otto Behagel in seiner Syntax, der auf John Ries reagiert, und anders natürlich auch die deutsche Schulgrammatik, die mit dem Attributbegriff seit Karl Ferdinand Becker wenigstens den Ansatz zu einer einheitlichen NP hatte, die in der Extension den heute üblichen Grenzziehungen schon recht genau entspricht.

In der Generativen Schule ist man von jeher an der Vereinheitlichung und Formalisierung der Phrasenstrukturen interessiert. Die erste Phase der X-bar-Syntax setzte alle lexikalischen Hauptkategorien (N,V,A,P) in die Mitte des gleichen Spinnennetzes von Phrasenstrukturen. Für einen traditionellen Grammatiker, der gelernt hat, im unterschiedlichen syntaktischen Verhalten der Wörter eine Basis für ihre Einteilung in Kategorien zu sehen, ist das schon ein harter Brocken. Der generative Tanker wurde in voller Fahrt gewendet, und statt der deszendenden Logik galt mit einem Male eine strikt aszendente. Nun ist aber auch das schon wieder vorbei. Die lexikalischen Häupter der Phrasen sind zwar nicht enthaupet, aber entthront. Sie werden überragt und dominiert von den sog. „funktionalen heads“. Die NP wird damit zur „determiner phrase“ (DP) (Haider 1988, Bhatt 1990, Felix 1990). Nicht angetastet, eher verstärkt wurde die Ratio der ganzen Konstruktion: daß man nämlich die Strukturen des Satzes und die anderer Phrasentypen auf ein gemeinsames Format bringen möchte.

Das ist in kurzen Worten die Ausgangslage, die man in Sachen NP vorfindet. Erstaunlich ist dabei immerhin, daß über die Extension der Phänomene, die zur Innen- und Außensyntax der NP gehören, recht weitgehende Einigkeit besteht. In der grammatischen Praxis hat sich der Begriff also bewährt. Ich werde versuchen, der grammatischen Analyse der NP ein „funktionales“ Fundament zu geben.² Dabei wird es nicht ohne Kritik, auch nicht ganz ohne Polemik abgehen. Meine Argumente präsentiere ich in drei Schritten:

Im ersten Teil geht es um Theorie- und Analyseprinzipien für eine funktional gestützte Grammatik der NP. Im zweiten Teil geht es um Köpfe (u.a. auch um die Frage, warum sie besser nicht peripher sein sollten!), in erster Linie aber um die funktionalen und strukturellen Eigenheiten der NP gegenüber anderen Phrasen bzw. Sätzen. Im dritten Teil schließlich gebe ich Proben von dem, was aus meiner Sicht für einige umstrittene Fragen der NP-Grammatik zu folgern ist.

² Mir ist dabei klar, daß „funktional“ ein ganz undeutlicher Begriff ist. Ich brauche ihn insgesamt für die 'synthetische' (s.u.) Perspektive des Sprechens, insofern sie durch die Form- und Strukturschemata der Einzelsprache vorgeprägt ist. Es kann dabei weder um die Sinn-Nuancen der einzelnen Verwendung noch auch um das außersprachlich Bezeichnete gehen, sondern um die „Bedeutung“ der Darstellungsschemata im Sinne von Coseriu (1987) und Koschmieder (1965).

1. Für eine geregelte Zweiwege-Grammatik

Von Georg von der Gabelentz (1891, S. 88-108) stammt die Empfehlung, zweimal anzusetzen bei der grammatischen Beschreibung: einmal *analytisch*, zerlegend, erhebend und klassifizierend, vom Satz und der Wortgruppe zu den Elementen und Schemata, aus denen sie aufgebaut sein können, und einmal *synthetisch*, vom Standpunkt des Redenden, dem für die Organisation seiner Rede immer eine Palette teilsynonymer Ausdrucksmöglichkeiten zu Gebote steht. Das zweite System nennt Gabelentz (1891, S. 97) eine „grammatische Synonymik“.³

Umstritten sind und bleiben die Größen, mit denen eine solche synthetische Abteilung der Grammatik beginnen soll. Durchgesetzt hat sich eine solche duale Perspektive bei Linguisten wie Otto Jespersen (1924)⁴, bei Sprachpsychologen wie Bühler (1934), der von „Grammatik von innen“ und „Grammatik von außen“ spricht, und durchgesetzt hat sich diese Perspektive schließlich fast zwangsläufig in der vergleichenden typologischen Universalienforschung des Kölner UNITYP-Projekts (vgl. Lehmann 1980, Seiler 1985), weil es ein anderes brauchbares tertium comparationis als Darstellungsverfahren und -techniken für die Funktionen des Sprechens gar nicht gibt.

Es gibt allerdings gute Gründe, ein solches duales Verfahren auch in der einzelsprachlichen Grammatik zu praktizieren. Das analytische Teilsystem bewahrt im Detail die einzelsprachliche Spezifik der Formen und Schemata. Das synthetische Teilsystem ist und schafft Rückbindung der erhobenen Sprachtatsachen an universale Gegebenheiten, an Bedingungen und Notwendigkeiten des Sprechens. Die Basis des synthetischen

³ „Eine reiche Sprache wie die unsrige gleicht einem riesigen Arsenal, angefüllt mit unzähligen Werkzeugen, deren immer mehrere annähernd den gleichen Zwecken dienen. Jeder einzelne aber verfügt nur über eine beschränkere Werkstatt, ausgestattet mit einer kleineren Anzahl von Geräten. Nach diesen greift er meist blindlings und ohne viel Besinnen, immer sicher das taugliche zu ergreifen. Eher müßte er sich besinnen, wenn er uns erklären sollte, warum er nun dieses Stück in die Hand genommen und nicht jenes. Er hat aber das Gefühl, dass die verschiedenen Geräte verschieden wirken, und vielleicht können wir ihm sagen, worin dieses Gefühl beruht.“ (Gabelentz 1891, S. 102)

⁴ „In grammar, too, we may start either from without or from within; in the first part ($O \rightarrow I$) we take a form as given and then inquire into its meaning or function; in the second part ($I \rightarrow O$) we invert the process and take the meaning or function and ask how that is expressed in form. The facts of grammar are the same in the two parts, only the point of view being different: the treatment is different, and the two parts supplement each other and together give a complete and perspicuous survey of the general facts of a language.“ (Jespersen 1924, S. 39f.)

Systems ist, was die NP angeht, eine (aus dem Sprachvergleich unter dem Aspekt des Sprechens zu gewinnende) Lehre von den Techniken der sprachlichen „Apprehension“ von Gegenständen (Seiler 1985, 1986). Der Ausdruck „Gegenstände“ ist hier ganz ohne ontologische Implikationen zu nehmen, er umfaßt alles, was mit nominativen Techniken aufgefaßt werden kann und spiegelt die weitgehende Indifferenz der sprachlichen Darstellungstechniken gegenüber dem von ihnen Dargestellten.⁵ Die einzelsprachliche Präzisierung und Ausrichtung der synthetischen Kategorien liegt immer im analytischen Teilsystem. Entscheidend ist, was man nach dessen Gegebenheiten redend nicht unterlassen kann bei der sprachlichen Zusammenstellung von Sinngehalten für einen Hörer. Es geht nicht um zwei (gleiche oder divergierende) Grammatiken, sondern um das methodische Prinzip, jede grammatische Erscheinung im Schnittpunkt zweier konträrer Analysensysteme zu betrachten: eines erhebt und beschreibt die einzelsprachlichen Strukturmuster möglichst detailliert, das andere bezieht sie als (teilsynonyme) Strukturoptionen, als Verfahren und Techniken, auf ein System der Redefunktionen (das selbst erst in den einzelsprachlichen Gegebenheiten ausgeformt wird). Bei der Perspektive 'von innen' ist niemals zu erwarten, daß Strukturoptionen funktional eindeutig gebunden sind, im Gegenteil: erst die Verselbständigung gegenüber bestimmten Redefunktionen läßt ein Strukturmuster als solches hervortreten.⁶

Analytisch präsentiert sich die NP im Deutschen als das bekannte Muster von Positionen für:

1. Determinatoren oder Artikelwörter (mit der Möglichkeit einer Dreigliederung in ein prä- und postdeterminatives Teilfeld, mit der Möglichkeit, Quantoren- und Possessivpositionen vorzusehen etc.) (vgl. stellvertretend für eine unüberschaubare Literatur Vater 1986);

⁵ Ganz analog rechnet Koschmieder (1965) in seiner noetischen Grundlegung der Syntax „die Dimension der Operation der Nennung“ neben den Dimensionen der „ontologischen Verzeitung“ (Verb, Satz) und der „sprachlichen Leistungsdirektive“ (die der Illokution der neueren Pragmatik recht nahe kommt!) zu den drei funktionalen Stützpfählern der Syntax.

⁶ Bei der Arbeit bewährt sich die (von Kurylowicz eingeführte und von Kaznelson (1974) ausbaute) Hypothese von der „Derivationsverteilung“, nach welcher jede Kategorie *s e k u n d ä r* die Funktionen der ihr opponierten Kategorien übernehmen kann. „Sekundäre“ Funktionen können 'ausgelöst' werden durch kategorial periphere Lexeme (als heads) oder durch untypische Satzgliedrollen, wie etwa N als Prädikatsnomen. Für die wesentliche Differenz zwischen den (grammatisch nie endgültig gebundenen) psychologischen Funktionen des Sprechens und den (qua Traditionalisierung und Verselbständigung) von eindeutiger funktionaler Motivierung abgesetzten grammatischen Strukturmustern vgl. man Paul (1920, S. 262ff.).

2. Adjektive und Partizipien mit ihren ihrerseits linksverzweigenden Ergänzungen (und ihren notorischen Reihenfolgeproblemen, auf die ich zurückkomme);
3. den nominalen Nukleus (der bei allen der engen Apposition ähnlichen Erscheinungen wie *Mensurativa*, klassifikatorähnlichen Erscheinungen etc. zweiteilig werden kann; vgl. Löbel 1988);
4. die relativ streng adjazente, nur einmal besetzbare Genitivposition (mit einer Unzahl von deskriptiven und funktionalen Detailproblemen: Wechselwirkung mit Determinatoren, Possessivpronomen, pränuklearem Genitiv etc.; für weitere Literatur Knobloch 1988);
5. das mehrfach besetzbare (und positional vergleichsweise freiere) Feld für Präpositionalattribute und schließlich
6. die Felder für Apposition und Attributsatz.

Die korrekte Analyse dieser Felder, ihrer Wechselbeziehungen, Besetzungsbeschränkungen und Implikationen, ergibt die Fülle von Detailproblemen, aus denen die analytische Syntax der NP besteht. Jede lexikalisch offene Kategorie im prä- und postnuklearen Teilfeld eröffnet im Prinzip ihr eigenes Schema neu, so daß eine starke „Tiefenstaffelung“ in der NP möglich wird.⁷

Synthetisch präsentiert sich die Sphäre der NP als Nomination, als nominative Teilhandlung des Sprechens, als nennende Apprehension von Gegenständen und Sachverhalten, und die kommunikativ hinreichend genaue (Re-)Identifizierung einer „Gemeinten“ für einen Hörer als ihre erste und wesentliche (neudeutsch: unverzichtbare) Leistung. Das rein reidentifizierende Minimalprogramm einer Nomination haben wir z.B. bei einem anaphorischen Pronomen, das einen vorerwähnten Eigennamen reaktualisiert. Wenn es auf die Frage: *Wo ist Karl?* heißt:

(1) *Er schläft.*

so reidentifiziert das Pronomen die zuvor *proprial* gemeinte Person für den Hörer. Kraft seiner Stellung im paradigmatischen System grammatischer Alternativen gibt das Pronomen seinem Gemeinten zwar auch eine minimale Charakterisierung mit auf den Weg, die zur Differenzierung anaphorischer und deiktischer Bezüge gebraucht werden kann, doch das sei einstweilen vernachlässigt.

⁷ Kraft dieser Definition eröffnet die Präpositionalphrase das adnominale Schema neu.

Der generalisierende Gegenpol der Nomination kommt manifest ins Spiel, sobald die NP einen lexikalischen oder wasbestimmten Nukleus hat. Wenn ich sage:

(2) *Rück mal den Stuhl näher!*

so sollte der nominale Ausdruck (vielleicht zusammen mit einer Zeigegeste) einen bestimmten gemeinten Gegenstand für den Hörer identifizieren, der zugleich sprachlich als „Stuhl“ charakterisiert wird. Der bestimmte Artikel setzt das *nominatum* als für den Hörer identifizierbar.⁸

Die grammatischen Attribute bilden ein System von Strukturoptionen zur Deskription und Restriktion der Basischarakterisierung, die den nominativen Kern des Syntagmas bildet (und nicht unbedingt mit dem syntaktischen Nukleus übereinstimmen muß; s.u.). Geht man von der virtuellen sprachlichen Systemeinheit des Lexems aus, wie das die Saussure-Schüler (vor allem Bally 1965) getan haben, so erscheinen Determinatoren und Attribute alle als Mittel zur *Aktualisierung* dieser Systembedeutung. Diese Perspektive ist jedoch künstlich, insofern sie unterstellt, das Reden beginne mit den virtuellen Einheiten des Sprachsystems (während doch „die Sprache“ nicht mehr als die Objektivierung der darstellungstechnischen Einheiten und Schemata des Sprechens ist; vgl. Coseriu 1955/75).⁹

Dik (1989) unterscheidet weiterhin 'von innen' zwischen Nominationen, die eine (beim Hörer) vorhandene „kognitive Adresse“ bloß aufsuchen helfen, und solchen, die eine neue „Adresse“ anlegen. Diese Differenz ist verbunden mit Artikelgebrauch, Deixis bzw. Indexikalität und Aktualisierungsmitteln, aber natürlich nicht identisch damit.¹⁰

⁸ Seiler (1985, S. 10) weist darauf hin, daß die Komplementarität der Kategorien „solches“ (Intension) und „dieses“ (Extension) bei Aristoteles schon ganz ähnlich gedacht ist.

⁹ Weder sind es die begrifflichen Sprachbedeutungen selbst, die „aktualisiert“ werden (vielmehr wird mit ihrer Hilfe ein *nominatum* aktualisiert), noch sind die Lexeme im Sprechen immer „aktuell“, sie können auch virtuell bleiben und als solche diskriminative oder prädikative Aufgaben im Sprechen erfüllen. Man kann indessen auch davon sprechen, daß die Sprachbedeutungen 'aktuell' werden in der Rede, dann allerdings nicht allein mithilfe der sprachlichen Aktualisierung, sondern durch die jeweilige Verbindung mit einem gemeinten Sachverhalt. In Ballys (1965, S. 77) Definition heißt ein virtuelles Konzept aktualisieren, es mit einer realen Repräsentation des Sprechenden zu identifizieren. Verben werden bei Bally durch ihre Konjugationsform aktualisiert.

¹⁰ Das Definitheitsproblem lasse ich hier außer acht. Es wäre mindestens mit Heger (1983) zwischen notivischer, relationaler und referentieller Definitheit zu unterscheiden. Die Terminologie ist hier sehr unklar und wenig verein-

Das 'Minimalprogramm' des Satzes unterscheidet sich von dem der NP zuerst dadurch, daß zur nominativen Teilhandlung wenigstens noch eine prädikative hinzutritt. Zwar haben auch Sätze immer eine nominative Komponente, oft als Proposition oder als „propositive Nomination“ (Arutjunowa 1975) bezeichnet, die bei ihrer vollständigen deprädikativen Nominalisierung erhalten bleibt, aber es kommt auch allerhand Neues hinzu:

1. die aktionale Zweigliedrigkeit (die auch für syntaktisch eingliedrige Sätze gilt);
2. die Operationen der Verzeitlichung und der Modalisierung;
3. ein illokutives Potential;
4. eine in sich umstellbare thematische Gliederung.

Das illokutive Potential geht schon bei der Umformung eines Satzes in einen Nebensatz verloren, insgesamt verschwinden die Dimensionen 1-3 bei einer deprädikativen Nominalisierung (vgl. Lehmann 1982).¹¹ Zweigliedrigkeit, Verzeitlichung und illokutives Potential eines banalen Satzchens wie:

(3) *Der Krieg hat begonnen.*

sind in der einfach nominalen Form *der Beginn des Krieges* restlos gelöscht.

Daß es ein Kontinuum mit Übergängen zwischen satzartigen und nominalen Konstruktionen gibt (sowohl nach den äußeren Schemata wie auch nach der funktionalen Charakteristik) kann man nicht ernsthaft bestreiten (vgl. Ross 1973, Arutjunowa 1975, Lehmann 1982). Ebensovienig den Umstand, daß sich auch innerhalb der NP-Domäne die Gewichte zwischen Identifikation und Charakterisierung verschieben können. Wenn NPs Prädikat oder Teil des Prädikats werden, dann können sie von ihrer identifizierenden Funktion suspendiert werden und dienen (wie an-

heitlicht. Weitgehend ungeklärt ist m.E. auch die 'Autodetermination' bei mass nouns, Abstrakta und Eigennamen. Bei näherer Betrachtung lösen sich alle einschlägigen Konzepte noch einmal in Hörer- und Sprecherseitige Bezüge auf, aber in der synthetischen Grammatik kann es nur um die Techniken der Vermittlung von Definitheit gehen, nicht um den kognitiven Status der jeweiligen Inhalte.

¹¹ Es gibt freilich auch Sprachen, die Aspekte der Temporalisierung und der Modalisierung in nominalen Verbformen teilweise erhalten, besonders dann, wenn sie keine Nebensätze im indoeuropäischen Sinne kennen, sondern 'nominalisierte Sätze'. Das Türkische ist eine solche Sprache.

dere primär prädikative Sprachmittel) der Charakterisierung anderweitig identifizierter Größen:

(4) *Karl liest Zeitung.*

(5) *Ich bin Linguist.*

Die syntaktischen Besonderheiten rein prädikativer NPs sind bekannt, ihre Sprödigkeit gegenüber Determination und Quantifizierung (und anderen Aktualisierungsmitteln).¹² Objekte haben dagegen alle nominativen Möglichkeiten (und Strukturoptionen), es sei denn, sie verschmelzen semantisch mit ihrem Verb (wie in (4)).

Weiterhin verändert sich auch die Nomination, je nachdem, ob man sie deszendente als eine identifikatorische Teilhandlung in der zusammenhängenden Rede oder ascendente gleichsam als die Elaboration eines nominalen Kerns betrachtet. Deszendente stehen Nominationen für das, was man in der Logik einen „Term“ oder ein Argument (von einem Prädikat) nennt. In dieser Rolle braucht es durchaus kein nominales Lexem als Nukleus. Als „Term“ kann ein *daß*-Satz, eine Infinitivkonstruktion, ein substantivisches Pronomen fungieren. Ein „Term“ muß nominativ hinreichend spezifiziert sein für die propositionale oder prädikative Struktur, in welcher er als „Term“ fungiert.

Aszendente, vom nominalen Kernlexem her betrachtet, sieht die Sache anders aus. Da gilt es zunächst, vor allem für die zahlreichen Übergangsformen (die von primär prädikativen Wortarten abgeleiteten) zu entscheiden, ob man sie als nominale Nuklei anerkennen will oder nicht (notorisch ist z.B. die englische *-ing*-Form, weil sie zum einen adjektivisch, aber auch mit typisch nominaler *of*-Konstruktion und mit typisch verbaler Objektkonstruktion gebraucht werden kann).

Es gibt also eine NP 'von oben' als Satzfunktion und eine NP 'von unten' als Projektion einer grammatischen Kategorie N – und beide sind keineswegs identisch, weder extensional noch intensional.

Erscheinungen wie die Determination in der NP sind also nur im Schnittpunkt zweier Blickrichtungen sinnvoll zu behandeln. 'Von unten' sind die kodifizierten Schemaregeln für die Verwendung determinativer Sprachmittel bei den verschiedenen Subklassen nominaler Lexeme zu berücksichtigen, 'von oben' die funktionalen Notwendigkeiten für die kommunikativ hinreichende Determination von „Terms“.

¹² Unter den Optionen des Copulasatzes gibt es freilich auch die der referentiellen Gleichsetzung mit definitivem Prädikatsnomen: *Paris ist die Hauptstadt Frankreichs, Karl ist der Mörder etc.*

Die arg sprunghafte Karriere der Determination in der X-bar-Syntax entstammt einer gründlichen Vermischung dieser Verhältnisse: Bei Jackendoff (1977) ist der Artikel selbst volle Kategorie mit allen Projektionsstufen (warum, weiß nur der Autor). Bei Grewendorf/Hamm/Sternefeld (1987, S. 206) sitzt der Artikel ganz oben in der maximalen Projektion. Bei Vater (1985) sind die Artikel Konstituenten von N' (zusammen mit den anderen linken Attributen gehören sie zu den „Valenzkomplementen“). Haider (1988) stößt das ganze System um und macht die Determination zum Nukleus der ganzen NP (bzw. die lexikalische NP zum complement der Det.), allerdings nur, wenn Determinatoren manifest vorhanden sind, so daß in das deszendente System wieder ein aszendenter Gesichtspunkt hereingemischt wird. Olsen (1989) schaltet dann konsequenter ganz um auf die deszendente Logik, nach welcher Determination immer im Spiel ist, wenn NPs Argumente sind (auch wenn keine manifesten Determinatoren vorkommen). Felix (1990) schließlich treibt die Vermengung von funktional-deszendente und lexikalisch-aszendente auf die Spitze, indem er NPs grundsätzlich die funktionale Kategorie Det. selektieren läßt und Det. NP. Wahrlich eine flexible Theorie!

Während also die Theorie der funktionalen heads indiziert, daß man die lexikalisch basierte aszendente Logik zugunsten einer „funktionalen“ und deszendenten Logik aufgegeben hat, entsteht gleichzeitig eine neue Schiefelage: die morphosyntaktischen Kategorien der NP-Determination (definiteness, case, number, gender bei Felix 1990) gelten einfach als Inhalt der funktionalen heads und als von diesen dominiert. Sie müssen aber nicht immer und nicht alle an die Oberfläche gelangen. Das relative Eigenrecht der aszendenten Schemabildung wird durch die funktionalen heads in Frage gestellt. Ausgerechnet die Antifunktionalisten werden hier Opfer des funktionalen Fehlschlusses, nach welchem die Funktion die Struktur eindeutig und vollständig determiniert!

2. Syntaktische Kopfgeburten (oder: Warum Köpfe besser nicht peripher sein sollten)

Substantive sind primär nominative Sprachmittel, Verben sind primär prädikative Sprachmittel. Die grammatisch-semantische 'Nullform' des Substantivs ist die des explicandums, die grammatisch-semantische 'Nullform' aller anderen Hauptwortarten ist die des explicans (Kaznelson 1974). Adjektive explizieren primär attributiv (aber mit Prädikator auch prädikativ), Verben primär prädikativ (aber mit ihren sekundären Formen, Partizipien z.B., auch attributiv). Im Lichte dessen, was oben über deszendente und aszendente Logik gesagt wurde, ist der Punkt, an dem

man von nominalen Syntagmen spricht, ein einzelsprachspezifischer Umschlagpunkt auf dem Kontinuum zwischen prädikativ-generalisierenden und indikativ-individualisierenden Techniken bzw. Schemata. Eben dieses Kontinuum, freilich nominativ dominiert, bilden NPs auch in den Subklassen ihrer Nuklei ab: von deprädikativen und deskriptiven Nuklei über das breite Mittelfeld der „etikettierenden Benennung“ (Seiler 1975) bis hin zur beinahe reinen Indikation durch Eigennamen oder deiktische Pronomen.¹³

Sätze haben eine nominativ-kommunikative Doppelstruktur. Man kann sie lesen als Prädikationen über ein intentional ausgedrücktes Argument oder als Propositionen bzw. Prädikat-Argument-Strukturen (von ihren aktionalen Potenzen als Illokutionen ganz zu schweigen). Der ersten Sichtweise entspricht eine binäre und subjektzentrierte Sichtweise des Satzes, der zweiten eine 'egalitäre' und verb- bzw. prädikatszentrierte. Eine solche nominativ-kommunikative Doppelstruktur gibt es innerhalb der NP nicht. Verben fordern (als Regentien von Propositionen und als Prädikationen) in ihrer Umgebung eine oder mehrere argumentfähige NPs. NPs bilden Argumente oder „Terme“, dulden aber keine in dem von ihnen dominierten Feld, wenn sie nicht auf den tieferen Rang von Aktualisierungsmitteln für eine Nomination herabgedrückt sind. Alle Wortgruppen (und ergo auch die NPs als die Nicht-Spezialisten unter den Wortgruppen) haben eine Innensyntax und eine Außensyntax. Hauptsätze haben nur eine Innensyntax. Und all diese fundamentalen Unterschiede sollten in den jeweiligen Phrasenstrukturen keine Spuren hinterlassen? Das wäre höchst merkwürdig.

Es gibt indessen aus der (synthetischen) Perspektive des Sprechens auch einen wichtigen Gesichtspunkt, der die generative „Parallelaktion“ von Satz und NP unter der Herrschaft der funktionalen Kategorien begründet erscheinen läßt. Aus der Perspektive des Sprechens bedarf sowohl die propositionale Nomination des Satzes wie auch die einfache Nomination der NP der kommunikativen Aktualisierung (vgl. Arutjunowa 1975). In der Tat sind die Merkmalsbündel der „funktionalen Kategorien“ (wie sie die generative Syntax verstanden wissen will), fast alle (freilich auf unterschiedliche Weise) Träger der kommunikativen Aktualisierung nominativer Strukturen, während die lexikalischen Kategorien im wesentlichen eben diese nominativen Strukturen dominieren. Aller-

¹³ Präziser wäre hier zwischen deskriptiven Benennungen wie *Sänger, Flötist, Rechner*, der deprädikativen Nominalisierung von Sätzen (Lehmann 1982), bei welcher der transponierte Argumentrahmen zur Individualisierung dient, und der Abstraktbildung durch Löschen oder Unterdrücken von Argumenten zu unterscheiden.

dings werden die funktionalen Kategorien umstandslos mit den morphosyntaktischen Merkmalen identifiziert, an denen sie erscheinen können, und sie haben die Aufgabe, diese Merkmale zu erzeugen. Auch leidet die Stringenz der Analyse nach wie vor darunter, daß die Mechanismen der Aktualisierung einer Proposition strukturell durchaus nicht genau denen entsprechen müssen, die eine Nomination aktualisieren. Für die Rektionsverhältnisse und für die Topologie hat Eisenberg (1989) gezeigt, daß die Gemeinsamkeiten zwischen Satz und NP peripher, die Unterschiede aber zentral sind. Ich werde versuchen, seine Ansicht auch mit funktionalen Argumenten zu untermauern.¹⁴

Zunächst aber muß geklärt werden, was von dem ursprünglichen Konzept des syntaktischen „head“ in der vorläufig letzten Version der „funktionalen heads“ noch übrig ist. Zuerst sind die Köpfe von der Syntax in die Morphologie gewandert. Was unklar wird und bleibt bei dieser Kopftransplantation, hat Zwicky (1985) ausgeleuchtet. In der klassischen Konzeption des syntaktischen Nukleus tendieren die heads zu einer Bündelung folgender Eigenschaften: sie sind die ranghöchsten Konstituenten ihrer Phrasen und determinieren deren außersyntaktischen Status, sie sind kongruenz- und rektionsaktiv in deren Binnensyntax und bilden das nominative Zentrum.¹⁵ N, V und A lassen sich aszendente so verstehen. Bei den Präpositionalphrasen liegt die Sache schon ganz anders. Hier ist der (vermeintliche) head zwar noch rektionsaktiv nach innen und lexikalischer Träger der syntaktischen Außenbeziehung, aber er ist nicht mehr nominatives Zentrum und ranghöchste Konstituente. Diese Verwässerung der Köpfe setzt sich fort bei den morphologischen heads, wo Rektion und Kongruenz gar keine Rolle mehr spielen und nur die Koinzidenz von Flexionsort und kategorialer Information am rechten Wortrand ausgenutzt wird. Mit den funktionalen heads ist dieser Auflösungsprozeß am Ende. Was nunmehr die Phrasenstruktur domi-

¹⁴ Bedauerlicherweise fehlt der Raum, auf topologische Fragen einzugehen. Namentlich Kolde (1985) und Askedal (1986) wären interessant. Mein Ergebnis wäre dem Eisenbergs im Effekt ähnlich, aber mein Weg dorthin wäre anders. Kolde (1985) wird von allen Generativen verwendet, aber von keinem genannt – weil er ihrem Orden nicht angehört?

¹⁵ Daß Distributionsäquivalenz nicht zur Bestimmung von Nuklei taugt, haben auch vor Zwicky (1985) schon viele Linguisten bemerkt. Für den Unterschied zwischen syntaktischer „percolation“ in der Phrase und morphologischer „percolation“ vgl. ebenfalls Zwicky (1985). Es ist ganz unlogisch, daß die sogenannten funktionalen heads am Ende doch nur grammatische Merkmale an die Phrase übermitteln und gar keine funktionalen Komponenten haben. Hier bestätigt sich einmal mehr, was Coseriu schon über die erste Phase der Generativen Grammatik behauptet hat: daß sie eine verkappte Linguistik des Sprechens ist, die sich selbst als Grammatik mißversteht.

niert, sind abstrakte Merkmale, die entweder gar nicht oder nur partiell an der Oberfläche erscheinen müssen. Die nominativen Funktionen hängen an den offenen lexikalischen Klassen der selbständigen Inhaltswörter. Die Funktionen der kommunikativen Aktualisierung sind partiell in der Flexion der Inhaltswörter, partiell in grammatischen Funktionswörtern realisiert, partiell bleiben sie aber auch latent (d.h. sie sind mitgegeben in den Subklassen oder in der Anordnung der Inhaltswörter).

Die theoretische Dominanz der funktionalen heads indiziert eine völlige Umkehr der Perspektive. In der traditionellen Konzeption des head wedelten die nominativen Köpfe mit ihren Schwänzen. Schon in den morphologischen heads beginnen die grammatischen Schwänze mit den nominativen Köpfen zu wedeln. Die funktionalen Köpfe schließlich geben den grammatischen Merkmalen der kommunikativen Aktualisierung die syntaktische Dominanz über die Phrasen.¹⁶

In der Sprachpsychologie ist darüber hinaus die Ansicht verbreitet, daß heads bei der tatsächlichen Hervorbringung der von ihnen dominierten Phrasen eine wichtige Rolle spielen, dergestalt, daß sie die Prozeduren und Schemata aufrufen, aus denen sich die jeweilige Phrase aufbaut.¹⁷ Da wäre es gut zu wissen, ob die nominativen Lexeme ihre kommunikative Aktualisierung dominieren oder umgekehrt oder ob (was mir am wahrscheinlichsten vorkommt) die Frage so überhaupt falsch gestellt ist.

In jedem Falle gilt es, wenn von den „heads“ nominaler Syntagmen die Rede ist, zu unterscheiden zwischen: a) dem nominativen Zentrum (dem aktualisierten Kernkonzept); b) dem syntaktischen Nukleus (kongruenzaktiv); c) den morphosyntaktischen Trägern der kommunikativen Aktualisierung (die ich der Klarheit wegen nicht „heads“ nennen würde).

Zunächst gebe ich (thesenartig und keineswegs erschöpfend) einige Unterschiede zwischen NP und VP bzw. Satz, Unterschiede, die sich aufdrängen, wenn man nicht durch die Systembrille, sondern aus der synthetischen Perspektive des Sprechens schaut:

¹⁶ Zu notieren (und genauer zu analysieren) wäre auch, daß die unter der funktionalen Kategorie DET zusammengefaßten Merkmale auf sehr unterschiedliche Weise mit der Aktualisierung einer NP als „Term“ zu tun haben: Kasus mit der außersyntaktischen Bindung des Arguments an sein Prädikat, Genus außersyntaktisch mit der Anaphorik, innensyntaktisch mit der Kongruenz der linken Attribute etc.

¹⁷ „Heads play an important role in the generation of sentences. A head can call the syntactic procedures that will build its characteristic phrase around it, assigning the correct grammatical functions to its complements within the phrase.“ (Levelt 1989, S. 180)

1. Die Valenz verbaler Nuklei ist zentrifugal, aktiv und eng mit der lexikalischen Bedeutung des Verbs verbunden. Nominale Nuklei sind (bis auf wenige Ausnahmen der Argument- und Rektionsvererbung) avalent und haben allein eine kategoriale Rektion. Ergänzungsbefähigt vom Standpunkt der syntaktischen Valenz ist nicht der Nukleus selbst, sondern alle von ihm dominierten Feldelemente weisen ihrerseits zentripetal auf ihn.

2. Alle adnominalen Schemapositionen sind systembedingt und immer vorhanden, wenn der Nukleus ein (zentrales, appellatives) lexikalisches N ist. Nach pronominalen Nuklei bleiben lediglich 'rechte' und appositive Schemapositionen eingeschränkt verfügbar. Auch die wenigen gegen die links-rechts-Opposition indifferenten Elemente der NP (z.B. eigenwillige Wörtchen wie *alle*) können bei pronominalen Nuklei nur rechts stehen (*Ich liebe euch doch alle, hat Herr Mielke gesagt*). Adnominale Schemapositionen brauchen aber (auch bei stark relativen Nuklei) praktisch nie besetzt zu sein. Systembedingt vorhanden ist beim finiten Verb nur die Subjektposition, die aber immer besetzt sein muß¹⁸, und die Adverbialposition, die aber kein intern geordnetes Feld von Strukturoptionen bildet.

3. Lexikalisch dominierte Schemata (wie das des Verbs) sind unempfindlicher als systemisch dominierte Schemata (wie das von N) gegen das Ausfallen distinktiver Codierungen (wie Plank 1980 zeigt). Die außersyntaktische Hauptaufgabe des nominalen Kasussystems scheint nicht die Unterscheidung adverbaler Argumentrollen, sondern die Unterscheidung nichtprojektiver, adverbaler und adnominaler Positionen (und damit die Rangstaffelung der Nominierungen im Satz). Die nichtdistinktive Codierung von Subjekt und Objekt ist in der Regel eher akzeptabel als die nichtdistinktive Codierung von attributiven und adverbialen Nominalfunktionen (wie Plank ausführt).

4. Die Unterscheidung der adverbialen semantischen Rollen ist in der adnominalen Sphäre weitgehend neutralisiert. Ob ein Genitiv subjectivus oder objectivus ist, ergibt sich aus den sachlichen Beziehbarkeiten, nicht aus der sprachlichen Codierung.¹⁹ Die einzige einigermaßen konsistent codierte adnominale Rolle ist die des Possessors. Für den gilt,

¹⁸ Wie man den fakultativen und extrem restringierten prä nuklearen Genitiv in der NP mit dem obligatorischen Satzsubjekt (mithilfe der grenzenlosen Bereitwilligkeit von „SPEC“) parallel setzen kann, werde ich wohl nie verstehen. In Grenzen realistisch ist diese Beschreibung für die nominalen Nebensätze des Türkischen. Bei manchen Vertretern der DP-Analyse entspricht auch die Rolle des Possessors in der NP dem Subjekt des Satzes, was aber (namentlich an der kategorialen Unvereinbarkeit der beiden Dinge) wenig ändert.

¹⁹ Was nicht heißt, daß man den Unterschied nicht auch sprachlich codieren

daß er praktisch nie im Nukleus einer NP repräsentiert ist (Plank 1980; über POSS im allgemeinen vgl. Seiler 1983), im adnominalen Feld hat er jedoch zahlreiche Realisierungsmöglichkeiten, die sich ausschließen: zwei prä nukleare (Possessivpronomen und prä nuk. Genitiv; vgl. weiter unten) und zwei post nukleare (Genitiv und *von*-Phrase).

5. Syntaktisch ist der nominale Nukleus ein Nichtspezialist unter Spezialisten. Er präjudiziert an sich nichts streng, weder zentripetale Relationen (wie Adjektiv und Abverb) noch zentrifugale Relationen (wie V), weder innensyntaktisch für die von ihm dominierte Phrase noch außersyntaktisch für die Rolle dieser Phrase im größeren Zusammenhang. Der nominale Nukleus verträgt aber eine ungeheure Vielfalt von Umgebungen des fakultativen Typs.

6. Konstitutiv für den Satz ist die prädikative Determination, konstitutiv für die Wortgruppe ist das determinandum (Arutjunowa 1975, S. 277).

7. Daß syntaktisches und nominatives Zentrum in ein und demselben Lexem zusammenfallen, ist in der NP die Regel (Ausnahmen sind instruktiv). Wo beide nicht zusammenfallen, ist der Mechanismus der Kongruenz und der Anaphorik potentiell gestört (s.u.). Der Satz als vielfach umzentrierbares Gebilde hat strukturell kein nominatives Zentrum, sondern nur kommunikativ. Strukturell hat er ein syntaktisches Zentrum und ein privilegiertes Argument.²⁰

8. NPs sind im Unterschied zu Sätzen²¹ ausgesprochen spröde gegenüber Umstellungen und Umzentrierungen, die ihren nominativen Wert im Grundsatz erhalten. Umstellungen, die überhaupt möglich sind, involvieren syntaktische Derivationsprozesse und/oder tendieren zu einer Veränderung der (nominativen) Bedeutung.

9. Die Profile von NP und VP sind darin strikt komplementär, daß NPs nach ihrer Innensyntax streng systematisch, nach ihrer Außersyntax beinahe völlig frei sind, VPs aber eine lexikalisch gebundene (und ergo idiosynkratische) Innensyntax mit einer unifunktionalen Außersyntax verbinden. Das gilt für das finite Verb. Jede Einbuße am finiten Charakter

kann: z.B. durch prä nuklearen subjectivus und post nuklearen objectivus (*Dutlis Übersetzung der Gedichte Mandelstams*) oder durch eindeutig agentive Präpositionalkonstruktion.

²⁰ Die Nichtübereinstimmung von syntaktischer und nominativer Dominanz ist grammatisch regularisiert in Präpositionalphrasen.

²¹ Von der Topologie über Spaltsätze bis zum Diathesesystem reicht gewöhnlich die Palette der einschlägigen Strukturoptionen.

nähert die Strukturen der VP den anderen (namentlich nominalen und adnominalen) Phrasentypen.

3. Applikationen: Adjektivreihenfolge, Possession, pränuklearer Genitiv und Partitivkonstruktionen

Aus der allgemeinen Analyse der Nomination und ihrer Teilhandlungen haben wir die Identifikation des Gemeinten für den Hörer (die immer einen sozialen Adressatenkalkül involviert) und die Aktualisierung des nominalen Kernkonzepts als allgemeine Notwendigkeiten jeder lexikalisch dominierten NP isoliert. Restriktion und Deskription des nominativen Kernkonzepts sind die grenzunscharf verbundenen (und grammatisch nicht stringent geschiedenen) Parameter der attributiven Optionen, die ein topologisch und kategorial geordnetes Feld von teilsynonymen Alternativen bilden. Die einzige konsistente adnominale semantische Rolle ist die des Possessors (sie verhält sich völlig anders als die semantischen Rollen der adverbialen Sphäre). Zur kommunikativen Aktualisierung einer Nomination gehören darüber hinaus noch außersyntaktische Parameter (Anaphorik, Rang, semantische Rolle etc.).

Um zu einer brauchbaren Verbindung von analytischer und synthetischer Teilgrammatik zu kommen, müßte man jetzt in einer Art Zangenbewegung die Strukturoptionen funktional ausdifferenzieren in primäre (oder systemhafte), sekundäre (oder feldbedingte) und vielleicht noch an bestimmten Lexemen hängende Leistungen jeder einzelnen Strukturposition; man müßte die kategorialen Einschränkungen für die Besetzung jeder Schemaposition erheben, und auf der anderen Seite die Präferenz bzw. Indifferenz der funktionalen Parameter für bestimmte Kategorien und Schemapositionen.

Diese Zangenbewegung ist die des Sprechens selbst, mit ihrer Dialektik von Determination und Wahlfreiheit. Was dabei herauskommen kann, wenn man die grammatischen Probleme im Schnittpunkt einer Perspektive 'von außen' und einer Perspektive 'von innen' betrachtet, kann ich hier nur mit Beispielen andeuten. Ich habe einige Gebiete gewählt, die zur Zeit umstritten oder deskriptiv unklar sind: die Serialisierung der Adjektive, die pränuklearen Genitivkonstruktionen und die Partitiva.

Es ist offenkundig, daß im pränuklearen Feld die eindeutig indikativ referentiellen, die anaphorischen und individualisierenden Determinatoren (die nicht prädikativ umgeformt werden können) nach links außen, die begrifflichen Deskriptoren, die dem Nukleus konzeptuell und nominativ eng verbunden sind, hingegen deutlich an den rechten Rand des Feldes tendieren. Seiler (1978) spricht von einer doppelten Bewegung: In-

dividualisierung und Referenzspezifizierung von links nach rechts und Charakterisierung des Kernkonzeptes von rechts nach links. Die extreme Option, die nur der Spezialisierung des Kernkonzeptes dient (und alle Referenz spezifizierenden Optionen nicht tangiert, weil sie das adjektivische Schema an seiner Grenze sprengt), ist im Deutschen die Nominalkomposition. Sie zieht den konzeptuellen Spezifikator mit in die Wortebene hinein und läßt das Vorfeld wieder frei.

Genuine Adjektive sind für sich unfähig, etwas Gemeintes zu identifizieren. Sie können dabei nur steuern und helfen. Das weiß jeder, der „Ich sehe was, was du nicht siehst“ gespielt hat.

Die determinativen Elemente, die das prä nukleare Feld eröffnen (Artikel, Demonstrativa, Possessiv-Pronomen, Quantoren), sind gleichzeitig die mit der höchsten Kompatibilität. Die eigentlichen Adjektive sind da meist sehr viel beschränkter, und sie sind an sich indifferent gegen die Opposition deskriptiv : restriktiv. Ihre jeweilige Funktion läßt sich nur kommunikativ, aber nicht strukturell durch einen einfachen Test prüfen, auf den Plank (1977) hinweist: ein distinktives, diakritisches Adjektiv ist akzentuiert (oder kann es werden), und der Nukleus ist ellipsierbar; ein deskriptives ist nicht akzentuiert und der Nukleus ist nicht ellipsierbar (Wenn es auf dem Markt um Äpfel geht, können Sie sagen: *Ich nehme die grünen!*, aber wenn Sie vom *weiten Meer* oder vom *grünen Rasen* sprechen – und beide sind deskriptiv – dann geht das nicht). Bei Eigennamen sind Adjektive immer deskriptiv oder sie schlagen sich zum Namen als dessen Bestandteil.

Funktional scheint auch klar, daß ein distinktives oder restriktives Adjektiv seinen Nukleus als nominativ aktuell behandeln und implizieren kann, ein deskriptives aber nicht.

Postnukleare Adjektive werfen ihre Kongruenzmorphologie ab, was Plank (1977) auf den (dann gelösten) gegenläufigen Zusammenhang von Determinations- und Kongruenzrichtung im prä nuklearen Feld zurückführt und darauf, daß postnukleare Adjektive immer eher prädiaktiv gelesen werden können.

Die Serialisierung von Adjektiven ist eben darum sprachtheoretisch interessant, weil sie nicht vollständig determiniert ist, sondern eine Fülle von Faktoren konkurrieren:

- 1) die Determinationsrichtung, die festlegt, daß mitdeterminierte Elemente rechts von den sie determinierenden stehen müssen;

2) die allgemeine Schwerehierarchie (Behaghel 1932), mit der die Topologie der NP im allgemeinen konformiert, auch wenn es vielfach Durchbrechungen gibt;

3) die durch den Nukleus festgelegten konzeptuellen Beziehbarkeiten, die Impliziertes in ihre Nähe ziehen (Eichinger 1987, Seiler 1978).

Was durch grammatische Schemata nicht eindeutig festgelegt ist, das muß von konkurrierenden Kraftfeldern her fallweise angeordnet werden.²² In der NP bildet das nominale Kernlexem ein (konzeptuelles) Kraftzentrum, die allgemeinen Notwendigkeiten der Determination und Aktualisierung ein anderes. Aus dieser Perspektive werden alle Hypothesen zur Adjektivserialisierung fragwürdig, die sich allein auf die generalisierte Semantik der Adjektive selbst stützen (und das sind die meisten!). Die analytisch verwirrende Ausgangslage ist bekannt: es gibt Reihenfolgen, die bei Umstellung ungrammatisch werden, Umstellungen, die Bedeutung verändern, und solche, die das nicht tun, bevorzugte und ungewöhnliche Anordnungen. Koordinierbarkeit und intonatorische Abgrenzung der Adjektive spielen eine schwer beschreibbare Rolle:

(1) [*Es sind dies*] die bekannten globalen unkontrollierbaren Urteile.

Adjektiv 1 als quasianaphorisches kann nicht ohne Schaden seinen Platz verändern, die Adjektive 2 und 3 geben dagegen, wenn man sie tauscht, einen glatteren Eindruck, ob auch eine andere Bedeutung, mag ich nicht entscheiden. Jedenfalls ist die Sachlage nicht untypisch.

Angemessen scheint mir eine Analyse, wie sie bislang nur für das Englische vorliegt (Bache 1978): Zunächst werden Funktionsfelder abgeteilt und beschrieben:

I. Postdeterminative Elemente, die nicht prädikativ umgeformt, nicht mit „und“ koordiniert (Hypotaxe!) und nicht gradiert werden können (Funktion: dominant selektiv);

²² M.E. bildet es einen großen Mangel der Topologie-Diskussion, daß man zwar immer von „Wortfolge“ redet, meist aber die Abfolge deszendenter Satzglieder erster Ordnung meint und nicht deutlich unterscheidet zwischen: a) der Abfolge kategorial verschiedener (und oft einander zugeordneter) Wortarten (Artikel-Adjektiv-N im Deutschen); b) der Anordnung kategorial und/oder syntaktisch gleicher Elemente (Adjektivserialisierung, Abfolge von Präpositionalgruppen); c) der eigentlichen Stellungsgliederfolge im Satz (mit der charakteristischen Mischung aus festem Schema und Freiheit). Für die NP im Deutschen gilt nach Admoni (1982, S. 300) der Obersatz: „Überhaupt dient die Kontaktstellung zur Organisation der Substantivgruppe.“ Das gilt (als Differenz zum Satz) jedenfalls für alle die Elemente, die kategorial auch adverbial bzw. sententiell beziehbar sind (Präpositional-Phrasen, unflektierte Adjektiv-Adverbien, Genitivphrasen etc.).

II. ein relativ offenes Mittelfeld für die kategorial zentralen Adjektive; meist gradierbar, koordinierbar;

III. nominativ und/oder konzeptuell mit dem Nukleus verschmolzene Adjektive, die mit solchen aus Feld II nicht koordiniert werden können, meist nicht gradierbar sind und oft deverbale oder denominal (Funktion: dominant konzeptuell und nominativ).

In Feld II ist die Umstellbarkeit am größten, während die Anordnung mehrerer Elemente in I und III praktisch strikt ist. Die Anordnung dieser Funktionsfelder entspricht nicht genau einer lexikalisch-semanticen Subklassifizierung der Adjektive. Die Binnengliederung von Feld I ist durch allgemeine, die von Feld III durch konzeptuelle (mit dem jew. Nukleus gegebene) Regularitäten geordnet.

Die hohe Erklärungskraft dieses Ansatzes liegt darin, daß man die Wechselwirkung von Feld-, Lexem- und Nukleusbedeutung berücksichtigen kann. Es gibt zwar Korrelationen zwischen Subklasse und bevorzugtem Funktionsfeld (namentlich bei Feld I deutlich), aber keine absolute Übereinstimmung. So tendieren die *-isch*-Adjektive, die Eichinger (1987) untersucht, zu Feld III (und damit zur unmittelbaren Nachbarschaft des Nukleus):

- (2) *linksverzweigende syntaktische Konstruktionen, die erfolgreiche britische Expedition, ein alter amerikanischer Film, eine wahre architektonische Meisterleistung, der ehemalige sozialdemokratische Landtagskandidat etc.*

Wenn man aber ein typisches Feld II-Verfahren (etwa die Gradierung) auf ein solches Adjektiv anwendet, dann rückt es auch nach seinem Modifikationstyp in Feld II vor:

- (3) *ein sehr amerikanischer Film, ein ausgesprochen linguistisches Verfahren, eine ausgesprochen sozialdemokratische Forderung etc.*

All das ist von Bache (1978) sehr detailliert für das Englische durchgeführt. Für das Deutsche wäre es zu machen. Die Analogien gehen auf den ersten Blick sehr weit.

Hart umkämpft ist bei den Generativisten zur Zeit der prä nukleare Genitiv. Hat er nun Kasus oder nicht, wenn ja, von wem? Wo wird er generiert oder von wo aus an seine ungewöhnliche Stelle bewegt? Entspricht er (qua SPEC-Position) dem Satzsubjekt? (vgl. Bhatt 1990, S. 125ff.). Diese hausgemachten Probleme kann ich freilich nicht lösen, aber vielleicht ein paar andere.

Nach dem Nukleus steht alles, was den Reigen nominal determinierter Strukturschemata neu eröffnen kann. Vor dem Nukleus steht, was morphosyntaktisch durch Kongruenz, funktional durch Determination und kategorial durch „Adnominalität“ auf N ausgerichtet ist.

Die Norm beschränkt den prä nuklearen Genitiv auf Eigennamen und Quasi-Eigennamen (zur Vorgeschichte der Genitivpositionierung im Deutschen Behaghel 1932, S.181f.).²³ Das System blockiert alle rechten Erweiterungen der prä nuklearen Genitivkonstituente (und hält ihn damit in Einklang mit der o.g. Grundregel); linke Erweiterungen sind qua Norm beschränkt, sie sind möglich, aber selten:

- (4) *Peters alter Vater, Annas alter Freund, meines alten Vaters Pferde, des deutschen Wirtschaftswunders liebstes Kind* etc.

Tendenziell befriedigt der prä nukleare Genitiv die Ansichten Behaghels: er ist, da Eigennamen nicht der Einführung bedürfen, fast immer quasi-anaphorisch und (im Gegensatz zum postnuklearen Genitiv) fast nie erweitert. Prä nukleare Elemente sind weniger ausbaufähig als postnukleare, und je weiter links außen sie stehen, desto weniger ausbaufähig sind sie. Jedenfalls würde ein postnuklearer Eigenname im Genitiv die Regeln der Schwerehierarchie laufend verletzen. Man sagt weit eher:

- (5) *Das ist Karls neues Auto*

- (6) *Das ist das neue Auto von Karl*

Denn

- (7) *Das ist das neue Auto Karls*

ist unproportioniert in der Gewichtung der Elemente.

Der prä nukleare Genitiv verdrängt Artikelwörter und Possessivpronomina (nicht aber Quantoren und andere Adjektive) aus dem Vorfeld des Nukleus. Seine angestammte semantische Rolle ist die des Possessors. Transponierte adverbiale Rollen kann er bei deverbalen Nuklei zwar übernehmen, aber nichts zwingt dazu, von der POSS-Beschreibung abzugehen. Anders als der postnukleare Genitiv ist der prä nukleare immer durch ein Possessivpronomen zu ersetzen, auch wenn er andere Rollen transponiert (nicht aber codiert!):

- (8) *Ottos/sein(e) Haus, Schlaf, Leiden, Reise, Verurteilung*

²³ Zunächst stehen alle (nicht partitiven) Genitive voran, dann wandern Sach- und Abstraktbezeichnungen nach rechts, schließlich auch Personenbezeichnungen, die nicht propria sind.

(9) *Ottos/seine Beteiligung am Geschäft*

Die NP codiert keine adverbialen Rollen, sie kann ihnen nur die Codierungen verpassen, die in ihrer eigenen Sphäre zur Verfügung stehen. Ein zweiter und postnuklearer Genitiv, wie er bei deverbalen (und anderweitig stark relativen) Nuklei gelegentlich vorkommt, kann nicht possessiv sein, denn die POSS-Rolle kann immer nur einmal besetzt sein:

(10) *Ottos Verurteilung des amerikanischen Krieges am Golf*

Wenn auf ein Possessivpronomen noch ein postnuklearer Genitiv folgt, so kann dieser kaum je possessiv gelesen werden:

(11) *Unser Auto des Jahres!*(12) *Meine letzten Augenblicke des Glücks und des Friedens* (Beckett)(13) *[Ich saß in] meinem Zimmer des Hotel Oriental.*

Der Beleg (13) gibt den einzigen Grenzfall, den ich gefunden habe. Auffallend ist die bereits erwähnte positionale und kategoriale Indifferenz von POSS. Sie bestätigt die allgemeine Regel, die Sandberg (1979) für adnominale Valenzkomplemente aufstellt: daß sie nämlich für ihre Besetzung keine eindeutigen Vorschriften machen, sondern nur „irgendwo“ verfügbar sein müssen (und sei es durch bloße Vorerwähnung). Der Umkreis des postnuklearen Genitivs ist nicht nur qua syntaktischer Expandierbarkeit größer, sondern auch qua größerer Indifferenz gegen die POSS-Rolle. Ein weiteres Strukturplus des postnuklearen Genitivs besteht in den differentiellen Möglichkeiten der doppelten und getrennten Determination von Genitiv und Nukleuskonstituente. Qua Eigennamen sind pränukleare Genitive selbst autodefinit und sie besetzen die Determinations- und Possessivstelle des Nukleus. Sie sind ein Beispiel für Funktionsverdichtung, während man in der Möglichkeit, die Positionen von DET, POSS und REL(ationaler Aktualisierung; vgl. Knobloch 1988) getrennt zu besetzen, wenn man so will, ein Beispiel für Funktionsdifferenzierung oder -entmischung hat:

(14) *Dieses unser Auto des Jahres*

Es ist bekannt (aber nicht im Detail erforscht), daß die Determinationsverhältnisse einer genitivisch erweiterten NP nicht allein an den pränuklearen Determinantien hängt. Beim pränuklearen Genitiv ist weder die „Indetermination“ der ganzen Phrase noch die ihrer Konstituenten möglich. Man muß in jedem Falle zu Ersatzkonstruktionen greifen:

(15) *Helgas Kleid gefällt mir*(16) *[Das ist ja] ein Kleid von Helga/eines von Helgas Kleidern*

Klassische relationale Aktualisatoren sind selbst aktuell, vorerwähnt oder (wie eben Eigennamen) aus anderen Gründen als Nominationen leicht verfügbar, weil sie sonst selbst erst wieder aktualisiert werden müßten. Indefinit eingeleitete Genitive sind daher auch postnuklear vergleichsweise selten (in meiner Belegsammlung weit unter 10 %). Wo sie dennoch vorkommen, hat das *ein* oft eine numerative (und die Genitivkonstituente damit eine partitive) Lesart:

- (17) *Aus dem Fenster eines (der) Nachbarn hing die schwarz-rot-goldene Fahne*

Oder es handelt sich um sekundäre Konstruktionstypen, auf die ich hier nicht näher eingehen kann:

- (18) *Mit dem Mut eines Löwen; [Er warnte vor] dem Risiko eines Reformstaus; [Der Betrieb war in] der Situation eines faktischen Konkurses; die Abgase eines Zweitakters [enthaltene Schadstoffe wie...]; [er hatte den] Titel eines Professors etc.*²⁴

Daß die indefinit eingeführten postnuklearen Genitive oft mit dem Bestimmungswort im Nominalkompositum wechseln, indiziert sie als deutlichen Gegenpol zum pränukearen Genitiv, der niemals konzeptuell, sondern immer nur referentiell determiniert und aktualisiert.

Eigennamen sind autodeterminativ und bevorzugte Aktualisierungsmittel. Gleichzeitig sind sie auch typische Possessoren. Daß sie in der Regel nicht ausbaufähig und häufig quasianaphorisch sind, gibt ihnen eine weitere Tendenz zum Vorfeld und zur Funktionsverdichtung. Morphologisch kommt hinzu, daß der Genitiv auf /-s/, den pränukear auch N annehmen, die ihn ansonsten nicht haben, Planks (1980) Hypothese über die deutliche differentielle Codierung adnominaler syntaktischer Aufgaben genau bestätigt:

- (19) *Vaters Hut, Mutters Auto etc.*

Der postnukleare Genitiv eröffnet hingegen Möglichkeiten der Funktionsentzerrung und -differenzierung.

Zum Schluß eine ganz fragmentarische Bemerkung zu den partitiven Konstruktionen, denen die Grammatik aus gutem Grund immer eine Sonderrolle eingeräumt hat. Zu erklären ist aus meiner Sicht: warum sich die Partitivkonstruktion teils an das Genitivschema und teils an die klas-

²⁴ Näheres zum „genitivus definitivus“, zu dem freilich analytisch nur ein Teil der Beispiele gehört, bei Engelen (1990).

sifikatorähnlichen Doppelnominalkonstruktionen anlehnen, die gewöhnlich unter dem Namen „enge Apposition“ behandelt werden:

- (20) *Bürgermeister Daniels, mein Freund Karl, Präsident Nizon, Mutter Natur, Vater Staat, der Monat Dezember, das Land Hessen etc.*

Und (das erst ist die spannende Frage!) was die Partitivkonstruktion von den prototypischen Funktionen der beiden Schemata abhebt und sie nirgends so recht zu Hause sein läßt.

Die prototypische Partitivkonstruktion setzt eine aktuelle Gesamtheit voraus, aus der heraus nochmals eine Teilmenge aktualisiert werden soll:

- (21) *einer der Angreifer; einige der Schauspieler; viele von ihnen; die Mehrzahl der Mitglieder; ein Großteil der Besucher*

im Unterschied zu:

- (22) *ein Angreifer, einige Schauspieler, viele*

die zwar bei entsprechender Akzentuierung auch eine partitive Lesart haben (ohne partitive Konstruktionen zu sein), aber eben zuerst eine neutrale.

Der partitive Selektor wird zum syntaktischen Nukleus der Konstruktion und drückt das nominativ zentrale N in den zweiten Rang des Satelliten. Die Trennung beider Rollen ist aber (anders als bei den engen Appositionen) eine durchaus klare und deutliche. Nominatives Zentrum und syntaktisches Zentrum fallen auseinander. Die syntaktischen Nuklei partitiver Konstruktionen sind sehr beschränkt (substantivische Numeralia und Indefinitpronomen, nominale mensurative Ausdrücke).

Weil auch sie eine aktuelle Grundmenge für die (freilich jetzt definite!) Selektion voraussetzen, sind die substantivischen Komparative und Superlative

- (23) *der ältere der Brüder, der beste der Schauspieler*

bei den Partitivkonstruktionen (wo sie schon Paul behandelt) an der richtigen Stelle. Braucht man sie adjektivisch (*der ältere Bruder, der beste Schauspieler*), so gilt die Grundgesamtheit entweder als die vollständige Denotatklasse, als anderweitig bekannt oder sie muß mitgegeben werden:

- (24) *der beste Schauspieler von Hollywood etc.*

Bei den prototypischen Partitiva fällt auf, daß ihr syntaktischer Nukleus auf eine merkwürdige Weise nicht „definit“ gelesen werden kann, selbst wenn er grammatisch definit ist (wie etwa bei *die Mehrzahl der...*). Bei

den komparativen und superlativischen Konstruktionen fällt auf, daß er definit sein muß. In beiden Fällen muß aber die Gesamtheit, aus der selektiert wird, hinreichend bestimmt sein.

In keiner der Konstruktionen kann der Genitiv gegen ein Possessivpronomen gewechselt werden. Extensional ist die Mengendifferenz notwendige Bedingung. *Alle der Bäume* geht nicht, und ein *Besserer* setzt immer voraus, daß es noch andere gibt. Das macht den Witz eines Ausdrucks wie:

(25) *die schönste aller Ollenhauer-Biographinnen*

da es eben nur eine gibt. Paduceva (1988) spricht von einer d o p p e l t e n R e f e r e n z in solchen Konstruktionen, und das ist in der Tat die funktionale Invariante, die hier vorliegt. Anders gesagt: Während 'gemeine' Genitivattribute die primär nominative Bedeutung von N zu einer bloß aktualisierenden Merkmalsbedeutung herabdrücken (*das Haus des Vaters* referiert auf ein Haus, nicht aber auf den Vater), bleiben die partitiven Genitive referentiell aktiv. Kraft der gleichen Ratio (= doppelte Referenz) hat man wohl auch trotz aller gravierenden Unterschiede intuitiv die „engen Appositionen“ zu den Appositionen gerechnet, die ja für eine Zweiheit von Referenzakten auf den gleichen Gegenstand das Standardschema abgeben.

Genau dieser Umstand führt aber dazu, daß bei den pseudopartitiven Mensurativkonstruktionen, wenn Selektor und Nomination beide primäre N sind und der syntaktisch subordinierende Genitiv entfällt, die Verteilung von nominativem und syntaktischem Zentrum unklar wird:

(26) *Eine Menge Leute lief/liefen über den Platz* (ähnlich: *eine Reihe, eine Vielzahl*)²⁵

In der Regel tendiert das mensurative Element dazu, kongruenzaktiv zu sein. Bei der Anknüpfung von Relativsätzen geht oft genug beides:

(27) *Wir kauften einen Liter Milch, der/die sauer war*

(28) *Wir tranken eine Flasche Wein, der/die vorzüglich schmeckte*

aber man tendiert spontan eher gegen das mensurative Element (vgl. hierzu Löbel 1988 und 1989).²⁶

²⁵ Auch bei genuinen Partitiva kann Unklarheit über das kongruenzaktive Element aufkommen; vgl. den Hörbeleg 70 % (*der aus den arabischen Ländern) eingeführten Waren ist Erdöl*. Freilich kommt bei Copulasätzen noch eine besondere Schwierigkeit der Subjekt-Verb-Kongruenz hinzu. Übrigens klingt *sind* nicht weniger merkwürdig.

²⁶ Ähnliche Tatsachen für das Englische präsentieren Akmajian/Lehrer (1976),

Mit den gegebenen Strukturoptionen der deutschen NP gibt es nun zahlreiche Auflösungsmöglichkeiten. Z.B. kann das mensurative Element 'adjektiviert' werden und das Zweitelement wird syntaktischer und nominativer Nukleus:

- (29) *Ein paar Kinder spielten auf dem Platz*

Bei der Anlehnung an den klassifikatorischen Typ der engen Apposition ergibt sich ein anderes Problem:

- (30) *Ein Stück Seife, ein Büschel Gras, eine Messerspitze Salz, ein Klumpen Ton, ein Haufen Asche, ein Glas Wein, ein Sack Zement etc.*

Prototypisch ist das Erstelement ein mensuratives, Zählbarkeit verleihendes und syntaktisch stark 'relatives' N, das Zweitelement ein unveränderliches, seinen eigenen (theoretisch nicht eben klaren) Determinationstyp mitbringendes „mass noun“. Wenn das mass noun diesen seinen Charakter durch zusätzliche Determinationen verliert oder wenn andere N an seine Stelle treten, dann ist das Schema wieder gefährdet und tendiert dazu, in den partitiven Genitiv umzuschlagen. Die Sache ist genauso beweglich zwischen Schema und Lexem, wie oben für die Adjektive gezeigt wurde. Was an die entsprechende Stelle gesetzt werden kann, wird tendenziell zum mass noun:

- (31) *ein Stück Berliner Mauer, ein Klumpen Fell, ein Stück Teppich, eine Rolle Schnur etc.*

Umgekehrt tritt ein genuines mass noun mit Determinatoren, die primär in die Welt der zählbaren N gehören, aus seiner Klasse aus und überführt die enge Apposition in das Schema des partitiven Genitivs:

- (32) *ein Stück (von) der Seife, die wir immer nehmen; ein Glas des Weines/von dem Wein, den wir gestern getrunken haben; ein Stück von dem Kuchen (vs. ein Stück Kuchen) etc.*

Interessant (und aufschlußreich für das, was oben über die funktionale Gliederung des Adjektivfeldes gesagt wurde) ist der Umstand, daß Feld II-Adjektive den appositiven Mechanismus in der Regel nicht stören:

- (33) *ein Glas guten, alten, frischen ... Wein*

wo in Konstruktionen mit *a number of* ..., *a lot of* ... die 'an sich' substantivischen Quantoren nicht mehr als heads ihrer Konstruktionen gelesen werden, während z.B. Konstruktionen wie *a herd of elephants* nach ihren Kongruenzeigenschaften zwei Strukturbeschreibungen zulassen.

wohl aber Feld I-Adjektive! Das deutet darauf hin, daß der (indikativ, relational, anaphorisch) singularisierende Mechanismus kriterial ist. Denn die 'eentlichen' Partitivkonstruktionen sind bei Feld I-Adjektiven durchaus indiziert:

- (34) **ein Glas diesen, besagten, meinen Wein* etc.
ein Glas von diesem/besagtem/meinem Wein

Die klassifikatorischen Konstruktionen nach Art der engen Apposition 'immobilisieren' in der Regel ihr Zweitelement gegen zusätzliche individualisierende Determination. Nicht zufällig sind Eigennamen sehr häufig in dieser Position. An sich haben diese Konstruktionen auch keinerlei Affinität zum Genitivschema. *Vater Staat* ist nicht *der Vater des Staates*! Erst in der Besetzung mensuratives Erstelement – mass noun als Zweitelement kommt diese Affinität zustande (historisch ist die Genitivendung abgeworfen worden, ob ein Grund dafür die normwidrige referentielle Aktivität des Genitivs ist, weiß ich nicht). In jedem Falle ist eine labile Lage zustande gekommen mit Strukturoptionen, die beide nicht vollständig „passen“ und die bei kleinen Variationen schwanken und ineinander übergehen.

Wo mehrere morphosyntaktische Schemata sehr eng beieinander liegen, kann ein solches Umschlagen bei minimalen lexikalischen und konstruktiven Veränderungen passieren. Interessant ist die innere Motivation der Verschiedenheit von Optionen. Die gilt freilich nur im Großen und Ganzen, weil Strukturschemata eben selbständig sind, analytisch erhoben werden müssen und ihre eigenen kontingenten Traditionen haben. Dennoch bilden für die synthetische Sicht die Grenz- und Umschlagpunkte der Schemata immer aufschlußreiches Material. Sicher fehlen in meinen Beispielen alle sprichwörtlich teuflischen Details. Ich hoffe aber gezeigt zu haben, daß die methodischen Maximen einer „Zweiwege-Grammatik“ auf interessante Fragen führen können.

Literatur

Admoni, Wladimir (1982): *Der deutsche Sprachbau*. 4. Aufl. München.

Akmajian, A./Lehrer, A. (1976): NP-like quantifiers and the problem of determining the head of a NP. In: *Linguistic Analysis* 2, H.4., S. 395-413.

Askedal, J.O. (1986): Zur vergleichenden Stellungsfelderanalyse von Verbsätzen und nichtverbalen Satzgliedern im Deutschen. In: *DaF* 23, S. 269-273 und S. 342-348.

Bache, Carl (1978): *The order of premodifying adjectives in present-day English*. Odense.

- Bally, Charles (1965): *Linguistique générale et linguistique française*. 4. Aufl. Bern [zuerst 1932] .
- Behaghel, Otto (1932): *Deutsche Syntax*, Bd. IV: *Wortstellung*. Heidelberg.
- Bhatt, Christa (1990): *Die syntaktische Struktur der Nominalphrase im Deutschen*. Tübingen.
- Bhatt, Christa/Löbel, Elisabeth/Schmidt, Claudia (Hrsgg.) (1989): *Syntactic phrase structure phenomena*. Amsterdam, Philadelphia.
- Bierwisch, Manfred (1961): Ein Modell für die syntaktische Struktur deutscher Nominalgruppen. In: *ZSPK* 14, S. 244-278.
- Bosch, Peter (1983): *Agreement and anaphora*. London, New York.
- Bühler, Karl (1934): *Sprachtheorie: die Darstellungsfunktion der Sprache*. Jena.
- Chafe, Wallace L. (1976): Givenness, contrastiveness, definiteness, subjects, topics, and point of view. In: Li, Charles N. (Hrsg.): *Subject and topic*. New York, London. S. 25-56.
- Coseriu, Eugenio (1955): Determinierung und Umfeld: Zwei Probleme einer Linguistik des Sprechens. In: *Romanistisches Jahrbuch* 7, S. 29-54 [wiederabgedruckt in: *Sprachtheorie und allgemeine Sprachwissenschaft*, Tübingen 1975, S. 253-290] .
- Coseriu, Eugenio (1987): Grundzüge der funktionellen Syntax. In: ders.: *Formen und Funktionen*. Studien zur Grammatik. Tübingen. S. 133-176.
- Dik, Simon C. (1989): *The theory of functional grammar, Part I: The structure of the clause*. Dordrecht.
- DUDEN (1984): *Die Grammatik*. Mannheim.
- Eichinger, Ludwig M. (1987): Die Adjektive auf -isch und die Serialisierungsregeln in deutschen Nominalgruppen. In: Asbach-Schnittger, B./Roggenhofer J. (Hrsgg.): *Forschungen zur Wortbildung und Historiographie der Linguistik (Festschrift Brekle)*. Tübingen. S. 155-176.
- Eisenberg, Peter (1989): *Grundriß der deutschen Grammatik*. 2. Aufl. Stuttgart.
- Engelen, Bernhard (1990): Der Genitivus definitivus und vergleichbare Konstruktionen. In: *Zielsprache Deutsch*, H. 4, S. 2-17.

- Felix, Sascha (1990): The structure of functional categories. In: *Linguistische Berichte* 125, S. 46-71.
- Gabelentz, Georg von der (1891): *Die Sprachwissenschaft, ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse*. Leipzig.
- Grewendorf, G./Hamm, F./Sternefeld W. (1987): *Sprachliches Wissen*. Frankfurt/M.
- Grundzüge (1981): *Grundzüge einer deutschen Grammatik, von einem Autorenkollektiv unter Leitung von Karl Erich Heidolph, Walter Flämig und Wolfgang Motsch*. Berlin/DDR.
- Haider, Hubert (1988): Die Struktur der deutschen Nominalphrase. In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 7, H.1, S. 32-59.
- Heger, Klaus (1983): Was ist 'Definitheit'? In: Faust, M. u.a. (Hrsgg.): *Allgemeine Sprachwissenschaft, Sprachtypologie und Textlinguistik. Festschrift für P. Hartmann*. Tübingen. S. 99-104.
- Jackendoff, Ray (1977): *X-bar-Syntax: A study of phrase structure*. Cambridge, Mass.
- Jespersen, Otto (1924): *The philosophy of grammar*. London.
- Kaznelson, S.D. (1974): *Sprachtypologie und Sprachdenken*. Berlin, München.
- Knobloch, Clemens (1988): Einige Probleme der grammatischen Beschreibungen von Genitivattributen. In: ders.: *Sprache als Technik der Rede*, Frankfurt/M. S.208-235.
- Kolde, G. (1985): Zur Topologie deutscher Substantivgruppen. In: *ZGL* 13, S. 241-277.
- Koschmieder, Erwin (1965): *Beiträge zur allgemeinen Syntax*. Heidelberg.
- Lehmann, Christian (1980): Aufbau einer Grammatik zwischen Sprachtypologie und Universalistik. In: Brettschneider, G./Lehmann, Chr. (Hrsgg.): *Wege zur Universalienforschung*. Tübingen. S. 29-37.
- Lehmann, Christian (1982): Nominalisierung: Typisierung von Propositionen. In: Seiler, H./Lehmann, Chr. (Hrsgg.): *Apprehension 1/I: Bereich und Ordnung der Phänomene*. Tübingen. S. 66-83.
- Lehmann, Christian (1984): *Der Relativsatz: Typologie seiner Strukturen, Theorie seiner Funktionen, Kompendium seiner Grammatik*. Tübingen.

- Levelt, W.J.M. (1989): *Speaking: From intention to articulation*. Cambridge, Mass.
- Löbel, Elisabeth (1988): Appositive Nominalphrasen. In: *Linguistik Parisette. Akten des 22. Ling. Koll. Paris 1987*. Hrsg. von H. Weber und R. Zuber. Tübingen. S. 109-120.
- Löbel, Elisabeth (1989): Q as a functional category. In: Bhatt/Löbel/ Schmidt (1989), S. 133-157.
- Olsen, Susan (1989): AGR(ement) in the german noun phrase. In: Bhatt/Löbel/Schmidt (1989), S. 39-50.
- Paduceva, Elena V. (1988): Referentielle Aspekte der Semantik des Satzes. In: Bierwisch, M./Motsch, W./Zimmermann, I. (Hrsg.): *Syntax, Semantik und Lexikon*. Berlin (= *Studia Grammatica* XXIX). S. 171-184.
- Paul, Hermann (1919): *Deutsche Grammatik*, Bd. 3, *Syntax, erste Hälfte*. Halle a.S.
- Paul, Hermann (1920): *Prinzipien der Sprachgeschichte*. 5. Aufl. Halle a.S.
- Plank, Frans (1977): *Die Determinationsrichtung in der Adjektiv-Substantiv-Attribution*. Manuskript.
- Plank, Frans (1980): Encoding grammatical relations: acceptable and unacceptable non-distinctness. In: Fisiak, J. (Hrsg.): *Historical Morphology*. The Hague, Paris, New York. S. 289-325.
- Ross, John R. (1973): Nouniness. In: Fujimura, O. (Hrsg.): *Three dimensions of linguistic theory*. Tokio. S. 137-257.
- Sandberg, Bengt (1979): *Zur Repräsentation, Besetzung und Funktion einiger zentraler Leerstellen bei Substantiven*. Göteborg.
- Seiler, Hansjakob (1975): Die Prinzipien der deskriptiven und der etikettierenden Benennung. In: ders. (Hrsg.): *Linguistic Workshop II: Arbeiten des Kölner Universalienprojekts*. München. S. 2-57.
- Seiler, Hansjakob (1978): Determination: A functional dimension for inter-language comparison. In: ders. (Hrsg.): *Language universals*. Tübingen. S. 301-324.
- Seiler, Hansjakob (1983): *Possession as an operational dimension of language*. Tübingen.

- Seiler, Hansjakob (1985): Sprache und Gegenstand. In: Veröffentlichungen der Rheinisch-Westfälischen Akademie der Wissenschaften, H. 227, S. 9-28.
- Seiler, Hansjakob (1986): Apprehension: Language, object, and order. Part III: The universal dimension of apprehension. Tübingen (= LUS 1/III).
- Vater, Heinz (1979): Das System der Artikelformen im heutigen Deutsch. 2. Aufl. Tübingen.
- Vater, Heinz (1985): Einführung in die Nominalphrasensyntax des Deutschen. Trier (= KLAGE, Nr. 10).
- Vater, Heinz (1986): Zur Syntax der Determinantien. Tübingen.
- Zwicky, Arnold (1985): Heads. In: Journal of Linguistics 21, S. 1-29.

Podiumsdiskussion zum Satzbegriff

Einleitung und Materialien

Ziel dieser Diskussion war es nicht, den vorhandenen 1000 Satzdefinitionen einfach vier weitere hinzuzufügen. Vielmehr sollte anhand neuer Vorschläge die Problematik der Konzeptualisierung eines grammatiktheoretisch zentralen Begriffs diskutiert werden.

Die Vielzahl von Definitionsversuchen läßt extrem unterschiedliche Deutungen zu:

- (a) Die Wissenschaft jagt einer Chimäre nach, der im Gegenstandsreich nichts entspricht, abgesehen von vagen alltäglichen Intuitionen. Insofern ist es nicht verwunderlich, daß die lange Satzdiskussion eher für Verwirrung und nahezu beliebige Ergebnisse gesorgt hat. Die grammatische Arbeit ist dadurch kaum beeinflusst worden. Wir brauchen keinen Satzbegriff, wir brauchen allenfalls eine Abgrenzung kommunikativ relevanter Einheiten oder ein elaboriertes Konzept von Phrase und Phrasenstruktur.
- (b) Der Satzbegriff ist ein Alltagsbegriff wie auch ein zentrales Konzept der Sprachtheorie, das sorgfältiger Explikation und genauer Bestimmung im Rahmen der jeweils beanspruchten Grammatiktheorie bedarf und auch fähig ist. Praktische Grammatikschreibung wird ohnehin nicht auf den Satz als Grundeinheit verzichten können; allenfalls kann sie einen anderen Terminus (etwa Text) als Grundeinheit verwenden, was an der Sache nichts ändert. Zu klären ist dann insbesondere, ob es sich um eine stärker form- oder eine stärker funktionsbezogene Einheit handelt, was ihm als Komplement entgegenzustellen ist (Nicht-Satz, ungrammatischer, unakzeptabler Satz etc.), welche Relation zum Sprecherwissen bzw. zum Alltagswissen über Satz und Satzhaftigkeit besteht und wie empirisch zu verfahren ist.

Eine Auseinandersetzung scheint nötig, weil in der Sprachwissenschaft das Begriffsnetz zu wünschen übrig läßt und eine historisch wie theoretisch fundierte Begriffsanalyse kaum mehr unternommen wird. Insofern kann eine solche Diskussion exemplarisch sein auch für andere Konzepte, die gleichfalls schillernd (geworden) sind. Wir finden

- oszillierende Begriffe wie etwa Kasus und Prädikat;
- 'Zombie-Begriffe' wie das heute wohl nur noch aus (falschem) Respekt vor der Tradition mitgeschleppte Pronomen, mit dem ein längst

als divergent durchschauter Phänomenbereich paradigmatisch erfaßt wird;

- aufgeblähte Konzepte wie das der Valenz, das offenbar sehr unterschiedliche Relationen zusammenschließt, so daß oft unklar ist, ob nun syntaktisch oder semantisch argumentiert wird;
- Konzepte – wie etwa Text in den meisten Verwendungen –, die so vage sind, daß sie ohne Neu-Explikation wissenschaftlich kaum noch zu gebrauchen sind;
- Mehrfachtermini (satzwertiger Infinitiv/ Infinitivgruppe/ Infinitivphrase/ Infinitivkonstruktion/ Infinitivklausel); Nebensatz/Glied (teil-)satz/ Konstituentensatz, Teilsatz, Klausel), die zumeist auf Ungleichzeitigkeiten der Theorieentwicklung und schwer durchschaubare Übertragungsprozesse zurückzuführen sind; Flößen ähnlich tauchen sie schließlich oft an Stellen auf, an die sie – gemessen an ihrem ursprünglichen theoretischen Stellenwert – nicht gehören oder wo sie Schaden anrichten; ein besonderes Problem können aus anderen Sprachen übernommene Termini bilden (Raising/ Anhebung/ Hebung; conversation analysis/ Konversationsanalyse).

Eine Diskussion der verwendeten Termini, ihres theoretischen Stellenwerts und ihrer nicht zu unterschätzenden historischen Assoziationen ist gerade auch für besonders elaborierte oder gar mit dem Anspruch der Modernität auftretende Grammatiktheorien notwendig. Derzeit findet man eine kritische Bearbeitung begrifflicher Traditionen vorwiegend in funktionalen Ansätzen.

Ausgangspunkt der Diskussion auf der Jahrestagung waren Materialien zur Satzdiskussion, die hier abgedruckt sind. Es folgen die (überarbeiteten) Statements der Podiumsteilnehmer und die Diskussionbeiträge aus dem Auditorium, die nach einem kontroversen Auftakt einen Klärungsprozeß dokumentieren, der nach Fortsetzung verlangt und nicht danach, die Satzdefinition Lyotards ins Recht zu setzen:

„Schweigen ist ein Satz.“ (Der Widerstreit, 1987 dt. (frz. Orig. 1983))

Materialien zum Satzbegriff

A. Zur Diskussion: Fragen und Problemfelder

1. Kann Grammatik, kann Syntax auch ohne einen Satzbegriff (oder einen Begriff von 'Nicht-Satz', 'abweichendem Satz', 'Satzkonstituenten') sinnvoll betrieben werden? Wie ist ihr Gegenstandsbereich zu bestimmen? Wozu wird der Satzbegriff benötigt? Wie verhält er sich zu unterschiedlichen Ansätzen der Grammatik, z.B.: Grammatik als Konstruktionsverfahren versus Grammatik als Entscheidungsverfahren-

ren versus Grammatik als systematische Rekonstruktion der Mittelsprachlichen Handelns? Auffällig und erklärungsbedürftig ist, welche Fortschritte auch ohne einen Konsens in den letzten hundert Jahren erzielt werden konnten. Was tritt an die Stelle des Satzbegriffs, was sind die zentralen Formeinheiten als Gegenstand der Grammatik, wenn auf einen Satzbegriff verzichtet wird?

2. Gibt es einen sinnvoll explizierbaren und zu explizierenden Alltagsbegriff des 'Satzes'? Schreiber etwa müssen über ein Satzkonzept schon für die korrekte Interpunktion verfügen. Existiert außerhalb dessen, was schulisch vermittelt wird, ein Satzkonzept im Alltag? Lassen sich diese Konzepte empirisch erfassen und theoretisch rekonstruieren? Sind die Wissenschaftler(innen) praktisch vorverständig, können sie an ein (wissenschaftliches) Alltagskonzept anknüpfen? Verfügen sie über Theorien, in deren Rahmen ein gegebener Satzbegriff exakt, fruchtbar und möglichst einfach zu explizieren ist? In welche Richtung hätte eine sinnvolle Explikation des Satzbegriffs zu gehen? Sollte an den intuitiv zugänglichen Äußerungsbegriff angeknüpft oder unmittelbar theoretisch-konstruktiv angesetzt werden?
3. Ist der Satzbegriff universal oder einzelsprachlich-zentriert zu konzipieren?
4. Soweit der 'Satz' funktional bestimmt werden soll, gilt er als
 - in den Grenzen (Intonation/Interpunktion) (und strukturell) markierte Äußerungseinheit (Konstituente eines Turns, (minimale) Realisierungsform einer Illokution)?
 - Ausdruck eines (vollständigen) Gedankens (Proposition) bzw. eines wahrheitsfähigen Gebildes mit dem Prädikat als zentraler Einheit sowie sogenannten 'illokutiven Indikatoren'?
 - besonders ausgezeichnetes, spezifisch strukturiertes Mittel aus dem „Symbolfeld“ (Bühler), dessen Realisierung mit einer Handlungscharakteristik zu bestimmen ist?
 Sind solche Bestimmungen tendenziell oder notwendig universell?
5. Soweit der 'Satz' formbezogen bzw. konstruktiv/kompositional bestimmt werden soll, geschieht dies
 - über seine Konstituenten (Satzglieder), als 'gesättigte' und modifizierte Verbalphrase der obersten Stufe, als CP (maximale Projektion von COMP) etc. Wie begegnet man hier der Gefahr der Zirkularität?

- in der Kennzeichnung als Ensemble von sprachlichen Ausdrücken spezifischer Art und Merkmalen der Intonationsstruktur bzw. Interpunktion?

Ist diese Bestimmung notwendig einzelsprachabhängig?

6. Wie ist mit den Standardfragen der Grammatiktheorie im Satzbereich umzugehen:

- Was ist ein 'Satz' im Gegensatz zu einem 'Nicht-Satz'?
- Was ist ein '(un)grammatischer Satz' in der Sprache L?
- Was ist ein '(un)akzeptabler Satz' in L?
- Was ist - wenn es das gibt - ein 'wahrer/falscher/unentscheidbarer/tautologischer/widersprüchlicher/... Satz' in L?
- Wieviel Semantik, wieviel 'Kontext' (Sprechsituation; Rahmen eines Handlungsmusters; Wissen (welcher Art)) braucht man, um Fragen wie 1-4 angehen zu können?
- Soll die Grammatik das Sprecherwissen über Sätze in L (Standard-Wissen oder Wissen-in-actu oder dispositives Wissen über Strukturmöglichkeiten) rekonstruieren, soll/muß sich die Empirie auf Resultate sprachlichen Handelns (Experiment, Beobachtung, Korpora) als Daten beziehen?

„Es ist schwer, keine Elegie zu schreiben im Anblick all des Scharfsinns, der schon an die Aufgabe einer Definition des Satzbegriffes gewendet worden ist“. (Karl Bühler, Sprachtheorie, Jena 1934/1978, S. 356)

B. Zugänge: Vorfragen, Basisannahmen und Problematisierungen

(1) „Der Gebrauch des Wortes „Satz“, „Sprache“, etc. hat die Verschwommenheit des normalen Gebrauchs der Begriffswörter unserer Sprache. Zu glauben, sie wären darum unbrauchbar, oder doch ihrem Zweck nicht ganz entsprechend, wäre so, als wollte man sagen: „die Wärme, die dieser Ofen gibt, ist nichts nutz, weil man nicht weiß, wo sie anfängt und wo sie aufhört.“ Will ich zur Aufklärung und zur Vermeidung von Mißverständnissen (...) scharfe Grenzen ziehen, so werden sich diese zu den verfließenden Grenzen im natürlichen Sprachgebrauch verhalten wie scharfe Konturen in einer Federzeichnung zu den allmählichen Übergängen von Farbflecken in der dargestellten Wirklichkeit. (S. 120) Wenn ich frage: „wie ist der allgemeine Begriff des Satzes begrenzt“, so muß dagegen gefragt werden: „ja, haben wir denn e i n e n allgemeinen Begriff vom Satz?“

„Aber ich habe doch einen bestimmten Begriff von dem, was ich 'Satz' nenne.“ – Nun, wie würde ich ihn denn einem Andern, oder mir selbst, erklären? Denn in dieser Erklärung wird sich ja zeigen, was mein Begriff

ist (ein das Wort 'Satz' begleitendes Gefühl geht mich ja nichts an). Ich würde den Begriff durch Beispiele erklären. – Also geht mein Begriff, soweit die Beispiele gehn. – Aber es sind doch nur Beispiele und ihr Gebiet soll ja eben ausdehnungsfähig sein. – Gut, dann mußt du mir sagen, was 'ausdehnungsfähig' hier bedeutet. Die Grammatik dieses Wortes muß bestimmte Grenzen haben.

„Aber ich kenne doch einen Satz, wenn ich ihn sehe, also muß ich auch die Grenzen des Begriffs scharf ziehen können.“ Ist aber wirklich kein Zweifel möglich? (...) „Was geschieht, wenn ein neuer Satz in die Sprache aufgenommen wird: was ist das Kriterium dafür, daß es ein Satz ist?“

(...) „Wie bin ich denn zum Begriff 'Satz', oder zum Begriff 'Sprache' gekommen? Doch nur über die Sprachen, die ich gelernt habe.“ (S. 112ff.) (Ludwig Wittgenstein, Philosophische Grammatik, Frankfurt 1978)

(2) „Ich habe noch nie gehört, daß sich jemand im Zweifelsfalle auf die Definitionen von Paul oder Wundt hätte besinnen müssen.“

(Karl Bühler, Kritische Musterung der neueren Theorien des Satzes. In: Indogerm. Jahrbuch 6, 1920, S. 19)

(3) „Die Grammatik der Sprache bestimmt die Eigenschaften eines jeden Satzes der Sprache. Für jeden Satz bestimmt die Grammatik Aspekte seiner phonetischen Form, seiner Bedeutung und vielleicht noch einiges mehr. Die Sprache ist die Menge der Sätze, die von der Grammatik beschrieben werden. (S. 221)

Die Grammatik einer Sprache (...) hat einen Anspruch auf jenen „höheren Realitätsgrad“, den der Physiker seinen mathematischen Modellen des Universums zuschreibt. Auf einer angemessenen Abstraktionsebene hoffen wir, fundamentale erklärende Prinzipien zu finden, die der Erzeugung von Sätzen durch die Grammatik zugrundeliegen. Mit der Entdeckung dieser Prinzipien, und allein damit, lassen sich die verwendeten Idealisierungen rechtfertigen, und mit ihr haben wir einen Hinweis darauf, daß wir einen wichtigen Bestandteil der wirklichen Struktur des Organismus erfaßt haben. (...)

Der Sprecher-Hörer kennt die von der Grammatik generierte Sprache. Diese Sprachkenntnis umfaßt vielfältige Eigenschaften von Sätzen.“ (S. 224f.)

(Noam Chomsky, Regeln und Repräsentationen, Frankfurt 1981) (dt. von Helen Leuninger) (Orig.: Rules and Representations, Columbia University Press 1980) (Vgl. auch schon Noam Chomsky, Syntactic Structures, The Hague 1957, S. 13ff. sowie spätere Werke)

(4) „Erstens können linguistische Begriffe und Aussagen nicht länger direkt mit den Mitteln der Alltagssprache formuliert oder gar definiert werden. (...) Nur im Rahmen der Grammatiktheorie können Termini wie Morphem, syntaktische Regel, Bedeutung, Wort oder Satz genügend scharf gefaßt werden. Sie haben zwar in der Alltagssprache einen genau bestimmbaren Sinn, den zu beschreiben Aufgabe der Semantik ist, für den Aufbau der Sprachtheorie sind sie jedoch nicht zu gebrauchen. Eine endlose Liste prätheoretischer Satzbegriffe exemplifiziert das drastisch.“ (Manfred Bierwisch, *Strukturalismus*, 1966, S. 147)

(5) „Die verbleibende Möglichkeit ist dann die, den Begriff des Satzes erst durch die Beschreibung der Regularitäten syntaktischer Konstruktionen selbst zu explizieren. Zweifelsohne wird man dabei ein gewisses Vorverständnis dessen einbringen dürfen, was man analysieren will. Man wird ohne weiteres grammatische Wortfolgen (...) von ungrammatischen (...) und somit Sätze von Nicht-Sätzen unterscheiden können (...) Zu diesem Vorverständnis gehört es auch, daß gewisse andere Beschreibungseinheiten keine Gegenstände der Syntax sind. Ausgeschlossen sind Einheiten, die einerseits größer sind als der Satz (z.B. Texte, cf. Bloomfields oben zitierte Charakterisierung...) und die andererseits kleiner sind als das Wort.“

(Günter Grewendorf/Fritz Hamm/Wolfgang Sternefeld, *Sprachliches Wissen*, Frankfurt 1987, S. 155)

(6) „As for judgements of grammaticality, it so often happens (...) that linguists with similar prejudices concerning proper speech, goals of linguistic theory, and tightness of paraphrase genuinely disagree on the grammaticality of each others examples. Usually this disagreement is simply ignored. Occasionally we clothe our nakedness with words like idiolect by saying that "so-and-so gets this sentence in his idiolect but I do not get it in mine." But this merely says that we disagree as to whether that sentence is in the language or not. And notice something worse. In many cases, the deeper we probe into meanings and the more subtle the distinctions we try to make, the less reliable become our judgements of grammaticality. Even our own judgements may vary over time. Linguistic science may be running the risk of petering out as it develops in the sense that the harder we work the fewer the facts our theory is called upon to explain.“

(Edward Keenan, *A Logical Base for a Transformational Grammar of English. Transformations and Discourse Analysis Papers No 82*, University of Pennsylvania 1970, S. 16)

(7a) „Der Satz (...) gehört dem Sprechen (parole) an und nicht der Sprache (langue).“

(Ferdinand de Saussure, Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft, Berlin ²1967, S. 148)

(7b) „La phrase est le type par excellence du syntagme. Mais elle appartient à la parole non à la langue ...“

(Ferdinand de Saussure, Cours de linguistique générale (Edition critique préparée par Tullio de Mauro), Paris ²1985, S. 172)

(8) „Präzisierungen über die Präzisionsgrenze einer allgemeinen Definition hinaus können nur dadurch erreicht werden, daß für jede einzelne Sprache eine eigene Satzdefinition formaler Art aufgestellt wird.“

(F. Hiorth, Zur formalen Charakterisierung des Satzes, 'S-Gravenhage 1962, S. 29)

(9) "If a theory of sentencehood for language L is to have empirical content, it must be refutable. That is, when it implies that a given string of phonemes is a sentence of L, there must sometimes be a way of independently checking on whether that string really is a sentence of L; and so we need an account, other than the one provided by the syntactic theory, of what a sentence of L is."

(Jonathan Bennett, Linguistic Behaviour, Cambridge 1976, S. 244f.)

(10) "The main job of a modest syntax is to characterize meaningfulness (or sentencehood)"

(Donald Davidson, Truth and Meaning. In: Synthese 17, 1967, S. 308)

(11) „In ihr [der Sprechakttheorie Searles, L.H.] wird die Handlungscharakteristik des sprachlichen Handelns zurückprojiziert auf den Satz. Dieser wird als eine Einheit angesehen, die – im Idealfall – alle Kennzeichen des sprachlichen Handelns unmittelbar an sich selbst trägt. Dies ist besonders deutlich am Konzept der performativen Formel, die als Realisierung des Handlungscharakters in der Satzform selbst erscheint. Doch bereits die Notwendigkeit, bei der Behandlung der für das Gelingen der Handlung zu erfüllenden „Bedingungen“ auf eine Reihe von nicht-sententiellen Aspekten einzugehen, verweist darauf, daß diese Projektion des Nicht Bekannten in das der Linguistik vermeintlich Bekannte problematisch bleibt.“

(Konrad Ehlich, Funktional-pragmatische Kommunikationsanalyse – Ziele und Verfahren. In: Linguistische Studien A, 149, 1986, S. 19f.)

(12) „Insgesamt ist diese Grammatik in ihrer Terminologie dadurch gekennzeichnet, daß einige neu eingeführte Begriffe (zum Beispiel: Text, Handlungsrolle, Partner, Kontakt-Morphem ...) viele alte

Begriffe, die nicht genau definiert sind (zum Beispiel Satz, Kasus, ...) überflüssig machen. (...)

Wir bezeichnen als TEXT diejenige linear geordnete Äußerung, die im Zeitraum zwischen zwei auffälligen Unterbrechungen der Kommunikation von den Sprech- und Schreiborganen des Senders zu den Hör- oder Sehorganen des Empfängers wandert. (...)

Der Text oder genauer der Text-in-der-Situation ist für die Textlinguistik die erste Gegebenheit („primum datum“). Von ihr geht die Linguistik analytisch aus, und zu ihr kehrt sie am Ende synthetisch zurück...”

(Harald Weinrich, Textgrammatik der französischen Sprache, Stuttgart 1982, S. 27f.)

C. Zur Diskussion gestellt: Konzeptionen und Definitionen

Es versteht sich, daß die hier wiedergegebenen Definitionen und Textfragmente nur die im Hintergrund stehenden Grammatiktheorien evozieren sollen, die dann zu diskutieren sind.

- (1) „Fremder: Wenn jemand sagt, der Mensch lernt: so nennst du das wohl den kürzesten und einfachsten Satz (λόγον).

Theaitetos: Das tue ich.

Fremder: Denn hierdurch macht er schon etwas kund über Seiendes und Werdenendes oder Gewordenes oder Künftiges, und benennt nicht nur, sondern bestimmt auch etwas, indem er die Hauptwörter (ὀνόμασι) mit Zeitwörtern (ῥήματα) verbindet. Darum können wir auch sagen, daß er redet (λέγειν) und nicht nur nennt (ονομάζειν), und wir haben ja auch dieser Verknüpfung eben den Namen Satz (λόγον [Schleiermacher übersetzt Rede, L.H.]) beigelegt.”

(Platon, Werke Bd.6, (Gunther Eigler ed.), Darmstadt 1990, S. 378ff.) [Vgl. dazu auch die – besonders für die Logik – folgenreichen Bestimmungen von Aristoteles, Peri Hermeneias, Kap. 4 u. 5]

- (2) „Der Satz ist eine Verbindung von Wörtern, welche einen in sich vollendeten Sinn dargestellt.”

(Dionysios Thrax, Ars Grammatica (ed. G. Uhlig, Leipzig 1883, S. 11))

- (3) „Vom rein linguistischen Standpunkt aus, ohne Rücksicht auf logische und psychologische Betrachtung, kann man den „Satz“ definieren: als eine Gesamtgruppe von Artikulationen (ensemble d'articulations), die untereinander durch grammatische Beziehungen verbunden, grammatisch von andern Gruppen unabhängig sind und daher für sich bestehen können.”

(Antoine Meillet, Einführung in die vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen, Leipzig/Berlin 1909, S. 217 (dt. von W. Printz) (Orig.:

Introduction à l'étude comparative des langues indo-européennes, Paris 1903, S. 326)

(4) „Der Satz ist der sprachliche Ausdruck, das Symbol dafür, dass sich die Verbindung mehrerer Vorstellungen oder Vorstellungsgruppen in der Seele des Sprechenden vollzogen hat, und das Mittel dazu, die nämliche Verbindung der nämlichen Vorstellungen in der Seele des Hörenden zu erzeugen. (...)

Zum sprachlichen Ausdruck der Verbindung von Vorstellungen gibt es folgenden Mittel: 1. die Nebeneinanderstellung der den Vorstellungen entsprechenden Wörter an sich; 2. die Reihenfolge dieser Wörter; 3. die Abstufung zwischen denselben in Bezug auf die Energie der Hervorbringung, die stärkere oder schwächere Betonung (...); 4. die Modulation der Tonhöhe (...); 5. das Tempo, welches mit der Energie und der Tonhöhe in engem Zusammenhange zu stehen pflegt; 6. Verbindungswörter wie Präpositionen, Konjunktionen, Hilfszeitwörter; 7. die flexivische Abwandlung...”

(Hermann Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte, Tübingen ⁵1920, S. 121, S. 123)

(5) "... a (relatively) complete and independent human utterance – the completeness and independence being shown by its standing alone, i.e. of being uttered by itself."

(Otto Jespersen, The Philosophy of Grammar, London 1924, S. 307)

(6) „In der Behauptung aber, in der Aussage, haben wir nun gerade die Leistung gefunden, um deretwillen wir den Satz als 'die' Form der Rede, als ein Stück des λόγος bezeichnen durften (...), in der der Satz zum Träger des 'Gedankens' (...) werden kann. Der Kernpunkt des Satzproblems liegt also in der Bezogenheit des grammatischen Satzbegriffs auf den logischen Begriff des Satzes, vermöge der beherrschenden Stellung des Behauptungssatzes im Geltungsbereich des grammatischen Satzbegriffs. Wir pflegen demgemäß unter einem Satz in grammatischem Sinne eine Äußerungseinheit zu verstehen, die den Sinn einer Behauptung oder Aussage hat oder haben kann; bezeichnen aber in Erweiterung des Wortgebrauchs auch alle diejenigen Gebilde als Sätze, die sich als Modifikationen des behauptenden Satztypus verstehen lassen, insofern in ihnen unter Wahrung der Struktur-Elemente des Behauptungssatzes das Moment des Behauptens durch ein Moment des Fragens, Wünschens, Annehmens abgelöst ist."

(Hermann Ammann, Die menschliche Rede, Lahr 1925, S. 205)

(7) „Ein Satz ist eine grammatisch geformte kleinste Redeeinheit, die ihren Inhalt im Hinblick auf sein Verhältnis zur Wirklichkeit zum Ausdruck bringt.“

(John Ries, Was ist ein Satz? Prag 1931, S. 88)

(8) "It is evident that the sentences in any utterance are marked off by the mere fact that each sentence is an independent linguistic form, not included by virtue of any grammatical construction in any larger linguistic form. In most, or possibly all languages, however, various *taxemes* mark off the sentence, and, further, distinguish different types of sentence."

(Leonard Bloomfield, Language, New York 1933, S. 170)

(9) "(sentence) ...the smallest unit of speech (...) marked outwardly by a pause of suitable duration, and inwardly by evincing a communicative purpose recognizable as such."

(Alan H. Gardiner, The Theory of Speech and Language, Oxford 1951, S. 208)

(10) „Wer das Sprechen als menschliche H a n d l u n g auffaßt, findet, daß es wie in jeder menschlichen Tätigkeit, die den Charakter eines wohlgeordneten Handelns trägt, so auch im Sprechen sachgemäße Einheiten gibt. Dürfen wir also sagen: was beim Hämmern ein Schlag, das ist beim Sprechen ein Satz? Sofern das Einheitsk r i t e r i u m nicht zu einseitig nur am Äußerlichen gewonnen wird, vielleicht ja; der Phonetiker allein kann dieses Kriterium gewiß nicht liefern. (S. 364)

Die Angabe der Riesschen Definition, ein Vollsatz sei „grammatisch geformt“, ist viel zu unbestimmt und *vage*. Wir ersetzen sie durch die präzisere andere Angabe, daß der Vollsatz *e i n g e s c h l o s s e n e s* u n d *w o h l b e s e t z t e s S y m b o l f e l d* aufweist. (S. 366)

Genau in dem Ausmaß, wie sprachliche Äußerungen frei werden ihrem Darstellungsgehalte nach von den Momenten der konkreten Sprechsituation, unterstehen die Sprachzeicheneiner neuen Ordnung, sie erhalten ihre Feldwerte im Symbolfeld, sie geraten unter den mitbestimmenden Einfluß des *s y n s e m a n t i s c h e n U m f e l d e s*." (S. 372)

(Karl Bühler, Sprachtheorie, Jena 1934/1978)

„Denn so ist es, daß zwischen je zwei aufeinander folgenden Sätzen ein Feldbruch liegt; es hört ein Symbolfeld auf und beginnt ein neues. Negativ: wo kein Feldbruch vorliegt, beginnt kein neuer Satz.“

(Karl Bühler, Das Strukturmodell der Sprache. In: Travaux du cercle linguistique de Prague 6, 1936, S. 8)

(11) „Die kleinste Einheit der Hervorbringung, des Klanges, des Sprechens, die normale Einheit der Gliederung, geprägt im Bilde eines Geschehens – eine Einheit der Bedeutung, des Inhaltes, des Sinnes.“

(Hans Glinz, Die innere Form des Deutschen, Bern ⁶1973, S. 450) (zuerst 1952)

(12) „Menschliche Rede geht in einer Abfolge von Äußerungen vor sich, die wir „Sätze“ nennen. Auch Sätze laufen in der Zeit ab; sie unterscheiden sich aber dadurch von der Rede, daß sie vom Sprecher als simultane Einheiten gemeint sind und vom Hörer als solche verstanden werden. (...) Die sprachlichen Elemente, die in einem Satz aufeinander folgen, gelten als gleichzeitig miteinander gesetzt. (...) So lautet die Formel für den Satz als sprachliche Gestalt: „Nacheinander als Miteinander“. Diese Gestalt kommt durch das Zusammenwirken von drei Erscheinungen zustande: 1. durch die zeitliche Folge der Elemente, die zum Satz vereint werden; 2. durch die grammatische Struktur der zusammen tretenden Elemente; 3. durch die Klangführung der Intonation.“

(Hennig Brinkmann, Die deutsche Sprache, Düsseldorf ²19712, S. 456) (Vgl. dazu Walter Porzig, Das Wunder der Sprache, Bern 1950, S. 77ff.)

(13) "A summary of our criteria for sentential value (...):

(1) The segments in question must occur elsewhere as complete utterances;

(a) with the same form (e.g. no change of accental pattern),

(b) with no change of meaning (in itself, in its neighbours or in their relationship);

(2) The sentence candidate must be omissible leaving behind no non-sentences i.e. utterances must be exhaustively analyzable into sentences.

A sentence may therefore be defined as 'a MINIMUM STRUCTURALLY INDEPENDENT sequence of morphemes in a given arrangement with a given prosodic pattern'."

(D. J. Allerton, The sentence as a linguistic unit. In: *Lingua* 22, 1969, S. 42)

(14) „Während die Intoneme nur für das ihnen jeweils unterliegende m o t p h o n i q u e Gültigkeit haben, gibt es auch sich über eine entsprechende segmentale Sequenz erstreckende Intonationseinheiten, die für den Satz als Ganzes relevant sind: wir sprechen in diesem Fall von Phrasemen und nehmen an, daß bei ihrem Auftreten das dem unterliegenden m o t p h o n i q u e an sich zukommende Intonem getilgt wurde. (...)“

Der Satz ist ein Komplex von segmentalen und suprasegmentalen sprachlichen Einheiten unterschiedlichen Ranges, der ein und nur ein Phrasem enthält."

(Peter Wunderli, Satz, Paragraph, Text – und die Intonation. In: János Petöfi (ed.), Text versus Sentence Bd. 1, Hamburg 1979, S. 326, S. 330) [Wunderli schränkt seine Definition auf den französischen Satz ein, L.H.]

(15) „Der Satz ist die syntaktische Einheit, in deren Rahmen auf die Kommunikationssituation bezogene Abbilder von Sachverhalten der Wirklichkeit mit aussprechbaren und wahrnehmbaren Lautformen verbunden sind. (...) Der Satz als oberste syntaktische Einheit hat keine direkten Entsprechungen in den Einheiten der anderen Schichten der Äußerungsstruktur. Trotzdem; fallen die Grenzen der Einheit „Satz“ stets mit relevanten Grenzen innerhalb der anderen Strukturschichten zusammen.

a) In einer Äußerung, die aus mehreren Sätzen besteht, entspricht die Bedeutung eines jeden Satzes einem relativ in sich abgeschlossenen Teilkomplex der gesamten semantischen Struktur der Äußerung (...);

b) Innerhalb einer Tongruppe fallen die Grenzen von aufeinanderfolgenden Sätzen stets mit Grenzen zwischen Tongruppen zusammen, so daß semantische Struktur und phonologische Struktur immer da in ihrer Gliederung übereinstimmen, wo dies durch Satzgrenzen in der syntaktischen Struktur vermittelt ist. (...)

c) Der Satz ist auch die Einheit, in deren Rahmen sich kommunikativ-pragmatische Bedingungen auswirken. (...) Satzbasis und Satzintention bilden zusammen den Satz."

(Karl Erich Heidolph u.a. (eds.), Grundzüge einer deutschen Grammatik, Berlin 1981, S. 154f.)

(16) „KOMA [Kommunikative Minimaleinheiten, L.H.] sind die kleinsten sprachlichen Einheiten, die – aufgrund des Musters, das sie realisieren – dazu geeignet sind, mit ihnen in ihrem jeweiligen Kontext, jedoch relativ selbständig gegenüber Kontext und Kotext, vollständige kommunikative Handlungen aus einer Äquivalenzklasse von kommunikativen Handlungen zu vollziehen. (...)

Sätze sind (...) all diejenigen Strukturen, die mindestens ein finites Verb (und ggf. von ihm abhängige Ergänzungen) enthalten. Diese minimale Merkmalstruktur ist in verschiedenen Dimensionen anreicherbar:

In funktionaler Dimension haben Sätze entweder KOMA-Funktion oder KOMA-Teil-Funktion (Vollsatz versus Teilsatz) (...).

Satz ist somit ein Terminus, der sich an der Sprachmittelseite orientiert. Da aber die so identifizierte Sprachmittelkonfiguration jeweils nur die eine Seite einer bestimmten Menge von Mustern ist, läßt sich das Potential von kommunikativen Leistungen dieser Sprachmittelkonfiguration klar bestimmen. Nur ist es eben nicht die eine kommunikative Leistung, die dem Satz traditionellerweise anhängt – seine Leistung als KOMA –, sondern ein Bündel von Leistungen, das sich möglicherweise um den semantischen Begriff der – weder illokutionsfesten noch wahrheitswertfesten – propositionalen Funktion (...) zentrieren läßt."

(Gisela Zifonun, Kommunikative Einheiten in der Grammatik, Tübingen 1987, S. 131, S. 146)

(17) "A sentence is the smallest linguistic unit that can be used to perform a complete action that is distinctively linguistic."

(William P. Alston, Philosophy of Language, Englewood Cliffs 1964, S. 33)

(18) „Darum nehmen wir an, ein Satz sei ein Muster für kleinste, potentiell selbständige Äußerungen. (...) Der Satz ist nämlich ein Muster für kleinste vollständige Sprechakte, und Sprechakte wie fragen, antworten, befehlen, behaupten, zitieren, beschreiben sind Handlungen nach Sätzen."

(Hans-Jürgen Heringer, Deutsche Syntax, Berlin/New York 1972, S. 11)

(19) "Sentence is a type of grammatical construction which communicates, by grammatical means, the factuality status (...) of its remaining contents, and is not composed of constructions having the above properties."

(Leo Zawadowski, The definition of 'sentence' and John Ries' Theory. In: Konrad Koerner (ed.), Progress in linguistic historiography, Amsterdam 1980, S. 291)

(20) „Der Satz ist ein Zeichen, dessen signifiant durch seine komplexe Struktur genau einen illokutiven Anspruch vollständig signalisiert."

(Beat Louis Müller, Der Satz, Tübingen 1985, S. 150)

(21) [Sätze sind] „diejenigen sprachlichen Ausdrücke (...), die zwar noch als Teile in größere sprachliche Zusammenhänge eingehen, aber nicht mehr in der Weise, daß sie sich als ganze noch als Glieder einer umfassenderen syntaktischen oder semantischen Struktur verstehen lassen (was nicht ausschließt, daß einzelne ihrer Teile – wie z.B. Personalpronomina – auf Teilausdrücke anderer Sätze verweisen). Der Satz erscheint also als die primäre Bedeutungseinheit. Man kann zwar auch Teile von Sätzen verstehen, aber man versteht sie dann als Teile von Sätzen; und man kann nur mit einem Satz, nicht mit einem Wort oder einem anderen Satzteil (außer wo diese als elliptische Sätze fungieren) etwas zu

verstehen geben. (...) Zerfällt unser Verstehen sprachlicher Ausdrücke in das Verstehen verschiedener Satzformen oder stehen diese Satzformen ihrerseits in einem inneren Zusammenhang? (S. 55)

Wenn man sich fragt, was ein wahrer assertorischer Satz, ein befolgter Imperativ und ein erfüllter Wunschsatz gemeinsam haben, so offenbar dies, daß jedesmal der Satz – bzw. das mit ihm Gesagte – und die Wirklichkeit übereinstimmen. Ist ein Aussagesatz wahr, wird ein Imperativ befolgt, ist ein Wunschsatz erfüllt... . Entweder – beim Aussagesatz – bildet die Wirklichkeit den Maßstab; besteht Nichtübereinstimmung, so entspricht der Satz nicht der Wirklichkeit. Oder – beim Wunschsatz und Imperativ – bildet der Satz den Maßstab; besteht Nichtübereinstimmung, so entspricht die Wirklichkeit nicht dem Satz. Wer das assertorische Spiel ehrlich (...) spielt, möchte das sagen, was der Fall ist; wer das andere Spiel ehrlich spielt, möchte, daß der Fall sei, was er sagt." (S. 510)

(Ernst Tugendhat, Vorlesungen zur Einführung in die sprachanalytische Philosophie, Frankfurt 1976)

D. Standard-Problemfälle der Empirie für Satz-Konzeptionen:

1. Satz-Konjunkte (*Wir kommen nicht weiter, denn die Ideen bleiben aus.*)
2. Parenthesen (*Er kommt – aller Wahrscheinlichkeit nach/soweit man weiß – heute.*)
3. Nebensätze (*Wenn die Ideen ausbleiben, kommen wir nicht weiter.*)
4. Vokativ (*Ober! Herr Mayer!*)
5. Imperativ (*Komm!*)
6. Interjektion (*Aha*)
7. Ellipse (*Ein Bier! Los! Ein Kormoran! Ruhig! Marsch! Schön. Bush in Bonn. Wieso? Und was möchten Sie? Ich den Mannheimer Morgen. Ankomme morgen Frühzug*)
8. Selbständige Antwortausdrücke (*Ja, nein, freilich, keinesfalls*)
9. Anakoluth (Abbruch, Konstruktionswechsel etc.) (*Wer einmal lügt..., „Ich bin überzeugt, daß, wenn es einmal im Gange ist, so muß es sich sehr weit verbreiten“ (Goethe)*)

E. Statt einer Bibliographie:

Admoni, Wladimir (1969): Die Struktur des Satzes. In: Moser, Hugo (Hg.): Das Ringen um eine neue deutsche Grammatik. Darmstadt. S. 381-398.

- Allerton, D.J. (1962): The sentence as a linguistic unit. In: *Lingua* 22, S. 27-46.
- Bühler, Karl (1920): Kritische Musterung der neueren Theorien des Satzes. In: *Indogermanisches Jahrbuch* 6, S. 1-20.
- Haider, Hubert (1982): Dependenzen und Konfigurationen. Zur deutschen V-Projektion. In: *GAGL* 21, S. 1-60.
- Harweg, Roland (1971): Zum Verhältnis von Satz, Hauptsatz und Nebensatz. In: *ZDL* 38, S. 16-46.
- Kasher, Asa (1972): Sentences and utterances reconsidered. In: *FL* 8, S. 313-345.
- Lerch, Eugen (1938): Vom Wesen des Satzes und von der Bedeutung der Stimmführung für die Satzdefinition. In: *Archiv für die gesamte Psychologie* 100, S. 133-194.
- Lindgren, Kaj B. (1973): Zur Klärung des Begriffes „Satz“. In: Sitta, Horst/Brinker, Klaus (Hgg.): *Studien zur Texttheorie und zur deutschen Grammatik*. Düsseldorf. S. 199-208.
- Motsch, Wolfgang (1983): Satz und Sprachhandlung als Grundbegriffe der Textanalyse. In: *Linguistische Studien. Reihe A. Arbeitsberichte* 112, S. 104-132.
- Müller, Beat Louis (1985): *Der Satz*. Tübingen.
- Müller, Beat Louis (1985): Geschichte der Satzdefinition. In: *ZGL* 13.1, S. 18-42.
- Petöfi, János (Hg.) (1979): *Text versus Sentence*. 2 Bde., Hamburg.
- Petöfi, János (Hg.) (1981): *Text versus Sentence continued*. Hamburg.
- Ries, John (1931): *Was ist ein Satz?* Prag.
- Seidel, Eugen (1935): *Geschichte und Kritik der wichtigsten Satzdefinitionen*. Jena.
- Seidel, Eugen (1970): Zur Problematik der Satzdefinition. In: Dierckx, Jean/Lebrun, Yvan (Hg.): *Linguistique contemporaine: hommage à Eric Buyssens*. Bruxelles. S. 213-231.
- Zifonun, Gisela (1987): *Kommunikative Einheiten in der Grammatik*. Tübingen.

Statement zur Podiumsdiskussion

„Jedes Forschen ist prinzipiell als eine einheitliche Handlung bis hin zur Anwendung zu verstehen“. Dieser Satz von H.J. Heringer¹ wird sicherlich nicht von allen Forschern akzeptiert, für mich aber ist er eine Bestätigung, die eigene Stellungnahme zum Satzbegriff nicht so sehr von der Theorie, sondern von der Anwendung in der Praxis her zu begründen. Der unmittelbare Praxisbezug ist durch die Fachrichtung bedingt, die ich in diesem Kreis als ein gewisser Außenseiter vertrete und die mit der Bezeichnung „Deutsch als Fremdsprache“ ja auch recht deutlich anwendungsorientiert gekennzeichnet wird.

Die Abhängigkeit vom Fach ist in meinem Fall in doppelter Weise zu sehen, einmal darin, daß ich mich nicht – wie es nach M. Bierwisch notwendig wäre² – vom Gebrauch des Begriffs in der Alltagssprache freimachen kann. Als Lehrer im Deutschunterricht für Ausländer wie als Verfasser einer Grammatik für diesen Unterricht muß ich in Rechnung stellen, daß der 'Satz' von meinen Ansprechpartnern sozusagen selbstverständlich als eine oder gar als die Grundeinheit gesehen wird, auch wenn er als Begriff vielfach recht vage bleibt und durchaus auch mehrdeutig gebraucht wird. Es geht also für mich nicht darum, zu fragen, ob der Satzbegriff – wie H. Weinrich meint³ – überflüssig ist oder durch einen anderen Einheitenbegriff zu ersetzen wäre. Der 'Satz' als solcher scheint für den von mir hier vertretenen Anwendungsbereich so etwas wie ein *sine qua non* zu sein.

Die Abhängigkeit vom Fach zeigt sich jedoch nicht nur in meinem Bedenken, ob es überhaupt sinnvoll ist, den Satzbegriff in Frage zu stellen, sondern auch darin, welcher Weg bei der Begriffsbestimmung zu wählen bzw. vorzuziehen ist. Als eine Grundvoraussetzung des Sprachlernprozesses kann gelten, daß der Lerner den Zugang zur Fremdsprache zuerst und vor allem über die Oberflächenstruktur der Sprache findet. Als eine Konsequenz erscheint es, in einer didaktischen Grammatik für den Fremdsprachenunterricht – und insofern Referenzgrammatiken für

¹ Heringer, H.J. (1978): Gar grausam rächt die Grammatik sich gegen ihre Verächter. In: Engel, U./Grosse, S. (Hg.): Grammatik und Deutschunterricht. Schriften des IDS 44. Düsseldorf. S. 34.

² Nach L. Hoffmann, Podiumsdiskussion zum Satzbegriff: Materialien, S. 368.

³ L. Hoffmann, a.a.O., S. 369f.

den Ausländerunterricht auch didaktische Grammatiken in einem weiteren Sinne sind, gilt es auch für diese – die Oberflächenstruktur als primäre Beschreibungsebene zu wählen und die semantischen und pragmatischen Daten über die und aus der Oberflächenstruktur zu erklären. Wenn es also um die von L. Hoffmann gestellten Alternativfragen geht⁴, ob der Satzbegriff universal oder einzelsprachlich-zentriert zu konzipieren ist und ob der 'Satz' funktional oder formbezogen bzw. konstruktiv/kompositional bestimmt werden soll, spricht vom Standpunkt einer grammatischen Beschreibung, mit der die fremdsprachliche Kompetenz aufgebaut werden soll, mehr für die einzelsprachlich-formbezogene Variante der Erklärung des Satzbegriffs.

Ich hoffe, daß ich damit nicht allzu sehr der Vermischung von Sprach- und Lerntheorie Vorschub geleistet habe, aber ich komme aus Fachzwängen nicht umhin, die besondere Bedeutung der Bedingungen und Voraussetzungen der Fremdsprachen-Lehre auch für die Bildung, die Definition und den Gebrauch linguistischer Begriffe – zumindest im Rahmen einer anwendungsorientierten Grammatikschreibung und nur für die möchte ich hier sprechen – deutlich zu machen. Ich muß an dieser Stelle sogar auf einen dritten – wenn man so will – externen Faktor hinweisen, der zwar nicht für den Sprachlehrer, wohl aber für den Verfasser einer Ausländergrammatik von Bedeutung ist.

Da dem Ausländer die sprachliche Kompetenz fehlt, gehört es zu den Anforderungen an eine Referenzgrammatik für den Ausländerunterricht, das grammatische Regelwerk möglichst vollständig und explizit zu beschreiben. Das Problem besteht nun darin, daß mit keiner der vorhandenen Theorien – sei es die Distributionsgrammatik oder die generative Grammatik oder die Dependenzgrammatik – die erforderliche Vollständigkeit und Explizitheit zu erreichen ist, denn jede dieser Theorien ist in gewisser Weise unvollständig und einseitig. Daraus ergibt sich für den Grammatikschreiber die Notwendigkeit, die Ergebnisse verschiedener linguistischer Richtungen zu nutzen und u.U. auf Konsistenz und Stringenz im Modell zu verzichten oder zumindest in diesen methodologischen Prinzipien nicht – wie sonst in wissenschaftlichen Werken – das höchste Ziel zu sehen. Das muß übrigens nicht Eklektizismus im negativen Sinne bedeuten, denn bei Wahl einer relativ umfassenden Basistheorie ist eine Adaption der Ergebnisse anderer Theorien zu einem Beschreibungszusammenhang durchaus möglich.

Für die grammatischen Begriffe bedeutet es jedoch, daß es nicht immer sinnvoll ist, Definitionen vorzunehmen, weil diese recht vage ge-

⁴ L. Hoffmann, a.a.O., S. 364ff.

raten müssen, und das gilt offensichtlich in besonderer Weise für den Satzbegriff. Wir selbst haben jedenfalls in der „Deutschen Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht“ für den ersten Hauptteil „Die Wortklassen“ eine Definition des Begriffs 'Wortklasse' mitgegeben, mitgeben können⁵, obwohl auch dieser nicht so einheitlich distributionell konzipiert ist, wie vielfach behauptet wird, aber für den zweiten Hauptteil „Der Satz“ war eine vergleichbare Definition nicht möglich, weil in den folgenden Kapiteln – „Satzglieder“, „Satzarten“, „Satzmodelle“, „Zusammengesetzter Satz“ – jeweils ein anderes theoretisches Modell stärker zur Geltung kam, mit dem der von der Basistheorie her festgelegte Begriff 'Satz' unterschiedlich akzentuiert wird.

Soweit zu einigen Bedingungen und Voraussetzungen für meine Stellungnahme. Im folgenden nun dazu selbst, wobei auf die von L. Hoffmann zur Diskussion gestellten Problemfelder und Konzeptionen Bezug zu nehmen wäre.

Bei den Vorbemerkungen ist wohl schon erkennbar geworden, daß ich bestimmten in den Materialien zitierten Satzkonzeptionen näher stehe, wie etwa der von K.E. Heidolph formulierten Auffassung⁶, nach der – simplifiziert – der 'Satz' die syntaktische Einheit ist, in der Abbilder von Sachverhalten und Lautformen verbunden sind, oder auch der von G. Zifonun⁷, nach der – ebenfalls simplifiziert – der 'Satz' eine Sprachmitelkonfiguration ist, die ein um die propositionale Funktion zentriertes Bündel von Leistungen aufweist. Damit ist zunächst nur die besondere Laut-Bedeutung-Zuordnung beim 'Satz' in allgemeinsten Form gekennzeichnet. Eine genauere Bestimmung wird nur möglich, wenn man den 'Satz' in die der Sprache zugrunde liegende Trias einordnet, in der der 'Satz' zwischen dem 'Wort'/der 'Wortgruppe' als der Einheit, die der 'Satz' integriert, und dem 'Text' als der Einheit, von der der 'Satz' integriert wird, steht. Die eigentümliche Mittelstellung des 'Satzes' und die als seine speziellen Merkmale herauszustellenden Eigenschaften einer (relativen) Selbständigkeit (im Gegensatz zu 'Wort'/'Wortgruppe') und einer (relativen) Abgeschlossenheit (im Gegensatz zu 'Text') sind es, die den 'Satz' zur eigentlichen Grundgröße der Sprache und der Grammatik – als System der Sprache – machen. Die Sprache und die Grammatik sind mehr als die Summe der Einzelsätze, aber am 'Satz' lassen sich die mei-

⁵ G. Helbig /J. Buscha: Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht. Leipzig/Berlin/München ¹³1991, S. 19ff.

⁶ L. Hoffmann, a.a.O., S. 374.

⁷ L. Hoffmann, a.a.O., S. 374f.

sten formalen Regularitäten und grammatischen Kategorien festmachen, die Tempusformen und der Zeitbezug ebenso wie die Personalformen und die Kategorien der Person oder die Modalität der Äußerung usw.

Vergleicht man von den grammatischen Handbüchern, die U. Engel als die „Grammatik-Ereignisse der achtziger Jahre“ apostrophiert⁸, diejenigen, die laut Absichtserklärung der Autoren und/oder Beschreibungsart (d.i. kurz gesagt: Resultatsgrammatik mit explizitem Regelwerk für Morphosyntax und Semantik) auch oder vorrangig als Referenzgrammatiken für den Ausländerunterricht dienen (können), so kann die Auffassung vom 'Satz' als Grundgröße im oben skizzierten Sinne als allgemeine Beschreibungsgrundlage konstatiert werden. Das wird schon in der äußeren Darbietung der Grammatiken erkennbar: Auch Autoren, die der Text- und Pragmalinguistik nahestehen oder sie vertreten, behalten im wesentlichen die Anlage einer Beispiel-Regel-Grammatik bei, in der Textbeispiele allenfalls zur Einführung in die Kapitel dienen, die Regularitäten selbst jedoch aus Satzbeispielen abgeleitet werden.

Die Übereinstimmung in der Auffassung vom Satzbegriff ist jedoch bei den Referenzgrammatiken noch weitgehender und erstreckt sich auch auf die von mir bereits eingangs aufgrund von lerntheoretischen Erwägungen für eine einzelsprachlich-formbezogene Erklärung entschiedenen Alternativfragen von L. Hoffmann. Vor allem die zweite Alternativfrage⁹, für die durch ihre restriktive Einleitung (4. „Soweit der 'Satz' funktional bestimmt werden soll, ...“ und 5. „Soweit der 'Satz' formbezogen ... bestimmt werden soll, ...“) eher die Beantwortung im Sinne eines "sowohl ... als auch" nahegelegt wird und die sich erst in der Differenzierung (durch Kommandostriche markiert) als Entscheidungsfrage stellt, wird in den anwendungsorientierten Grammatiken fast durchweg so entschieden, daß der 'Satz' „formbezogen“ zu bestimmen ist.

Diese formbezogene Bestimmung wird in zweierlei Weise vorgenommen, einmal als Einfachbestimmung und zum anderen als Mehrfachbestimmung. E. Hentschel/H. Weydt¹⁰, die in ihrem „Handbuch der deutschen Grammatik“ - dem ersten „Grammatik-Ereignis“ der neunziger Jahre - die Dichotomie „funktional“ vs. „formbezogen“ in eine Liste von neun Merkmalen auf verschiedenen Definitionsebenen auflösen, wählen

⁸ U. Engel: Grammatiken eines Jahrzehnts. In: A. Wierlacher u.a. (Hg.), Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache. Band 16 (1990). München 1990, S. 144.

⁹ L. Hoffmann, a.a.O., S. 365f.

¹⁰ E. Hentschel/H. Weydt: Handbuch der deutschen Grammatik. Berlin/New York 1990, S. 304.

für ihre eigene Darstellung eine Einfachbestimmung mit dem Kriterium der „syntaktischen Selbständigkeit“, um – wie sie betonen – die „Grenzfälle“ lösen zu können, d.h. jene „Standard-Problemfälle der Empirie zur Satz-Konzeption“, die L. Hoffmann in den „Materialien“ unter D mit 9 Fällen belegt, unter dem Begriff 'Satz' subsumieren zu können.¹¹ Um eine Einfachbestimmung handelt es sich im Grunde auch in der Duden-Grammatik.¹² Zunächst werden die Sätze hier allerdings ganz allgemein als sprachliche Einheiten bestimmt, die „relativ selbständig und abgeschlossen sind“. Des weiteren wird dieses Merkmal als ein Komplexmerkmal unter drei Punkten spezifiziert, und zwar

1. als syntaktisches Merkmal (der Satz als durch seinen verbzentrierten grammatischen Bau bestimmt)
2. als phonetisch-graphisches Merkmal (der Satz durch seine Stimmführung bzw. in schriftlichen Texten als durch die entsprechenden Satzzeichen bestimmt)
3. als semantisches Merkmal (der Satz als inhaltlich relativ abgeschlossene Einheit bestimmt).

Erst sozusagen als Resümee wird die „formbezogene“ Einfachbestimmung deutlich, wenn es heißt: „In der Syntax steht der erste Gesichtspunkt im Vordergrund; die beiden anderen spielen hier eher am Rand eine Rolle.“

Betrachtet man die große Zahl einschlägiger Referenzgrammatiken, fällt jedoch auf, daß „formbezogene“ Einfachbestimmungen die Ausnahme bilden (auch bei der Duden-Grammatik ergibt sich diese nur durch den besonderen syntaktischen Aspekt). Bei den allgemein üblichen Mehrfachbestimmungen handelt es sich in der Regel nicht um solche rein formbezogener Art, sondern eingebunden wird – oft an erster Stelle – stets eine besondere „funktionale“ Bestimmung, die allerdings vielfach recht vage formuliert wird. Man vergleiche dazu die in den nachfolgenden wiedergegebenen Kurzzitate von mir durch Unterstreichung herausgehobenen funktionalen Begriffe. Demgegenüber sind die Formenmerkmale in der Regel sehr präzise gefaßt:¹³

¹¹ L. Hoffmann, a.a.O., S. 376.

¹² G. Drosdowski (Hg.): Duden-Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Mannheim 1984, S. 559.

¹³ W. Eichler/K.-D. Bunting: Deutsche Grammatik. Form, Leistung und Gebrauch der Gegenwartssprache. Königstein/Ts. ³1986, S. 32. U. Engel, Deutsche Grammatik. Heidelberg 1988, S. 180. L. Götze/E. Hess-Lüttich: Knauer's Grammatik der deutschen Sprache. Sprachsystem und Sprachge-

W. Eichler/K.-D. Bunting, Deutsche Grammatik:

„Sätze sind Einheiten des grammatischen Systems. Sie sind abgeschlossene Sinneinheiten hinsichtlich der in ihnen gemachten Aussage; d.h. sie können für sich allein stehen. Es gibt für sie zudem verbindliche Intonationsmuster (Klanggestalten). Syntaktisch gesehen sind sie durch grammatische Korrektheit, Wohlgeformtheit und Vollständigkeit gekennzeichnet. Das besagt, daß man erst dann von einem Satz redet, wenn mindestens ein flektiertes Nomen und eine finite Verbform (konjugiertes Verb) verknüpft sind.“

U. Engel, Deutsche Grammatik:

„Der Satz kann nun definiert werden als sprachliches Konstrukt, das

- ein finites Verb enthält,
- kein Element enthält, das ihn anderen Elementen unterordnet, somit (mindestens potentiell) autonom ist und
- sich in besonderer Weise zur Vereindeutigung von Sprechakten eignet.

L. Götze/E. Hess-Lüttich, Knaurs deutsche Grammatik:

„In dieser Grammatik wird der Satz als eine relativ selbständige und inhaltlich abgeschlossene Einheit verstanden, die als Klangeinheit durch die Stimmführung gekennzeichnet ist, zwischen zwei Punkten oder vergleichbaren Satzzeichen (Fragezeichen, Ausrufezeichen) steht und vom Verb als dem zentralen Teil bestimmt wird. Mit der Beschreibung des Satzes beschäftigt sich die Syntax (Satzlehre).“

W. Jung/G. Starke, Grammatik der deutschen Sprache:

„Wesentlich sind folgende Merkmale des Satzes, die sich zum Teil wechselseitig bedingen:

a) Der Satz ist die kleinste relativ selbständige Einheit der Rede. Er vermag allein die Kommunikationsabsicht eines Sprechers zu verwirklichen und beim Partner eine kommunikative Wirkung auszulösen, tritt aber oft innerhalb eines größeren Gedanken- und Redezusammenhangs auf, den man als Text bezeichnet ...

b) Der Satz ist eine durch Atemdruck bewirkte, durch eine bestimmte Stimmführung zusammengehaltene Klangeinheit, die durch Pausen in verschieden lange Sprechakte gegliedert wird ...

brauch. München 1989, S. 317. W. Jung: Grammatik der deutschen Sprache. Neuausgabe. Bearbeitet von G. Starke. Leipzig, ⁶1980, S. 28f. E. Schendels: Deutsche Grammatik. Moskau 1979, S. 246.

- c) Der Satz ist eine meist durch das Verb gegründete, grammatisch gegliederte Einheit ... Er folgt dabei, seiner kommunikativen Aufgabe entsprechend, einem der Strukturtypen."

E. Schendels, Deutsche Grammatik:

„Die Hauptmerkmale des deutschen Satzes sind:

- a) Der typische deutsche Satz ist zweigliedrig. Die Zweigliedrigkeit äußert sich darin, daß der Satz sich aus zwei Hauptgliedern zusammensetzt - dem Subjekt und dem Prädikat. Die Beziehung zwischen ihnen, das sog. Subjekt-Prädikat-Verhältnis genannt, macht den Kern des Satzes aus.
- b) Das Subjekt-Prädikat-Verhältnis bringt die Modalität, den Zeitbezug, den Personenbezug und den Genusbezug zum Ausdruck, d.h. alle jene Bedeutungen, die für eine Aussage erforderlich sind.
- c) Der verbale Charakter ist jedem typischen Satze eigen. Die verblosen Sätze stellen eine Abweichung vom typischen Satz dar."

Ich zögere ein wenig, ob ich meine Stellungnahme zum Satzbegriff noch deutlicher formulieren soll als mit den kommentierenden Bemerkungen zu den verschiedenen Zitaten. Ohnehin ist eine Festlegung im Sinne einer stringenten - und das heißt im Grunde restringenten - Definition weder möglich, zumindest wenn man anwendungsorientierte Grammatiken mit ihrem eingangs beschriebenen theoretischen Status eines gewissen Eklektizismus im Auge hat, noch notwendig, wenn man daran denkt, daß auch exaktere Wissenschaften als die Linguistik ohne genau definierte Grundbegriffe auskommen, wie etwa der Begriff „Massepunkt" aus der klassischen Mechanik zeigt.¹⁴ Immerhin ist aber zumindest eine Art Arbeitsdefinition für den sog. typischen 'Satz' nötig. Als solchen würde ich im Deutschen den zweigliedrigen Satz sehen wollen, d.h. den einfachen Aussagesatz mit (echtem oder formalem) Subjekt und Prädikat in seiner (relativen) Selbständigkeit und Abgeschlossenheit in phonetisch/graphischer, syntaktischer und inhaltlicher (propositionaler) Hinsicht. Alle „Standard-Problemfälle" sind von daher entweder Abwandlungen (z.B. der Imperativsatz), Reduktionen (wie die Einwortsätze, die Satzäquivalente im Wortklassensinne usw.) oder Verbindungen von Sätzen (Satz-Konjunkte, Haupt- und Nebensätze, Parenthesen u.a.), dabei auch solche mit teilweiser Abwandlung (Infinitiv- und Partizipialkonstruktionen). Als Oberbegriff für diese Problemfälle wäre geeignet

¹⁴ B. Engelen: Einführung in die Syntax der deutschen Sprache. Band II. Satzglieder und Satzbaupläne. Baltmannsweiler 1986, S. 1.

der Terminus „Satzäquivalente“, der allerdings abgehoben werden müßte gegen den entsprechenden Wortklassenbegriff.¹⁵

¹⁵ Zu diesem Wortklassenbegriff vgl. etwa G. Helbig/J. Buscha, a.a.O., S. 529f.

Zum Satzbegriff

1. „Satz-Mühen“

Gegenwärtige Linguisten scheinen sich in ihrer Praxis häufig so zu verhalten wie jener Sprecher, von dem Hans-Jürgen Heringer (1978, S. 25) schreibt: „Ein Sprecher weiß intuitiv, was ein Satz seiner Sprache ist.“ Dies war nicht immer so: gerade in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts haben Linguisten viel Mühe darauf verwendet, herauszufinden, was ein Satz sei. Sie haben es häufig in der scheinbar so probaten Form getan, daß sie eine „Satzdefinition“ versucht haben. Bekanntlich hat Ries (1931) in einem der „Beiträge zur Grundlegung der Syntax“ mit dem Titel „Was ist ein Satz?“ Ergebnisse derartiger Bemühungen zusammengestellt: er kam auf 141 solche Definitionen. Und wenn man diese Liste noch ein wenig fortschreibt über die letzten 60 Jahre, so wird man die eine oder andere sicherlich hinzuzufügen haben (vgl. Hoffmann 1991, C.). Allerdings, wie eingangs gesagt: die linguistische Profession hält sich zur Zeit eher zurück. Es sieht aus, als sei sie ein wenig erschöpft von den Bemühungen, und auch jene „Elegie“, die Bühler (1934, S. 356) erwartete, ist nicht geschrieben worden. Vielmehr kann erstaunlicherweise der Satz trotz seiner grundlegenden Bedeutung für das linguistische Geschäft gegenwärtig nur vergleichsweise wenig Aufmerksamkeit erwarten. Die Praxis setzt Bekanntheit eben dort voraus, wo die neuere Tradition in einem sich selbst blockierenden „Definitions“-Chaos endete.

Dabei hat es innerhalb der Betrachtung des Satzes in diesem Jahrhundert radikale Infragestellungen gegeben, Infragestellungen, die die Legitimität der Behandlung des Satzes als eines linguistischen Objektes betreffen und über die schweigend zur immer schon geübten Praxis überzugehen nahezu unmöglich zu sein – schiene, wenn nämlich Linguistikgeschichte durch Kontinuität und Verantwortung der Erkenntnisfortschritte im Lichte des jeweils Erreichten gekennzeichnet wäre. Dem ist jedoch nicht so. Die unerledigten Probleme werden so eher verdrängt als bearbeitet, und alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß sie, unbearbeitet, wie sie sind, aufs neue sich sichtbar machen werden.

2. La phrase sans phrase – Saussure

Die vielleicht radikalste Infragestellung der linguistischen Legitimität des Satzbegriffs findet sich bei jenem Theoretiker, den die Nachwelt zum Begründer der Linguistik dieses Jahrhunderts gemacht hat, bei Ferdinand de Saussure. In seinem von einem wissenschaftstheoretischen Rigo-

rismus, wie ihn die Zeit vorschrieb, geprägten Programm hat Saussure eine Grundlegung der Disziplin „Sprachwissenschaft“ zu entwickeln gesucht. Diese Basis ist bekanntlich das Zeichen der langue bzw. sie als das Ensemble solcher Zeichen. Sie sind die elementaren Einheiten – und damit Konkurrenten in der Sache, im Anspruch auf die Begründungskraft für die Sprachwissenschaft gegenüber anderen, traditionell in Anspruch genommenen unités. In der Diskussion eben dieser für das ganze Unternehmen grundlegenden Frage schreibt Saussure:

„Une théorie assez répandue que les seules unités concrètes sont les phrases: nous ne parlons que par les phrases, et après coup nous en extrayons les mots. Mais d'abord jusqu'à quel point la phrase appartient-elle à la langue...?“ (1978, S. 148).

Dieser Zusammenhang zeigt zunächst die Ernsthaftigkeit, mit der Saussure den konkurrentiellen Kandidaten für die Grundlegung der Wissenschaft von der langue erörtert. (Nach Auskunft des Registers zur Payot-Ausgabe von De Mauro spielt die proposition keine systematisch relevante Rolle.) Saussure macht sich diese Frage nicht leicht – und kommt doch nur zu einer indirekten Antwort, einer Antwort freilich, die für die Rolle des Satzes vernichtend ausfällt. Nur, indem man dem Verweissystem sich anvertraut, in das der Leser hineinversetzt wird, wird dies vollends deutlich. Denn der fragmentarische Charakter der Saussureschen Argumentation ist gerade an dieser Stelle besonders greifbar. Verfolgen wir kurz den Weg, den Saussure uns weist. Am Ende des angeführten Zitates werden wir verwiesen auf die Seite 172. Auch hier wird die phrase als Kandidat für die Einheit des syntagme behandelt. Saussure schreibt:

„La phrase est le type par excellence du syntagme“

– so „könnte“ man einwendend sagen. Doch er fährt fort:

„Mais elle appartient à la parole, non à la langue.“

Sehr apodiktisch steht diese Aussage hier. Der Leser, der eine Begründung erwartet, findet sie jedoch hier nicht. Vielmehr muß er einem weiteren Verweis folgen, dem auf die Seite 30, also in den Anfangsteil des Werkes. Man sollte nun annehmen, hier fände man die Begründung für die Argumentation. Doch was man findet, ist in Wahrheit etwas ganz anderes, nämlich einen Hinweis auf den Unterschied zwischen langue und parole. Und hierin liegt die eigentliche Volte der Saussureschen Argumentation, denn:

„En séparant la langue de la parole, on sépare du même coup: 1. ce qui est social de ce qui est individuel: 2. ce qui est essentiel de ce qui est accessoire et plus ou moins accidentel.“

Die Trennung der *langue* von der *parole* bedeutet zur gleichen Zeit die Scheidung des Sozialen vom (bloß) Individuellen, und indem man diese Scheidung vornimmt, betreibt man das Hauptgeschäft des Wissenschaftlers, die Trennung des Wesentlichen von dem, was lediglich akzessorisch ist, also zusätzlich oder auch mehr oder minder akzidentiell. Diese über das Werk verstreute und lediglich durch die sorgfältige Rekonstruktion erschließbare Argumentation entzieht dem Satz jede für die Linguistik relevante Funktion: der Satz ist für die Sprache unwesentlich. Eine stärkere Diskreditierung dieser angeblichen Grundkategorie der Linguistik ist kaum vorstellbar.

Obwohl große Teile der Linguistikgeschichte des Jahrhunderts von einer weitgehenden Rezeption und Akzeptanz der Saussureschen Konzeption geprägt sind, hat diese radikale Infragestellung der Rolle des Satzes für die Linguistik nur relativ wenig Aufmerksamkeit erfahren. Andere Wissenschaftler verfahren ähnlich radikal, wie etwa Weinrich (siehe oben Materialien C (12)).¹

Wenn dennoch gerade der Satz in neueren linguistischen Schulen zu dem Gegenstand sprachwissenschaftlicher Analyse erneut gemacht wird, so ergibt sich ein einigermaßen diffuses Bild. Man könnte fast vom "fading object" sprechen, wenn man es mit dem Satz zu tun hat. Denn auch diese neueren Bemühungen sind ja keineswegs dadurch gekennzeichnet, daß dem erneuten Interesse eine genauere Bestimmung entspräche. Vielmehr verhält sich der Linguist eben wie jener von Heringer angeführte Sprecher.

3. Zirkel und Präsuppositionen

Es kann nun kaum darum gehen, diese, wie mir scheint, einigermaßen desolate Situation durch den Versuch der tausendundzweiten „Definition“ beheben zu wollen. Vielmehr verdient sie selbst eine kritische Analyse. Denn keineswegs ist ja, was Wittgenstein (1978, S. 112ff.; siehe oben Materialien B (1)) hier, wie so oft, nachdenkend deutlich werden läßt, das Fazit jener Unbestimmtheiten, die eingestandener- oder viel häufiger uneingestandenerweise den Satzbegriff kennzeichnen, nämlich eine offen akzeptierte Aporie. Stattdessen geschieht das Geschäft des Linguisten im Rekurs auf Sinnressourcen für den Satzbegriff, die es offenbar ermöglichen, sich den Definitionsbemühungen zu entziehen, ohne daß Zweifel an der Machbarkeit der satzzentrierten linguistischen Praxis aufkämen.

¹ Glinz (1985) nutzt die Divergenz zwischen *parole* und *langue* im Blick auf das Satzkonzept für eine eigene Differenzierung, wobei er an früheren Unterscheidungen (vgl. Hoffmann (1991)) anknüpft.

Die Problematik des Satzbegriffs ist, so meine ich, in einen spezifischen Bestimmungszirkel eingeschlossen, der zwischen alltäglichen, alltagswissenschaftlichen und linguistischen Konzeptionen verläuft. Dieser Zirkel hat sich seit nahezu zweieinhalb Jahrtausenden zunehmend verfestigt. Er ist die Voraussetzung für jenen Status quo, dem zufolge für nahezu alle kurrenten Grammatiken der Satz als eine selbstverständliche grundlegende Bezugsgröße gelten kann (vgl. Buscha in diesem Band). Die Schule ist ein wesentlicher Vermittler dieses Zirkels. Sie stellt eine Grundbestimmung des Satzes zur Verfügung, die zum sprachlichen Basiswissen wird. Dermaßen ins Präsuppositionssystem eingeschrieben, wirkt sie so unscheinbar wie selbstverständlich weiter. Das Ergebnis ist, wie Trost (1984) in einem nicht ganz zutreffend zitierenden Bezug auf Bühlers (1920) kleine Revue der Satzkonzeptionen erklärte, „daß die Einheit des Satzes dem Sprecher zwar unmittelbar gegeben sei, doch worin sie bestehe, entziehe sich der wissenschaftlichen Forschung“ (S. 277).²

Diesen Bestimmungszirkel gilt es, mit seinen Bestandteilen und mit seinen Fundierungen zu analysieren. Zwei Aspekte scheinen besonders wichtig: In diesen Kreislauf sind die jeweiligen wissenschaftlichen Theorien in bezug auf das, was man unter Satz versteht, als eine Art Filter eingebunden. Sie sondern bestimmte Elemente der alltäglichen und alltagswissenschaftlichen Bestimmungen aus, wodurch andere ein vergrößertes Gewicht erhalten. Die Ergebnisse dieser theoretischen Bemühungen fließen dann wieder zurück in das, was das alltägliche Verständnis und was die alltagswissenschaftlichen Konzeptionen ausmacht.

Der zweite Aspekt liegt eben in der Spezifik des Verhältnisses der Fundierungen zueinander. Das, was präsuppositionell abgelagert ist, ist dadurch eo ipso der Diskussion prinzipiell entzogen. Die Qualität der Alltagssprache als letzter Metasprache, wie sie von Apel herausgestellt wurde, wirkt sich hier sozusagen vertrackt – und besonders wirkungsvoll aus. Solange sich die wissenschaftliche Begriffsbildung auf *d i e s e* Fundierungszusammenhänge faktisch verläßt, beschränkt sie sich jeweils lediglich auf Reaktualisierungen im Präsuppositionsbestand.

² Bei Bühler selbst lautet der entsprechende Passus: „Meine Meinung geht nun nicht etwa dahin, daß wir damit an die Grenze unseres Lateins, d.h. in diesem Falle der psychologischen Analyse gekommen wären, sondern ich sehe im Gegenteil einen mächtigen Anreiz für die Psychologie gerade in diesem merkwürdigen Tatbestand, daß die Einheit des Satzes, die jedem Sprecher irgendwie unmittelbar gegeben sein muß, solange allen Versuchen einer wissenschaftlichen Fassung sich entziehen konnte.“ (1920, S. 19).

4. Die gewordene Gegenwart

Der Versuch, den Zirkel nicht einfach weiter zu durchlaufen und ihn eben dadurch zu reproduzieren, bedeutet, aus ihm analytisch herauszutreten, also, Distanz zu ihm zu gewinnen. Dies besagt, daß sein Gewordensein selbst theoretische Anerkennung erfordert. Mit anderen Worten: es geht darum, die Geschichtlichkeit der Satzbegriffe zu sehen und diese Geschichtlichkeit als einen systematisch relevanten Faktor ernstzunehmen. Die Geschichtlichkeit der Satzbegriffe ist kein akzidenteller Umstand, von dem sich erneute Definitionsversuche suspendieren könnten, indem sie einen außer-geschichtlichen Standpunkt einnehmen. Die Geschichte der Disziplin ist für ihre Gegenwart relevant, weil die Gegenwart nur als Teil dieser Geschichte existiert. Würde diese Bestimmung aufgenommen, so würde darin ein Beitrag zu einem überfälligen Prozeß geleistet, den die Linguistik weithin noch vor sich hat. Wohlgemerkt, es geht nicht um die Aufsummierung und Dokumentation von „Auffassungen“, sondern es geht um die Rekonstruktion der Bestimmungsgründe für die Gegenwart, die eine Grundlage für deren Selbstaufklärung zu bieten in der Lage sind.

Eine solche theoretische Anstrengung würde aus dem – systematisch gesehen – naiven Verhältnis zur wissenschaftlichen Begriffsbildung heraustreten. Sie wäre Teil einer methodologischen Reflexivität, die den sich selbst reproduzierenden Zirkel zwischen Alltagsverständnis, alltagswissenschaftlichen Konzeptionen und wissenschaftlichen „Definitionen“, wie er oben gekennzeichnet wurde, verließ.

Die Anerkennung der Rolle der Geschichte für den Satzbegriff setzt allerdings eine Aufklärung dieser Geschichte über sich selbst voraus und ist nicht ohne sie zu gewinnen.

5. Standard-Problemfälle der Empirie für Satz-Konzeptionen: eine Auswahl

Die gebotene Kürze eines Diskussionsbeitrages läßt es nicht zu, diese Fragen hier weiterzuverfolgen; sie werden an anderer Stelle diskutiert (siehe Ehlich (1990)). Als theoretischen Kontext dieser Diskussion habe ich dort die handlungstheoretische Analyse von Sprache, also die linguistische Pragmatik, benannt. Ohne die Vermittlungen hier darstellen zu können, gehe ich abschließend auf einige besonders lästige Problemfälle in Hoffmanns Katalog (siehe oben Materialien D) ein, nämlich den Vokativ, den Imperativ und die Interjektion, und erörtere sie im Licht der Pragmatik.

Hoffmanns Problemkatalog umfaßt sehr unterschiedliche Fälle. (a) Die ersten beiden, Satz-Konjunkte und Parenthesen, haben es ebenso wie der dritte, Nebensätze, mit dem Verhältnis von Sätzen (bzw. Teilsätzen) zu Sätzen zu tun (und auch der Ausdruck „Teilsätze“ ist selbstverständlich wiederum problematisch). (b) Ellipse und Anakoluth hingegen zeichnen sich dadurch aus, daß sie eine Vollständigkeitserwartung für den „Satz“ in jeweils spezifischer Weise verletzen. In Hoffmann (1991a) liegt für den Fall des Anakoluthes inzwischen eine sehr detaillierte, auf tatsächlichen Verwendungszusammenhängen aufbauende Analyse vor. Beide Bereiche sind durch ein Mehr (a) bzw. ein Weniger (b) gegenüber der Gestalterwartung des – im Sinn der Schulgrammatik – „ganzen“ oder „vollständigen“ Satzes gekennzeichnet.

Davon unterscheiden sich (c) Vokativ, Imperativ und Interjektion, aber auch (d) die „selbständigen Antwortausdrücke“ in charakteristischer Weise. Auch sie scheinen eher ein Zuwenig aufzuweisen, wenn man das traditionelle Satzkonzept als Folie verwendet. Am deutlichsten wird das bei den Interjektionen, deren Name bereits die Verlegenheit der Syntaktiker ausdrückt: Das Dazwischen als ihr eigentlicher Ort markiert sie als unverrechenbar mit den überkommenen syntaktischen Kategorien. Fries (1991) geht ihrer Positionierung nach, wobei er freilich ein m.E. kritikwürdig weites Verständnis der formalen Extension von 'Interjektion' zugrundelegt (zu dessen Kritik vgl. Ehlich (1986)). Aufgrund ihrer formalen Sonderstellung finden die Interjektionen auch sonst in der grammatischen Behandlung nur schwer einen Platz – und damit dann auch allzu leicht in der Sprache, wie die Grammatiker sie sehen (vgl. im einzelnen Ehlich (1986)).

Anders die Vokative und Imperative (zu diesen vgl. die umfangreiche Monographie von Donhauser (1986)): wenn auch ihr syntaktischer Status problematisch ist, so lassen sie sich doch beide – scheinbar – leicht in der Formenlehre unterbringen. So können sie in ihr immerhin einen Ort in der Grammatik finden. Die Notwendigkeit ihrer syntaktischen Behandlung scheint sich durch die Delegierung an die Morphologie zu erübrigen. Allerdings erweisen sie sich häufig auch dort gerade wiederum aufgrund ihrer formalen Merkmale als problematisch, sofern sie nämlich durch Stammnähe sich von den sonstigen, eigentlichen Flexionsformen abheben. Daß die Delegierung an die Morphologie die Frage nach ihrem systematischen Ort nicht wirklich beantwortet, zeigt sich vor allem am Imperativ, und so ist er denn völlig zu Recht in den Problemkatalog aufgenommen. Die „Satzwertigkeit“ des Imperativs ist vor allem dann offensichtlich, wenn man mit einer valenziellen Analyseweise vorgeht: ein prinzipieller Unterschied gegenüber anderen flektierten Formen zeigt

sich nicht, besonders, wenn man die „Nicht-“ bzw. „Null-Ausgedrückt-heit“ (hier der angeredeten Person) sinnvollerweise als morphologische Option vorsieht.

Das Schwanken in der Zuordnung zur Kategorie „Satz“ hat offensichtlich vor allem mit der Divergenz zwischen der üblichen Subjekt-Prädikat-Distinktion einerseits, der Abgeschlossenheit und Selbständigkeit des Ausdrucks andererseits zu tun. Während letztere für die Verwendung des Imperativs in der Kommunikation schon von der naiven Sprecher-Erfahrung her unproblematisch, ja selbstverständlich ist, ist erstere, besonders unter der oben genannten Bedingung, problematisch: ein Wort ist in Sprachen wie dem Deutschen ein Satz – dies erscheint als paradox. Funktionalität und Formalität treten in einen sonst nicht (oder allenfalls bei der gleichfalls problematischen Ellipse) gekannten Widerspruch.

Er ist noch deutlicher beim Vokativ, bei dem die „Ausfüllung“ zum „Voll-Satz“ noch schwieriger ist, und vollends offensichtlich dann bei der Interjektion.

Von der Interjektion her läßt sich meines Erachtens dieses Paradox aber auch am ehesten auflösen.

Wie in Ehlich (1986) im einzelnen entwickelt wurde, ist die Sonderstellung dieser Wortklasse vor allem dem zu einfachen traditionellen Klassifizierungsschema geschuldet, das nur solche partes orationis erkennen und anerkennen konnte, die mit dem Aussagesatz prinzipiell kompatibel, weil in ihm enthalten sind.

Eine Feld-Analyse geht demgegenüber von einem kombiniert formal-funktionalen Kriterienkatalog aus, der die Klassifizierungen selbst aus den Erfordernissen des sprachlichen Handelns entwickelt.

Für eine solche Bestimmung erweisen sich Interjektionen als eine spezifische Klasse sprachlicher Ausdrücke für die Realisierung bestimmter, eigener und besonderer Erfordernisse beim sprachlichen Handeln: Sie dienen der Ausführung von Prozeduren der Verständigung zwischen Sprecher und Hörer, die einen direkten Einfluß dessen, der die Äußerung des Ausdrucks vollzieht, auf den Adressaten der Äußerung ermöglichen. Darin sind sie die direktesten Formen der sprachlichen Kommunikation, direkter noch als die deiktischen Ausdrücke, durch deren Verwendung der Sprecher die Aufmerksamkeit des Hörers in einem jeweiligen, Sprecher und Hörer gemeinsamen, Wahrnehmungsraum lenkt. Diese Ausdrücke werden genuin eingesetzt in einem Teilbereich des sprachlichen Handelns, der – in einem terminologischen Sinn – der Bereich der „Prozeduren“ genannt wird. Die Prozedurenklasse, der die Interjektionen zugeordnet

sind, heißt die Klasse der „expeditiven Prozeduren“, weil durch ihre Realisierung der Hörer sozusagen direkt, unmittelbar „in Gang gesetzt“, „losgeschickt“ wird.

Dieselbe Bestimmung gilt – wie nun leicht zu sehen ist – für die anderen beiden genannten Gruppen, die Vokative und die Imperative. Auch sie haben, im sprachlichen Handeln eingesetzt, expeditiv Qualität. Auch durch sie wird in die Aktivitäten des Hörers unmittelbar eingegriffen. Allerdings wird hier jeweils die eigentlich expeditiv Prozedur zugleich mit einem anderen Ausdruck kombiniert, eben dem jeweiligen Verb (Imperativ) bzw. Substantiv / *nomen proprium* (Vokativ).

Die expeditiven Ausdrücke erfüllen also eine spezifische Aufgabe beim sprachlichen Handeln; sie sind eine direkte Einflußmöglichkeit des Sprechers auf den Hörer. Diese Möglichkeit unterliegt engen Grenzen. Sie erfordert das Erfülltsein ganz spezifischer Bedingungen, sowohl hinsichtlich der Einflußsphären beim Hörer wie hinsichtlich der Handlungsbereiche, für die im Handlungssystem der Interaktanten solche Direktheit des Sprechereinflusses überhaupt eröffnet wird.

Die Ausdrücke der drei Ausdrucksklassen Interjektion, Imperativ und Vokativ sind in sich hinreichend dafür, die jeweilige expeditiv Prozedur zu realisieren. Dies unterscheidet diese Prozeduren von anderen, etwa den „nennenden“ (der Ausdruck „nennen“ wird hierbei im Sinn von Bühler (1934) für die Elemente des „Symbolfeldes“ gebraucht). Andere Prozeduren zeigen hingegen teils Verwendungen, in denen die Prozedur kommunikativ für sich selbst stehen kann, teils solche, in denen sie erst mit anderen gemeinsam einen Handlungszweck zu realisieren in der Lage sind. Dies gilt vor allem für die deiktischen Ausdrücke.

Prozeduren, die im sprachlichen Handeln für sich allein einen vollständigen kommunikativen Zweck realisieren können, sollen „selbst-suffiziente“ Prozeduren heißen. Sie sind also unabhängig von anderen Prozeduren geeignet, Handlungszwecke vollständig zu realisieren. Die anderen hingegen werden zu größeren Einheiten vereinigt oder integriert. Erst eine solche Integration verschiedener Prozeduren bildet die Einheiten, die zu Sprechhandlungen zusammentreten, Einheiten also von illokutiven, propositionalen und Äußerungsakten. Der Satz ist eine, wenn nicht die wichtigste derartige Form. Aufgrund von dessen kommunikativer Funktion, die die „Zerlegung“ in das beim Hörer jeweils Bekannte und das für den Hörer (nach Auffassung des Sprechers) jeweils Neue nach sich zieht, kann die Prozedurenintegration aber auch kommunikativ hinreichend sein, ohne daß die „vollständige“ Satzform kommunikativ realisiert wäre oder realisiert werden brauchte.

Beim „Imperativ“ und beim „Vokativ“ (sofern letzterer morphologisch eigens ausgewiesen ist) handelt es sich also um sprachliche Formen, die der Realisierung von selbst-suffizienten sprachlichen Prozeduren dienen. Die Frage „Satz oder Nicht-Satz“ kommt hier also, pragmatisch gesehen, noch gar nicht in den Blick (– sozusagen ähnlich wie bei bestimmten elementaren Formen des Lebens die Frage „Tier oder Pflanze“ verfehlt ist). Beide bieten zwar Prozeduren-Kombinationen, aber keine Prozeduren-Integration.

Es wäre nun lohnend, sich in ähnlicher Weise den „selbständigen Antwortausdrücken“, aber auch den Ellipsen zuzuwenden. Beides soll hier nicht mehr geschehen. Daß eine Sprachanalyse, die nach den kommunikativen Funktionen fragt, die solche sprachlichen Formen beim Verständigungshandeln zwischen Sprechern und Hörern erfüllen, hier nicht nur weniger Schwierigkeiten zu befürchten braucht, als eine traditionelle nach Auskunft ihrer Geschichte aufweist, ist wahrscheinlich; zugleich ist, denke ich, auch deutlich, daß gerade diese scheinbar „unbehandelbaren“, irritierenden sprachlichen Erscheinungen aus einer pragmatischen Perspektive ein besonderes Interesse erwecken können, weil sie anderen als den selbstverständlich geltenden kommunikativen Funktionen zugehören.

Die Zwecke des sprachlichen Handelns sind vielfältig und strukturell different. Sie finden in Formen unterschiedlichen Umfangs und unterschiedlicher Struktur ihren Ausdruck. Die grammatische Analyse verläßt sich weitgehend auf jene nur zweidimensionale Projektion dieser Zwecke, die – dem Leitfaden sprachlicher Oberflächenerscheinungen einiger europäischer Sprachen folgend – diese Wissenschaft von ihren Anfängen her bestimmt. Eine differenzierte Rekonstruktion des Zwecksystems der Sprache, in der die Interrelationen der einzelnen Zwecke untereinander dargestellt werden, wird, so ist zu erwarten und zu hoffen, auch für den „Satz“ zu einem pragmatischen Verständnis dieser Form des sprachlichen Handelns beitragen, ein Verständnis, dessen Ziel ein Begriff des Satzes wäre.

Literatur

Bühler, Karl (1920): Kritische Musterung der neueren Theorien des Satzes. In: *Indogermanisches Jahrbuch* VI, S. 1-20.

Bühler, Karl (1934): *Sprachtheorie*. 2. Aufl. 1965. Jena.

Buscha, Joachim (1991): Statement zur Podiumsdiskussion. In diesem Band, S. 378-385.

- Donhauser, Karin (1986): *Der Imperativ im Deutschen. Syntax und Semantik des deutschen Modussystems*. Hamburg.
- Ehlich, Konrad (1986): *Interjektionen*. Tübingen. (=Linguistische Arbeiten 111).
- Ehlich, Konrad (1990): *Der Satz als Form des sprachlichen Handelns. Vortrag auf der Jahrestagung 1990 der Deutschen Gesellschaft für Sprachwissenschaft*. Saarbrücken.
- Fries, Norbert (1991): *Zur Grammatik von Interjektionen*. In: Felbush, Elisabeth/Pogarell, Reiner/Weiss, Cornelia (Hrsg.): *Neue Fragen der Linguistik*. 2 Bände. Band 1: *Bestand und Entwicklungen*. Tübingen. (=Akten des 25. Linguistischen Kolloquiums, Paderborn 1990).
- Glinz, Hans (1985): „Sätze“: Einheiten für das Hören/Lesen – Einheiten der Struktur. In: Koller, Erwin/Moser, Hans (Hrsg.): *Studien zur deutschen Grammatik. Johannes Erben zum 60. Geburtstag*. Innsbruck. (=Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft. Germanistische Reihe Band 25). S. 103-123.
- Heringer, Hans-Jürgen (1978): *Wort für Wort. Interpretation und Grammatik*. Stuttgart.
- Hoffmann, Ludger (1991): *Einleitung und Materialien*. In diesem Band, S. 363-377.
- Hoffmann, Ludger (1991a): *Anakoluth und sprachliches Wissen*. In: *Deutsche Sprache* 19, S. 97-119.
- Ries, John (1931): *Was ist ein Satz?* Prag. (= Beiträge zur Grundlegung der Syntax 3).
- de Saussure, Ferdinand (1972): *Cours de linguistique générale*. Edition critique préparée par Tullio de Mauro. 2. Aufl. Paris.
- Trost, Pavel (1984): *Die Satzlehre Karl Bühlers*. In: Eschbach, Achim (Hrsg.): *Bühler-Studien*. Band 1. Frankfurt. S. 277-281.

„Satz“ als Kategorie der Grammatik

1. Was soll die Grammatik
2. Satz als Konstrukt
3. Brückenbegriffe
4. Satz und Kontext

1. Was soll die Grammatik?¹

Wir machen Theorien über das Auftreten bestimmter Eigenschaften in Erfahrungsbereichen. Die Grammatik befaßt sich mit der Laut-Bedeutungs-Zuordnung in sprachlichen Äußerungen.² Die Lautseite scheint dabei am wenigsten problematisch zu sein. Allenfalls ist auf ihr kompliziertes Verhältnis zur Schrift als Medium der Äußerung zu verweisen. Ich werde mich darüber nicht verbreiten, erinnere aber ausdrücklich an die hier unmittelbar einschlägigen Inkongruenzen im Verhältnis von Intonationskonturen einerseits und Satzzeichen andererseits: Man findet zwar für die fallende Intonation und das Fragezeichen wenigstens am Satzschluß eine Art prototypischer Entsprechung, nichts Vergleichbares aber, trotz mancher Bemühungen, für das Ausrufezeichen. Schwieriger ist es, k u r z etwas zur Bedeutungsseite zu sagen. Ich habe mich hier strikt an die propositionale Semantik gehalten, an den Kernbereich der linguistischen Semantik, so wie sie in der Masse der Wortbedeutungen portioniert und gewissermaßen abgepackt verfügbar ist und in den Äußerungen referentiell festgelegt, mit Operatoren unterschiedlicher Art geformt, als Ausdruck gedanklicher Strukturen aktualisiert wird. Nur das? In Äußerungen werden auch Informationen organisiert und Einstellungen ausgedrückt und Handlungen vollzogen. Was die Einstellungen betrifft, so halte ich daran fest, daß es unterhalb der Ebene der Illokutionen eine primitivere Art Verwendungsfestlegungen gibt, die sich statt auf das soziale Handeln mittels der Sprache auf die interne Behand-

¹ Am Anfang muß der Dank an Ludger Hoffmann stehen, der unsere Diskussion über den Satzbezug mit einer so gründlichen und ausführlichen Vorlage vorbereitet hat.

² Diese Auffassung vom Gegenstand der Grammatik war Anfang der 70er Jahre in der Arbeitsstelle Strukturelle Grammatik an der Ostberliner Akademie der Wissenschaften verbreitet. Über den Verfasser ist sie in Flämig u.a. (1972) und in Heidolph/Flämig/Motsch (Hrsg.) (1980) gelangt. Sie findet sich aber z.B. auch in Pasch/Zimmermann (1983) oder – explizit im Titel – in Zimmermann (1987) und sicher auch anderswo – vermutlich auch früher und bei anderen.

lung der in den Äußerungen vermittelten Information beziehen.³ In den „Grundzügen“ heißen diese Einstellungen „Intentionen“ und sind in die etwas unglücklich konstruierte kommunikativ-pragmatische Komponente eingegliedert. Manfred Bierwisch spricht in „Semantic Structure and Illocutionary Force“ (1980) von Attituden, die mit dem propositionalen Gehalt zusammen zur semantischen Struktur des Satzes gehören, während die Illokutionen zur Äußerungsstruktur zu rechnen sind, die nicht in den Bereich der Grammatik fallen. Wie immer man das Verhältnis zwischen den beiden Kategorienreihen auch auffaßt: Die Unterscheidung ist wichtig. Die Attituden (oder Intentionen) fundieren die Illokutionen zwar, aber sie determinieren sie nicht völlig. Auf jeden Fall muß man fragen, was die Verbstellung oder die Intonationskontur im Deutschen anzeigt: Die Attitude oder eine durch sie fundierte Illokution. Eine Antwort ist nötig, denn wir müssen wissen, wo und auf welche Weise der Unterschied zwischen *Fertig!* und *Fertig?*, zwischen *Ja!* und *Ja?* zu behandeln ist, und was es z.B. damit auf sich hat, daß es bei Vokativen oder bei Interjektionen keine weiterweisende oder steigende Intonation gibt. Ich lasse die Frage aber vorläufig auf sich beruhen und halte nur fest, daß ich die Attituden ebenso wie den propositionalen Gehalt zur Bedeutung rechne, die Illokutionen aber nicht. Es ist nun weiter zum Ausdruck „Äußerung“ Stellung zu nehmen: Laut-Bedeutungs-Zuordnung, so war angenommen, findet in Äußerungen statt. Ich habe „Äußerung“ hier nicht als Terminus verwendet. Wo sprachliches Handeln, Gesprächsstrukturen usw. Gegenstand der Untersuchung sind, ist Äußerung ein theoretischer Begriff. Das ist hier nicht intendiert. Ich brauche lediglich – im Sinne des Weinrich-Zitats auf S. 8 der Vorlage – eine „erste Gegebenheit“, ein „primum datum“, von dem, wie ich annehme, die Grammatik analytisch ausgeht. Dazu dient hier der Ausdruck „Äußerung“. Damit ist auf keinen Fall intendiert, daß Äußerungen nicht außer denjenigen Eigenschaften, die ich zur Laut-Bedeutungs-Zuordnung rechne, auch noch andere Eigenschaften haben, die nicht Gegenstand der Grammatik, sondern anderer Disziplinen der Sprachwissenschaft sind. Über die Zuordnung, von der noch nicht die Rede war, ist im folgenden zu sprechen. Auch zum Satz ist noch nichts gesagt – Findet die Laut-Bedeutungs-Zuordnung nicht im Satz statt? Und ist nicht, wie viele meinen, der Satz der Gegenstand

³ An dieser Stelle kehre ich gegenüber der mündlichen Version während des Podiums zu meinem Manuskript zurück: Die Indizierung der propositionalen Bedeutung für eine bestimmte Verwendung im kognitiven System des Sprechers oder Hörers muß wohl, als nicht zur propositionalen Bedeutung selbst gehörig, als eine Einstellung zu dieser und ihr Ausdruck als der Ausdruck einer Einstellung betrachtet werden (zur Sache selbst s.u., Abschnitt 3) Die Arbeit von Manfred Bierwisch, auf die ich Bezug nehme, steht in Searle/Kiefer/Bierwisch (eds.) (1980).

der Grammatik? Weder das eine noch das andere trifft meiner Meinung nach zu.

2. Satz als Konstrukt

Wenn wir die Laut-Bedeutungs-Zuordnung in Äußerungen beschreiben, Grammatiken machen also, dann ordnen wir unsere Erfahrungen, fassen sie begrifflich zusammen und versuchen, die Zusammenhänge in diesem Bereich zu formulieren. Die Abstraktionshöhe ist beträchtlich, der Rückzug auf die Erfahrungsdaten nicht ohne weiteres deutlich und nur über mehr oder weniger komplizierte Umwege innerhalb der Theorie möglich. Aber, was erklärt werden soll, ist (1) abstrakt und (2) kompliziert. Lautstruktur und Bedeutungsstruktur müssen mit je eigenen Kategoriensystemen beschrieben werden. Die Zuordnung braucht ihr eigenes, besonderes. In der Alltagserfahrung greifbar ist es beim Wort. Aber das ist ein Alltagsbegriff. Er bezieht sich auf einen Zusammenhang in der Laut-Bedeutungs-Zuordnung, aber er tut es auf eine vermittelte Weise, und er reflektiert das sehr sporadische und lückenhafte Bewußtsein, das der Sprecher von seinem Umgang mit dieser Komponente der Sprache hat. Man weiß aus der Geschichte der Sprachwissenschaft, was bei dem Zusammenstoß von Alltagsbegriff und grammatischer Theorie herauskommt und herauskommen muß. Was der Sprecher benennt, bezieht sich nur auf die Seiten seiner Sprachfähigkeit, die ihm bewußt sind und die – zumindest bis zu einem gewissen Grade – seiner Steuerung unterliegen. Aber das ist nur ein geringer Teil des Ganzen. Und es ist keineswegs klar, ob es das, was der Sprecher unter der Bezeichnung „Wort“ zusammenfaßt, wirklich „gibt“. Und es ist – wenn auch aus anderen Gründen – ebensowenig klar, ob es das „gibt“, was die Grammatik „Wort“ nennt. Das eben gilt auch für die übrigen theoretischen Begriffe, ob sie sich auf die Lautstruktur, die semantische Struktur oder auf die Zuordnung zwischen beiden beziehen. Sie reflektieren Zusammenhänge im Erfahrungsbereich, und es ist eigentlich nicht fair, zu verlangen, daß sie jedem Sprecher direkt an den Erfahrungsdaten aufgewiesen werden können. Wenn man das nämlich könnte, brauchte man keine Grammatik zu schreiben. Das kann man versuchen, sich selbst und anderen klarzumachen: Alle diese Begriffe, die die Grammatik verwendet, um ihren Gegenstand theoretisch zu erfassen, sind Konstrukte.

Schwer einzusehen ist das beim Satz. Das hat zwei Ursachen. Erstens: Wir lernen in der Schule Interpunktionsregeln (die sind es hauptsächlich, es kommen aber noch einige andere Regeln dazu), die sich auf etwas beziehen, was man Satz nennt. Und zur Erklärung, damit man die Regeln versteht, lernt man dies oder jenes über Sätze. Man macht also die

Erfahrung mit der Sprachstruktur, die die Anwendung der Satzzeichen ermöglichen sollen, an dem Ausdruck „Satz“ fest und erhält eine Explikation, die in irgendeinem mehr oder weniger engen Konnex zu den gemachten Erfahrungen steht. Seitdem ist man überzeugt, daß es Sätze gibt, und zwar in der Wirklichkeit. Zweitens: Das, was man mit einem Satzzeichen versehen muß, ist eine Äußerung oder könnte als Teil einer Äußerung an deren Ende stehen. Es ist in gewisser Weise abhebbar. Auch beziehen sich nicht wenige grammatische Regeln auf solche Äußerungsstücke. Der empirische Gehalt des Satzbegriffs ist nicht nur relativ groß, er ist auch leicht zugänglich. Trotzdem meine ich: (1) Ohne daß man den Ausdruck „Satz“ oder „Satzzeichen“ in der Schule lernen würde, hätte man kein vorwissenschaftliches Satzkonzept. (2) Der wissenschaftliche Satzbegriff ist nicht weniger ein Konstrukt wie die übrigen grammatischen Begriffe, und er ist, ebensowenig wie das beim Wort der Fall ist, eine Explikation des Alltagskonzepts. (3) Natürlich muß der grammatische Satzbegriff auf die Erfahrungen beziehbar sein, zu deren theoretischer Erfassung er gemacht ist, aber für die Grammatik, in der er fungiert, ist er nicht Gegenstand, der erklärt werden soll, sondern, wie die anderen Begriffe, ein Instrument der Erklärung. Wohl kann die Grammatik als Buch, als Verlagsprodukt, nicht als wissenschaftliche Disziplin, dem Leser zu Gefallen auch als eine Art Konversationslexikon für bestimmte linguistische Begriffe fungieren: Sie bietet Erklärungen außerhalb des Theoriezusammenhangs an, die der Leser mehr oder weniger gut auf seine Erfahrungen beziehen kann. Aber diese Erklärungen haben nur orientierenden Charakter. Sie sind nicht verbindlich, und ihre Bereitstellung ist nicht die eigentliche Aufgabe der wissenschaftlichen Grammatik.

3. Brückenbegriffe

Es wird immer wieder versucht, den Satz lautlich oder semantisch (oder auch: lautlich und semantisch) statt syntaktisch zu definieren. Daneben gibt es auch Versuche zu pragmatischen Definitionen. Diese möchte ich aber jetzt außer Betracht lassen. Was jedoch die übrigen Ausgangsbereiche der Definition betrifft, so ist es, wie mir scheint, kein Zufall, daß solche Ansätze immer wieder unternommen werden. Insofern ähnelt die Lage derjenigen beim Wort. Bei einer Einheit wie der Präpositionalphrase oder der Phrase aus Adjektiv und Komplement oder dergleichen werden Versuche dieser Art nicht angestellt. Sie gehören eindeutig zur Syntax. Satz und Wort (und in manchen Theorien das Morphem) sind Brückenbegriffe. Sie beziehen sich auf Einheiten, in denen die verschiedenen Ebenen, auf denen Äußerungen unter dem Gesichtspunkt der Laut-Bedeutungs-Zuordnung strukturiert sind, miteinander kongruieren. Das sagt nicht, daß solche Koinzidenzen bei anderen Einheiten (wie z.B. bei

den Präpositionalphrasen) nicht ebenfalls vorkämen. Semantisch gilt bis auf leere Kategorien oder Skopusbeziehungen weitgehend Kompositionalität. Auch in der Lautstruktur können die Einheiten meist eingegrenzt werden. Aber es gibt Erscheinungen wie Pro- und Enklise, und für Takt- und für Tongruppenaufteilung bestehen doch erhebliche Einschränkungen. Für die Brückeneinheiten, für Satz und Wort, ist die Synchronisierung der Gliederung auf den verschiedenen Ebenen in einem viel höheren Maße garantiert. Das Wort gilt sogar weitgehend als der Prototyp dieser Zuordnung. Seine Verfügbarkeit als Paket von Lautform und Bedeutung unterliegt gar keinem Zweifel, seine syntaktische Prägung als Element einer bestimmten Wortart und als Träger bestimmter Fügungspotenzen rückt demgegenüber oft sogar in den Hintergrund. Dabei steht nicht einmal fest, ob das Wort semantisch und lautlich ohne weiteres als eine Einheit betrachtet werden kann.⁴ Aber beim Satz gibt es hier keine Frage. So steht es fest, daß die Grenzen der syntaktischen Einheit immer mit einer lautlichen Grenze zusammenfallen. Der Satz kann aus einer einzigen oder aus mehreren Tongruppen bestehen. Aber er kann nicht mitten in einer Tongruppe beginnen oder aufhören. Analog verhält es sich mit der semantischen Struktur, der propositionalen Struktur und der Attitude, die sich mit ihr verbindet.

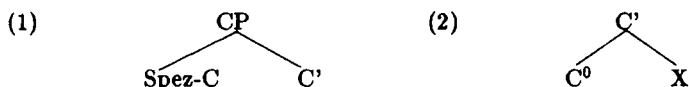
Man kann wohl fragen, weshalb nicht alle grammatischen Einheiten solche Brückeneinheiten sind, und es ist vielleicht keine sehr befriedigende Antwort, wenn man auf die Eigenorganisation der verschiedenen Ebenen verweist. Aber das ist wahrscheinlich der Grund. Lautform und Bedeutung der Äußerung sind völlig disparat organisiert. Es ist erst die Sprache, die sie einander zuordnet. Diese Zuordnung ist die Zeichenbeziehung. Soweit ihre Resultate standardisiert abgepackt, als Gedächtnisbesitz verfügbar sind, haben wir es mit dem Lexikon zu tun. Soweit daraus komplexe Zeichen aufgebaut werden, mit der Syntax. Erst die Syntax ist es, die (auf eine ziemlich komplizierte Weise übrigens) die unterschiedlich organisierten Seiten der Sprache, die Lautsprache und die Bedeutung, zueinander in Beziehung setzt. Dazu muß es Einheiten geben, die den Kontakt herstellen in einer zugleich stabilen Weise, damit das System funktioniert, und in einer flexiblen Weise, damit es seinen Zweck erfüllt. Die Einheit, in der das erreicht ist, ist der Satz.

Diese Auffassung hat Konsequenzen besonders für die Syntax, die so als die Theorie der Zeichenbeziehung erscheint. Der Satz ist eine rein syntaktische Einheit, aber eine solche, der in der Laut-Bedeutungs-Zuordnung eine besondere Rolle zukommt. Es genügt deshalb, wenn man den Satz

⁴ Heidolph/Flämig/Motsch (Hrsg.) (1980) S. 41.

rein syntaktisch definiert. Natürlich lassen sich rein phonologische oder semantische Eigenschaften von Sätzen angeben. Aber abgesehen davon, daß man erst fragen muß, ob sie wirklich von der Art sind, daß sie nur Sätzen zukommen, ist es eher irreführend, da zusätzliche Charakterisierungen solcher Art den theoretischen Zusammenhang verwischen, für den die betreffende Einheit definiert ist. Trotzdem gibt es solche mehrdimensionalen Satzdefinitionen und wird sie weiterhin geben. Denn einmal sind die Theorien der Laut-Bedeutungs-Zuordnung nicht fertig. Der Gesamtzusammenhang, in dem sich Syntax, Lexikon, Laut- und Bedeutungsstruktur aufeinander beziehen, kann bei weitem nicht vollständig aufgewiesen werden. Zum anderen geht es auch da, wo Sprachwissenschaft verständlich oder nutzbar gemacht werden soll, kaum ohne die hilfreichen, wenn auch nicht ungefährlichen Lexikondefinitionen, von denen oben die Rede war.

Bei der syntaktischen Einordnung der Einheit „Satz“ sehe ich vor allem zwei Probleme. Das erste betrifft das Verhältnis von Attitude (s.o., Abschnitt 1) und Intonationskontur. Das zweite ist das der sogenannten unvollständigen Sätze (vgl. den Abschnitt D in Ludger Hoffmanns Vorlage). Ganz generell jedoch ist voranzustellen, daß Sätze CP, Complementizer-Phrasen, sind:



Der Satz besteht aus dem Spezifikator und dem Rest, dieser, als zweite Projektionsstufe von C, aus dem Kopf C⁰, der leer sein kann, und dem Komplement X: einer IP (falls es sie gibt) oder einer VP (falls es sie gibt) – X ist lexikalisch jedenfalls durch das Verb bestimmt.

Die semantische Struktur des Satzes muß mit einer Attitude versehen werden. Die Attitude muß der propositionalen Struktur, die dem X in (2) im wesentlichen semantisch entspricht, eine Intention zuordnen:

- | | |
|------------|-------------------------|
| (3) Att(P) | (4) Att ∈ (Ass, Q, Akt) |
|------------|-------------------------|

Bei der Attitude, die wir der Satzbedeutung P zuschreiben, handelt es sich entweder um eine Assertion, um eine Frage oder um eine mentale oder physische Aktivität, als deren Programm P gekennzeichnet wird.

Bis zu diesem Punkt ist es nicht erforderlich, daß wir die Attitude an eine bestimmte Konstituente von CP binden: Att könnte die semantische Interpretation irgendeines Teils von CP sein. Außerdem könnte man

über Lösungen nachdenken, die Att nicht an einen speziellen syntaktisch-lexikalischen Träger binden.

Ähnliche Fragen sind aber auch für die Intonation zu stellen. Grundsätzlich kann es in der Lautform des Satzes Tongruppeneinteilungen an mehreren Stellen geben. Bedingung ist, daß CP insgesamt mit einer Tongruppe endet:

- (5) $[_{CP} (TG_n \dots TG_1) TG_0]$

Jede dieser Tongruppen kommt (prinzipiell) mit jedem der drei möglichen Intonationsverläufe – fallend, steigend oder gleichbleibend – vor. Das Besondere ist, daß TG_0 , die letzte von ihnen, als semantisch relevant für den Satz insgesamt empfunden wird. Als weitere Faktoren kommen die Verbstellung und die Gestaltung der Satzspitze hinzu. Aber auf jeden Fall ist es nötig, Intonationsverlauf und Attitudenzuweisung aneinander zu binden.

Das ist in einer Grammatik, in der die phonologische und die semantische Komponente nur eine interpretative Rolle gegenüber der Syntax spielen und nur über diese selbst miteinander in Beziehung stehen, nur in der Form denkbar, daß entweder dasselbe syntaktische Element oder aber ein entsprechender Komplex von solchen gleichzeitig die einander entsprechenden parallelen semantischen und phonologischen Effekte hat. Diese Elemente, die die Parallelität von Attitudeninterpretation einerseits und Verbstellung, Gestaltung der Satzspitze und Interpretationsverlauf andererseits garantieren, müssen (a) zur syntaktischen Tiefenstruktur gehören, (b) entweder im Spezifikator oder im Kopf von C lokalisiert sein. Andere Lösungen, die es erlauben auf solche Merkmale zu verzichten, müssen semantische und phonologische Struktur direkt miteinander in Beziehung setzen, was Konsequenzen für die Struktur der Grammatik insgesamt hat.⁵

Das zweite Problem ist noch umfassender. Es geht um die Klassifizierung der sogenannten unvollständigen Sätze und ihre Integration in die Grammatik.⁶ Manche Sätze in Abschnitt D der Vorlage sind tatsächlich unvollständig, wenn man sie auf ein syntaktisches Normalmaß bezieht.

⁵ Tatsächlich werden solche syntaktischen Merkmale in verschiedenen Zusammenhängen angenommen, wie es auf dieser Tagung der Vortrag von Inger Rosengren (Rosengren (1991)) zeigt. Andere Lösungen (wie z.B. die von Pasch (1989) vorgeschlagene) treffen in anderer Form auf dasselbe Problem.

⁶ Die Liste in Abschnitt D der Vorlage ist hier nicht annähernd auszuschöpfen. Sie ist hier nur punktuell zu behandeln. Was ich vermissem sind allenfalls die Orts-, Namens- oder Ladenschilder, die Buchtitel oder Aufschriften. Zu den Vokativen gehören sie kaum, ebensowenig zur Schlagzeilen- oder Telegrammsyntax. Der Punkt 7 der Liste („Ellipse“) scheint mir überladen. Gehört

Aber ob es ein solches Maß gibt und, falls ja, wie es beschaffen ist und wie man, wieder im Fall, es existiert, die Abweichungen zu beschreiben hat, das (und anderes) ist mehr oder weniger unklar und umstritten. Zu einem Teil liegt das in der Natur der Sache, aber zum Teil sind die Probleme auch erst auf dem heutigen Stand aufzuarbeiten. Dabei stehen auch einige grundsätzliche Fragen zur Diskussion. Ich bin z.B. der Auffassung, daß Punkt 9 der Liste in D („Anakoluth“) einen anderen Status hat als die übrigen. Aber das berührt die Frage, was man als Aufgabe der Grammatik ansieht. Hat sie alles zu erklären, was in der Kommunikation v o r k o m m t, gehört der Anakoluth natürlich dazu. Nehme ich aber an, daß sie die Theorie eines bestimmten A s p e k t s d e r Ä u ß e r u n g s s t r u k t u r ist, wie es hier geschieht, dann muß die Grammatik zeigen, daß und auf welche Weise jeweils Anakoluthe defekt sind. Wie solche Defekte zustande kommen, was sie über die Kommunikationsbedingungen oder über die Befindlichkeit des Sprechers aussagen, wie sie bewertet werden oder wie sie – was für den Anakoluth durchaus in Betracht kommt – eventuell auch stilistisch genutzt werden können, all das ist wichtig, es ist psycholinguistisch und linguistisch in vielfacher Weise relevant, aber es ist keine Frage der Grammatik (s. Bierwisch (1970), zum Anakoluth speziell Bierwisch (1970, S. 35)).

Kein besonders großes Problem sehe ich für die grammatische Behandlung von Imperativsätzen (s. Nr. 5 der Liste). Jede Art von Syntax muß über Mittel verfügen, die die Subjektlosigkeit derartiger Sätze an der Oberfläche angemessen erklären. Daß es eine Repräsentationsebene gibt, auf der das Subjekt (z.B. als abstraktes Element) vorhanden ist, zeigen Person und Numerus beim Reflexivum (z.B.: *Beeil dich!/Beeilt euch!*) und die konstante semantische Interpretation des „fehlenden“ Subjekts.⁷ Ob die morphologische Kennzeichnung des Verbs als Imperativ ausreicht, um auf der lautlichen Ebene die steigende Intonation auszuschließen und auf der semantischen Ebene die Attitude festzulegen, will ich hier nicht untersuchen. Für schwieriger halte ich dieses Problem bei den nichtimperativischen Befehlssätzen wie z.B. *Beeilung!/Beeilen!/Hiergeblieben!/Sie bleiben hier!* – Man kann sie der Attitude nach als assertorisch und der Illokution nach als auffordernd be-

nicht z.B. *Ich den Mannheimer Morgen!* (als Antwort auf *Und was möchten Sie?* einfach zu 8 („Selbständige Antwortausdrücke“)? – Zum Gewicht der Probleme vgl. z.B. P. Jaritz (1990), speziell das Kap. 4.

⁷ Bei Sätzen wie z.B. *Mach was, wenn du kannst!* entspricht die Interpretation des „fehlenden“ Subjekts im Imperativsatz der des manifesten Subjekts im *wenn*-Satz. Es werden jeweils beide als direkt adressierend (und damit als partikulär) oder als verallgemeinert verstanden.

trachten. Das verlangt eine Unterscheidung von semantischer (grammatischer) und pragmatischer (außergrammatischer) Interpretation.

Allein die Ellipsen in Punkt D.7. der Vorlage bilden einen umfangreichen und heterogenen Bereich. Die Schlagzeilen und die Telegrammsprache haben vermutlich ihre eigene Grammatik, die insgesamt aus der Grammatik der expliziten Äußerungen abzuleiten ist, so daß eine Fall-für-Fall-Ableitung aus den Sätzen der normalen Grammatik entfällt. Aber es bleiben noch mehrere andere Arten, die jeweils ihre eigene Analyse verlangen. Was bei einigen der Beispiele zunächst auffällt, ist der Kasus. Es werden Kasus zugewiesen (vgl. z.B. *Der Mond! / Einen Kaffee!*), also muß es Strukturen geben, in denen sie zugewiesen werden. Damit ist nicht gesagt, daß Ellipsen aus einer lexikalisch vollständig realisierten zugrunde liegenden Struktur abgeleitet würden.⁸ Es kann z.B. nicht bedeuten, daß es zu *Einen Kaffee!* eine Satzstruktur gibt, in der andere Teile (und namentlich ein Verb mit Akkusativreaktion) anwesend sind, die dann, in der manifesten Form, fehlen. Aber man kann annehmen, daß in der Satzstruktur zu *Einen Kaffee!* Bestandteile vorgesehen sind, die nicht spezifiziert sind, so daß der spezifizierte und dementsprechend manifeste Teil als direktes Objekt fungiert und den dieser Funktion entsprechenden strukturellen Kasus als Defaultwert annimmt. Dem entspricht auch eine durch Variablen ergänzte semantische Struktur desselben Satzes. Die Ersetzung dieser Variablen ist Teil der Kontextinterpretation. Sie gehört also nicht mehr zu dem durch die Grammatik determinierten Teil der Äußerung. Für die Festlegung der Intonation (*Ein Hase! / Ein Hase?*) muß ebenso wie für die Festlegung der Attitude (*Aufmachen? / Aufmachen!*) die lückenhaft spezifizierte syntaktische Struktur ausreichen. Dabei ist aber davor zu warnen, die vorhandene und die semantische Interpretation der Äußerung grundsätzlich auch bestimmende syntaktische Struktur zu gering zu bewerten. So kann z.B. das Satzfragment *Ein Flugzeug* mit weiterweisender oder mit fallender Intonation gesprochen werden. Das drückt sich auch in der Interpunktion aus: *Ein Flugzeug! / Ein Flugzeug*. Im ersten Fall wird der Satz verstanden als Hinweis auf das Auftreten des Gegenstands in der Situation: „Da kommt ein Flugzeug!“ oder dergleichen. Syntaktisch ist *ein Flugzeug* in diesem Fall Subjekt. Im zweiten Fall, bei fallender Betonung, wird ein Gegenstand in die entsprechende Klasse eingordnet: Der Nominalkomplex ist ein Prädikativ („Aha, das ist ein Flugzeug.“). Der Nominalkomplex bildet in den beiden Äußerungen einen jeweils unterschiedlichen manifesten Teil eines strukturell unvollständig spezifizierten Satzes: Welchen Teil jeweils, mit

⁸ Wie es z.B. in Heidolph/Flämig/Motsch (Hrsg.) noch an mehreren Stellen geschieht.

welcher syntaktischen Funktion, drückt sich im Intonationsverlauf aus und beeinflußt die semantische Interpretation.

Ich beende die Abarbeitung der Liste an dieser Stelle. Die Aufgabe, die sie impliziert, ist immens. Trotzdem nehme ich an, daß eine syntaktische Auffassung des Satzes zu verteidigen sein wird.

4. Satz und Kontext

Bei einer solchen syntaktischen Satzdefinition haben wir nicht einfach ignoriert, daß Sätze auch einen pragmatischen Aspekt haben. Für eine Grammatik als Theorie der Laut-Bedeutungs-Zuordnung sind pragmatische Charakterisierungen der theoretischen Begriffe redundant. Wir sind in einer solchen Theorie z.B. nicht genötigt, auf Illokutionen Bezug zu nehmen, obwohl es, wie allgemein angenommen ein Faktum ist, daß Sätze Illokutionen tragen. Was hier bestritten wird, ist, daß es in den Bereich der Grammatik fällt. Auch für die Pragmatik selbst dürfte es doch nicht ohne weiteres auf der Hand liegen, ob und wie weit sie in ihren Aussagen über den ihr zufallenden Aspekt der Äußerungsstruktur auf die grammatische Struktur der Äußerung und insbesondere auf den Satz Bezug nehmen muß. Man sollte also annehmen, daß die (vermutete) Tatsache, daß Sätze Träger von Illokutionen sind, eine Tatsache der Beziehungen zwischen Grammatik und Pragmatik ist, die man vielleicht trivialisiert oder zum Teil verdeckt, wenn man den Satz beliebig zwischen den beiden Bereichen hin und her schiebt.

Aber in einer anderen Hinsicht zweifle ich doch daran, daß die Grammatik als Theorie der Laut-Bedeutungs-Zuordnung in sprachlichen Äußerungen mit der Analyse des Satzes schon endet. Der Einzelsatz reflektiert in seiner Thema-Rhema-Gliederung, in der Wortfolge, in der Anaphorik und in der Wahl der Verknüpfungsformen zugleich seinen Platz in der Kette der Sätze, als die die Äußerung unter grammatischem Aspekt erscheint. Antworten wie die, daß anaphorische Beziehungen auch innerhalb des einzelnen Satzes selbst oder in der Kette der konjunktiv miteinander verbundenen Sätze auftreten und deshalb auch in der Syntax des einzelnen Satzes untersucht werden können, sind mir oft als sophistisch erschienen. Ich glaube, sie verschieben die Frage. Es ist eine Tatsache, daß Anaphorik, Genuskongruenz und andere Erscheinungen dieser Art über den einzelnen Satz hinausreichen. Sie sind entweder auch beim Einzelsatz auszusparen, der dann eben seine Struktur auch nicht vollständig selbst determiniert, oder sie sind ohne weiteres auch für den Bereich außerhalb des Satzes zu behandeln, in dem sie auftreten. Natürlich war die Abweisung meiner Überlegungen nicht sophistisch. Sie war die direkte Konsequenz aus einer Gegenstandsbestimmung, nach der

die Grammatik die Theorie des Satzes ist. Die hatte ich verlassen zugunsten einer anderen Auffassung, in der der Satz nicht der Gegenstand der Grammatik, sondern ein Mittel zu dessen Explikation war. Dehnt man den Gegenstand in der Weise aus, in der wir es versucht haben, und betrachtet die Grammatik als die Theorie der Laut-Bedeutungs-Zuordnung in sprachlichen Äußerungen, dann sind syntaktische Beziehungen denkbar, die über den einzelnen Satz hinausführen. Was könnte ihnen entsprechen? Unter anderem, was sie tun, schaffen Äußerungen Netze von Informationen, vermitteln sie Kenntnisse über Dinge und über Ereignisse, in denen die Dinge miteinander verknüpft sind. Sie verbinden die Ereignisse untereinander, sie ordnen sie in der Zeit und verteilen die einzelnen Glieder dieses Systems auf die einzelnen Sätze, die aufeinander folgen. Ich nehme an, daß solche Netze der in den Einzelsätzen repräsentierte, aber über sie hinausreichende Aspekte der Laut-Bedeutungs-Zuordnung sind. Offen ist, was er alles umfaßt.⁹

Literatur

Bierwisch, Manfred (1970): Fehlerlinguistik. In: ASG-Bericht Nr. 5, S. 15-38; s. außerdem: *Linguistic Inquiry* 1 (1970) 4, S. 397-414.

Bierwisch, Manfred (1980): Semantic Structure and Illocutionary Force. In: Searle, J.R./Kiefer, F./Bierwisch, M. (eds.): *Speech Act Theory and Pragmatics*. Dordrecht, S. 1-35.

Dietrich, R./Graumann, C.F. (eds.) (1989): *Language Processing in Social Context*. North-Holland.

Flämig, Walter u.a. (1972): *Skizze der deutschen Grammatik*. Berlin.

Heidolph, Karl Erich/Flämig, Walter/Motsch, Wolfgang (Hrsgg.) (1980): *Grundzüge einer deutschen Grammatik*. Berlin.

Jaritz, Peter (1990): Sprachwissenschaft und Psychologie. Begründungsprobleme der Sprachwissenschaft im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert (= *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie*. Beiheft 10).

Löbner, Sebastian (1985): Definites. In: *Journal of Semantics* 4, S. 279-326.

⁹ Zur Existenz und Funktionsweise solcher Netze hat sich in einem etwas anderen Zusammenhang Löbner (1985) geäußert, wo auch auf die Diskursrepräsentations-Semantik kritisch Bezug genommen wird. Auch sie ist hier einschlägig. Ob und wie weit die Fragen berührt sind, die W. Klein und Chr. von Steutterheim in mehreren Arbeiten zu *Quaestio* und *Textstruktur* verfolgt haben, mußte Stück für Stück untersucht werden (s. zuletzt: von Steutterheim/Klein (1989)).

- Motsch, Wolfgang/Viehweiger, Dieter (Hrsg.) (1983): *Richtungen der modernen Semantikforschung*. Berlin (= Sammlung Akademie-Verlag, Sprache 37).
- Pasch, Renate (1989): Überlegungen zum Begriff des „Satzmodus“. In: *Linguistische Studien, Reihe A, Arbeitsberichte*, Nr. 193, S. 1-88.
- Pasch, Renate/Zimmermann, Ilse (1983): Die Rolle der Semantik in der Generativen Grammatik. In: Motsch, W./Viehweiger, D. (Hrsg.) (1983): *Richtungen der modernen Semantikforschung*. Berlin, S. 246-262.
- Rosengren, Inger (1991): Satztyp, Satzmodus und Illokution aus modularer Sicht (in diesem Band, S. 435-457).
- Searle, J.R./Kiefer, F./Bierwisch, M. (eds.) (1980): *Speech Act Theory and Pragmatics*. Dordrecht.
- von Stutterheim, Christiane/Klein, Wolfgang (1989): Referential Movement in Descriptive and Narrative Discourse. In: Dietrich, R./Graumann, C.F. (eds.): *Language Processing in Social Context*. North Holland, S. 39-76.
- Zimmermann, Ilse (1987): Die Rolle des Lexikons in der Laut-Bedeutungs-Zuordnung. In: *Linguistische Studien, Reihe A, Arbeitsberichte*, Nr. 163, S. 1-27.

Zum Begriff des Satzes

1. Die Rolle des Satzbegriffs in Forschung und Lehre

Wenn der Begriff des Satzes zur Diskussion gestellt werden soll, vermuten manche gleich, es gelte zu klären, was denn *eigentlich* ein Satz sei; ganz so, als gäbe es ein verborgenes Wesen des Satzes, dem es auf die Spur zu kommen gelte. Fragen dieser Art werden – vorzugsweise hierzulande – von manchen als tief empfunden, aber sie führen unausweichlich zu dem, was Wittgenstein eine „Verhexung unseres Verstandes durch die Mittel unserer Sprache“ genannt hat.¹

Um solchen Irrungen zu entgehen, verstehe ich diese Diskussion weniger philosophisch als forschungspraktisch: Brauchen wir für die Zwecke linguistischer und insbesondere grammatischer Analysen eine Revision des tradierten Satzbegriffs, und, wenn ja, was sollte an seine Stelle treten?

Unter allen in der Sprachwissenschaft gebräuchlichen Begriffen ist – neben dem Begriff der Sprache selbst – keiner so zentral wie der Begriff des Satzes.² Semantische wie syntaktische Kategorien sind wesentlich im Hinblick auf ihre Funktion im Zusammenhang von Sätzen definiert. Alles hängt am Satzbegriff, und das heißt auch, alles hängt in der Luft, wenn dieser Begriff ohne Fundierung bleibt.

Man könnte erwarten, daß Sprachforscher sich mit besonderer Sorgfalt darum bemühen zu klären, was unter einem Satz verstanden werden soll. Aber diese Erwartung wird enttäuscht:³ Ein Blick in alte wie neueste Grammatiken zeigt, daß allenthalben stillschweigend davon ausgegangen

¹ Wittgenstein (1953, §109).

² Neuere Theorien – so etwa Zifonun (1987) – verzichten zum Teil bewußt auf den Terminus Satz, um eine Verwicklung in die mit diesem Begriff verbundenen Probleme zu vermeiden, doch gelingt ihnen das nur zum Teil: Sie befreien sich vom Ballast früherer Diskussion, werden aber von den Problemen eingeholt, die zu dieser Diskussion geführt haben.

³ Bevor man darin einen Skandal erster Ordnung sieht, sollte man die eigene Erwartung überdenken: Darf man von einer Wissenschaft erwarten, daß sie zunächst ihre zentralen Begriffe klärt, bevor sie daran geht, mit ihnen zu arbeiten? Die Erwartung scheint philosophisch geboten, verkennt aber gründlich, wie Forschung praktisch möglich ist. Wer fordert, daß zunächst die Grundbegriffe zu klären sind, fordert die Antwort als Voraussetzung der Frage. Trotz seiner zentralen Funktion ist die Klärung des Satzbegriffs keine Vorbedingung linguistischer Theoriebildung, sondern Teil von ihr.

wird, es sei schon klar genug, was Sätze sind.⁴ Den Strukturbeschreibungen der verschiedenen Grammatiktheorien scheint das wenig Abbruch zu tun, wenngleich einzuräumen ist, daß ein Maß für den Erfolg von Grammatiken nicht wirklich existiert.

Die Erklärung dafür ist weniger aufregend, als man vermuten mag: Trotz seines theoretischen Ursprungs ist der Satzbegriff – wie Wittgenstein erkannt hat⁵ – nicht grundsätzlich verschieden von den anderen „Begriffswörtern“ unserer Sprache. Auch von Steinen, Bäumen, Fischen reden wir, ohne letztlich geklärt zu haben, was wir darunter verstehen wollen. Wer versuchten wollte zu klären, was *e i g e n t l i c h* ein Fisch sei, dürfte bald in ähnliche Schwierigkeiten geraten wie ein Grammatiker, der den Satzbegriff zu klären sucht.

Wir lernen, was Sätze sind, nicht grundsätzlich anders, als wir lernen, was Fische sind. Im schulischen Sprachunterricht gibt man uns Beispiele von Objekten, die wir als Sätze betrachten sollen und, mißratenen Definitionsversuchen zum Trotz, gelingt es uns nach gewissen Anlaufschwierigkeiten, an den richtigen Stellen Punkte zu machen. Worauf wir uns dabei stützen, bleibt freilich nicht nur Schülern dunkel. Unklar bleibt insbesondere, ob es sich bei dem, was als Satz identifiziert wird, um eine Einheit des Ausdrucks, der Bedeutung oder der Kommunikation handelt: Zwar werden Ausdrucksketten als Sätze gewertet, aber das heißt nicht, daß dabei formale Kriterien ausschlaggebend sind.

Der so eingeführte Satzbegriff kann trotz verbleibender Unklarheit als Basis grammatischer Strukturanalysen dienen. Die Deutung, die der Begriff dabei erfährt, wird durch die Theorie expliziert: Sie zeigt in dem, was sie analysiert, was sie als Satz verstanden wissen will.⁶ Das ist soweit völlig legitim. Der Vorwurf, sie würde verkennen, was Sätze wirklich sind, führt in eine *petitio principii*, weil eben das zur Klärung ansteht. Aus demselben Grund können auch die Fortschritte, die sie bei der Ana-

⁴ Zwar gab es und gibt es eine große Zahl von Definitionsversuchen (siehe dazu Ries (1931), Seidel (1935), Müller (1985), Zifonun (1987), Glinz (1985)), aber obwohl dabei bis heute keine allgemein befriedigende Lösung gefunden wurde, zeigt sich die sprachwissenschaftliche Forschung dadurch in keiner Weise behindert oder auch nur beunruhigt. Diskussionen zum Satzbegriff, wie hier anläßlich der Jahrestagung des Instituts für deutsche Sprache, sind eher eine Seltenheit.

⁵ Wittgenstein (1969, S.120).

⁶ Dieser Auffassung war, wenn ich nicht irre, auch die frühe generative Theorie. Siehe dazu Chomsky (1957, S.11ff.).

lyse ihres selbst gedeuteten Gegenstands macht, nicht als Bestätigung dafür gelten, daß ihr Satzbegriff zutreffend sei.

Zu Problemen mit dem tradierten Satzbegriff kommt es erst, wenn eine Grammatiktheorie sich nicht auf die Verwaltung des weitgehend normierten schriftsprachlichen Standards beschränken, sondern alle Ausdrucksformen erfassen will, die für die Ausführung einer kommunikativen Handlung geeignet sind. Sie kehrt damit zurück zu einer Problemstellung, die – zumindest logisch – der Bildung eines Satzbegriffs vorausgeht.

2. Der logische Ort der Begriffsbestimmung

Der Begriff des Satzes ist von Anfang an ein theoretischer Begriff. Die oft geäußerte Vermutung, die Sprecher einer Sprache hätten einen intuitiven Begriff davon, was ein Satz ihrer Sprache sei und was nicht, kann deshalb allenfalls so verstanden werden, daß mit dem Satzbegriff versucht wird, etwas zu erfassen, von dem sie ein intuitives Verständnis haben.

Mit dem Satzbegriff wird versucht, von Phänomenen Rechenschaft zu geben, die sich bei einer Beobachtung unseres kommunikativen Handelns zeigen.⁷ Wird dieser Begriff problematisiert, dann kann das nur heißen, daß man den Versuch für unbefriedigend hält und sich erneut dem Problem stellen will, das mit dem Satzbegriff gelöst werden sollte.

Wenn es, wie Grewendorf feststellt⁸, Sache der Theorie ist, was sie als Satz verstanden wissen will, dann führt die Problematisierung des Satzbegriffs zurück zu den Fragen, die der Theoriebildung vorausgehen. Aus der Sicht sich entfaltender Theorien erscheint sie damit als kontraproduktiv, doch darf das nicht so verstanden werden, als verzichte sie damit zugleich auf den Anspruch der Wissenschaftlichkeit. Wissenschaft beginnt mit Fragen, nicht erst mit den Antworten, die Theorien dafür entwickeln.

3. Gründe für eine Problematisierung des Satzbegriffs

Führende Grammatiktheorien kommen mit dem tradierten Satzbegriff zurecht, weil ihnen die Probleme, die ihnen die Strukturen ihrer Sätze aufgeben, Aufgabe genug sind.⁹ Wie kommt man in dieser Lage dahin,

⁷ Auch wenn man mit Chomsky (1977, S.49ff.) der Meinung ist, daß die kommunikative Funktion der Sprache äußerlich bleibt, wird man anerkennen müssen, daß uns sprachliche Phänomene im Zusammenhang kommunikativen Handelns begegnen.

⁸ In einem Statement im Rahmen dieser Diskussion (s.u., in diesem Band).

⁹ Da, was traditionell als Satz gilt, in jedem Fall im Rahmen dessen bleibt,

die grundlegenden Fragen neu aufzuwerfen, die diesem Begriff vorausgehen? Man kommt dahin aus einem recht praktischen Grund: Mit der Preisgabe des Anspruchs auf Präskription verlieren die Urteile darüber, was als korrekter Ausdruck einer Sprache gelten kann, ihre normative Kraft und müssen gegebenenfalls begründet werden können.

Ausdrücke, die – vorzugsweise in mündlicher Rede – in denselben oder zumindest vergleichbaren kommunikativen Funktionen gebraucht werden wie die durch die Grammatik erlaubten Formen, werden nicht mehr durch Vorschriften ausgesondert und konfrontieren den Grammatiker mit einem neuen Problem bei der Konstitution des Gegenstands seiner Beschreibungen. Hält er sich weiter an jene Ausdruckseinheiten, die traditionell als Sätze gelten, dann muß er begründen können, warum Ausdrucksketten wie *Gestern abend*, *Frische Brezeln*, *Wasser Marsch* nicht als Sätze gelten sollen.

Versuche, den tradierten Satzbegriff ohne Präskription im wesentlichen unverändert beizubehalten, werden in aller Regel damit begründet, daß mit diesem Begriff lediglich auf einen theoretischen Nenner gebracht werde, was kompetente Sprachteilhaber intuitiv beurteilen könnten. Die Annahme einer intuitiven Basis des Satzbegriffs ist aber nicht unbedenklich: Kompetente Sprachteilhaber haben ein Gespür dafür, wie man in ihrer Sprache sagen kann und wie nicht. Ihre Intuition kommt aber nur in normalen Redekontexten voll zum Tragen und gilt dabei keineswegs einer Unterscheidung von – im Sinn des tradierten Satzbegriffs – wohlgeformten und nicht wohlgeformten Ausdruckseinheiten.¹⁰

Damit sollte klar sein, das der tradierte Satzbegriff von deskriptiven Grammatiken nicht problemlos übernommen werden kann. In dieser Lage bietet es sich an, den Gegenstand grammatischer Analysen neu zu bestimmen. Und, um dabei nicht ständig in alte Sehweisen zurückzufallen, empfiehlt es sich, zunächst einmal ganz auf den Begriff des Satzes zu verzichten. Dabei sollte sich zeigen, ob wir etwas in der Art des Satzbegriffes brauchen und, wenn ja, was das ist.

was eine Grammatik zu beschreiben hat, ist gegen eine solche Beschränkung grundsätzlich nichts einzuwenden, zumal dabei das Gros der Beschreibungsprobleme erhalten bleibt. Man darf allerdings von Theorien, die sich viel auf ihre Wissenschaftlichkeit zugute halten, erwarten, daß sie von Beschränkungen dieser Art Rechenschaft geben können.

¹⁰ Es kann durchaus sein, daß sich die Einschätzungen kompetenter Sprachteilhaber im wesentlichen mit dem decken, was traditionell als Satz aufgefaßt wird, aber daraus kann lediglich geschlossen werden, daß der schulische Grammatikunterricht nicht spurlos an ihnen vorübergegangen ist.

4. Ausgangsprobleme grammatischer Theoriebildung

Wo kann eine grammatische Betrachtung ansetzen, wenn sie über einen Satzbegriff noch nicht verfügt? Um diese Frage nicht rein gefühlsmäßig beantworten zu müssen, sollte man sich zunächst klarmachen, was man durch eine solche Betrachtung erreichen will. Eine Zielbestimmung wie etwa, man wolle die Ausdrucksformen einer Sprache erfassen, ist im Sinn der Tradition der Grammatikschreibung und -forschung zwar legitim¹¹, meines Erachtens aber nicht radikal genug, denn man setzt dabei als geklärt voraus, was einen Ausdruck als Ausdruck dieser Sprache qualifiziert.

Als elementares Ziel jeder nicht präskriptiven Grammatik kann gelten, theoretisch zu rekonstruieren, was ideal kompetenten Sprecher-Hörern¹² an sprachlichen Hervorbringungen als in ihrer Sprache akzeptabel erscheint. Nur der Bezug auf die Fähigkeiten kompetenter Sprecher-Hörer kann den Thesen einer Grammatik ihre Beliebigkeit nehmen. Zur entscheidenden Frage wird dann, was es mit der Akzeptabilität auf sich hat, die hier zum Kriterium erhoben wird.

Wie kommt ein kompetenter Sprecher-Hörer zu seinen Urteilen, und was genau ist es, das er als akzeptabel oder nicht akzeptabel beurteilt? Ich denke, er kommt dazu, weil er meint, daß man so sagen kann oder nicht so sagen kann, und dieses „Sagen können“ heißt, wie bereits oben angemerkt, nicht einfach, daß der fragliche Ausdruck als Element der Menge der Ausdrücke einer fraglichen Sprache erkannt wird, sondern, daß man damit unter geeigneten Voraussetzungen einen kommunikativen Akt in Akt in korrekter Form¹³ ausführen könnte, daß dem Ausdruck, mithin,

¹¹ Nicht nur legitim: Alles andere liefe auf einen Etikettenschwindel hinaus. Was als Grammatik gelten soll, muß mit dem sprachlichen Ausdruck befaßt sein. Offen ist nur, wie dieses Befastsein auszusehen hat: Sollen allein die in einer Sprache möglichen Ausdrucksformen erfaßt werden, oder soll Rechenschaft davon gegeben werden, was diese Formen bestimmt?

¹² Der ideale Sprecher-Hörer ist ein theoretisches Konstrukt Chomskys (siehe etwa Chomsky (1969, S.13)). Ich übernehme dieses Konzept, ohne Chomskys Beschränkung auf formale Aspekte der Sprachkompetenz, weil Idealisierung unvermeidlich ist, wenn man sich nicht von Anfang an mit allen Idiosynkrasien leibhaftiger Sprachteilhaber befassen will.

¹³ Wenn hier von formaler Korrektheit die Rede ist, wird damit nicht durch die Hintertür wieder eingeführt, was zuvor bestritten wurde, denn die Urteile über die Form sind hier eingebunden in Urteile über die Akzeptabilität als sprachliche Handlung. Die Einbeziehung des Kriteriums formaler Korrektheit trägt dem Umstand Rechnung, daß wir als kompetente Sprachteilhaber sehr wohl unterscheiden können zwischen Redebeiträgen, deren Sinn wir uns trotz abweichender Form gerade noch zusammenreimen können, und Beiträgen, die rundum unseren Erwartungen an Form und Inhalt genügen.

ein reguläres Illokutionspotential zuerkannt wird.¹⁴

Es bietet sich an, die Verfügung über ein reguläres Illokutionspotential zum Kriterium für die Bestimmung der Ausdruckseinheiten zu machen, bei denen eine grammatische Analyse anzusetzen hat. Als Zielsetzung einer Grammatik kann betrachtet werden, die Struktur jener Ausdrücke zu analysieren, die über ein solches Potential verfügen. Den natürlichen Gegenstand grammatischer Analysen bilden dann Ausdruckseinheiten, mit denen Rede- oder Gesprächsbeiträge zu formulieren sind.¹⁵

Was ein Gesprächsbeitrag ist, läßt sich schon vorthoretisch als Einheit erkennen. Man erkennt Gesprächsbeiträge global daran, daß mit ihnen etwas zu verstehen gegeben wird, das Sprecher derselben Sprache als grundsätzlich sinnhaft erkennen können, unabhängig davon, ob sie ihm zustimmen und ob sie es unter den gegebenen Bedingungen für kohärent halten, dergleichen vorzubringen.

Gesprächsbeiträge werden augenfällig unter Verwendung sprachlicher Ausdrucksketten gemacht, aber es wäre vorschnell und, wie sich später erweist, falsch, sie einfach mit diesen Ketten zu identifizieren. Was mit einem Gesprächsbeitrag zu verstehen gegeben wird, kann sich aus mehreren Quellen speisen.

Immerhin: Die sprachlichen Ausdrücke spielen – von Irrläufern abgesehen – die tragende Rolle beim Zustandekommen eines Gesprächsbeitrags. Zugleich sind sie in dieser Funktion zu einer klar bestimmbaren Einheit geordnet. Man könnte deshalb daran denken, die grammatische Analyse unmittelbar bei Ausdrucksketten anzusetzen, mit denen Gesprächsbeiträge formuliert werden können. Aber bevor man sich darauf einläßt, sollte man Gesprächsbeiträge noch unter einem anderen Gesichtspunkt betrachten, um sich die ohnedies schwierige Aufgabe nicht ohne Not schwieriger zu machen.

Zusammenhängende Gesprächsbeiträge werden, wie jeder kompetente Sprachteilhaber weiß, manchmal mit einfachen Sprechakten, manchmal

¹⁴ Wenn „sagen können“ zum Kriterium wird, dann heißt das auch, daß unter allem kommunikativen Prozeduren (siehe dazu Ehlich (in diesem Band, S. 392ff.)) nur diejenige in Betracht kommt, mit der propositionales Wissen vermittelt wird.

¹⁵ Die Entscheidung für Gesprächsbeiträge als Basiseinheit bedeutet nicht, daß damit auch schon über den Charakter der grammatischen Analyse entschieden wäre. Es ist allerdings bemerkenswert, daß die Konstitution der Basiseinheit mit Rücksicht auf eine kommunikative Funktion erfolgt.

mit ganzen Folgen solcher Akte realisiert. Was einen Gesprächsbeitrag ausmacht, manifestiert sich zu einem guten Teil bereits in einfachen Akten. In jedem Fall bilden sie eine in sich geschlossene Einheit auch bei der Bildung komplexer Gesprächsbeiträge.

Was zum know how jedes Sprachteilhabers gehört, ist damit freilich nicht automatisch Bestand unseres theoretischen Wissens über den Bau von Gesprächsbeiträgen. Aber als kompetente Sprachteilhaber verfügen wir nicht nur über das praktische Wissen, wir können auch jeden noch so komplexen Gesprächsbeitrag so analysieren, daß alle einfachen, nicht weiter aufzuschließenden Akte erkennbar werden, die den komplexen Beitrag ausmachen. Im Ergebnis könnte eine solche Analyse so aussehen: Es wird gesagt, daß *p*, und gesagt, daß *q*, und gefragt, ob *r*, und verlangt, daß *s*...

Was mit einem Gesprächsbeitrag zu verstehen zu geben ist, kann also in jedem Fall in einfache Einheiten des damit Gesagten, Gefragten, Verlangten aufgelöst werden. Für diese Einheiten gilt, was bereits für Gesprächsbeiträge insgesamt festzustellen war: Sie machen in wesentlicher Hinsicht von sprachlichen Ausdrucksmitteln Gebrauch, sind aber nicht einfach mit den Ausdrücken zu identifizieren, mit denen sie in einem gegebenen Fall artikuliert werden.

Die Analyse der pauschalen Einheit des Gesprächsbeitrags in Einheiten des Gesagten, Gefragten, Verlangten bringt uns der Lösung unseres Ausgangsproblems entscheidend näher. Wir haben damit noch keinen neuen Satzbegriff bestimmt, wenn Sätze weiter als Ausdruckseinheiten verstanden werden sollen, aber eine semantische Einheit, von der aus Ausdruckseinheiten bestimmt werden können, die in erweitertem Rahmen die Rolle spielen können, die man Sätzen zugedacht hat. Um einfacher davon sprechen zu können, bezeichne ich diese semantischen Einheiten als *Dikt a*.

5. Ein Reformvorschlag

Nach einer Bestimmung des Diktums kann der Satzbegriff in einem zweischrittigen Verfahren reformiert werden:

Gegeben ist die vorthoretisch verfügbare Einheit des Diktums.¹⁶
Durch eine Bedeutungsanalyse bestimmt man seine semanti-

¹⁶ Der ungewohnte Terminus läßt diese Einheit möglicherweise zu unrecht als unbestimmt erscheinen. Kompetente Sprachteilhaber sind kraft ihrer Kompetenz ohne jede theoretische Schulung in der Lage, solche Einheiten zu bestimmen.

sche Struktur, die alles umfaßt, was an Informationen gebraucht wird, um einen kommunikativen Akt auszuführen. Einen Ansatz dazu können die oben erwähnten Rephrasierungen von Gesprächsbeiträgen bilden, in denen die beiden Hauptkomponenten von Dikta bereits angesprochen werden: Der Modus des Sagens – ich nenne ihn *modus dicendi*¹⁷ – und die *Proposition* oder, um mit Frege zu sprechen¹⁸, der Gedanke.

Dikta lassen sich dabei nach oben wie nach unten von semantischen Einheiten abgrenzen, die mehr oder weniger als ein Diktum sind:

(a) Die untere Grenze eines Diktums ist erreicht, wenn jede weitere Kürzung der verfügbaren Information dazu führt, daß es zu keinem Sagen mehr kommen kann.

(b) Die obere Grenze wird bestimmt durch den Skopus des *modus dicendi* eines Diktums. Jede Erweiterung eines gegebenen Diktums, die im Skopus des einen gegebenen *modus dicendi* verbleibt, führt lediglich zur Bildung eines umfassenderen Diktums. Führt eine Erweiterung zur Einführung eines zweiten *modus dicendi*, liegt nicht mehr ein erweitertes Diktum, sondern ein zweites Diktum vor.

In einem zweiten Schritt ist zu klären, welche Ausdrucksmittel es unter variierenden Verwendungsbedingungen braucht, ein solches Diktum zu artikulieren. Das heißt, es ist eine Theorie der Verbalisierung zu entwickeln, die erlaubt, auch die Erscheinungen zusammenhängend zu beschreiben, die unter dem tradierten Satzbegriff als problematisch erscheinen.

Traditionalisten werden vielleicht geneigt sein, die so zu bestimmenden Einheiten nicht als Sätze zu bezeichnen, aber das ist dann nur noch eine Frage der *façon de parler*. Befürchtungen, es könnte im Sprachunterricht zu größeren Schwierigkeiten mit der Vermittlung eines so reformierten Satzbegriffs kommen, sind unberechtigt, wenn mit dem Begriff vom Satz zugleich die entsprechenden Konventionen der Rechtschreibung reformiert werden.

¹⁷ In Schriften zu der in Vorbereitung befindlichen Neuen deutschen Grammatik des Instituts für deutsche Sprache.

¹⁸ Siehe Frege (1918/19).

Literaturverzeichnis:

Chomsky, Noam (1957): *Syntactic Structures*. 's Gravenhagen.

Chomsky, Noam (1969): *Aspekte der Syntax-Theorie*. Frankfurt a.M.

Chomsky, Noam (1977): *Reflexionen über die Sprache*. Frankfurt a.M.

Ehlich, Konrad (in diesem Band): S. 386-395.

Frege, Gottlob (1918/19): *Der Gedanke. Eine logische Untersuchung*. In: *Beiträge zur Philosophie des deutschen Idealismus*. Jg. 1, S. 58-77.

Glinz, Hans (1985): „Sätze“: Einheiten für das Hören/Lesen – Einheiten der Struktur. In: Koller, Erwin/Moser, Hans (Hrsg.): *Studien zur deutschen Grammatik. Johannes Erben zum 60. Geburtstag*. Innsbruck. S. 103-123.

Müller, Beat L. (1985): *Der Satz. Definition und sprachtheoretischer Status*. Tübingen.

Ries, John (1931): *Was ist ein Satz? Beiträge zur Grundlegung der Syntax* Heft 3. Prag.

Seidel, Eugen (1935): *Geschichte und Kritik der wichtigsten Satzdefinitionen*. Jena.

Wittgenstein, Ludwig (1953): *Philosophische Untersuchungen*. Oxford.

Wittgenstein, Ludwig (1969): *Philosophische Grammatik*. Oxford.

Zifonun, Gisela (1987): *Kommunikative Einheiten in der Grammatik*. Tübingen.

Plenumsdiskussion

GLINZ

Ich weiß natürlich die schöne Vorlage von Herrn Hoffmann mit der Problematisierung sehr zu schätzen und die zusätzlichen, sehr interessanten Beiträge, vor allem auch den geschichtlichen Aufriß vom Herrn Ehlich und bitte daher jetzt nur um Entschuldigung, wenn ich mir trotzdem gestatte, in einer ganz anderen Richtung zu argumentieren. Nämlich Saussures Aussage, der Satz gehöre nicht in die Sprache, an der hätte ich wohl, wenn ich nur die deutsche Übersetzung gelesen hätte, immer auch Anstoß genommen. Aber vermutlich hat das französisch geheißen 'la phrase' gehöre nicht hinein. Französisch ist aber 'phrase' die Inhaltseinheit, die man mit einem Punkt abgrenzt und die in der gesprochenen Sprache grosso modo mit einem großen Melodienbogen umfaßt wird. Was dagegen die Lautungs-Bedeutungszuordnung ausmacht, was den linguistischen Aspekt im engeren Sinne ausmacht, das nennen die Franzosen 'proposition'. Nun, dieser Ausdruck konnte ja in Deutschland keine Furore machen und in den letzten zwanzig Jahren noch viel weniger, weil er gebraucht wurde von der Logik her, so daß es, wenn man den nun noch für die Formalstruktur vom Satz heranzieht, wie ich mir das seit 1973 gestattet habe, man Angst hat, es entsteht die größte Konfusion. Die Konfusion ist bei den Laien, z.B. bei den Schülern, de facto gar nicht entstanden und ich darf nun <Verweis auf vorgelegtes Papier> sagen, für mich ist der deutsche Fachausdruck seit langem doppeldeutig. Allerdings, das hatte ich, als ich das Buch „Die innere Form des Deutschen“ schrieb, noch nicht gewußt. Damals hatte ich versucht, den deutschen Terminus 'Satz' zu retten, auch etwa damit, daß ich sagte, 'Sätze' und 'Teilsätze' kann man ja auch so verstehen, wie es Staaten gibt, die aus Staaten bestehen, in jedem Bundesstaat. Das war so ein eleganter Trick, den würde ich heute nicht mehr brauchen, wenn ich jetzt unterscheide: a) man hat mit Satz gemeint eine Einheit für das Hören und Lesen, lautlich durch einen großen, globalen Melodienbogen abgeschlossen, manchmal auch durch Pause – nicht obligatorisch, in der Schrift ganz eindeutig, Großbuchstaben am Anfang, Punkt, Ausrufezeichen, Fragezeichen am Schluß. Und das zweite: b) eine grammatische Struktur, nämlich etwas um ein Verb herum zentriertes, sei es finit, sei es infinit, sei es mit Subjekt, sei es ohne Subjekt oder etwas, was als eigene Einheit neben den um ein Verb zentrierten Einheiten dasteht und nicht als Satzglied integrierbar ist – da kann ich zurückgreifen auf die Interjektion, die Herr Heidolph angeführt hat. Und wenn ich nun sehe, daß man in der Schulgrammatik der Franzosen, Engländer und Italiener sehr gut zu Rande kommt und zwar trotz der ganz anderen Interpunktionsregeln – die haben nämlich

viel weniger Komma als wir, vielleicht haben sie darum einen weniger philosophischen Satzbegriff entwickelt, während wir immer noch wohl von der Schule her kommen und ich bin sehr dankbar für die wiederholten Hinweise, wie stark auch die höchstentwickelten Linguisten wohl von ihrem einstigen Schulunterricht her geprägt sein können.

Sie haben nun <Verweis auf vorgelegtes Papier, vgl. dazu Glinz, H. (1985): „Sätze“: Einheiten für das Hören / Lesen – Einheiten der Struktur. In: Koller, E./Moser, H. (Hg.): Studien zur deutschen Grammatik. Innsbruck. S. 1 - 123> „Einheit für das Hören / Lesen“, gekennzeichnet durch Satzmelodie, französisch 'une phrase', englisch 'a sentence', italienisch 'un periodo'. 'Periodo' ist also nicht 'die Periode', sondern ist die klanglich abgegrenzte. Und „Einheit der grammatischen Struktur" 'une proposition', 'una proposizione', 'a clause'. Und jetzt muß ich etwas böse werden in der Zwischenzeit: Chomsky hat nun offenbar zu wenig Schulgrammatik gelernt (Lachen); was er nämlich von der Logik herkommend als Satz aufgefaßt hat, das hat er immer 'sentence' genannt. Was er 'sentence' genannt hat, und was er konstruiert mit seinen Zweiteilungen, ist aber die 'clause'. Ich war darum auch sehr befriedigt, daß ich bei Herrn Dik gestern nachmittag den Terminus 'clause', den Begriff 'clause', auch in seinem Buchtitel, ganz klar angetroffen habe.

Und nun vielleicht nur noch eine ganz kleine praktische Anwendung <Verweis auf Papier>. „Diese Technik ist sehr praktisch.“ – eine Proposition, ein Satz; 'une proposition', 'one clause', 'one sentence'. „Du hast noch nie etwas davon gehört?“ – dito. „Nein.“ – eine nicht verbale Proposition – und ein einfacher Satz. „Dann rate ich dir, sie dir anzueignen, damit du nicht immer wieder solche Schwierigkeiten hast.“ – das sind nun die Propositionen, die zusammen einen Satz ausmachen, zum Teil aus Nebensätzen, zum Teil in der komplizierten Struktur performatives Verb „rate dir“ und der inhaltlichen Teile. Ich habe es – ganz ehrlich gestanden – auch erst spät gelernt; damit hätten wir einen der Problemfälle, die der Herr Hoffmann aufgeführt hat, und nach meiner ganzen Erfahrung kommt man mit diesen beiden Begriffen für die praktische Beschreibung für die Schüler und für die theoretische Beschreibung recht gut durch.

Ich darf vielleicht, weil ich es immer auch mit dem Ästhetischen gehalten habe, hinzufügen, wenn ich Verstexte ansehe und daraufhin ansehe, wie oft ein Vers aus einer 'clause' besteht und wo aus zweien, und wo die 'clause' vom ersten Vers zum zweiten hinübergeht, dann bekomme ich auf einmal einen viel schärferen Blick für Feinheiten des Versbaus.

GREWENDORF:

Ich möchte eine eher provokative These zur Satzfrage vertreten und zwar möchte ich den 144 Definitionen eine weitere hinzufügen: ein richtiger Satz ist für mich das, was Bob Beamon 1960 in Rom gemacht hat mit acht Meter siebzig. (Lachen, Zwischenruf: neunzig, acht neunzig, bitte.) <Zur kleinen Korrektur am Rande: es waren die Olympischen Spiele in Mexiko City im Jahre 1968.>

Als ich im Programm die Ankündigung gelesen habe, daß es eine Diskussion zum Satzbegriff gibt, da habe ich mich gefragt, ob es auch auf einer Physikertagung zum Beispiel eine Diskussion über den Begriff des 'Widerstands' geben könnte. Und dann dachte ich mir, okay, also wenn der Kongress in Chile stattfindet, würde er wahrscheinlich verboten. (Lachen) Und wenn er in Ostfriesland stattfindet, würden wahrscheinlich viele sagen „typisch“. (Lachen)

Was ich damit sagen will, Spaß beiseite, ist folgendes: Wenn man begriffliche Untersuchungen anstellt, und man vergegenwärtigt sich das zum Beispiel an einem theoretisch unbelasteten Begriff wie etwa dem Begriff der 'Gemütlichkeit', dann guckt man sich an, was wir unter 'Gemütlichkeit' verstehen, welche Leute wir als gemütlich beschreiben, welche Situationen wir als gemütlich beschreiben, was die für Merkmale haben, und so weiter und so fort. Wir untersuchen also den Gebrauch eines Begriffes unserer natürlichen Sprache.

Dies kann man mit dem Satzbegriff genauso machen. Dann sagt man, okay, den Satz von Bob Beamon meine ich nicht, ich meine auch nicht den zweiten Satz aus Mozarts Klavierkonzert 488, sondern ich meine etwas anderes und ich meine einen anderen Begriff unserer natürlichen Sprache und diesen Begriff untersuche ich, indem ich mir den Gebrauch in den verschiedensten Kontexten usw. im Sinne der Wittgensteinschen Methode, wie es also Bruno Strecker ausgeführt hat, untersuche. Etwas ganz anderes ist es meiner Meinung nach mit einem theoretischen Begriff, mit dem theoretischen Begriff des 'Satzes'. Und da scheint es mir einfach müßig, einen theoretischen Begriff unabhängig von einer Theorie klären zu wollen. Man kann meiner Meinung nach Theorien vergleichen, man kann unterschiedliche syntaktische Theorien vergleichen, und die vergleicht man danach, was sie für eine Erklärungskraft haben, das heißt, wie viele interessante Prognosen zutreffen oder nicht. Daher kann der Begriff des Satzes durchaus auch ein theoretischer Begriff eines theorie-sprachlichen Handelns sein, warum nicht? Ich gucke mir an, was diese Theorie für eine Erklärungskraft hat, und dann vergleiche ich diese Theorie mit einer anderen Theorie. Aber: einen theoretischen Begriff der Lin-

guistik – und ich glaube, primär geht es uns ja um einen solchen hier – einen theoretischen Begriff der Linguistik unabhängig von einer Theorie klären zu wollen, dies kommt mir ungefähr so vor, als wolle man herausfinden, ob die Suppe schmeckt, bevor man sie gekocht hat. Und ich glaube, daß diese ganzen Eindrücke, die geschildert worden sind von Konrad Ehlich, daß Bühler sagt, „ein Zirkel“, ist absolut richtig, und man hat auch das Gefühl – um die Wittgenstein-Anspielung aufzunehmen – „der Verstand holt sich Beulen“, wenn man diesen Begriff klärt, ohne über eine Theorie zu reden. Also meiner Meinung nach kann man nicht über den theoretischen Begriff der Linguistik diskutieren, ohne über Theorien zu diskutieren. Und ich meine, daß dieses Verständnis von Theorie, daß dies in der Sprachwissenschaft zu wenig ausgebildet ist. Man hat zu wenig Einsicht, wie Theorien funktionieren. Und wenn man sieht, daß man eigentlich nur Theorien vergleichen kann und nicht theoretische Begriffe, dann sieht man auch, daß Saussure absolut recht hat, wenn er sagt, der Satzbegriff ist etwas Akzidentelles. In der Tat, er ist etwas völlig Akzidentelles, er ist nämlich genauso akzidentell, wie die verschiedenen syntaktischen Theorien sind, in denen oder an deren Ende der Begriff des Satzes definiert ist. Und in diesem Sinne, wenn sie mich fragen, ein Satz ist eine CP. (Heiterkeit)

HOFFMANN:

Wenn Sie mir einen Satz gestatten: die Idee der Diskussion war natürlich, über die Diskussion des Satzbegriffes auf die Theorien jeweils zuzugreifen. Ich glaube, das ist auch in den Statements hier deutlich geworden, was an Theorien dahintersteht beim Satzbegriff. Wahr ist aber auch, daß es Theorien gibt, die zum Satzbegriff eigentlich nichts zu sagen haben.

BAUDUSCH:

Wir alle wissen, und es ist ja heute wieder deutlich geworden, daß die Satzdefinition ganze Generationen von Linguisten beschäftigt hat und daß sie sich teilweise die Zähne daran ausgebissen haben oder aber sich mehr oder minder erfolgreich um diese Definition gedrückt haben. Das sah dann so aus: Wenn man eine Grammatik aufschlug, dann begann die Syntax mit den Worten „Es gibt im Deutschen folgende Satzarten: Aussagesätze, Fragesätze usw.“ und erklärt wurde das nicht, nur durch Beispiele illustriert. Ich bin nun in meinem Leben zweimal in die mißliche Lage geraten, expressis verbis definieren zu müssen, was ein Satz ist: das erste Mal, als ich den Artikel „Satz“ für das „Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache“ verfassen mußte und ja nun wirklich sagen mußte, was man im Deutschen unter dem grammatischen Begriff 'Satz' versteht;

und das zweite Mal, als ich ein Regelwerk für die deutsche Interpunktion verfassen sollte, wo eine Regel formuliert werden mußte, wann man im Deutschen Satzschlußzeichen setzt. Und auch hier, wenn auch in diese Regel jetzt nicht eine Satzdefinition einzugehen brauchte, so mußte sie doch als Hintergrundwissen und als Theorie vorhanden sein.

Ich habe heute mit großer Freude festgestellt, daß alle vier Referenten versucht haben oder zumindest angedeutet haben, daß eine Satzdefinition auch auf der graphischen Ebene möglich oder sogar notwendig ist. Es ist ja, glaube ich, jetzt allgemein in der Grammatik angenommen, daß man eine Satzdefinition nicht nur auf einer einzigen sprachlichen Ebene vornehmen kann, sondern daß es ein Zusammenspiel von verschiedenen sprachlichen Ebenen gibt, daß sich ein Satz sowohl auf der phonologischen als auch auf der syntaktischen als auch auf der semantischen Ebene machen läßt bzw. vorgenommen werden muß und die graphische Ebene ist bis in jüngste Zeit doch hier immer ausgeklammert worden. Und gerade auf der graphischen Ebene beweist sich im täglichen Leben, ob man ein Wissen um den Satz und um den Satzbegriff hat oder ob man ihn nicht hat, nämlich beim Schreiben. Beim Sprechen natürlich auch, denn der Sprecher weiß ja auch, wann er einen Satz abzuschließen hat, und wie er das machen muß, und durch welche Signale er angeben muß oder kann, daß er einen Satz als abgeschlossen betrachtet. Und es ist für mich immer ein Phänomen gewesen, daß bei all der Schwierigkeit, die es doch den Linguisten bereitet, eine Satzdefinition zu geben, der Sprachbenutzer doch anscheinend intuitiv weiß, was ein Satz ist, denn er muß es im täglichen Leben beweisen. Und er muß, wenn er einen Text schreibt, erstens beweisen, daß er weiß, hier fängt ein Satz an – er kennzeichnet das durch die Großschreibung des ersten Buchstabens des Anfangswortes. Und er muß außerdem wissen – und er weiß es auch, wann er jetzt das Satzschlußzeichen zu setzen hat. Und das ist ganz merkwürdig, das ist ja ein Wissen, was man von den ersten Schuljahren an schon hat, und was anscheinend eben keine großen Schwierigkeiten bereitet – darauf wurde ja schon hingewiesen, wie er mit diesem Begriff 'Satz' umzugehen hat. Und ich glaube – es wurde schon gesagt – wie das funktioniert, das bleibt noch im Dunkel oder ist für uns noch ein Rätsel, und ich glaube, hier hat die Psycholinguistik doch noch ein weites Feld, mal das zu ergründen, was dahintersteht und was im Kopf eines Schreibenden vor sich geht, wenn er Satzschlußzeichen setzt.

EHLICH:

Ganz kurz zu Herrn Glinz, natürlich haben Sie recht, es ist 'la phrase', aber 'la phrase – type de syntagme', um den es hier geht, 'proposition'

spielt überhaupt keine theoretische Rolle im Gesamtzusammenhang. Das verstärkt insofern also, denke ich, meine Argumentation. Aber das nur so in Klammern.

Zwischenfrage GLINZ:

Es gibt doch aber sicher auch bei Saussure 'la proposition'?

<Rest ist unverständlich.>

EHLICH:

Nach Auskunft des Registers jedenfalls nicht an prominenter Stelle.

Zu der Frage, die Günter Grewendorf aufgeworfen hat. Das ist natürlich zunächst mal sehr plausibel, dieser Bezug auf einen theoretischen Rahmen, also das, was du eine Theorie genannt hast. Aber ich denke, es ist vielleicht doch ein bißchen schwierig, wenn man das als einzige Verfahrensweise betreibt. Ich habe den Eindruck, daß eben doch in das, was an theoretischen Ansprüchen in ein solches Theoriekonzept eingeht, daß dort solche Vorannahmen immer schon mit eingehen. Das war das, was ich so versuchte, am Anfang meiner Überlegungen zu sagen und das bestimmt dann hinterher wieder doch nicht unerheblich in dem Augenblick, wenn, wie im letzten Teil deines Beitrages, diese Theorie empirisch wird, was überhaupt als Phänomen in Betracht gezogen wird. Das kann man, glaube ich, sehr gut zeigen, wenn man sich auf die Dinge, die mit Kindersprache zu tun haben, bezieht, wo eben im Grunde Transkripte vorgängig schon so weit purifiziert werden, daß dann nur satzähnliche Einheiten noch übrig bleiben und daran wird dann die weitere Entwicklung gemacht. Also, ich glaube, in dem Augenblick, wenn die Theorie nicht ein in sich selbst kreisendes Phänomen sein soll, eine in sich selbst zur sprachlichen Wirklichkeit hin abgesicherte Einheit, wird es sinnvoll, über solche Grundkonzepte sich Gedanken zu machen, und das betreibt ja auch die Linguistik und hat es im Laufe ihrer Geschichte, denke ich, mit Sinn und Zweck betrieben.

Ich möchte eine kurze Bemerkung zu dem machen, was Herr Buscha gesagt hat, und zwar durchaus mit Blick auf das Geschäft des Vermittelns einer fremden Sprache, hier also z.B. des Deutschen. Ich denke, Sie haben völlig recht in der Beschreibung dessen, wie Grammatiken aufgebaut sind. Ich denke aber auch, daß dort gerade zentrale Probleme der Vermittlungsthematik greifbar werden. Man hat das so ein bißchen in den letzten 20, 25 Jahren erlebt in dem Auseinanderfallen zwischen hier kommunikativer Sprachvermittlung und dort Grammatik. Das, denke ich, ist in dieser Opposition eine ganz unsinnige Differenzierung, die gemacht

wird; die ergibt sich aber gerade daraus, daß Grammatiken – und gerade Referenzgrammatiken und didaktische Grammatiken – weitgehend unbenommen das übernehmen, was eben von anderen theoretischen Zusammenhängen herkommende Satzkonzeptionen vorgeben, so daß all diese anderen Phänomene herausfallen, die gerade für die mündliche Kommunikation von zentraler Bedeutung sind und jedenfalls einer theoretischen Analyse durchaus zugänglich.

Und letzter Punkt: um nochmal zurückzukommen auf das, was mein theoretischer Hintergrund ist, für eine solche Analyse, denke ich, ist es sehr interessant, herauszufinden, was eigentlich für die Zwecke des kommunikativen Handelns so etwas wie der Satz, in welcher Weise man ihn dann im einzelnen bestimmt, leistet. Und ich denke, in dieser Hinsicht ist auch so eine eigenartige Arbeitsteilung zu konstatieren, in dieser Metapher von Kern und dem, was dazukommt, häufig gefaßt: es gibt den Kernbereich, der wird von den Grammatikern bearbeitet, und dann gibt es pragmatische Addenda, die meistens dann zum Zuge kommen, wenn irgendwie man weder syntaktisch noch semantisch so richtig weiterkommt bzw. wenn man irgendwelche Kontextdinge mit einbeziehen will. Aber das ist eigentlich doch nicht das, was man unter einer Theorie des sprachlichen Handelns sinnvoll versteht, sondern das ist eben halt nur eine zusätzliche Qualifizierung von anderweitig bestimmten Kategorien. Wenn man also eine Theorie des sprachlichen Handelns ernst nimmt, dann, denke ich, bedeutet das, daß es spannend wird, herauszufinden, was eigentlich diese elementaren Formen oder wie immer wir sie jetzt im einzelnen fassen, als Dicta, als Sätze oder wie auch immer, für die Zwecke der Kommunikation, für das Sich-verständigen zwischen Sprecher und Hörer leisten. Und in dieser Hinsicht ist, denke ich, bisher relativ wenig gefragt worden und ist auch relativ wenig herausgekriegt worden.

HEIDOLPH:

Also zunächst mal wollt' ich zu dem, was Herr Grewendorf gesagt hat: da wo ich abgebrochen habe, da wäre die nächste Stelle gewesen „und Sätze sind CP“.

Das nächste ist, daß aber die Liste, die am Ende von Herrn Hoffmanns Papier steht, daß die mit unter den CP-Begriff gebracht werden muß, oder daß die da mit guten Gründen herausgenommen werden muß. Da sehe ich eine Schwierigkeit, aber bewältigt werden muß das irgendwie. Das wäre dann die Aufgabe einer einzelsprachlichen Grammatik, daß sie das auf irgendeine Weise zustande kriegt.

Ich wollte aber jetzt noch etwas zu dem sagen, was Herr Strecker ziemlich am Ende sagt, und was Sie jetzt nochmal hervorgehoben haben: ich fasse das mal unter dem Begriff 'sprachliches Mittel'. Ich glaube, daß wir in dem Begriff das ganze Elend haben. In dem Moment, wo ich etwas als Mittel für etwas anderes ansehe, fällt seine Eigenstruktur aus dem Blickfeld heraus. In dem Moment, wo ich den Satz und seine grammatische Struktur – wenn ich mal Satz als was Grammatisches ansehe, Kleinigkeiten lasse ich mal alle weg – als sprachliches Mittel für irgendetwas anderes ansehe, sprich als Mittel, um Illokution zu transportieren, als 'Mittel, um ...', in dem Moment entgeht mir die Eigenstruktur, die dieses Gebilde hat. Die Eigenstruktur des Satzes ist genügend geprägt – oder sagen wir des grammatischen Aspekts, wir reden ja von Aspektunterscheidungen, wir haben das empirische Gebilde, daß sich da jemand äußert, und die Grammatik greift sich einen bestimmten Aspekt aus dieser Äußerung heraus, es ist nicht so, daß die Pragmatiker sozusagen empirischer sind als die Grammatiker oder umgekehrt, sondern das ist so, daß sie verschiedene Aspekte aus dem Gegebenen herausgreifen, und für die Grammatik ist, wie ich behauptet habe – andere behaupten anderes –, die Laut-Bedeutungs-Zuordnung. Und nun versuche ich, das, was ich da an Daten habe und Erfahrungen habe, unter dem Begriff 'Laut-Bedeutungs-Zuordnung' zu systematisieren. Ich kann das, was ich da an Daten über Sprachhandlungen habe, eine Theorie des sprachlichen Handelns aufbauen, und da kann ich, wenn ich mir die aufgebaut habe, versuchen herauszubekommen, wie das mit den grammatischen Kategorien transportiert werden kann. Aber die Einheiten müssen sich alle Theorien selbst machen. Keine Theorie kann mit den Mitteln, mit den Instrumenten, die sich die Theorien anderer Aspekte dieses Erscheinungsbereichs schaffen, einfach ungeprüft, uninterpretiert etwas aus dem anderen Zusammenhang nehmen und da ihre eigenen Theorien weiter darauf bauen. Das geht nicht.

HERINGER:

Ja also, wenn man jemanden provozieren will, ist es ja das Schönste, wenn das auch greift, Günther, gel? (Lachen) Bisher hat das ja ganz gut gegriffen, aber ich glaub', man muß ja diese Grewendorf-Geschichte doch noch'n Stückel weiterschreiben. Also ich denke, Wittgenstein hätte gesagt, daß du einer derjenigen Menschen bist, die vielleicht meinen würden, sie könnten entdecken, was ein Satz ist – so wie man vielleicht entdecken kann, was Kopfweh ist. Aber das Problem ist doch eigentlich, also wenn man diese Auffassung hat, die ich für ganz richtig halte, daß man sozusagen nur über Theorievergleich dazu was herauskriegen kann, dann hat aber diese Geschichte eine sehr wichtige Fortsetzung. Es ist

nämlich erstens die, wie man denn Theorien vergleichen könnte, wenn es z.B. so ist, wie es Saussure sagt, daß die Theorien ihren Gegenstand konstituieren. Und wenn z.B. in deiner Theorie das eine CP ist, woher weiß ich, daß das irgendwas mit meinem Satz zu tun hat. Das weiß ich ja nicht, was eine CP ist. Ich weiß nicht, ob du das entdeckst oder ob du das definierst. Wenn du das definierst, weißt du ganz genau, was es ist. Dann ist es ja super. Aber ich glaube eben, daß einmal an dem Punkt die Geschichte eine Fortsetzung hat, daß man sagt, wie geht das denn, wie kann ich denn Theorien vergleichen, wenn die alle ihren Gegenstand selber konstituieren. Und das andere ist die praktische Frage, die glaube ich, bei Strecker auch angeklungen ist, die Theorien, die wir machen, die gehen ja über irgendetwas. Und die sollen ja auch irgendetwas bringen für irgendwelche Fragestellungen. Und nun sagen ja die ganz schlaunen Leute auch, daß die Theorien auch die Fragestellungen generieren. Ja gut, dann würde ich sagen, dann generiert mal schön. Ich denke eben wirklich, das sollte auch was mit existierenden Fragestellungen zu tun haben. Und sobald sie was damit zu tun haben, dann ist das der Maßstab, an dem wir die Theorien messen müssen. Natürlich gibt es viele existierende Fragestellungen und jeder hat andere. Aber ich muß doch vorher sagen, was denn hier eigentlich die Fragestellungen sind, zu denen ich mit meiner Theorie was sagen will. Und ich kann nicht davon ausgehen, daß ich mit meiner Theorie in einem vollständigen Sinne a) die Gegenstände generiere und b) die Fragestellungen. Das ist eine schlichte Form der Immunisierung nach meiner Meinung.

STRECKER:

Ich wollt' zwei Sachen sagen, eins zum Günther Grewendorf, das hat jetzt der Hans-Jürgen Heringer für mich schon ziemlich vorweggenommen, das wird vielleicht manchen nicht so sehr verwundern, warum das so ist, und etwas zu Herrn Heidolph, und zwar zu dieser Sache mit den sprachlichen Mitteln. Ich glaube, daß es bestimmte Objekte gibt, und ich glaube, daß Sätze oder sprachliche Mittel ganz allgemein von dieser Art sind, bei denen man überlegen muß, was alles strukturell relevant ist bei ihnen. Und ich glaube, daß die Eigenstruktur, die Sie meinen, nur ein Aspekt davon ist. Ich glaube, daß das, was wir mit Sprache machen und was für Strukturen wir dabei bilden, vergleichbar ist in etwa mit dem, was wir mit einem Baukasten machen. Nehmen Sie mal so einen Märklin-Baukasten oder so 'was, und Sie basteln da so etwas zusammen, z.B. ein Auto aus dem, dann ist es ja zwar in einer gewissen Weise schon so, daß das im Rahmen der Eigenstruktur dieses Mittels bleibt, also was man damit machen kann, mit diesem Baukasten. Aber andererseits werden Sie kaum sagen wollen, daß die Struktur als Auto einfach aus dem Mittel

so eine Eigenstruktur ist, und nicht unter dem Aspekt zustande kommt, daß ein Auto gebaut werden soll. Und ich glaube, daß es z.B. bei Sätzen genau derart ist, daß die Struktur von Sätzen zum Teil abhängt von der Charakteristik der Syntax, einer universellen und einer speziellen, und andererseits davon, was für Strukturen damit aufgebaut werden, was für Illokutionspotentiale damit aufgebaut werden. Und es besteht da überhaupt kein Widerspruch zwischen diesen Dingen.

HEIDOLPH:

Ich sehe das nicht so. Also ich meine, daß Sie genauso sagen können, daß sprachliche Handlungen – jetzt reden wir von sprachlichen Handlungen, nicht von Sätzen – in irgendeinem lebenspraktischen Zusammenhang als Mittel für irgendetwas eingesetzt werden. So und nun machen Sie eine Theorie dieses Lebensbereichs. Und dann sagen Sie, die sprachlichen Handlungen sind Mittel. Glauben Sie, daß Sie zu einer Theorie der sprachlichen Handlungen kommen, wenn Sie von der Theorie des Lebensbereichs ausgehen, in dem die sprachlichen Handlungen als Mittel eingesetzt werden? Wahrscheinlich nicht.

STRECKER:

Das glaube ich allerdings. Ich glaube sogar, daß es überhaupt nicht vernünftig möglich ist, über sprachliche Handlungen zu reden, wenn ich sie nicht in so einen Zusammenhang stelle.

HEIDOLPH:

Also dann können Sie vielleicht eine Theorie des Rechtswesens nehmen, und dann können Sie sagen, aus der Theorie des Rechtswesens ergibt sich, wird strukturiert, wie der Objektbereich sprachliches Handeln aussieht. Nein, das funktioniert nicht, es geht genau umgekehrt.

STRECKER:

Die Kurve kriege ich jetzt nicht.

FROSCH:

Zunächst eine weitere Definition des Satzbegriffes, nämlich für mich ist ein Satz ein Element der mit 't' indizierten Menge. Was ich damit sagen will: jeder, der diese Theorie kennt, wird auch wissen, welche Theorie das ist, das ist die Montague-Grammatik.

Gut. Das zu Günther Grewendorf, der Punkt, auf den es mir ankommt,

ist das, daß 'Satz' nicht einfach ein theoretischer Begriff ist, wie z.B. Massenpunkte.

'Massenpunkt' ist ja etwas, was tatsächlich nicht existiert, der hat nur seinen Sinn in dieser physikalischen Theorie, während 'Satz' ist nicht in dem Sinn etwas, was nur Sinn in der Theorie macht. Sätze gibt es, wir haben sie im Alltagsverständnis, und insofern ist das ein ganz anderer Begriff. Wir können das sehr gut mit dem Beispiel vom Fisch, was Bruno Strecker angesprochen hat, vergleichen. Daran sieht man es eigentlich sehr schön, weil das einfacher ist. Man hat auch in der Alltagssprache einen Begriff von Fisch. Gut, und jetzt sieht man, das sind Karpfen und Forellen und was weiß ich und Wale und Delphine <Zwischenruf unverständlich>, (Heiterkeit) – eben, das ist der alltagssprachliche Wal-fisch. Jetzt macht man eine Theorie, eine biologische, und kriegt heraus, d.h. man kriegt nicht heraus, sondern man setzt fest: alles das, was Kiemen hat, will ich als Fisch betrachten. Gut, die Wale und Delphine fallen heraus. Man hätte natürlich auch anders vorgehen können und sagen, alles das, was im Wasser schwimmt und Lungen hat, ist ein Fisch. Dann fallen die Karpfen und die Forellen heraus. Und ich glaube, genau in dieser Situation sind wir als Linguisten, wenn wir über 'Sätze' reden. Wir haben einen alltagssprachlichen Begriff vom 'Satz', wir machen eine Begriffsexplikation in der Theorie, aber wir machen keine theoretischen Begriffe. Und ich glaube, man kann auch die Diskussion ein bißchen vereinfachen oder auch sehen, daß die Diskussion gar nicht so fürchterlich große Diskrepanzen hat, wenn man sich klarmacht, daß ja eigentlich die unterschiedlichen Auffassungen wirklich nur an den Rändern des alltagssprachlichen Begriffs auftauchen. Eben bei meinetwegen Interjektionen oder – um im biologischen Beispiel zu bleiben – eben an den Walen oder es gibt da noch andere Tiere, die ein bißchen schwieriger einzuordnen sind. Aber damit möchte ich das gerne verglichen haben.

KINDT:

Das schließt sich vielleicht sehr gut an das, was der Helmut Frosch gerade gesagt hat. Ich denke auch, man kann sozusagen von dem Programm, was Günther Grewendorf genannt hat, mal ausgehen, aber dann muß man genau den Stellenwert sozusagen dieses Begriffes 'Satz' erst einmal untersuchen. Und es gibt die Möglichkeit, – natürlich ganz arbiträr – einen Satzbegriff im Rahmen einer Theorie einzuführen und dann axiomatisch sozusagen nur damit zu arbeiten und alles andere davon abzuleiten. Aber dieses funktioniert natürlich nur, wenn wir keine empirische Theorie haben wollen. Und wir wollen, denke ich, doch eine empirische Syntax z.B. haben und wollen die Leistungen einer Syntax dann daran vergleichen,

an ihrer Prognosekraft, und das ist nur im Rahmen einer empirischen Theorie möglich. Ich habe jetzt im Prinzip zwei Alternativen: Ich kann tatsächlich versuchen, den Alltagssprachlichen Begriff 'Satz' möglichst genau zu explizieren, aber ich werde es vielleicht nicht genau schaffen und es wird auch nicht immer unbedingt zweckmäßig sein, aber es kann natürlich die Richtschnur sein. Das wäre durchaus eine vernünftige Sache. Ich kann aber auch versuchen, ganz unabhängig von Alltagssprachlichen Explikationen zu sagen, ich suche mir einen empirischen Satzbegriff, der für meine Theorie irgendwie zweckmäßig ist, der einen homogenen Bereich aus dem Gegenstandsbereich herausschneidet und für den ich eine gute Theorie machen kann. Das sind durchaus zwei unterschiedliche Wege, die je nach Zielsetzung möglich sind. Das besondere Problem, wissenschaftstheoretisch, bei dem Satzbegriff ist eigentlich, daß die klassische Wissenschaftstheorie, wie sie üblicherweise immer noch rezipiert ist, für solche komplexen Zusammenhänge wie bei der Explikation des Satzbegriffes gar nicht trifft. Man hat immer die Vorstellung, man müßte am Anfang der Theoriebildung eine vollständige Definition z.B. von 'Satz' machen und dann kann man über den so definierten Gegenstandsbereich arbeiten. Mittlerweile – im Rahmen von Theoriedynamik, gerade auch am Beispiel von der Physik – hat man gemerkt, daß dieses Modell von Wissenschaft nicht trägt, sondern daß man komplexere Vorstellungen entwickeln muß, wie man von Konstitution des Gegenstandsbereichs über Theoriebildung, Modifikation des Gegenstandsbereichs, Modifikation der Theorie usw. fortzuschreiten hat. Und das ist auch wieder etwas, was eigentlich intuitiv jetzt der Frosch eben schon gesagt hat, man geht vielleicht von einer unvollständigen Definition des Satzbegriffs aus, benutzt einen prototypischen Bereich, meinetwegen Aussagesätze mit finitem Verb, macht dort darüber eine Theorie und leitet später aus der Theorie Expansionen des Gegenstandsbereichs her. Das ist in der Regel eine relativ komplexe Argumentation, die ich jetzt in dem Fall auch nicht durchführen kann. Grundsätzlich, denke ich, sind wir mit den Satzbegriffen, die so vorliegen und die mehr in operative Richtung gehen, gar nicht so schlecht bedient, also wenn wir an das denken, was Bloomfield gesagt hat. Oder Heringer hat ja im Grunde in seiner Syntax auch versucht, eine operationale Satzdefinition zu geben: Selbständigkeit, freie Verschiebbarkeit im Text. Man kann jedenfalls mit so einem Satzbegriff erst einmal operational anfangen und dann Theoriebildung betreiben und wird später sehen, daß es zweckmäßig ist, vielleicht diesen operativen Satzbegriff zu erweitern. Und dann kommt man tatsächlich in dieses Problem, diese Randfälle von Konstruktionen zu betrachten und dann zu sagen, sind sie operativ schon abgedeckt von der Ausgangsdefinition, die unvollständig ist, oder kommt es aufgrund von theoretischen Erwägun-

gen dazu, daß wir den Gegenstandsbereich erweitern. Da gibt es, wenn man diesen operationalen Satzbegriff konsistent oder konsequent anwendet, bei der Liste, die der Ludger Hoffmann aufgestellt hat, schon einen interessanten Fall. Wenn wir solche Sachen nehmen wie Ellipsen, also Frage-Antwort-Ellipsen 'Wer kommt?' – 'Max.' oder auch innerhalb von Koordinationskonstruktionen, leistet allein dieser operative Satzbegriff schon die Vorstellung, daß solche elliptischen Teile keine eigenständigen Sätze sind, sondern daß sie nur im Zusammenhang mit der vorausgehenden Frage einen Satz bilden. Das heißt also, ein Beispiel: 'Wer sagt das?' – 'Ich.' – ist im Sinne so einer Definition als ein Satz zu begreifen, der nicht weiter zerlegbar ist. Das ist alleine aufgrund dieser Ausgangsdefinition schon eine interessante Konsequenz. Aber es gibt eine ganze Reihe von Phänomenen, die wird man dann möglicherweise erst aufgrund der theoretisch begründeten Erweiterungen des Gegenstandsbereichs auch hinzutun und insgesamt – das ist eigentlich sozusagen mein Plädoyer – wenn man in solchen komplexen Bereichen versucht, Struktur hereinzubekommen, was die Schritte von Definition und Theoriebildung betreffen, dann werden wir mit diesen üblichen, wissenschaftstheoretischen Vorstellungen nicht mehr weiterkommen, sondern wir müssen uns tatsächlich irgendso eine mehr theoriendynamische Sichtweise aneignen.

GREWENDORF:

Hans Jürgen Heringer soll der Erfolg des Provozierens nicht versagt bleiben. Ich glaube, daß sich alle Syntaktiker hier darüber einig sind, daß so in den letzten zehn, zwanzig Jahren sagen wir mal in der Syntaxforschung unglaubliche Fortschritte erzielt worden sind. Und damit beziehe ich mich gar nicht ausschließlich auf die generative Grammatik. Und es ist irgendwie erstaunlich, daß es zu diesen ungeheuren Fortschritten und zu diesem ungeheuren Erkenntnisgewinn kommen konnte, obwohl die Linguisten ihren Gegenstandsbereich gar nicht kannten. Denn dies würde daraus folgen, aus dem, was du gesagt hast. Daß man nicht weiß, daß die Theorien konstituieren – eigentlich weiß man dann vor der Konstruktion einer Theorie gar nicht, worum es einem geht. Aber trotzdem hat man unglaubliche Fortschritte in der Theorie erzielt. Zu der These, wenn ich den Begriff definiere, wenn ich definiere, was ein 'Satz' ist, dann weiß ich, was ein Satz ist: wenn ich z.B. Schwäne definiere als 'Vögel, die weiß sind', weiß ich dann, was ein Schwan ist? Möglicherweise weiß ich, was ein Schwan bedeutet, nämlich das, wie ich ihn definiert habe. Aber die Frage ist, weiß ich dann, was ein Schwan ist? Also irgendwie hat man doch das Gefühl, da ist irgendwie ein Humbug im Spiel. Das heißt also, ich will jetzt sagen, du hast mit einer gewissen Verdrehung des Begriffs 'wissen, was etwas ist' gearbeitet, indem du sagtest, wenn

ich das so definiere, weiß ich, was das ist. Ich weiß es natürlich, aber in einem völlig uninteressanten und empirisch völlig irrelevanten Sinne.

Etwas muß ich klären, worauf Helmut Frosch zurecht hingewiesen hat: Als ich vorher sagte, der Begriff des Satzes ist ein theoretischer Begriff, dann ist das in der Tat unklar. Und zwar deshalb, weil bei einem theoretischen Begriff denkt man in der Tat, also in der Wissenschaftstheorie, an einen Begriff, wie du gesagt hast, wie z.B. 'Elektronen' usw., also an Begriffe, die empirisch nicht definiert sind. Ich weiß es nicht genauer – so gut kenne ich mich auch nicht in Wissenschaftstheorie aus, ob der 'Satz' in diesem Sinne ein theoretischer Begriff ist. Ich glaube es nicht. Ich glaube, der 'Satz' ist ein empirischer Begriff, aber ein empirischer Begriff, der nur innerhalb einer Theorie Sinn macht. Und das einzige, was ich sagen will, es hat meiner Meinung nach keinen Sinn, den theoretischen, den empirischen Begriff des 'Satzes' zu klären, bevor man eine Theorie des Satzes hat. Und ich meine nur aus den Prognosen – natürlich kann man Begriffe beurteilen, danach ob sie fruchtbar sind, ob sie sinnvoll sind, ob sie klar sind usw. Aber ich meine, ich werde es erst beurteilen, nach dem Erfolg der Theorie, die mit diesem speziellen Begriff arbeitet. Und insofern sollte ich vielleicht doch nicht sagen, der 'Satz' ist ein theoretischer Begriff, sondern es ist ein Begriff, der nur in einer Theorie Sinn macht. Und Begriffsexplikation, ja ist klar, ist nötig, aber wie gesagt, wenn ich mich an mein wissenschaftstheoretisches Studium richtig erinnere, dann glaube ich, daß die Begriffsexplikation vor einer Theorie vorgenommen wird und nicht in einer Theorie. Wenn ich eine Theorie der Erklärung konstruiere, dann expliziere ich vorher den Begriff der 'Erklärung' und sage, ich meine, der Begriff, den ich jetzt explizieren will, ist nicht der Begriff, in dem jemand mir erklärt, daß ich eigentlich nichts weiß, sondern es ist ein anderer Begriff der 'Erklärung'. Und diesen Begriff expliziere ich, bevor ich die Theorie konstruiere.

BUSCHA:

Das eine war nur so eine Diskussionsbemerkung zu dem Massepunkt: Ich bin natürlich auch nicht Physiker und weiß nicht, ob dieses Zitat in Ordnung war, aber ich wollte ja eigentlich nur hinweisen auf die Unschärfe oder die Vagheit des Satzbegriffs, die nicht ein Hindernis sein muß für die linguistische Arbeit. Und ich könnte ja einen anderen Begriff nehmen aus der Medizin, da ist auch kein Konsens zu erzielen, was 'Gesundheit' ist. Das geht bis dahin, daß es heißt, der Mensch stirbt ab der Geburt. Also das sind so divergierende Vorstellungen, und trotzdem wird in der Medizin ganz ordentlich gewöhnlich gearbeitet. Gut, das ist keine exakte Wissenschaft in dem Sinne, deshalb war mir das Physikbeispiel lieber.

Aber jetzt habe ich doch einmal eine Rückfrage an Herrn Grewendorf: ob nun empirischer Begriff oder theoretischer Begriff, aber machen überhaupt linguistische Begriffe außerhalb von Theorien Sinn und welche? Können Sie mir also solche nennen, die außerhalb von Theorien – weil Sie sagen, man dürfe überhaupt nicht über Satz reden, weil es nur in der Theorie Sinn mache. Natürlich reden wir immer gleichzeitig über eine Theorie, wir haben praktisch hier vier Theorien: ich habe eine kompilative Theorie gehabt, Herr Strecker eine, daß er den Begriff hier einführt des 'Gesprächstücks' und dann der 'Prozedur' usw., aber das ist mir sowieso fraglich, es ist immer noch die Theorie dahinter jeweils hinter dem Begriff. <Einwurf unverständlich>

EHlich:

Ich möchte noch einmal kurz eingehen auf einerseits das, was Walther Kindt gesagt hat. Ich fand das einen sehr wichtigen Hinweis in Bezug auch auf die Veränderungen der wissenschaftstheoretischen Diskussion. Ich denke, daß dort gerade an den Bezugsbeispielen, die etwa auch von Günther Grewendorf bemüht worden sind, daß sich doch einiges verändert hat, wissenschaftstheoretisch, in den letzten zwanzig Jahren und das mit guten Gründen.

Ich möchte zweitens ganz gern noch etwas sagen zu dem, was Herr Heidolph gesagt hat hinsichtlich der Mittel. Ich denke, in dem Augenblick, wenn wir in Bezug auf ein Mittel dessen Mittelcharakter bestimmen, dann eskamotieren wir nicht die wesentlichen Kennzeichen dieses Mittels davon, sondern bringen wir genau das auf den Punkt, worum es geht. Die Frage ist also, ist Sprache als Mittel zu verstehen? Und diese Frage, denke ich, verdient eine Antwort, auch wenn in der DDR unter diesem selben Stichwort über Jahrzehnte hinaus mit genau diesen Kategorien in einer wirklich schlimmen Weise die eigentlichen Probleme vom Tisch gearbeitet worden sind, statt daß sie bearbeitet worden sind. Ich muß einfach sagen, ich finde es ein bißchen unfair, jetzt diese DDR-Erfahrung in Bezug auf diese Kategorisierung insgesamt anzuwenden und zu übertragen. Ich verstehe sehr gut, daß das natürlich einfach auch eine Sichtweise und eine Prägung mit einem Assoziationspotential aufruft, das äußerst problematisch ist, aber das ist eben halt nur ein kleiner Teil der Wissenschaftsentwicklung. Was ich sachlich problematisch finde bei diesem Versuch der Isolierung z.B. der inneren Struktur von Sätzen, möchte ich sagen, nachdem ich zunächst gesagt habe, ich verstehe natürlich diese Fokussierung auf diese Eigenstruktur. Das ist ja durchaus ein nachvollziehbares Erkenntnisinteresse. Das, was ich hier sagen wollte, war, daß eigentlich, wenn sich eine solche analytische Bestimmung umsetzt in eine

stimmung umsetzt in eine substantielle, daß dann die Gefahr besteht, daß wesentliche Kennzeichen der Sache selbst, also auch der Sprachform 'Satz' verloren gehen bzw. überhaupt nicht in den Blick geraten. Ich habe vorhin schon das Beispiel etwa der Kindersprachforschung gesagt; dort können wir das, denke ich, mit Händen greifen, wenn wir einerseits die Brunerschen Bestimmungen und andererseits die neueren syntaktisch orientierten Bestimmungen miteinander vergleichen. Das, was aussteht, meine ich, ist genau eine Rekonstruktion der Satzform für das sprachliche Handeln, für die Zwecke des sprachlichen Handelns. Da ist, denke ich also, theoriegeschichtlich in der Distinktion zwischen Thema und Rhema in der Prager Schule ein wichtiger Schritt gemacht worden. Der ist aber nicht wirklich weiterverfolgt worden. Das ist praktisch irgendwo stecken geblieben, und ich denke, nicht zuletzt deswegen stecken geblieben, weil eben dieses vorgängige, alltagssprachlich verfestigte Konzept dessen, was ein Satz ist – 'das zwischen zwei Punkten' –, weil das letztendlich die Überwindung, die angelegt war in der Unterscheidung, nicht wirklich hat vorankommen lassen. Eine Unterscheidung, die im übrigen sozusagen in der Geschichte des Satzbegriffes schon früher ihren Ort gehabt hat, nämlich ungefähr 900 Jahre früher in der Unterscheidung zwischen 'mubtada' und 'habar' in der arabischen Nationalgrammatik, und dort in sehr fruchtbarer Weise syntaktisch eingesetzt worden ist. Ich denke, diese Verluste haben genau mit einem solch verengten Konzept zu tun. Und an der Stelle wäre meines Erachtens dann auch die weitergehende Fragestellung, etwas herauszubekommen, warum Sätze in diesen Sprachen, die solche Typen von Sätzen haben, wie flektierende, warum sie so konstruiert sind und diese Formstruktur haben, die sie konkret aufweisen.

HEIDOLPH:

Wenn meine Erfahrungen, oder auch anderer Leute Erfahrungen in den letzten Jahren irgend etwas bewirkt haben, dann haben sie vielleicht, so sagen wir mal, das emotionale Klima hinter dem hergegeben, was ich vorgetragen habe. Mit der Sache bleibe ich da, wo ich bin. Ich würde sagen, wenn ich, was wesentlich ist, von der Instrumentalisierung einer Sache aus bestimme, bin ich nicht sicher, ob das wesentlich von der Sache aus ist. Also, das heißt, der Verwendungszweck muß nicht unbedingt das Wesen der Sache bestimmen, die da zu etwas verwendet wird. Deshalb würde ich das nicht sagen. Da würde ich meinen, von Sprache haben wir nicht geredet, wir haben von Satz geredet und ich habe gesagt, Satz ist ein grammatischer Begriff. Sprache ist sehr viel weiter als Grammatik. In der Sprache steckt auch eben die Pragmatik drin. Und dann würde ich sagen, ich haben den Satz auch nicht vereinzelt, sondern ich habe ihn als

eine syntaktische Einheit bestimmt, die Lautebene und Bedeutungsebene verbindet. Also ganz so isoliert habe ich es nicht. Was ich meine, ist, die Pragmatiker müssen ihre Analysen machen. Und dann wollen wir die grammatische Analyse und die pragmatische Analyse aufeinander abzubilden suchen und dann sehen wir die Instrumentalisierungen, dann sehen wir, wie die ineinander greifen. So, ich habe es nicht isoliert, ich bitte um Entschuldigung, wenn ich verletzt habe.

LEE (Seoul, Korea):

Das heutige Kolloquium über den Satzbegriff ist sehr aufschlußreich und sehr lehrreich, finde ich, aber ich möchte trotzdem einige Bedenken äußern. Zum Beispiel Herr Grewendorf sagte, daß die Syntax in den letzten Jahrzehnten große Fortschritte gemacht <habe>, ohne daß die Linguisten den Grundgegenstand der Syntax wußten. Aber ich glaube, <das ist> nicht so. Ich glaube, daß die Linguisten und Syntaktiker nicht wußten, was der Gegenstand der Syntax ist. Daß man nicht eine einheitliche Satzdefinition zustande bringen konnte, heißt nicht automatisch, daß diese Wissenschaft nicht wußte, was der Gegenstand der Syntax ist. Ich erinnere mich, daß ein sehr berühmter Physiker von einem Studenten in einer Seminarsitzung gefragt wurde, was die Physik ist. Der berühmte Physiker konnte nicht sagen, was die Physik ist, aber er hat nicht <darauf> verzichtet zu antworten. Er sagte: „Ich kann nicht definieren, was die Physik ist. Aber ich kann sagen, daß ich, indem ich mich mit ihr beschäftige, treibe ich die Physik.“ Die Äußerung von einem Physiker hat für uns eine große Bedeutung, denke ich. Die von Chomsky zustande gebrachte generativistische Grammatik und linguistischen Forschungen haben viel geleistet, aber wir denken nicht, daß die generativistische Grammatik die allein und einzig mögliche, beste linguistische Methode ist. Trotzdem habe ich niemals gehört, daß Chomskys Schule und seine weiteren Theoriebildungen deshalb nicht wissenschaftlich relevant sind, weil seine Theorie die Grundeinheit der Syntax, also den Satz mechanistisch definiert hat. Deshalb möchte ich trotz meiner großen Anerkennung des heutigen Kolloquiums sagen, daß wir auf diesem Gebiet doch nicht zu weit gehen sollten. Die Syntax hat sehr viel zu tun, denke ich, und es wäre meines Erachtens sehr gut und sehr wichtig und sehr notwendig, wenn wir in der Zukunft mehr darauf Wert legen sollten, wie die Linguistik und wie die Syntax das alles am besten machen und treiben könnten, was die Syntax soviel zu tun hat.

HERINGER:

Die Zeit ist ziemlich weit fortgeschritten, wenn ich das richtig sehe. Ich

wollte vielleicht nur noch ganz kurz was sagen. Mir wird immer ein bißchen schwummerig, wenn mir mein Argumentationspartner Dinge entgegenhält als von mir gegenteilig impliziert oder ich hätte das Gegenteil davon gesagt, die ich dann auch glaube. Dann wird es mir immer komisch, weil das immer daraufhin deutet, daß da was schiefgelaufen ist. Und das waren viele dieser Sachen, die da gekommen sind. Ich würd' aber gerne doch vielleicht noch etwas explizieren: Ich bin nicht der Meinung, daß theoretische Aussagen erst irgendwo abgehoben oben anfangen, sondern ich hätte also so eine Erkenntnistheorie vertreten, daß eben diese sogenannten vorwissenschaftlichen Dinge, die über den Satz gesagt wurden und bekannt sind, natürlich auch in einem gewissen Sinne theoretische Dinge sind, vielleicht nicht so gute, nicht so haltbare unter bestimmten Kriterien, nicht so valide usw. Aber ich sehe das durchaus so, wenn man anfängt zu vergleichen, z.B. den Satzbegriff des Herrn XY auf der Straße mit irgendeiner Theorie, dann ist das auch ein theoretischer Vergleich. Und das andere, was mich wirklich ein bißchen erstaunt, ist, wie hier so kurzfristig alle möglichen Vergleiche als Argumente gebracht werden. Ich bin der Meinung, daß da viele 'category mistakes' sozusagen drohen. Also ich glaube, daß Sätze keine Schwäne sind, und ich glaube, daß sie auch keine Elektronen sind und so. Ich glaube, daß das alles ganz andere Sorten von Sachen sein könnten. Also ich bin nicht so sicher. Aber ich denke z.B. auch, selbst in einer empirischen, biologischen Theorie, wenn mir einer käme und würde sagen, „ich habe entdeckt, was ein Schwan ist“, dann würde ich sagen, „also hör' mal, man kann zwar neue Eigenschaften von Schwänen entdecken, ja“ – und in dem Sinne ist das mit den Sätzen genauso. Ich will jetzt nicht auf Kripke-Theorien eingehen usw. Es ist klar, es muß ja vorher irgendwo ein Fixpunkt dasein, wo ich anfangen, und ich muß irgendwas haben, wo ich sage, das ist jetzt ein Satz und das will ich untersuchen. Wobei ich, nebenbei gesagt, Herrn Lee in einem gewissen Sinne zustimme, ich glaube nicht, daß der eigentliche Gegenstand der Syntax der Satz ist. Ich glaube, es gibt andere Gegenstände, die man nicht so einfach nennen kann, die konsensfähiger sind, auch über die Grenzen syntaktischer Theorien hinaus und in dem Sinne kann man auch wirklich unheimlich gut diese großen Fortschritte machen, ohne zu wissen, was ein Satz ist. Also da würde ich dir auch zustimmen, daß eben genau das passiert ist. Und in dem Sinne ist das vielleicht auch nicht so wichtig, es ist nicht mal vielleicht so wichtig, daß man sich darüber einigt, was ein Satz ist und – CP? Okay.

Satztyp, Satzmodus und Illokution aus modularer Sicht

1. Das Problem

In der traditionellen Grammatik (siehe u.a. Duden (1984), Helbig/Buscha (1991), Grundzüge (1981)) wird zwischen mindestens fünf Satztypen oder Satzarten unterschieden: Aussagesatz, Fragesatz, Aufforderungssatz, Ausrufesatz (oder wie man ihn auch nennt Exklamativsatz) und Wunschsatz. Wie die Termini zeigen, handelt es sich dabei um eine funktionale und formale Klassifizierung von Sätzen zugleich, wobei die Funktion terminologisch die Hauptrolle zu spielen scheint. In der Forschung der letzten Jahre wird ein Versuch gemacht, diese beiden Aspekte oder Beschreibungsebenen mit Hilfe eines neuen Begriffs, des Begriffs des Satzmodus (zuweilen anders benannt), zu trennen (vgl. hierzu vor allem die Beiträge in Meibauer (1987) und in Studien zum Satzmodus I, II und III (1988; 1989); siehe auch Altmann (1990), Altmann/Batliner/Oppenrieder (1989), Brandt/Rosengren/Zimmermann (1989), Grewendorf/Zaefferer (demnächst), Motsch/Reis/Rosengren (1989), Motsch/Pasch (1987), Pasch (1989; 1990a, b). Der Satzmodus ist die semantische Vermittlungsinstanz zwischen den formalen Eigenschaften des Satztyps und seinem Sprechaktpotential. Über die Richtigkeit einer solchen grundlegenden modularen Herangehensweise ist man sich heute wohl prinzipiell einig. Dissens besteht jedoch in Bezug auf die Beantwortung folgender Fragen:

- (a) Welche Eigenschaften von Sätzen sind als Satztypmerkmale zu betrachten?
- (b) Wie viele und welche Satztypen gibt es?
- (c) Was genau ist unter dem Begriff des Satzmodus zu verstehen?
- (d) Haben alle Sätze einen Satzmodus?
- (e) Wie kommt man vom Satzmodus zur Illokution?

Die Beantwortung von (a) determiniert die Beantwortung von (b). Bei (c) geht es darum, ob der Satzmodus eine Sprechereinstellung oder möglicherweise ein einstellungsfreier Operator ist, und von der Beantwortung dieser Frage hängt wiederum ab (d), ob z.B. Nebensätze auch einen Satzmodus haben. Die Beantwortung der letzten Frage (e) ist besonders schwierig, weil wir mit ihr den vergleichsweise einigermaßen gut beschriebenen Bereich der Grammatik verlassen und uns in das unsichere und noch wenig erforschte Feld der Pragmatik hineinbegeben.

Ich werde mich im folgenden diesen fünf Fragen widmen – wobei ich auf die gemeinsamen Resultate des Programms „Sprache und Pragmatik“ zurückgreife (siehe hierzu die im Literaturverzeichnis aufgeführten Arbeitsberichte des Programms)¹ – und werde dafür argumentieren,

- (a) daß es nur drei grundlegende Satztypen gibt,
- (b) daß jeder Satz einen Satzmodus hat,
- (c) daß der Satzmodus einstellungsfrei ist, und
- (d) daß – folglich – die Einstellung erst auf der illokutiven Ebene hinzukommt.

2. Das Grammatik:Pragmatik-Verhältnis

Ehe ich mich dieser Aufgabe zuwende, will ich ein paar allgemeine Überlegungen zu dem Verhältnis zwischen Grammatik und Pragmatik vorausschicken: Ich lege die Annahme zugrunde, daß das Verhältnis zwischen Grammatik und Pragmatik modular ist (siehe hierzu ausführlicher Motsch/Reis/Rosengren (1989) und dort angeführte Literatur). Sie stehen in einem autonomen und zugleich interdependenten Verhältnis zueinander. Mit autonom soll gemeint sein, daß die beiden Module (möglicherweise Systeme von Modulen) eigenständige Kenntnissysteme sind, d.h. gekennzeichnet sind durch je eigene Prinzipien, Einheiten und Regeln, die sich nicht auf die Prinzipien, Einheiten und Regeln des jeweiligen anderen Moduls reduzieren lassen. Mit interdependent soll gemeint sein, daß die pragmatischen Funktionen durch die Outputeinheiten der Grammatik realisiert werden, diese Outputeinheiten ihrerseits aber nur als pragmatische Einheiten aktualisiert werden können. Es gibt also keine Pragmatik ohne Grammatik. Andererseits ist die Grammatik eine Service-Instanz für die kommunikativen Aufgaben, die in der Pragmatik definiert werden.

Während die Grammatik sicherlich die Repräsentationsebenen oder Komponenten Syntax, Semantik, Phonologie und Lexikon umfaßt, die ihrerseits in einem systematischen Verhältnis zueinander stehen, ist die Gliederung der Pragmatik noch weitgehend ungeklärt. Hier soll jedoch davon ausgegangen werden, daß die Pragmatik zumindest über ein Illokutionssystem (-modul) verfügt, das in einem systematischen Verhältnis zu dem Satz als Output der Grammatik steht.

¹ Nach Abschluß des vorliegenden Beitrags ist noch ein größerer Aufsatz im Rahmen des Programms entstanden: Brandt/Reis/Rosengren/Zimmermann (1992). In diesem Aufsatz werden die hier vorgetragenen Grundgedanken weiter entwickelt und theoretisch untermauert. Zu Einzelproblemen siehe Fries (1992), Rehbock (1992a,b), Reis (1992), Rosengren (1992a).

Auf diesem Hintergrund ist der Satz ein lexikalisch spezifiziertes Gebilde mit einer syntaktischen, semantischen und phonologischen Struktur, das losgelöst von der Äußerungssituation nur eine grammatisch determinierte Bedeutung hat. Diese legt ein kommunikatives Potential fest, aus dem im Augenblick der Äußerung eine der möglichen Anwendungen herausgegriffen wird, wobei der Satz auf einen Sachverhalt bezogen wird und eine Äußerungsbedeutung erhält (siehe Bierwisch 1979; 1980). Darüber hinaus wird mit der Äußerung ein Interaktionsziel verfolgt (ein illokutiver Akt vollzogen).

3. Zum Begriff des Satztyps

3.1. Bisher wurde nur ganz allgemein vom Satz und seinem kommunikativen Potential gesprochen. Die in diesem Zusammenhang sich stellende Frage ist nun, welche phonologischen, syntaktischen und semantischen Eigenschaften des Satzes für seine illokutive Funktion zuständig sind. In diesem Abschnitt soll vorerst untersucht werden, ob es überhaupt möglich ist, Satztypen konsistent zu definieren, und gegebenenfalls, welche Kriterien für eine solche Definition relevant sind. Auf der Suche nach Kriterien fallen uns Stellung des Verbs, der Verbmodus und die Füllung des eventuell existierenden Vorfelds mit einer XP-Phrase ($\pm w$ -Phrase) ein. Folgende Fragen stellen sich:

- (a) Können wir mit diesen an der Oberfläche sichtbaren Eigenschaften von Sätzen einzelne Satztypen unterscheiden?
- (b) Ist die eventuell mögliche Klassifizierung intuitiv überzeugend, bzw. expliziert sie die in der traditionellen Grammatik unterstellte Beziehung zwischen Form und Funktion?

Unsere traditionelle grammatische Schulung beeinflusst sicherlich die Erwartungen, die wir bezüglich einer Satztypologie haben. Vielleicht spiegelt die Tradition aber auch die Sprachkompetenz. Wie dem auch sei: Die folgenden Beispiele (Verb-erst-, Verb-zweit- und selbständig gebrauchte Verb-letzt-Sätze) geben uns nicht viel Hoffnung, daß wir mit oberflächenstrukturellen Kriterien eine intuitiv überzeugende Satztypologie erstellen können:

- (1) *Ein Mann kam zur Tür herein.*
- (2) *Kam ein Mann zur Tür herein./?*
- (3) *Kommt der morgen?*
- (4) *Der kommt morgen?*
- (5) *Der zieht sich (doch) komisch an.*
- (6) *Der zieht sich (aber/vielleicht) komisch an!*
- (7) *Zieht der sich (aber/vielleicht/*doch) komisch an!*

- (8) *Daß du ja dort wegbleibst!*
- (9) *Daß der dort wegbleibt!*
- (10) *Wen der alles kennt!*
- (11) *Wen kennt der alles (nicht)?*
- (12) *Wen kennt der nicht alles!*
- (13) *Wen der nicht alles kennt!*
- (14) *Komm doch her!*
- (15) *Kommen Sie doch her!*
- (16) *Das Buch lassen Sie bitte liegen!*

Die Beispiele zeigen, daß Oberflächenkriterien wie Verbstellung, Verbmodus, Vorfeld mit XP-Phrase ($\pm w$ -Phrase) eine merkwürdige Klassifizierung ergeben, die zumindest nicht mit der traditionellen Grammatik übereinstimmt. So gibt es Deklarativsätze mit Verb-erst, die sich oberflächenstrukturell nicht von Entscheidungsinterrogativsätzen (E-IS) und den sogenannten Exklamativsätzen unterscheiden lassen ((2)-(3), (7)). Der w-IS (11) scheint durch die satzinitiale w-Phrase enger mit den durch w-Phrasen eingeleiteten Exklamativsätzen (10), (12)-(13) zusammenzugehören als mit dem E-IS (3). Die Exklamativsätze (6)-(7), (9)-(10), (12)-(13) ihrerseits bilden gar keine eigene formale Klasse. Jeder Strukturtyp kommt auch als Exklamativsatz vor. Zwar hat der Imperativsatz – zumindest im prototypischen Fall (14) – eine eigene Verbform, was öfter dazu geführt hat, daß man die Satztypen mit Hilfe des Merkmals $\pm \text{imp}$ in zwei Gruppen unterteilt (siehe u.a. Rosengren (1988a)). Eine solche Untergliederung der Satztypen bedeutet aber, daß man den Deklarativsatz und den Interrogativsatz negativ als nicht-imperativisch definiert, was merkwürdig anmutet.

Wenn wir vorläufig vom sogenannten Exklamativsatz absehen (siehe hierzu Rosengren (1992a)), kann man auch nicht durch Hinzunahme des Tonmusters eine eindeutige und überzeugende Klassifizierung erhalten. Zwar ist der steigende Tonverlauf prototypisch für den E-IS. Nicht jeder E-IS wird aber mit steigender Intonation gesprochen. Der w-IS weist seinerseits auch nicht immer fallende Intonation auf. Unklar ist übrigens auch die Einordnung des Assertionsfragesatzes (4), der steigende Intonation verlangt. Die Intonation hilft uns gewiß bei der Disambiguierung der Sätze nach Satztypen, sie ist aber als Definitionsmerkmal weder notwendig noch hinreichend.

Auch die Distribution der Modalpartikeln ist kein zuverlässiges Kriterium, weil es sich nur um eine hohe, aber keine durchgängige Korrelation zwischen Satztyp und Modalpartikelselektion handelt und die Modalpartikeln darüber hinaus nur selten obligatorisch sind.

Irgendwie scheinen wir also nicht auf dem richtigen Weg zu sein, wenn wir versuchen, die Satztypen mit Hilfe von oberflächenstrukturellen Eigenschaften wie Verbstellung, Besetzung des Vorfelds und Intonation zu definieren. Daß eine nach diesen Kriterien vorgenommene Klassifizierung nicht mit der traditionellen Einteilung übereinstimmt, wäre an sich nicht ausschlaggebend. Sie ist aber darüber hinaus inkonsistent und ad hoc.

In dieser Situation bleiben eigentlich nur zwei Möglichkeiten:

- (a) Es gibt gar keine syntaktischen Satztypen im traditionellen Sinn, sondern nur Satzmodi, die mit bestimmten Oberflächenmerkmal-konfigurationen korrelieren.
- (b) Die Sätze weisen auf einer tieferen Ebene syntaktische Merkmale auf, die die Oberflächenstrukturen determinieren und die Träger der Satzmodi sind.

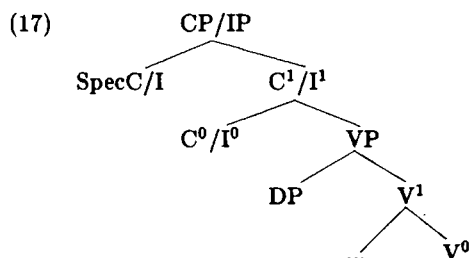
Für jede dieser Thesen gibt es Vertreter. Welche Konsequenzen die erste These hat, wird erst richtig deutlich, wenn man versucht, sie theoretisch auszubuchstabieren und empirisch zu prüfen. Ein solches ausbuchstabiertes Modell hat für den Bereich des w-IS Pasch (1991) entworfen. Wie Reis (1991b) zeigt, läßt sich jedoch eine Reihe von Einwänden gegen eine solche Lösung vorbringen, die zusammengekommen zeigen, daß dieser Weg vermutlich nicht zum Ziel führen kann. Bleibt noch der zweite Weg, den ich im folgenden gehen werde.

3.2. Ich werde also zu zeigen versuchen, daß die These (b) sich erhärten läßt, wobei sich auch herausstellen wird, daß die traditionelle Klassifizierung nicht ad hoc ist, auch wenn sie mehr Satztypen als nötig ansetzt. Da es sich – wenn die These richtig ist – bei den Satztypen um tieferliegende Eigenschaften als die besprochenen oberflächenstrukturellen (\pm Vorfeld mit \pm w-Phrase, Verbmodus und Tonmuster) handelt, brauchen wir eine Theorie, die mit mehreren syntaktischen Ebenen rechnet und uns damit eine tiefer liegende Ebene bereitstellt, auf der die Satztypen festgelegt werden können. Eine solche Theorie ist die Rektions- und Bindungs-Theorie (GB-Theorie, Chomsky 1981; 1986). Damit soll nicht behauptet werden, daß es nicht auch andere Theorien gäbe, die Ähnliches leisten könnten. Meines Wissens gibt es aber keine andere Theorie, die gerade in dem hier aktuellen Bereich so detailliert ausgearbeitet ist.

Worin liegen nun dann also die Vorteile der GB? Die Antwort lautet: Mit der Unterscheidung einerseits zwischen mehreren syntaktischen Repräsentationsebenen, vor allem zwischen D- und S-Struktur, andererseits zwischen funktionalen und lexikalischen Köpfen (siehe hierzu Fukui (1986), Abney (1987), Zimmermann (1990)) gibt sie uns ein Instrumen-

tarium an die Hand, das für die Definition und Erklärung der Satztypen besonders gut geeignet ist.

Auf der D-Struktur-Ebene erlaubt sie uns, eine für alle Sätze einheitliche Struktur anzusetzen und die oberflächenstrukturellen Eigenschaften aus der unterschiedlichen Besetzung der Köpfe und Spec-Positionen abzuleiten. Damit können wir einerseits der intuitiv empfundenen Verwandtschaft zwischen bestimmten „Satztypen“ Rechnung tragen, andererseits den oben bemerkten oberflächenstrukturellen Zusammenfall zwischen Satztypen als strukturelle Homonymie erklären. Die D-Struktur des Satzes sieht folgendermaßen aus:



Der Einfachheit halber wird von einer einheitlichen CP/IP-Struktur mit C⁰/I⁰ links von VP ausgegangen und an dieser Stelle keine Diskussion darüber geführt, ob jeder deutsche Satz tatsächlich einen CP-Knoten aufweist (zu dieser Frage, siehe u.a. Reis (1985), Stechow/Sternefeld (1988), Reis/Rosengren (1991c) und Brandt/Reis/Rosengren/Zimmermann (1992)). Andeutungsweise soll nur darauf hingewiesen werden, daß es sich um die alte Diskussion handelt, inwiefern Verb-erst/Verb-zweit-Sätze I-Projektionen und Verb-letzt-Sätze C-Projektionen sind.

C und I sind funktionale Köpfe. Die Spec-Position ist – wie allgemein angenommen – optional. Wenn die SpecC-Position vorliegt, können XP-Phrasen durch w-Bewegung dorthin bewegt werden. Die Bewegung des Verbs nach C⁰/I⁰ ergibt Verb-erst- und Verb-zweit-Sätze. Wenn das Verb in situ bleibt, erhalten wir Verb-letzt-Sätze. Die sich so ergebenden Strukturtypen entsprechen jedoch nicht den gesuchten Satztypen. Die Verb-Bewegung korreliert mit der Einbettbarkeit des Satzes – was eine ganz andere Unterteilung der Sätze ergibt als die gesuchte – und die ±Existenz der SpecC-Position scheint eher eine Einteilung von Subtypen innerhalb der grundlegenden Satztypen Deklarativsatz und Interrogativsatz zu ergeben.

Um Satztypen zu definieren, brauchen wir über die CP/IP-Struktur hinaus also Merkmale, die uns die Haupttypen liefern. Hier sind die funktionalen Köpfe von Interesse. Es soll angenommen werden, daß die Satztypmerkmale im obersten funktionalen Kopf sitzen.

Ausgehend von diesen Annahmen, gibt es keinen Grund, Verb-letzt-Sätze aus einer Satztypologie auszuschließen, da sie prinzipiell dieselbe D-Struktur aufweisen wie die Verb-erst- und Verb-zweit-Sätze. Es soll deshalb angenommen werden, daß sie sich hinsichtlich des Satztyps nicht von dem entsprechenden Verb-erst- und Verb-zweit-Satz unterscheiden. Dies gilt auch für Adverbialsätze, die als PPs zu betrachten sind, wobei die Präposition eine CP selegiert (Steube 1987; 1990a). Im folgenden soll jedoch nicht weiter auf diesen Typ eingegangen werden.

Die Frage stellt sich nun, um welche Art von Merkmalen es sich bei der Auszeichnung der Satztypen handelt. Hier lohnt es sich, den w-IS zu betrachten. Wenn sich zeigen läßt, daß man für den w-IS ein unabhängig gerechtfertigtes Merkmal braucht (siehe hierzu Reis/Rosengren (1991a)), das sich auch als Satztypmerkmal eignen würde, wäre dies nicht nur ein gutes Argument, Satztypmerkmale anzusetzen, sondern auch ein Grund, bei einer Satztypologie von genau diesem Merkmal auszugehen.

Für den w-IS ist konstitutiv, daß er mindestens eine interrogative w-Phrase enthält, die Skopus über die dem w-IS entsprechende Proposition hat. Zu den Definitionsmerkmalen des w-IS gehört also nicht nur die interrogative w-Phrase, die sich strukturell und semantisch von den indefiniten w-Phrasen unterscheidet, sondern auch die Markierung der Skopusdomäne. Im Standardfall bedeutet dies, daß die w-Phrase Skopus über den Gesamtsatz hat, den sie einleitet. Wenn dies immer der Fall wäre, brauchten wir zumindest fürs Deutsche kein weiteres Merkmal, um die Skopusdomäne anzuzeigen und man könnte alle Sätze, die durch eine interrogative w-Phrase eingeleitet sind, als w-Interrogativsätze verbuchen.

So einfach ist es aber nicht: Im Deutschen gibt es Fälle, wo die w-Phrase nicht in Initialstellung steht und trotzdem Skopus über den Gesamtsatz hat, der dann der eigentliche Interrogativsatz ist, und umgekehrt Fälle, wo sie in Initialstellung steht und trotzdem keinen Skopus über den Gesamtsatz hat, den sie einleitet. Der einfachste Fall ist hier die multiple Frage:

(18) *Wem hat Peter was wohin getragen?*

In diesem Satz haben alle w-Phrasen dieselbe Skopusdomäne wie die satzeinleitende. Hier könnte man immer noch sagen, daß die erste w-

Phrase die Skopusdomäne auch aller anderen Phrasen markiert.

Ein schwierigerer Fall ist die *was*-Konstruktion:

(19) *Was meinte er, wen wir anrufen sollten?*

Offensichtlich hat *was* hier keine andere Funktion als den Anfang der Skopusdomäne der *w*-Phrase in dem eingebetteten Satz zu kennzeichnen. Die Frage stellt sich, welchen Status dieses *was* hat. Ohne auf dieses schwierige Problem näher einzugehen, können wir immerhin feststellen, daß *was* keine gewöhnliche Interrogativphrase des Matrixsatzes ist, wie das folgende Beispiel zeigt:

(20) **Wer meinte was, wen wir anrufen sollten?*

Wenn *was* eine ganz gewöhnliche *was*-Phrase wäre, müßte sie in einer multiplen *w*-Frage in situ stehen können. Das kann sie aber nicht. Ein weiteres Indiz für die Sonderstellung von *was* ist die Position der relevanten *w*-Phrase in (19). Sie steht zwar in Initialstellung, aber in der Anfangsposition des eingebetteten Satzes, der jedoch ihre Skopusdomäne weder ist noch sein kann, da er kein Interrogativsatz ist, wie der folgende Satz zeigt:

(21) **Er meinte, wen wir anrufen sollten.*

Verben wie *meinen* sind nicht subkategorisiert für Interrogativsätze. Die *w*-Phrase in (19) bleibt mit anderen Worten in einer Zwischenlandeposition (SpecC/I) stehen.

Als Vergleich kann der folgende Satz dienen:

(22) *Wem sagte er, wen wir anrufen sollten?*

In diesem Satz hat die erste *w*-Phrase Skopus über den Gesamtsatz und die zweite Skopus über den eingebetteten Satz. Die Phrasen haben also einen Skopus, der mit ihrer Position in Übereinstimmung steht.

Während die *w*-Phrase in (19) in einer Zwischenlandeposition stehen bleibt und trotzdem Skopus über den Gesamtsatz hat, hat die *w*-Phrase in (23) trotz ihrer Position am Satzanfang nur Skopus über den eingebetteten Satz:

(23) *Wieviel schätz mal, daß das Kleid gekostet hat!*

In (23) liegt eindeutig ein Imperativsatz vor.² Die interrogative *w*-Phrase steht also in einer Position, die kein +*w* enthalten kann, und sie hat Skopus über einen Satz, in dem sie nicht steht. Dieser Skopus muß irgend-

² Imperativsätze dieses Typs treten vor allem in süddeutschen Dialekten auf.

wie ausgezeichnet werden. Es ist sinnvoll, anzunehmen, daß dies durch +w in der Spec-Position des eingebetteten Satzes geschieht (siehe hierzu Reis/Rosengren (1991a, c)).

Man kann also durch die Position der w-Phrase die Skopusdomäne nicht definieren, nicht einmal dann, wenn man davon ausgeht, daß die Phrase sich von anderen w-Phrasen strukturell und semantisch unterscheidet.

Ein Ausweg aus diesem Dilemma könnte eventuell die Logische Form (LF) sein. Aber LF kann w-Phrasen nicht vor bzw. zurück in die Skopusposition bewegen, wenn LF nicht weiß, wohin bewegt werden soll. Natürlich könnte man LF mit einer deskriptiven Liste über alle Satzstrukturmöglichkeiten versehen und dadurch richtige Skopuszuweisungen erzwingen. Eine solche Liste wäre aber sicher nicht beschreibungsadäquat, sondern einfach ad hoc.

Viel einfacher ist es deshalb, mit der Standardtheorie anzunehmen, daß schon in der Syntax ein +w-Merkmal eindeutig anzeigt, von wo aus es sich um einen Interrogativsatz handelt, oder anders ausgedrückt, *was* die Skopusdomäne der interrogativen w-Phrase(n) ist. Dieses +w steht in der Spec-Position (siehe Brandt/Rosengren/Zimmermann (1989) und Reis/Rosengren (1991a)) des betreffenden Satzes. Mit dem Merkmal +w in der Anfangsposition der Skopusdomäne kann man dann erklären, daß eine Operatorphrase wie die interrogative w-Phrase, die selbst ein +w aufweist, in diese Position geht. Die Existenz eines solchen Merkmals in der Spec-Position des Matrixsatzes erklärt einerseits die Funktion von *was* in (19); seine Nicht-Existenz in der entsprechenden SpecC-Position in (23) erklärt andererseits, daß die w-Phrase nicht Skopus über den Gesamtsatz hat.

Wir brauchen also +w, um den Skopusbereich der w-Phrase festzulegen. Ein Satz mit einem +w ist immer zugleich auch ein Interrogativsatz. Wir können deshalb das Merkmal auch als Satztypmerkmal betrachten, das zusammen mit der +w-Phrase den w-IS als einen Interrogativsatztyp definiert. Jeder Satz mit +w in der satzinitialen Position ist also per definitionem ein Interrogativsatz.

Wenn wir nun mit +w den w-IS definieren, stellt sich natürlich die Frage, ob es entsprechende Gründe gibt, auch für den E-IS ein +w anzusetzen, das dann den gewünschten Zusammenhang zwischen den beiden Interrogativsätzen abgäbe. In Brandt/Rosengren/Zimmermann (1989) und Reis/Rosengren (1991a) wurde dies angenommen. Ein erster Grund für eine solche Annahme sind die Subkategorisierungsverhältnisse:

(24) *Ich weiß nicht, ob er ihn gesehen hat.*

(25) *Ich weiß nicht, wen er gesehen hat.*

Daß dieselben Matrixprädikate im Regelfall sowohl w-IS als auch E-IS einbetten, erklärt sich am leichtesten dadurch, daß sie für +w subkategorisiert sind. Entsprechend sind sie „Inseln“ für lange Bewegung:

(26) **Wohin weiß Peter, mit wem Hans gereist ist.*

(27) **Wohin weiß Peter, ob Hans gereist ist.*

Die +w-Phrase kann in beiden Fällen nicht aus dem eingebetteten Interrogativsatz herausbewegt werden, wie dies beim entsprechenden eingebetteten *daß*-Satz möglich ist.

Ein weiterer Grund, auch für E-IS +w anzunehmen, sind die Verb-erst-Deklarativsätze (vgl. (2)). Sicher handelt es sich beim Verb-erst-Deklarativsatz nicht um eine Vorfeldellipse, wie die folgenden Beispiele zeigen:

(28) *Plötzlich kam da ein Mann zur Tür herein.*

(29) *Kam da plötzlich ein Mann zur Tür herein.*

In (29) fehlt kein Satzglied. Der Satz könnte oberflächenstrukturell ebensogut ein E-IS sein oder anders ausgedrückt: der E-IS und der Verb-erst-Deklarativsatz sind oberflächenstrukturell homonym. Die strukturelle Homonymie kann nun dadurch expliziert werden, daß wir die beiden Sätze auf je unterschiedliche D-Strukturen zurückführen, wobei der Interrogativsatz das Merkmal +w bekommt. Damit haben wir aber auch die Brücke geschlagen, die die beiden Interrogativsätze verbindet: nicht die Struktur als solche, sondern das +w-Merkmal ist das Verbindungsglied.

Wir haben aber darüber hinaus auch die Tür für eine Merkmalcharakterisierung des Deklarativsatzes geöffnet. Wenn die Interrogativsätze +w haben, scheint die Annahme nahezuliegen, daß der Deklarativsatz -w hat. Der Unterschied zwischen dem E-IS und dem Verb-erst-Deklarativsatz wäre dann ein Unterschied zwischen +w und -w. Der Unterschied zwischen einem Verb-erst- und einem Verb-zweit-Deklarativsatz wäre wiederum die Existenz/Nicht-Existenz einer SpecC/I-Position. Dies zeigt nochmals deutlich, daß die Existenz/Nicht-Existenz dieser Position verglichen mit dem $\pm w$ -Merkmal eine untergeordnete Rolle spielt. Sie kommt erst bei der Subklassifizierung von Satztypen unterhalb der Haupttypen zum Tragen.

Die Konstellation von $\pm w$ beim Deklarativ- und Interrogativsatz sieht demnach folgendermaßen aus:

- (30) V-zweit + V-letzt-Dekl.satz: $\begin{matrix} [\text{CP}/\text{IP} \text{ SpecC/I} & [\text{C}^1/\text{I}^1 \text{ C}^0/\text{I}^0 \text{ [...]]} \\ -w & -w \end{matrix}$
- (31) V-erst-Dekl.satz: $\begin{matrix} [\text{C}^1/\text{I}^1 \text{ C}^0/\text{I}^0 \text{ [...]}] \\ -w \end{matrix}$
- (32) V-zweit + V-letzt-w-IS: $\begin{matrix} [\text{CP}/\text{IP} \text{ SpecC/I} & [\text{C}^1/\text{I}^1 \text{ C}^0/\text{I}^0 \text{ [...]]} \\ +w & -w \end{matrix}$
- (33) V-erst + V-letzt-E-IS: $\begin{matrix} [\text{C}^1/\text{I}^1 \text{ C}^0/\text{I}^0 \text{ [...]}] \\ +w \end{matrix}$

Zu diskutieren wäre hier, weshalb der w-IS -w in der Kopfposition hat. Möglich wäre auch +w. Welche These hier die beste ist, kann im Rahmen dieses Beitrags nicht diskutiert werden. Es soll jedoch darauf hingewiesen werden, daß -w am besten mit der Tatsache korreliert, daß z.B. im Bairischen im Verb-letzt-Satz in dieser Position nur *daß* möglich ist:

- (34) *Sag mir, wen du kennst.*

Der Unterschied zwischen dem Verb-zweit-/Verb-erst-Satz und dem Verb-letzt-Satz liegt also nicht in der Merkmalcharakterisierung, sondern in der lexikalischen Besetzung der C⁰/I⁰-Position.

Was nun aber mit dem Imperativsatz? Er ist bisher in der GB-Literatur vernachlässigt worden. Offensichtlich hat er im Deutschen ein optionales Vorfeld (siehe (16) oben). Diese Position wird beim Imperativsatz nur im markierten Fall besetzt. Darin unterscheidet er sich vom Verbzweit-Deklarativsatz. Er kommt auch nicht eingebettet bzw. mit Verbletz vor. Es wäre nun logisch, wenn die Eigenart des Imperativsatzes gegenüber den beiden bisher identifizierten Satztypen einerseits strukturell (z.B. durch das Fehlen eines C⁰-Kopfes, was die Nicht-Einbettbarkeit erklären könnte), andererseits durch ein ganz anderes Merkmal definiert würde, so daß wir der näheren Verwandtschaft zwischen dem Deklarativsatz und dem Interrogativsatz gegenüber dem Imperativsatz Genüge tun und zugleich den Imperativsatz positiv definieren könnten. Der Imperativsatz unterscheidet sich von den beiden anderen Satztypen dadurch, daß er durch einen eigenen Verbmodus gekennzeichnet ist. Der Verbmodus Imperativ hat also hier eine andere Funktion als die Verbmodi Indikativ/Konjunktiv bei den anderen Satztypen oder anders ausgedrückt: der Imperativsatz setzt sich durch die Korrelation zwischen Satztyp und Verbmodus von den beiden anderen Satztypen systematisch ab. Seine Einordnung in ein auf GB-Hintergrund aufgebautes Satztypmodell ist

eine schwierige Aufgabe, die im Rahmen dieses Beitrags nicht gelöst werden kann. Siehe hierzu jedoch Rosengren (1992c).

Mit dem obigen Instrumentarium können wir die drei traditionell auseinandergehaltenen Satztypen, den Deklarativsatz, die beiden Interrogativsätze und den Imperativsatz, unterscheiden und zugleich ihren Verwandtschaftsgrad explizieren. Da das Merkmalpaar $\pm w$ hierbei eine entscheidende Rolle spielt, sollen noch einige Überlegungen zu seinem Status angefügt werden.

Ausgehend vom w-IS wurde oben gezeigt, daß die Annahme des Merkmals $+w$ Ordnung in die sonst ad hoc erscheinenden Skopusverhältnisse bringt. Das Merkmal $+w$ wurde also vorerst nicht mit Hilfe von satztypologischen Argumenten begründet. Seine Position am Satzanfang und sein Bezug zu der $+w$ -Phrase – bzw. deren Initialstellung – gibt jedoch Anlaß zu der Überlegung, ob es sich nicht tatsächlich primär um ein Satztypmerkmal handelt, das – außer Satztypmerkmal zu sein – auch für die Skopuszuweisung verantwortlich ist, indem es im w-IS mit einer interrogativen w-Phrase mit demselben Merkmal systematisch korreliert. Das deutlichste Zeichen für einen Zusammenhang zwischen dem Satztypmerkmal $+w$ und der interrogativen w-Phrase ist natürlich die obligatorische Initialstellung der w-Phrase im Standardfall. Möglicherweise könnte dies so generalisiert werden, daß die beiden Merkmale $\pm w$ zwei Haupttypen oder Grundtypen von Sätzen definieren, die sich wieder durch die Existenz bzw. Nicht-Existenz einer mit dem Satztypmerkmal korrespondierenden Phrase in Subtypen untergliedern lassen. Die zur Diskussion stehenden Phrasen sind also sozusagen satztyprelevante Operatorphrasen, was ihre Sonderstellung gegenüber anderen Operatorphrasen (siehe hierzu Reis/Rosengren (1991c)) erklären könnte.

2.3. Bisher wurden nur drei grundlegende Satztypen (mit jeweiligen Subtypen) unterschieden. Die nächste Frage, die zu beantworten ist, ist die folgende: Gibt es – wie die traditionelle Grammatik meint – noch weitere Satztypen? Kandidaten sind hier der Echo-w-Satz, der sogenannte Exklamativsatz und der Wunschsatz. Zu diesen Typen ist schon viel geschrieben worden. Hier kann nur kurz angedeutet werden, wie die Antwort im Rahmen des dargestellten Modells aussieht.

Wie Reis (1991a; 1992) zeigt, gibt es keinen eigenständigen Echo-w-Satz. „Echo-w-Sätze“ sind Deklarativsätze, Interrogativsätze oder Imperativsätze mit einer hauptbetonten $+w$ -Phrase, die nicht Skopus über den Gesamtsatz hat.

(35) *Er hat WEN gesehen?*

(36) *WEM hat er ein Buch geschenkt?*

- (37) *Wem hat er WAS geschenkt?*
 (38) *Hat er ihn WO getroffen?*
 (39) *Laß WAS liegen?*

Dabei kann die +w-Phrase prinzipiell sowohl in situ als auch am Satz-anfang stehen. Die einzige Restriktion bezüglich der Position folgt genau aus der Annahme, daß der Echo-w-Satz kein eigener Satztyp ist: Ein selbständiger Satz mit einer hauptbetonten satzinitialen +w-Phrase kann selbstredend nur dann als Echo-w-Satz interpretiert werden, wenn er kein w-IS ist – wenn er also kein +w in SpecC aufweist. Denn +w in der SpecC-Position erzwingt die Bewegung einer +w-Phrase, die Skopus über den Gesamtsatz hat, in die satzinitiale Position, und die Kombination aus +w und satzinitialer Stellung einer +w-Phrase ergibt deshalb auch immer einen w-IS. Die Oberflächenstruktur eines Satzes wie (36) ist also strukturell homonym: es handelt sich entweder um einen w-IS mit einer +w-Phrase, die Skopus über den Gesamtsatz hat, oder um einen Echo-w-Satz mit -w in der satzinitialen Position, dessen w-Phrase folglich keinen Skopus über den Gesamtsatz hat. Die empirischen Daten bestätigen diese Hypothese (siehe Reis 1991a; 1992)).

Beim Exklamativsatz verhält es sich entsprechend. Immer wieder – zuletzt von Fries (1988) und Rosengren (1992a) – ist auf die Tatsache hingewiesen worden, daß anscheinend jeder Satzstrukturtyp (Verb-erst-/Verb-zweit-/Verb-letzt-Satz mit und ohne einleitende w-Phrase) exklamativ verwendet werden kann. Aus Platzgründen wird hier auf Rosengren (1992a) verwiesen, wo ausführlich dafür argumentiert wird, daß exklamative Äußerungen immer entweder Deklarativsätze oder Interrogativsätze sind und daß es sich dabei um ein systematisches Zusammenwirken zwischen Satztyp und weiteren charakteristischen (propositionalen und prosodischen) Eigenschaften der Sätze handelt. Folgende Sätze können/müssen bzw. können nicht (*) exklamativ interpretiert werden:

- (40) *Die ist vielleicht/aber schön!*
 (41) *Ist die vielleicht/aber schön!*
 (42) *Hab ich aber Hunger!*
 (43) *Bist du vielleicht gewachsen!*
 (44) *Daß die so schön ist!*
 (45) *Wie schön die doch ist!*
 (46) *Wie die doch schön ist!*
 (47) *Was ist die doch schön!*
 (48) **Was schön die doch ist!*
 (49) *Wen die alles kennt!*
 (50) **Wen kennt die alles!*
 (51) *Ist die (*aber) nicht schön!*

- (52) *Ist die (*aber) nicht gewachsen!*
 (53) **Hab ich nicht Hunger!*
 (54) **Bist du nicht gewachsen!*
 (55) *Wen die nicht alles kennt!*
 (56) *Wen kennt die nicht alles!*

In (40)-(50) handelt es sich um Deklarativsätze mit und ohne w-Phrase, in (51)-(56) um Interrogativsätze sowohl vom Typ E-IS als auch vom Typ w-IS. Die Interrogativsätze enthalten die Negation *nicht* und sind nur über eine „rhetorische“ Uminterpretation exklamativ interpretierbar. Der Unterschied zwischen dem exklamativen Deklarativsatz und dem E-IS wird auch in der unterschiedlichen Modalpartikelsektion deutlich. Weiter sind bestimmte propositionale Gehalte nur beim Deklarativsatz möglich ((42)-(43)). Es gibt also keinen Grund, einen eigenständigen Exklamativsatztyp anzusetzen. Es handelt sich genau genommen um eine besondere Anwendung von Deklarativsätzen und Interrogativsätzen, also letztendlich um eine pragmatische Kategorie. Die Analyse erklärt nun auch die Zwischenstellung, die dieser Satztyp in den meisten Grammatiken einnimmt: einerseits wird ein exklamativer Satztyp (Ausrufesatz) gewöhnlicherweise angesetzt, andererseits wird auf die nahe Verwandtschaft dieses Satztyps mit dem Deklarativsatz und zuweilen auch mit dem Interrogativsatz hingewiesen.

Auf den Wunschsatz werde ich nicht eingehen können. Wie schon in Brandt/Rosengren/Zimmermann (1989) vorgeschlagen, bin ich der Meinung, daß es sich auch hier nicht um einen eigenständigen Satztyp handelt, sondern um den Deklarativsatz, der seine bestimmte Funktion durch weitere Spezifizierung erhält.

4. Zum Begriff des Satzmodus

In Abschnitt 3 sollte gezeigt werden, daß eine modular orientierte Syntaxtheorie wie die GB nicht nur die Unterschiede, sondern auch die Übereinstimmungen zwischen den schon traditionell angesetzten Satztypen konsistent zu beschreiben erlaubt. In diesem Abschnitt soll nun der Frage nachgegangen werden, was man auf diesem Hintergrund sinnvollerweise unter Satzmodus verstehen kann.

Die bisher allgemein vorkommende Annahme ist die, daß der Satztyp eine Sprechereinstellung wiedergibt. Ein Versuch, diese Hypothese zu erhärten, findet sich bei Pasch (1990a, b). Sie definiert den Begriff des Satzmodus als „aktuelle ausgedrückte Sprechereinstellung zu einem vom Satz bezeichneten Sachverhalt“. Wie Pasch selbst feststellt, zwingt die Hypothese u.a. zu der weiteren Annahme, daß nur selbständige

Verb-erst- und Verb-zweit-Sätze einen Satzmodus haben. Eingebettete Verb-letzt-Sätze drücken offensichtlich keine Sprechereinstellung aus und können deshalb auch keinen Satzmodus haben. Dies gilt dann konsequenterweise auch für syntaktisch selbständig verwendete Verb-letzt-Sätze. Diese notwendige Konsequenz sollte eigentlich schon genügen, um Zweifel an der Definition des Satzmodus als Sprechereinstellung aufkommen zu lassen. Denn wie kann man erklären, daß die Sprechereinstellung einmal zur grammatisch determinierten Bedeutung des Satzes gehört, ein andermal – beim selbständig verwendeten Verb-letzt-Satz – erst auf der kommunikativen Ebene hinzutritt? In unserem Modell, wo die Satztypen auf der D-Struktur-Ebene definiert werden, kann man natürlich dem Verb-letzt-Satz den Satzmodus nicht absprechen. Wenn der Verb-letzt-Satz aber auch einen Satzmodus hat, kann der Satzmodus nicht eine Sprechereinstellung sein.

Vor diesem Hintergrund muß untersucht werden, ob man mit einem einstellungsfreien Satzmodusbegriff besser zu Rande kommt. Ein solcher Vorschlag wurde in Brandt/Rosengren/Zimmermann (1989) ausgearbeitet. Der theoretische Rahmen für diesen Vorschlag ist das von Bierwisch (1988) entwickelte kategoriale Semantikmodell. Auf Bierwisch (1988) aufbauend, soll angenommen werden, daß ein Verb im Lexikon nicht nur Argumentstellen für valenzabhängige Argumente bereitstellt, sondern auch eine referentielle Argumentstelle eröffnet, die im Satz durch die Bedeutung eines funktionalen Kopfes gebunden werden muß. Über diese referentielle Argumentstelle wird also der lexikalische Kopf mit dem funktionalen Kopf kompositionell verbunden und die virtuelle Referenz des propositionalen Gehalts des Satzes garantiert. Zugleich wird die Grundlage für die einzelnen Satztypen geschaffen. Jeder Satz weist also eine Struktur mit einer gebundenen referentiellen Argumentstelle auf. Darüber hinaus enthält er aber weitere Merkmale, die ihn bezüglich des Satztyps spezifizieren. Das bedeutet, daß wir von einer homomorphen Abbildung der Syntax auf die Semantik ausgehen und deshalb auch drei den drei Satztypen entsprechende Satzmodi (mit entsprechenden Submodi) annehmen können: den Deklarativsatzmodus, den Interrogativsatzmodus und den Imperativsatzmodus.

Hier sollen nur die beiden ersteren näher beschrieben werden (zu dem letzteren, siehe Rosengren 1992b): Als syntaktische Kennzeichnung des C/I-Kopfes wurde oben das Merkmalpaar $\pm w$ angenommen. Entsprechend ist nun der Satzmodus des Deklarativsatzes:

(57) $[\lambda Q [\exists e [Q e]]]$

d.h. (57) ist die Bedeutung von C^0/I^0 mit der Kennzeichnung -w, ganz analog zur Artikelbedeutung in Substantivgruppen (siehe hierzu Zimmermann (1987; 1988; 1990)). Der Satzmodus des E-IS ist entsprechend:

(58) $[\lambda Q [OFFEN [\exists e [Q e]]]]$

wobei OFFEN kein Prädikat, sondern ein Operator des Typs S/S (wie die Negation) ist. Der Satzmodus des w-IS ist – dem oben definierten Subtyp entsprechend – das Ergebnis der Amalgamierung der Bedeutung der +w-Phrase, im Falle von z.B. *wer* = (59),

(59) $[\lambda Q [OFFEN x [Person x]]][Q x]$

mit (57). Der Operator OFFEN in der w-Phrase ist hier vom Typ $((S/S)/S)/N$. OFFEN bedeutet in beiden Fällen, daß der Referent nicht identifizierbar ist.

Durch diese Formeln wird nun unserer Intuition – die wohl auch der traditionellen Grammatik zugrundeliegt – hinsichtlich der Unterschiede und Übereinstimmungen zwischen dem Deklarativsatz und den beiden interrogativen Subtypen Rechnung getragen. Der Deklarativsatz ist der Defaulttyp, der genau genommen keine Bedeutung hat, die nicht auch anderen Satztypen zukommt. Er ist sozusagen der unmarkierte Satztyp. Man kann es auch so ausdrücken, daß der Existenzoperator, indem er die Variable 'e' abbildet, die lexikalisch spezifizierte Struktur zu einem Satz macht. Bei den Interrogativsätzen kommt der Operator OFFEN hinzu und gibt ihnen eine eigenständige Bedeutung. Dieser Unterschied zwischen dem Deklarativsatz und den Interrogativsätzen weist auf eine Explikationsmöglichkeit der sonst schwer erklärbaren Funktionsfestigkeit der Interrogativsätze gegenüber den Deklarativsätzen hin. Vielleicht ist auf diesen Unterschied auch die Tatsache zurückzuführen, daß man mit dem *daß*-Satz keine Assertion, mit dem selbständigen *ob*- und *w*-Verbletz-Satz dagegen Fragen vollziehen kann.

Zusammenfassend können wir also feststellen: Das oben entworfene Modell beschreibt die Abbildung der Syntax auf die Semantik und wie Satzmodus und propositionale Bedeutung miteinander kompositional verbunden werden. Das Ergebnis ist eine grammatisch determinierte Satzbedeutung, die sowohl den Satzmodus als auch die propositionale Bedeutung des Satzes umfaßt.

5. Die Beziehung zwischen Satzmodus und Illokution

Die vorgeführte Satzmodustheorie ist die denkbar einfachste und generellste. Sie ist einfach, insofern sie ein bestimmtes Satztypmerkmal mit einer bestimmten Bedeutung verbindet und diese Bedeutung als einen

bestimmten Operator definiert. Sie ist generell, insofern sie alle Sätze auf dieselbe Weise behandelt und weder zwischen den Satztypen unterscheiden muß, indem sie z.B. den Deklarativsatz einstellungsfrei und die anderen mit Einstellungen definiert, noch bestimmte Satzstrukturen ganz von der Semantik ausschließen muß. Ihre Haltbarkeit ist aber sehr davon abhängig, ob es zu erklären gelingt, wie der Satz, ausgestattet durch eine solche Semantik, die prototypische Illokution findet, mit der man ihn normalerweise assoziiert.

Diese Frage ist ausführlich von Rehbock (1989)³ behandelt worden. Hier soll nur auf seine Analyse des Deklarativsatzes eingegangen werden, teils weil dieser Satztyp wohl der Defaulttyp ist, teils aber auch, weil er das größte Illokutionspotential aufweist. Nach Rehbock ist der Deklarativsatzmodus „auf der virtuellen Ebene [...] ein potentiell Referenzmittel, mit dem ein Sprecher bei der Aktualisierung des Satzes den (die Proposition instantiierenden) Sachverhalt e auf einen Zustand/ein Ereignis in der 'Welt' beziehen kann. Auf der a k t u e l l e n Ebene der Sprachhandlung tut der Sprecher eben dies als Teil des rhetischen Aktes: Er 'projiziert' e als modal und temporal spezifiziertes Fakt in die derzeitige Diskurswelt und gibt dem Hörer die 'Anweisung', diesen Sachverhalt dort ebenfalls als vom Sprecher identifiziertes Fakt zu lokalisieren". Dies erlaubt noch keine illokutive Interpretation. Es muß vom situativen Kontext ein weiteres Merkmal beigesteuert werden, das uns entscheiden läßt, ob der Sachverhalt unabhängig vom Sprecher existiert oder nicht. Rehbock unterscheidet hier – in Anlehnung an eine von Motsch/Pasch (1987) vorgeschlagene Distinktion – zwischen unterschiedlichen rhetischen Spezifizierungen oder Referenzmodi, nämlich den konstativen und den konstitutiven Äußerungen: die Existenz des von der Proposition denotierten Faktus ist unabhängig vom Sprecher bzw. die Existenz des Faktus ist vom Sprecher oder von der sprachlichen Handlung abhängig.

Im Falle der konstativen Äußerungen gilt dann die Grundvoraussetzung, daß man nicht auf ein vom Sprecher unabhängiges Fakt verweisen kann, ohne die Überzeugung von der Existenz jenes Faktus zum Ausdruck zu bringen, nämlich „daß der ausgedrückte propositionale Gehalt w a h r ist". Mit einer konstativen Äußerung vollzieht der Sprecher deshalb auch eine Assertion:

(60) *Peter hat die Fahrkarten gekauft.*

³ Siehe jetzt auch Rehbock (1992a).

Die konstitutiven Äußerungen unterteilen sich wiederum in streng gleichzeitige – performative – Fälle und in nachzeitige – resultative – Fälle (siehe auch Liedtke (1989)). Die ersteren sind identisch mit den explizit performativen Äußerungen:

(61) *Ich bitte dich, dies nie wieder zu tun.*

(62) *Ich behaupte, daß es sich so verhält.*

Die letzteren umfassen Beispiele wie:

(63) *Dies ist ein Schiff.* (z.B. in einem Spielkontext)

(64) *Karl übernimmt ab morgen das Kommando.* (als Befehl)

(65) *Ich werde den Sekt nicht vergessen.* (als Versprechen)

Die Beispiele (61)-(65) sind insofern ambig, als sie auch als ganz normale konstative Äußerungen und damit als Feststellungen aufgefaßt werden können. Im Falle der performativen Äußerungen (61)-(62) geschieht dies nur im markierten Fall (d.h. in bestimmten Kontexten). Bei (63)-(65) hängt die Möglichkeit, sie konstitutiv zu interpretieren, sehr von dem propositionalen Gehalt ab. In einem geeigneten Kontext kann (63) also deklarativ, (64) direktiv und (65) kommissiv interpretiert werden.

Die Referenzmodi sind also die Brücke, auf der der Sprecher vom Satzmodus eines Satzes zu seiner illokutiven Interpretation kommt. Von der Perspektive des Referenzmodus aus gesehen, gibt es deshalb auch eine systematische Beziehung zu den grundlegenden Illokutionen. Die Illokution ist jedoch ein weiterer Begriff, indem noch Einstellungen, Obligationen und Ziele des Sprechers relativ zum Adressaten (die konventionell determinierte Interaktionsseite des Sprechakts) hinzukommen.

Mit dieser Explikation des Zusammenhangs zwischen Satzmodus, Referenzmodus und Illokution im Bereich des Deklarativsatzes soll also gezeigt werden, daß es keineswegs notwendig ist, einen Einstellungsoperator schon in der Semantik anzusetzen. Die Einstellung ist ein Bestandteil der Illokution und steht in einer festen Beziehung zu dem Referenzmoduspotential des Satzes. Der Bezugspunkt zwischen Satzmodus und Illokution ist der Referenzmodus, der die virtuelle Referenz des Satzes auf einen Sachverhalt mit der aktuellen Referenz auf einen bestimmten Sachverhalt und damit mit der jeweiligen Illokution verbindet. Das Modell erlaubt uns also, sauber zwischen Grammatik und Pragmatik zu trennen.

Die weiteren Analysen von Rehbock (1991; 1992b) zum Interrogativsatz zeigen, daß sich eine ähnliche Erklärung auch bei diesem Satztyp bewährt.

Der Imperativsatz ist nicht nur syntaktisch, sondern auch semantisch komplizierter als die beiden anderen Satztypen, weil es sich um einen deontischen Satzmodus handelt. Auch hier braucht man aber meines Erachtens keinen Einstellungsoperator anzunehmen (siehe Rosengren 1992c). Der Sprecher und seine Einstellungen gehören somit generell in die Pragmatik und werden auch erst dort angesteuert.

6. Ausblick

Das oben entwickelte Modell ist eine Skizze. Viel Arbeit steht noch aus, ehe die Interaktion zwischen den Modulen expliziert ist. Auf der grammatischen Seite muß das Zusammenwirken von Satztyp und Satzmodus mit dem propositionalen Gehalt genauer untersucht werden. Auf der pragmatischen Seite ist noch zu klären, was eine Illokution eigentlich ist, welche Illokutionstypen es gibt und wie ein Illokutionssystem in einen größeren pragmatischen Zusammenhang einzuordnen ist. Von besonderem Interesse sind dabei auch Einstellungsausdrücke und Modalpartikeln, die mit den Illokutionstypen auf eine systematische Weise interagieren. Einige dieser Fragen werden in den einzelnen Beiträgen in Rosengren (1992b) eingehender diskutiert.

Literatur

- Abney, Steven (1987): *The English Noun Phrase in its Sentential Aspect*. Doctoral diss. MIT, Cambridge/MA.
- Altmann, Hans (1990): Satzmodus. Erscheint in: Jacobs, Joachim et al. (Hg.) (i.V.): *Handbuch der Syntax*.
- Altmann, Hans/Batliner, Anton/Oppenrieder, Wilhelm (Hg.) (1989): *Zur Intonation von Modus und Fokus im Deutschen*. Tübingen. (= *Linguistische Arbeiten* 234).
- Bierwisch, Manfred (1979): Wörtliche Bedeutung. Eine pragmatische Gretchenfrage. In: Rosengren, Inger (Hg.): *Sprache und Pragmatik*. Lund. (= *Lunder germanistische Forschungen* 48), S. 63-85.
- Bierwisch, Manfred (1980): Semantic Structure and Illocutionary Force. In: Searle, J.R./Kiefer, F./Bierwisch, M. (Hg.): *Speech Act Theory and Pragmatics*. Dordrecht. S. 1-35.
- Bierwisch, Manfred (1988): On the Grammar of Local Prepositions. In: Bierwisch, Manfred/Motsch, Wolfgang/Zimmermann, Ilse (Hg.): *Syntax, Semantik und Lexikon*. Berlin. (= *studia grammatica* XXIX), S. 1-66.

- Brandt, Margareta/Reis, Marga/Rosengren, Inger/Zimmermann, Ilse (1992): Satztyp, Satzmodus und Illokution. In: Rosengren, Inger (Hg.) (1992b), Band 1, S. 1-89.
- Brandt, Margareta/Rosengren, Inger/Zimmermann, Ilse (1989): Satzmodus, Modalität und Performativität. In: *Sprache & Pragmatik*, H. 13, S. 1-42. (Auch in: *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung*, Jg. 1990, H. 43, S. 120-149.)
- Chomsky, Noam (1981): *Lectures on Government and Binding*. Dordrecht.
- Chomsky, Noam (1986): *Barriers*. Cambridge/MA.
- Duden Band 4: *Grammatik der deutschen Gegenwartssprache* (1984). 4. Aufl. hrsg. von G. Drosdowski. Mannheim/Wien/Zürich.
- Fries, Norbert (1988): Ist Pragmatik schwer! – Über sogenannte „Exklamativsätze“ im Deutschen. In: *Sprache & Pragmatik*, H. 3, S. 1-18. (Auch in: *Deutsche Sprache* 16 (1988), S. 193-205.)
- Fries, Norbert (1992): Interjektionen, Interjektionsphrasen und Satzmodus. In: Rosengren, Inger (Hg.) (1992b), Band 1, S. 307-341.
- Fukui, N. (1986): *A Theory of Category Projection and its Application*. Doctoral diss. MIT, Cambridge/MA.
- Grewendorf, Günther/Zaefferer, Dietmar (demnächst): *Theorien der Satzmodi*. Erscheint in: Wunderlich, Dieter/Stechow, Arnim von (Hg.). *Handbuch Semantik*.
- Grundzüge einer deutschen Grammatik (1981). Von einem Autorenkollektiv unter der Leitung von K. E. Heidolph, W. Flämig und W. Motsch. Berlin.
- Helbig, Gerhard/Buscha, Joachim (1991): *Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht*. Leipzig/Berlin/München.
- Liedtke, Frank (1989): Performativität, Sprechhandlung, Wahrheit. In: *Sprache & Pragmatik*, H. 12, S. 43-67. (Auch in: *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung*, 1990, H. 4)
- Meibauer, Jörg (Hg.) (1987): *Satzmodus zwischen Grammatik und Pragmatik*. Tübingen. (= *Linguistische Arbeiten* 180).
- Motsch, Wolfgang/Pasch, Renate (1987): *Illokutive Handlungen*. In: Motsch, Wolfgang (Hg.): *Satz, Text, sprachliche Handlung*. Berlin. (= *studia grammatica* XXV), S. 1-79.

- Motsch, Wolfgang/Reis, Marga/Rosengren, Inger (1989): Zum Verhältnis von Satz und Text. In: *Sprache & Pragmatik*, H. 11, S. 1-36. (Auch in: *Deutsche Sprache* 18 (1990), S. 97-125.)
- Pasch, Renate (1989): Überlegungen zum Begriff des „Satzmodus“. In: *Studien zum Satzmodus II.* (= Linguistische Studien. Reihe A. Arbeitsbericht 193), S. 1- 88.
- Pasch, Renate (1990a): 'Satzmodus' – Versuch einer Begriffsbestimmung. In: *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung*, H. 43, S. 92-110.
- Pasch, Renate (1990b): Satzmodus als Grundlage illokutiver Funktionen: Kritische Fragen zu Brandt/Rosengren/Zimmermann: Satzmodus, Modalität und Performativität. In: *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung*, H. 43, S. 810-822.
- Pasch, Renate (1991): Überlegungen zur Syntax und zur semantischen Interpretation von w-Interrogativsätzen. In: *Deutsche Sprache* 19, S. 193-212.
- Rehbock, Helmut (1989): Deklarativsatzmodus und pragmatische Interpretation. In: *Sprache & Pragmatik*, H. 15, S. 1-69.
- Rehbock, Helmut (1991): Fragen stellen – Zur Interpretation des Interrogativsatzmodus. In: Reis/Rosengren (Hg.) (1991b), S. 13-47.
- Rehbock, Helmut (1992a): Deklarativsatzmodus, rhetische Modi und Illokutionen. In: Rosengren, Inger (Hg.) (1992b), Band 1, S. 91-171.
- Rehbock, Helmut (1992b): Fragen stellen – Zur Interpretation des Interrogativsatzmodus. In: Rosengren, Inger (Hg.) (1992b), Band 1, S. 173-211.
- Reis, Marga (1985): Satzeinleitende Strukturen im Deutschen. Über COMP, Haupt- und Nebensätze, w-Bewegung und die Doppelkopfanalyse. In: Abraham, Werner (Hg.), *Erklärende Syntax des Deutschen*. Tübingen. S. 271-311.
- Reis, Marga (1991a): Echo-w-Sätze und Echo-w-Fragen. In: Reis, Marga/Rosengren, Inger (Hg.) (1991b), S. 49-76.
- Reis, Marga (1991b): Was konstituiert w-Interrogativsätze? Gegen Paschs Überlegungen zur Syntax und Semantik interrogativer w-Konstruktionen. In: *Deutsche Sprache* 19, S. 213-238.
- Reis, Marga (1992): Zur Grammatik und Pragmatik von Echo-w Fragen. In: Rosengren, Inger (Hg.) (1992b), Band 1, S. 213-262.

Reis, Marga/Rosengren, Inger (1991a): Einleitung. In: Reis, Marga/Rosengren, Inger (Hg.) (1991b), S. 1-11.

Reis, Marga/Rosengren, Inger (Hg.) (1991b): Fragesätze und Fragen. Tübingen. (= Linguistische Arbeiten 257)

Reis, Marga/Rosengren, Inger (1991c): What do wh-Imperatives Tell Us About wh-Movement? Erscheint in: NLLT.

Rosengren, Inger (1988a): Die Beziehung zwischen Satztyp und Illokutionstyp aus einer modularen Sicht. In: Sprache und Pragmatik, H. 6, S. 1-30. (Auch in: Studien zum Satzmodus. II., S. 113-138).

Rosengren, Inger (1992a): Zur Grammatik und Pragmatik der Exklamation. In: Rosengren, Inger (Hg.) (1992b), Band 1, S. 263-305.

Rosengren, Inger (1992b) (Hg.): Satz und Illokution. Band 1 und 2. Tübingen. (= Linguistische Arbeiten S. 278/279).

Rosengren, Inger (1992c): Zur Syntax und Semantik des Imperativsatzes. Erscheint in: Rosengren, Inger (Hg.), Band 2, Satz und Illokution.

Stechow, Arnim von/Sternefeld, Wolfgang (1988): Bausteine syntaktischen Wissens. Opladen.

Steube, Anita (1987): Grammatical Relations Between Prepositions, Conjunctions and the Complementizer „daß“ in a REST-Grammar of German. In: Linguistische Arbeitsberichte 61. Leipzig. S. 54-74. (Erscheint auch in: Proceedings of the XIVth International Congress of Linguists, Berlin 10.-15.8.1987. Berlin).

Steube, Anita (1990a): Die syntagmatische Funktion von „da“, d- und w-Wörtern. In: Steube, Anita (Hg.) (1990b), S. 200-229.

Steube, Anita (Hg.) (1990b): Syntaktische Repräsentationen mit leeren Kategorien oder Proformen und ihre semantischen Interpretationen. Berlin. (= Linguistische Studien. Reihe A. Arbeitsberichte, 206).

Studien zum Satzmodus. I (1988), II (1988), III (1989). (= Linguistische Studien. Reihe A. Arbeitsberichte 177, 185, 193)

Zimmermann, Ilse (1987): Syntactic Categorization. Erscheint in: Proceedings of the XIVth International Congress of Linguists, Berlin 10.-15.8.1987. Berlin.

- Zimmermann, Ilse (1988): Wohin mit den Affixen? In: Motsch, Wolfgang (Hg.): Wortstruktur und Satzstruktur. Berlin (= Linguistische Studien, Reihe A, Arbeitsberichte, 194), S. 157-188.
- Zimmermann, Ilse (1990): Zur Legitimierung leerer Köpfe. In: Steube, Anita (Hg.) (1990b). S. 75-90.
- Zimmermann, Ilse (1991): Die subordinierende Konjunktion *wie*. In: Reis, Marga/Rosengren, Inger (Hg.) (1991b), S. 113-122.

Subordination

O. Vorbemerkung

Subordination – Unterordnung – ist eine weit verbreitete und viel besprochene Erscheinung, die leider nicht so leicht in den Griff zu bekommen ist wie z.B. der Elefant: Von diesem kann man wohl sagen, daß er sich nicht leicht definieren läßt, daß man ihn jedoch erkennt, wenn man ihn sieht – Nicht-Linguisten werden da nie in Zweifel geraten. Subordination hingegen glaubt man vielleicht definieren zu können und wird dennoch im Einzelfall oft nicht entscheiden können, ob sie vorliegt oder nicht. In diesem Beitrag werde ich vor allem im Anschluß an Lehmann u.a. Subordination als Sonderfall sogenannter 'clause linkage' betrachten und Kriterien zur Klassifikation von Nebensätzen vorlegen. Die mit 'M' markierten Beispiele, die z.T. auch Unterordnungserscheinungen nicht-linguistischer Art veranschaulichen, sind dem „Mann ohne Eigenschaften“ von Robert Musil entnommen.

1. Vorläufige Begriffsbestimmung und terminologische Klärungen

Der Begriff **S u b o r d i n a t i o n** wird z. B. im Lexikon der Sprachwissenschaft von Hadumod Bußmann (1983) wie folgt bestimmt: „Neben →Dependenz, →Interdependenz und →Koordination wichtigste Relation zwischen syntaktischen Elementen. Ein Abhängigkeitsverhältnis der 'Unterordnung' besteht z.B. jeweils zwischen Prädikat und Objekt/Adverbialen, zwischen Bezugsnomen und Attribut, zwischen Haupt- und Nebensatz, sowie zwischen Nebensätzen verschiedener Abhängigkeitsgrade in komplexen Satzgefügen. Grammatische Begriffe, die sich auf das Verhältnis der S. gründen, sind u.a. →Dependenz, →Hypotaxe, →Nebensatz, →Rektion, →Valenz.“ (Bußmann 1983, S. 517)

Dies ist eine sehr weite Definition. Ich werde mich hier auf Subordination im engeren Sinne beschränken, nämlich auf die Subordinationsbeziehung zwischen Sätzen, und zwar Sätzen im engeren Sinne, als Einheiten, die ein finites Verb enthalten, verstanden. Satzähnliche Phrasen mit infinitem Verb – Infinitiv- und Partizipialphrasen – befinden sich weiter unten auf einer Skala zunehmender 'Desententialisierung' oder Nominalisierung, wie sie Lehmann in seiner Monographie „Der Relativsatz“ (1984, S. 145ff.) beschreibt (siehe auch Lehmann 1988) und sollen hier ausgeklammert bleiben.

Über die Begriffe Haupt- und Nebensatz, auf die sich der Subordinationsintrag bezieht, finden sich bei Bußmann folgende Einträge:

„**H a u p t s a t z** [...] Auch: Matrixsatz, Stammsatz]. In einem komplexen Satzgefüge derjenige Satz, der strukturell selbständig, d.h. nicht Satzglied eines übergeordneten Satzes ist. Die Unterscheidung von H. vs. Nebensatz (als strukturell abhängigem, eingebettetem Satz) ist nur in Satzgefügen sinnvoll, hier entspricht die Bezeichnung H. dem „Matrixsatz“, in den Nebensätze (Konstituentensätze) eingebettet werden. In der Regel verfügen nur H. über eine eigene illokutive Kraft. Als Aussage- und Ergänzungsfragesätze haben H. Verbzweitstellung, als Entscheidungsfragesätze und Imperativsätze Verberststellung. [...]“ (Bußmann 1983, S. 184)

„**N e b e n s a t z** [...] Auch: Glied(teil)satz, Konstituentensatz.] Im Unterschied zu den strukturell selbständigen →Hauptsätzen formal und/oder semantisch untergeordnete Satztypen. N. sind hinsichtlich Wortstellung, Tempus- und Moduswahl, →Illokution abhängig vom übergeordneten Hauptsatz (Matrixsatz). [...] Die Verwendung des Begriffs N. wird von den Grammatiken nicht einheitlich gehandhabt. [...]“ (Bußmann 1983, S. 343f.)

Es fragt sich natürlich, was man mit diesen Begriffsbestimmungen, die hier stellvertretend für viele angeführt wurden, anfangen könnte, wenn man nicht von vorneherein wüßte, worum es geht. Angedeutet wird jedoch auf jeden Fall ein enger Zusammenhang zwischen dem Subordinationsbegriff einerseits und der Unterscheidung von Haupt- und Nebensätzen andererseits, der im Zentrum der ganzen Subordinationsproblematik (i.e.S.) steht. Als Einstieg in die Materie und um Mißständnissen vorzubeugen, möchte ich zunächst an wohlbekannte Unklarheiten des Begriffs ‘Satz’ und des Begriffspaares ‘Haupt- und Nebensatz’ erinnern und meinen eigenen terminologischen Standort bestimmen.

Erstens: Der Ausdruck *S a t z* wird gemeinhin im Sinne des engl. ‘sentence’ wie auch im Sinne von ‘clause’ verwendet, d. h. einerseits mit Bezug auf die ganze Einheit, die eventuell eine illokutive Kraft aufweist – als Behauptung, Frage, Aufforderung oder was auch immer zu verstehen ist – und die als Satz betrachtet einfach sein oder mindestens einen abhängigen, untergeordneten Satz enthalten kann (engl. ‘s e n t e n c e’); und andererseits mit Bezug auf die einzelnen ‘Satz’-Bestandteile – Teilsätze –, egal ob sie als selbständige Sätze vorkommen könnten oder nicht (engl. ‘c l a u s e’). Zu einem Satz im letzteren Sinne gehören alle indirekt oder direkt vom satzkonstituierenden Verb abhängigen Einheiten, die nicht selber satzförmig sind. In der Fachliteratur sind

wiederholt Vorschläge zur terminologischen Unterscheidung dieser beiden Satzbegriffe vorgelegt worden (z.B. Admoni 1970, S. 246ff.; Glinz 1968, S. 416ff.; Fabricius-Hansen 1981; etc.). Man könnte auch erwägen, im Anschluß an Heringer (1988) die Bezeichnung *K l a u s e l* für das engl. 'clause' einzuführen und 'Satz' für das engl. 'sentence' zu reservieren. Ich werde jedoch im folgenden den Ausdruck Satz im üblichen doppeldeutigen Sinne verwenden und wenn nötig zur Verdeutlichung präzisere Termini wie 'Ganzsatz', 'komplexer Satz', 'Satzgefüge' bzw. 'Elementarsatz', 'Einzelsatz', 'Klausel' verwenden.

Zweitens: Die Unterscheidung *H a u p t -* vs. *N e b e n s a t z* wird teils formal, teils funktional (bzw. konfigural) begründet. Als *f o r m a l*, i.e. durch interne Strukturmerkmale definierte Kategorien sind Neben- und Hauptsätze im Deutschen durch jeweils verschiedene Wortstellungsregularitäten, d.h. topologisch gekennzeichnet (Nebensätze z. T. auch durch besondere Einleitewörter): Verbendstellung vs. Nicht-Verbendstellung (Glinz 1968: Spannsatz vs. Kern- und Stirnsatz). Man kann im Prinzip einem Satz in Isolation ansehen, ob er in die eine oder die andere Kategorie gehört. *F u n k t i o n a l* (konfigural) ist ein Nebensatz als abhängig, untergeordnet im Verhältnis zu einem anderen Satz (oder Satzteil) bestimmt, egal, welche Form er hat; und ein Hauptsatz ist entweder ein einfacher selbständiger (unabhängiger) Satz oder die maximal übergeordnete Klausel eines selbständigen (unabhängigen) Satzgefüges: *d e r* Hauptsatz des Satzgefüges.

Ich werde im folgenden den Ausdruck 'Nebensatz', wenn nichts anderes hervorgeht, im formalen Sinne verwenden, für Sätze (Klauseln), die Verbendstellung aufweisen (Spannsätze).¹

2. Unterordnung: Einbettung oder 'clause linkage' (Verknüpfung)?

2.0. Einleitung

Wenden wir uns wieder der Frage zu, wie Nebensätze im funktionalen Sinne definiert werden, d. h. was einen sog. untergeordneten, abhängigen Satz kennzeichnet, in welchem Sinne er untergeordnet bzw. wovon er abhängig ist. Es lassen sich hier zwei verschiedene Modelle oder Vorstellungen unterscheiden (wie oben schon angedeutet worden ist), die man metaphorisch jeweils als Puppen- (oder Kästchen-) und Kettenmodell und ernsthafter als (hierarchisches) Einbettungs- und (lineares)

¹ Auf subjunktional eingeleitete Sätze mit Hauptsatzwortstellung kann aus Platzgründen hier nicht eingegangen werden.

Verknüpfungsmodell bezeichnen könnte; vgl. dazu Abb. 1. und Abb. 2. als Veranschaulichungen von (1).

- (1) *Gerade Prostitution ist ja eine Angelegenheit, bei der es einen großen Unterschied macht, ob man sie von oben oder von unten betrachtet.*(M)

Abb. 1.

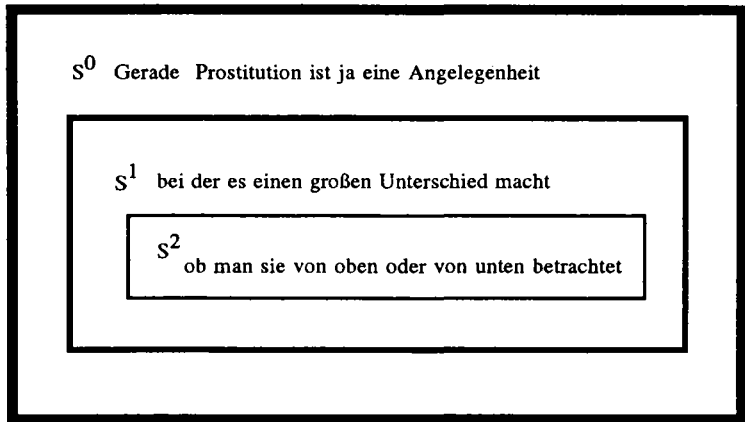
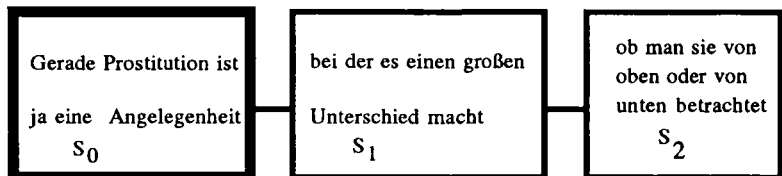


Abb. 2.



2.1. Einbettung

Man stellt sich in diesem Fall einen komplexen Satz als eine russische Puppe (oder ein chinesisches Kästchen) vor, d.h. als eine Menge einander enthaltender, ineinander eingebetteter Puppen – freilich mit der Möglichkeit von Zwillingspuppen etc., insofern ein komplexer Satz zwei oder mehr gleichrangige Nebensätze enthalten kann. Der untergeordnete Satz ist in den komplexeren Satz eingebettet, eingeordnet als Konstituente an einer Stelle in dessen syntaktischer Struktur bzw. mit einer syntaktischen Funktion, die auch von einer nicht-satzförmigen Konstituente eingenommen werden könnte (s. Lehmann 1984, S. 146). Der untergeordnete Satz – der Nebensatz – ist die satzförmige Realisierung eines Satzglieds oder Satzgliedteils im komplexen Satz. Demnach besteht zwischen dem untergeordneten Satz und einem bestimmten Teil des Obersatzes (der Oberklausel) eine direkte syntaktische Relation (z.B. Objektfunktion oder Attribuierung) der gleichen Art, wie es sie zwischen zwei Teilen eines einfachen Satzes geben kann. Diese Vorstellung von der Funktion untergeordneter Sätze, die nach Glinz (1968) auf die Zeit 1820-30 zurückgeht, darf wohl als die heutzutage übliche gelten; sie liegt beispielsweise dem obigen Bußmann-Zitat zugrunde und ist anscheinend auch etwa in den „Grundzügen“ vertreten: Bei subordinativer Verknüpfung „wird ein subordinierendes Verknüpfungszeichen gewählt, das den einen Satz einleitet und ihn in den anderen einbettet, ihn diesem subordiniert. „Einbetten“ bedeutet, daß der eine Satz zu einer Konstituente des anderen Satzes gemacht wird.“ (Heidolph et al. 1981, S. 786)

Das Verfahren ist weitgehend angemessen. Es bietet jedoch in gewissen Hinsichten Probleme, die ich hier nur kurz andeuten will, da sie als bekannt vorausgesetzt werden können (s. auch Fabricius-Hansen 1981): – Der Zusammenhang zwischen Form und Funktion bleibt ungeklärt. Solange die Theorie keine Verbindung etabliert zwischen einer formal definierten Kategorie der Nebensätze und einer funktional definierten Kategorie der eingebetteten Sätze, bleibt es gewissermaßen ein Zufall, daß untergeordnete Sätze weitgehend formal Nebensätze sind (siehe zu dieser Problematik im Rahmen der Rektions- und Bindungstheorie z. B. Reis 1985). Dementsprechend erscheinen auch die Ausnahmen in beiden Richtungen – daß nämlich einerseits Sätze mit Hauptsatzform (anscheinend) die Funktion von Nebensätzen haben, i.e. als untergeordnete, eingebettete Sätze verwendet werden können wie in (2) und andererseits Sätze mit Nebensatzform als Ganzsätze dienen können wie in (3) – nicht aus inhärenten Gründen, sondern rein statistisch als Ausnahmen (vgl. dazu Reis 1985).

- (2) *Seit Bestehen der Erde ist noch kein Wesen an einem Sprachfehler gestorben, aber man muß wohl hinzufügen, der österreichischen und ungarischen österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie widerfuhr es trotzdem, daß sie an ihrer Unaussprechlichkeit zugrunde gegangen ist.* (M)
- (3) *Ob Hans wohl verschlafen hat? Wer da nur wieder dahintersteckt? Daß Hans aber auch immer zu spät kommen muß. Daß du mir bloß nicht wieder verschläfst. Wenn er doch endlich hier wäre.* (Reis 1985, S. 282)

– Es gibt Nebensatztypen, die sich schwerlich als eingebettet beschreiben lassen, obwohl sie andere Merkmale der Unterordnung aufweisen und folglich auch nicht als Ganzsätze eingestuft werden können. Dies trifft beispielsweise auf gewisse sogenannte weiterführende Nebensätze ('Satz-Relativsätze') zu wie der *wie*-Satz in (4) und der *was*-Satz in (5) und auf *daß*-Sätze des in (6) veranschaulichten Typs; auch bei Konsekutivsätzen wie in (7) macht die Vorstellung von syntaktischer Einbettung bekanntlich Schwierigkeiten. Wie sind solche Fälle zu beschreiben und in der Systematik unterzubringen?

- (4) *Freilich, wenn man es durchaus Prostitution nennen will, wenn ein Mensch nicht, wie es üblich ist, seine ganze Person für Geld hergibt, sondern nur seinen Körper, so betrieb Leona gelegentlich Prostitution.* (M)
- (5) *In unserer Gymnasialzeit ... kamen dabei Geschichte und Literatur schlecht weg, was durchaus nicht die Regel sein muß.* (Brandt 1990, S. 122)
- (6) *Wer diesen Eindruck erlebt hat, daß ihm seine Person, in einen gewesenen Augenblick der Selbstzufriedenheit gehüllt, aus alten Bildern entgegenblickte, als wäre ein Bindemittel getrocknet oder abgefallen, wird das Gefühl verstehen, mit dem er [Ulrich] sich die Frage vorlegte, wie dieses Bindemittel eigentlich beschaffen sei, daß es bei anderen nicht versage.* (M)
- (7) *Das protokoll über die einrichtung ständiger vertretungen der Bundesrepublik und der DDR an den jeweiligen regierungssitzen wird voraussichtlich im Mai in kraft treten, so daß dann mit dem stufenweisen aufbau der missionen begonnen werden kann.* (Clément/Thümmel 1975, S. 77)

– In welchem Sinne kann von Einbettung des Nebensatzes in den Matrixsatz dann die Rede sein, wenn im Obersatz ein sogenanntes Korrelat die syntaktische Position füllt, die der voran- oder nachgestellte Nebensatz

eigentlich besetzen müßte, wenn er wirklich eingebettet wäre? Korrelatkonstruktionen mit *daß*, *ob* und *weil* finden sich z.B. in (8)-(10); besondere Probleme bereiten dem Einbettungsmodell sogenannte ergänzende *wenn*-Sätze wie der zweite *wenn*-Satz in (4) oben (s. dazu Fabricius-Hansen 1980, 1981).

- (8) [...] *der österreichischen und ungarischen österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie widerfuhr es trotzdem, daß sie an ihrer Unaussprechlichkeit zugrunde gegangen ist.*
- (9) *Bewunderung wäre zu viel verlangt gewesen, denn selbst im Reiche der Wahrheit hegt man Bewunderung nur für ältere Gelehrte, von denen es abhängt, ob man die Habilitation oder Professur erreicht oder nicht.* (M)
- (10) *Aber es muß hinzugefügt werden, daß es ihm nicht etwa deshalb gefiel, weil er das bürgerliche Leben liebte.* (M)

Kurz: Wie ist im Rahmen des Einbettungsmodells der generelle Zusammenhang zwischen Nebensatzkategorie und (als Einbettung verstandener) Unterordnung zu klären? Und wie ist mit den Fällen fertig zu werden, wo man intuitiv gern von Unterordnung reden möchte, aber von Einbettung im strengen Sinne kaum die Rede sein kann?²

2.2. Verknüpfung

Eine Alternative bildet das Ketten- oder Verknüpfungsmodell, das etwa im folgenden Zitat aus der Neuhochdeutschen Grammatik von Blatz anklingt und von Fabricius-Hansen (1981) wieder aufgegriffen wird: „Nebensatz nennt man den nach seiner grammatischen Darstellung unselbständigen Satz, der, um in der gegebenen grammatischen Form ausgesprochen werden zu können, mit einem anderen, selbständigen Satze, d.h. mit einem Hauptsatze verbunden sein muß, der also nur ausgesprochen wird, um einem anderen Satze eine Bestimmung hinzuzufügen.“ (Blatz 1896, S. 5)

Das heißt, Subordination kann als eine Relation angesehen werden, die zwischen Teilsätzen – Klauseln – als solchen besteht und nicht voraussetzt, daß der untergeordnete Satz in den übergeordneten Satz eingebettet sei in einer spezifischen syntaktischen Position (oder Funktion), die auch von einem nichtsatzförmigen Syntagma gefüllt werden könnte

² Diese Kritik gilt vor allem der traditionellen Grammatik. In der Rektions- und Bindungstheorie kann man nicht-eingebetteten und korrelativ angeschlossenen Nebensätzen wohl durch sogenannte Chomsky-Adjunktion Rechnung tragen.

(wobei jedoch nicht ausgeschlossen werden soll, daß die Unterordnung sich als syntaktische Einbettung manifestiert).

Ein komplexer Satz käme dann in erster Linie durch Aneinanderreihung oder eventuell Ineinanderfügung, kurz: Verknüpfung von Klauseln zustande, zwischen denen bestimmte syntaktisch-semantische Beziehungen bestehen mögen. Das heißt, Subordination ist ein Sonderfall dessen, was Lehmann u.a. *clause linkage* nennen (cf. Lehmann 1988; auch 1984, S. 147). Dies ermöglicht ein differenzierteres Verständnis der Unterordnung als die Gleichsetzung von Unterordnung und syntaktischer Einbettung. Es muß sich z.B. nicht unbedingt so verhalten, daß eine Klausel einer anderen Klausel entweder subordiniert oder auch nicht subordiniert ist. Es könnte vielmehr eine mehr oder weniger starke oder ausgeprägte Subordinationsbeziehung zwischen ihnen bestehen. Das heißt, man könnte, wie König/Auwers (1988) andeuten, mit Davison (1979), Lehmann (1984, 1988) u.a. den Subordinationsbegriff als skalar betrachten oder im Rahmen einer Prototypen-Theorie verstehen.

2.3. Zum konzeptuellen Status des Subordinationsbegriffs

Der prototypische Ansatz impliziert letzten Endes, daß der Begriff Unterordnung nicht als rein linguistisches, metasprachliches Konstrukt eingeführt und definiert wird, sondern daß er letztlich – wie wohl viele andere metasprachliche Begriffe – grundsätzlich den gleichen Charakter hat wie andere, nicht-linguistische konzeptuelle Kategorien, wie Lakoff (1987) allgemein für linguistische Kategorien annimmt: "I take the existence of such effects [i.e. prototype effects] as *prima facie* evidence that linguistic categories have the same character as other conceptual categories. At this point I will adopt it as a working hypothesis that language does make use of general cognitive mechanisms – at least categorization mechanisms." (Lakoff 1987, S. 67)

Lakoff führt die Bezeichnung *radial category* ein für Kategorien, deren kognitive Struktur der des Begriffs 'mother' entspricht: "The category mother [...] is structured radially with respect to a number of its subcategories: there is a *central* subcategory, defined by a cluster of converging cognitive models (the birth model, the nurturance model etc.); in addition, there are *noncentral extensions* which are not specialized instances of the central category, but rather are variants of it (*adoptive mother, birth mother, surrogate mother, etc.*). These variants are not generated from the central model by general rules; instead, they are extended by convention and must be learned one by one. But the extensions are by no means random. The central model determines the possibilities for extensions, together with the possible relations between

the central model and the the extension models. We will describe the extensions of a central model as being motivated by the central model plus certain general principles of extension." (Lakoff 1987, S. 91) Radiale Struktur einer Kategorie gibt Anlaß zu Prototypeneffekten: weniger zentrale Subkategorien werden als Varianten zentraler Kategorien verstanden, die ihrerseits als prototypisch aufgefaßt werden.

Lakoff argumentiert im genannten Werk dafür, daß auch syntaktische Kategorien und grammatische Relationen radiale Struktur haben, und will eine sogenannte kognitive Grammatik entwickeln: "A grammar from this point of view will be a radial category of *grammatical constructions*, where each construction pairs a cognitive model (which characterizes meaning) with corresponding aspects of linguistic form" (Lakoff 1987, S. 463).

Es könnte sich vielleicht lohnen, den Unterordnungsbegriff in diesem Rahmen zu betrachten.

3. Subordination: Kernbereich und Varianten

3.0. Einleitung

Nebensätze kommen nur ausnahmsweise als selbständige, nicht-elliptische bzw. kontextunabhängige Ganzsätze vor, und nur bestimmte Nebensatztypen (mit *daß*, *ob*, *wenn* oder Fragewort eingeleitete) haben überhaupt diese Möglichkeit (Reis 1985). Es ist mithin eine typische Eigenschaft von Nebensätzen, daß sie erst mit einem Hauptsatz zusammen in einen Ganzsatz eingehen können (Fabricius-Hansen 1981). Insofern scheint es sinnvoll, Nebensätze als abhängige, unselbständige Sätze zu bezeichnen. Umgekehrt muß die Verwendung als einfacher Ganzsatz oder vorausgesetzter, konstituierender Bestandteil komplexer Ganzsätze als typisch für Nicht-Nebensätze gelten. – Im folgenden sollen verschiedene Varianten der als radiale Kategorie aufgefaßten Subordination kurz besprochen werden.

3.1. Fall A

I n d i s k u t a b l e S u b o r d i n a t i o n eines Satzes (einer Klausel) S' mit Bezug auf einen anderen Satz S liegt vor, wenn S' formal als abhängig gekennzeichnet, d.h. ein Nebensatz ist, und in allen relevanten Hinsichten als in den Obersatz integriert erscheint. Es müssen demnach folgende Bedingungen erfüllt sein:

I. Der untergeordnete Satz ist ein Nebensatz;

II. Der Untersatz ist *phonologisch* voll in den Obersatz integriert, insofern der komplexe Satz sich *intonatorisch* wie ein Satz verhält. (Von diesem Aspekt werde ich im folgenden absehen.)

III. Der Untersatz ist *syntaktisch-topologisch* voll integriert, insofern der komplexe Satz sich topologisch wie ein einfacher Satz ohne Links- oder Rechtsversetzung (Ausklammerung) irgendwelcher Konstituenten beschreiben läßt: Der Nebensatz steht als Satzglied im Vorfeld (oder im Mittelfeld)³ des komplexen Satzes, oder er verhält sich positionell wie ein Satzgliedteil (Attribut).

IV. Der Untersatz ist *semantisch* ganz in den Obersatz integriert, indem er eine der folgenden Funktionen hat (siehe dazu ausführlicher Fabricius-Hansen 1981):

- (i) Er ist als Argument eines im Obersatz enthaltenen Prädikats zu verstehen, das im Obersatz allein keine Sättigung erhält. Das heißt, es liegt Nominalisierung vor im Sinne von Lehmann (1982, 1988); vgl. auch Heidolph et al. (1981, S. 778ff.), die von „Sachverhalte[n] als Bestandteil von Sachverhalten“ reden. Ich werde diese semantische Variante der Subordination im folgenden als *Argument-Subordination* bezeichnen.
- (ii) Der Untersatz läßt sich als ein Operator verstehen, der auf eine im Obersatz ausgedrückte Proposition wirkt, und/oder er steht selber semantisch im Geltungsbereich eines im Obersatz enthaltenen Operators. Nach Heidolph et al. (a.a.O.) wird in solchen Fällen – im folgenden *Operator-Subordination* genannt –

³ Es läßt sich fragen, ob die scheinbare Plazierung von (adverbialen) Nebensätzen im Mittelfeld des Obersatzes wie in (a) *Die Tagung soll, wenn keine andere Benachrichtigung erfolgt, am 15. März stattfinden* und (b) ..., daß die Tagung, wenn keine andere Benachrichtigung erfolgt, am 15. März stattfinden soll wirklich als topologische Integrierung gewertet werden muß. Denn dort werden auch typisch z. B. weiterführende Sätze und parenthetische Einschübe untergebracht, die in anderen Hinsichten (intonatorisch, syntaktisch-hierarchisch, semantisch und pragmatisch) kaum als eingebettet zu werten sind; cf. (a') *Die Tagung soll, das weiß jeder/so wird behauptet, am 15. März stattfinden* und (b') ..., daß die Tagung, wie man sagt/was mich sehr ärgert, am 15. März stattfinden soll. Und Ergänzungssätze, die ja semantisch deutlich in den Obersatz integriert sind, stehen bekanntlich gerade nicht im Mittelfeld; vgl. (c) **Dennoch haben seine Eltern, daß es ihm schlecht gehen werde, gehofft*. So sollte man vielleicht eher sagen, daß Klauseln sich bevorzugt an einer bestimmten Stelle – am Anfang des Mittelfeldes, nach dem Subjekt und etwaigen enklitischen Pronomina – durch andere Klauseln unterbrechen lassen. Auf jeden Fall werde ich die etwaige Mittelfeld-Integrierung nicht-attributiver Nebensätze im folgenden unbeachtet lassen.

eine „ausgezeichnete Relation“ zwischen den beiden Klauseln ausgedrückt.

- (iii) Der Untersatz dient dazu, die Referenz eines im Obersatz enthaltenen Ausdrucks (mit) zu determinieren. Nach Heidolph et al. liegt bei dieser *Restriktor-Subordination* eine „Kennzeichnung von Individuen durch Sachverhalte“ vor.

V. Der Untersatz ist *pragmatisch* dem Obersatz untergeordnet, insofern er kein eigenes illokutives Potential besitzt und der komplexe Satz nur die dem entsprechenden einfachen Satz zukommende illokutive Kraft aufweisen kann.

Topologisch integrierte Argument-Subordination (i) und Operator-Subordination (ii) liegen jeweils in (11A) und (12A) vor; Beispiele für topologisch integrierte Restriktor-Subordination (iii) bieten sog. restriktive Relativsätze in „Kontaktstellung“ (Lehmann 1984, S. 260ff.) wie in (13), (14) – der zweite Relativsatz – und (15A) .

- (11) A *Daß es ihm schlecht gehen werde, hoffen seine Eltern dennoch.*
 B *Dennoch haben seine Eltern gehofft, daß es ihm schlecht gehen werde.*
 C *Dennoch haben es seine Eltern gehofft, daß es ihm schlecht gehen werde.*
 C' *Daß es ihm schlecht werde, das hoffen seine Eltern dennoch.*
 C'' *Daß es ihm schlecht gehen werde, haben seine Eltern das gehofft?*
- (12) A *Wenn man bis ans Lebensende ununterbrochen spielen könnte, würde man es kaum tun.*
 B *Würde man bis ans Lebensende ununterbrochen spielen wollen, wenn man es tun könnte?*
 C *Wenn man bis ans Lebensende ununterbrochen spielen könnte, so/dann würde man es kaum tun.*
 C' *Wenn man bis ans Lebensende ununterbrochen spielen könnte, würde man es dann auch tun?*
 C'' *Würde man auch dann bis ans Lebensende ununterbrochen spielen, wenn man es tun könnte?*
- (13) *Worte springen wie die Affen von Baum zu Baum, aber in dem dunklen Bereich, wo man wurzelt, entbehrt man ihrer freundlichen Vermittlung.* (M)
- (14) *Er trennte zunächst in seinem wachenden Geist sorgfältig Ungarn ab, von dem er als weiser Diplomat niemals sprach, so wie man von einem Sohn, der sich gegen den Willen der Eltern*

selbständig gemacht hat, niemals spricht, wenn man auch hofft, daß es ihm noch einmal schlecht gehen werde; [...] (M)

- (15) A Von einem Sohn, der sich gegen den Willen der Eltern selbständig gemacht hat, spricht man niemals.
 B ..., so wie man von einem Sohn niemals spricht, der sich gegen den Willen der Eltern selbständig gemacht hat.

3.2. Fall B

Eine relativ unbedeutende Abweichung von der obigen Variante prototypischer Unterordnung bieten Fälle, die sich nur dadurch von den oben-erwähnten unterscheiden, daß der untergeordnete Satz extraponiert ist und somit keine volle topologische Integration stattfindet; Beispiele für Argument-Subordination bieten (11B) sowie der *ob*- und die *daß*-Sätze in (14), (16), für Operator-Subordination (12B) und (18) sowie der Konditionalsatz in (17) und für Restriktor-Subordination (15B) sowie die Relativsätze in (16) und (17).

- (16) Man stelle sich ein Einhörnchen vor, das nicht weiß, ob es ein Einhorn oder eine Eichkatze ist. [...], so wird man verstehen, daß es unter Umständen vor seinem eigenen Schwanz eine heillose Angst bekommen kann [...]. (M)
- (17) Das schwedisch-finnische verhältnis wird durch die IB-affäre sicherlich nicht belastet, falls nicht neue enthüllungen kommen, die sich als wahr erweisen. (Clément/Thümmel (1975, S. 161).
- (18) Wir sind gestern abend nicht in der Pause weggegangen, weil wir die Aufführung schlecht fanden.⁴

Die Prototypizität der Unterordnung im Fall A und B ist daran zu erkennen, daß solche Konstruktionen immer wieder als Paradebeispiele der Subordination angeführt werden. In beiden Fällen kann die Weglassung des Nebensatzes die semantische Interpretation des Obersatzes erheblich ändern und eventuell auch dessen Grammatikalität (als Ganzsatz) beeinträchtigen, genau wie die Eliminierung semantisch entsprechender Bestandteile eines einfachen Satzes; steht der Nebensatz im Vorfeld, wirkt sich seine Auslassung natürlich auch auf das illokutive Potential des verbleibenden Ganzsatzes aus.

⁴ (18) ist ambig. Semantisch unverkennbar in den Obersatz integriert ist der *weil*-Satz in der Lesart, in der er im Geltungsbereich der Obersatznegation *nicht* steht und somit die Existenz eines Kausalzusammenhangs zwischen 'unserem' Weggehen und der Qualität der Aufführung in Abrede gestellt wird.

Die Weglassung eines Argumentsatzes macht den Obersatz als Ganzsatz betrachtet semantisch unbestimmt oder unselbständig (kontextunabhängig)⁵ oder eventuell syntaktisch unvollständig, d.h. ungrammatisch (s. Fabricius-Hansen 1981, S. 16f.); vgl. die Sätze in (19) mit ihren Entsprechungen in (11A, B), (14) und (16).

- (19) *Hoffen seine Eltern dennoch [?]
 Dennoch haben seine Eltern gehofft [.]
 ... ein Einhörnchen ..., das nicht weiß [.]
 ..., so wird man verstehen [.]*

Die Weglassung eines Operatorsatzes kann z.B. die Modalität des Obersatzes ändern und/oder den Geltungsbereich eines Obersatz-Operators verschieben; vgl. (20) mit den entsprechenden Sätzen in (12A, B), (17) und (18).

- (20) *Würde man bis ans Lebensende ununterbrochen spielen wollen [?]
 Das schwedisch-finnische verhältnis wird durch die IB-affäre sicherlich nicht belastet [.]
 Wir sind gestern abend nicht in der Pause weggegangen [.]*

Die Weglassung eines restringierenden Satzes wird in einem kontextabhängigen Satz resultieren oder die Denotation der Bezugssphrase erheblich modifizieren; vgl. (21) und die entsprechenden Sätze in (13)-(17).

- (21) a *Worte springen wie die Affen von Baum zu Baum, aber in dem dunklen Bereich entbehrt man ihrer freundlichen Vermittlung*
 b *Von einem Sohn spricht man niemals.*
 c *Stellt man sich ein Einhörnchen vor, so wird man verstehn, daß ...*
 d *Das schwedisch-finnische verhältnis wird durch die IB-affäre sicherlich nicht belastet, falls nicht neue enthüllungen kommen.*

3.3. Fall C

Weitere Subordinationsvarianten veranschaulichen Konstruktionen, in denen entweder der Untersatz dem Obersatz vorausgeht und durch eine Anapher – ein resumptives Pro-Element – in diesem wiederaufgenommen wird oder der Untersatz dem Obersatz nachfolgt und durch eine Anapher – ein kataphorisches Pro-Element – im Obersatz vorweggenommen wird. In solchen Fällen – im folgenden voran- bzw. nachgestellte

⁵ Weil definit-elliptisch im Sinne von Sæbø (1984).

korrelative Subordination genannt – ist der Nebensatz syntaktisch nicht mehr integriert, da das Korrelat den Platz im Obersatz einnimmt, den der Nebensatz sonst eventuell einnehmen könnte. Und semantisch ist er nur noch indirekt eingebettet, durch die Anapher, die semantisch als eine freie Variable aufgefaßt werden kann, für die der Nebensatz eine entsprechende Konstante liefert.⁶ Beispiele für korrelative Argument-Subordination finden sich in (11C–C''), (2), (8), (10) (*daß*) sowie (1), (9) (*ob*) und für korrelative Operator-Subordination in (12C–C''), (4) und (10).

- (4) *Freilich, wenn man es durchaus Prostitution nennen will, wenn ..., so betrieb Leona gelegentlich Prostitution.*
- (10) *Aber es muß hinzugefügt werden, daß es ihm nicht etwa deshalb gefiel, weil er das bürgerliche Leben liebte.*

Die Weglassung eines korrelativ angeschlossenen Nebensatzes hat keine Konsequenzen für die Grammatikalität des Obersatzes als Ganzsatz; sie macht ihn jedoch semantisch unselbständig, kontextabhängig, denn der satzexterne Kontext muß jetzt den Bezug der vorhandenen Anapher festlegen; vgl. (22)–(23) mit den entsprechenden korrelativen Konstruktionen in (11C') und (8) bzw. (12C''), (10) und (4).

- (22) a *Das hoffen seine Eltern dennoch.*
 b *Der österreichischen und ungarischen österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie widerfuhr es trotzdem.*
- (23) a *Würde man auch dann bis ans Lebensende ununterbrochen spielen?*
 b *Aber es muß hinzugefügt werden, daß es ihm nicht etwa deshalb gefiel.*
 c *So betrieb Leona gelegentlich Prostitution.*

Gemeinsam ist den bisher besprochenen Subordinationsvarianten A–C, daß wir es mit abhängigen Sätzen – Nebensätzen – zu tun haben, die semantisch direkt oder korrelativ in den jeweiligen Obersatz integriert

⁶ Der Unterschied zwischen korrelativer Argument-Subordination und entsprechender integrierter Argument-Subordination ist jedoch beim näheren Hinsehen nicht so groß, wie er erscheinen könnte; denn die Nicht-Besetzung einer Leerstelle in einer Klausel läßt sich semantisch eventuell wie eine Anapher deuten, d.h. als eine freie Variable (s. Fabricius-Hansen 1981); vgl. 'empty categories' der Rektions- und Bindungstheorie. Die Weglassung des Nebensatzes führt denn auch bei korrelativer Subordination zu einem kontextabhängigen (semantisch unselbständigen) – wenn auch syntaktisch vollständigen – Satz.

sind. Solche Varianten dürften den Kernbereich, die zentrale Subkategorie, der Unterordnung ausmachen, wobei im Hinblick auf den Grad der semantischen Einordnung mit Abstufungen zu rechnen ist (vgl. Clément/Thümmel 1975, Fabricius-Hansen 1981, S. 31f.). Mit marginalen Subordinationsvarianten hätten wir es demnach zu tun bei Nebensätzen, die semantisch nicht in den Obersatz integriert sind, sowie bei Hauptsätzen, die die Funktion semantisch integrierter Nebensätze übernommen haben.

3.4. Fall D

Die eine marginale Variante veranschaulichen vor allem sog. appositive Relativsätze im Sinne von Lehmann (1986, S. 270ff.), d.h. nicht-restriktive nachgestellte Relativsätze mit nominalem Bezugswort (Nukleus) wie auch sog. 'Satz-Relativsätze' (Blatz 1896) oder weiterführende Nebensätze (Brandt 1990); vgl. dazu die Beispiele in (25), (26) und den *wie*-Satz in (4) oben.

- (25) a *Er trennte zunächst in seinem wachenden Geist sorgfältig Ungarn ab, von dem er niemals sprach.*
 b *Wir beziehen uns auf Ihr Angebot vom 3.3., das wir hiermit bestätigen.* (Brandt 1990, S.118)
- (26) a *In unserer Gymnasialzeit ... kamen dabei Geschichte und Literatur schlecht weg, was durchaus nicht die Regel sein muß.* (Brandt 1990, S. 122)
 b *Wenn, woran nicht zu zweifeln ist, die geplante Regelung angenommen wird, werden die drei bisherigen Parteien und die NPD zusammen in den nächsten vier Jahren wieder rund 3,5 Millionen bekommen.* (Brandt 1990, S.128)

Solche Nebensätze dienen nicht der Referenz-Identifizierung oder -Explikation, sondern der zusätzlichen Charakterisierung eines schon mit Obersatz etablierten Referenzobjekts und entsprechen insoweit einem Hauptsatz mit einer dem Relativum entsprechende Anapher. Der Nebensatz kann sogar eine eigene illokutive Kraft aufweisen; er kann z.B. einen auffordernden Konj. I der 3. Pers. oder illokutive Indikatoren anderer Art (performatives Verb, sprecherbezogenes Satzadverb etc.) enthalten wie *hiermit bestätigen* in (25); vgl. Lehmann (1984, S. 271) und Brandt (1990, S. 101f.).

Auch anderswie eingeleitete Nebensatztypen kennen semantisch unintegrierte Verwendungen; Beispiele sind freie Vergleichssätze wie in (27a) und Kausalsätze u.ä., die sich nicht auf die Obersatzproposition an sich

beziehen, sondern den Sprechakt begründen, in den der Obersatz eingebettet ist, wie (27b-c).

- (27) a *Von Ungarn sprach er als weiser Diplomat niemals, (so) wie man von einem Sohn niemals spricht, der ...*
 b *Wie ist dieses Bindemittel eigentlich beschaffen, wo/da es doch bei anderen nicht versagt?*
 c *... das Gefühl..., mit dem er [Ulrich] sich die Frage vorlegte, wie dieses Bindemittel eigentlich beschaffen sei, daß es bei anderen nicht versage. (6)*

Der semantisch unintegrierte Nebensatz läßt sich ohne irgendwelche Folgen für die Interpretation des Obersatzes eliminieren. Motiviert ist diese Variante – Nebensatz- anstelle des durchaus möglichen Hauptsatzanschlusses – sicherlich durch die grundsätzliche Abhängigkeit des Nebensatzes, die den Nebensatz enger an den Obersatz bindet, als es ein entsprechender Hauptsatz tun würde, und die relative Gewichtung der in den beiden Teilsätzen gebrachten Information beeinflußt (Haupt- vs. Nebeninformation, s. Lehmann 1984, S. 345ff., Brandt 1990, S. 121ff.).

3.5. Fall E

Die zweite marginale, atypische Subordinationsalternative verdeutlichen Konstruktionen wie in (2) und (28), wo ein Satz ohne Subjunktion und mit Zweit- bzw. Erststellung des finiten Verbs – also ein Hauptsatz – semantisch und eventuell auch topologisch sozusagen die Stelle eines integrierten Nebensatzes einnimmt. Er hat dabei die illokutive Kraft eingeübt, die ihm als nicht-untergeordnetem Hauptsatz zukommen könnte, aber seine spezifische Anwendung ist durch die für den jeweiligen Hauptsatztyp charakteristische Modalität motivierbar: Es kann kaum ein Zufall sein, daß Verb-Zweit-Hauptsätze, die die typische Form von Behauptungen, Feststellungen etc. vertreten, als untergeordnete, 'indirekte' Behauptungssätze verwendet werden (cf. Brandt 1990, S. 93). Ebenso wenig sollte es überraschen, daß Verb-Erst-Sätze mit der für Entscheidungsfragen typischen Form als konditionale Nebensätze dienen können; denn in beiden Fällen bleibt des Wahrheitswert des Satzes offen.

- (28) a *Sein Vater hofft dennoch, es werde ihm schlecht gehen.*
 b *Stellt man sich ein Einhörchen vor, so wird man verstehn, daß...*
 c *Könnte man bis ans Lebensende ununterbrochen spielen, würde man es dann auch tun?*

Ähnlich ist anzunehmen, daß auch der atypische 'selbständige', d.h. nicht-subordinierte Gebrauch bestimmter Nebensatzarten wie in (3)

sich motivieren läßt durch charakteristische semantisch-pragmatische Eigenschaften solcher Nebensätze in ihrer typischen Verwendung, d.h. als untergeordnete Sätze. Auf diese Frage kann jedoch hier nicht weiter eingegangen werden.

König und Auwera (1988) haben am Beispiel der Konditional- und Konzessivsätze sehr schön nachgewiesen, wie die syntaktisch-topologische Integration von Nebensätzen in ihre jeweiligen Obersätze mit ihrer semantischen Integration verknüpft sein kann. So können Konditionalsätze, die im Deutschen bei Voranstellung sonst entweder topologisch integriert oder korrelativ angeschlossen werden, unintegriert bleiben, wenn z.B. zwischen Haupt- und Nebensatz kein echter, direkter Konditionalzusammenhang besteht, wenn die Wahrheit des Obersatzes vielmehr unabhängig ist von der Wahrheit des Konditionalsatzes; vgl. (29a). In solchen Fällen ist der Nebensatz denn auch nicht mehr als Konditionaloperator auf die im Obersatz ausgedrückte Proposition aufzufassen. Zweifellos ist auch die Unmarkiertheit der in (29b-c) veranschaulichten topologischen Nicht-Integration von sog. Irrelevanzkonditionalen (s. König und Auwera 1988) durch den relativ niedrigen Grad der semantischen Integration derartiger Nebensätze (s. König/Eisenberg 1983) mit bedingt, die sich auch in der Unmöglichkeit korrelativen Anschlusses mit Mittelfeldkorrelat äußert; cf. (29b'). Im gleichen Zusammenhang ist schließlich auch die schriftsprachlich noch nicht akzeptierte Hauptsatzwortstellung nach *weil* etc. zu sehen. Sie setzt voraus, daß der *weil*-Satz topologisch und semantisch nicht voll in den Obersatz integriert ist, auch nicht korrelativ; er ist dem Obersatz als Begründung, und zwar eventuell Illokutionsbegründung, eher zugeordnet, als daß er in ihn eingeordnet wäre; vgl. (30).

- (29) a Wenn jemand nach mir fragt –, ich bin in einer Stunde wieder da.
 b Wenn man auch bis ans Lebensende ununterbrochen spielen könnte, man würde es kaum tun.
 c Ob wir ihm helfen oder nicht, er schafft es nie.
 b' *Wenn man auch bis ans Lebensende ununterbrochen spielen könnte, man würde es dann kaum tun.
- (30) a Wir sind gestern abend in der Pause weggegangen, weil die Aufführung war sehr schlecht.
 b *Wir sind gestern abend nicht/deshalb in der Pause weggegangen, weil die Aufführung war sehr schlecht.

Ich kann den Zusammenhang zwischen topologischer und semantischer Integration bzw. zwischen syntaktischer Unterordnung ('downgrading')

im Sinne von Lehmann 1988) und semantischer Einordnung hier nicht weiter verfolgen und verweise deshalb z.B. auf König/Auwera (1988), bei denen sich auch weitere Hinweise finden.

3.6. Zusammenfassung

Die Kernpunkte dieses Abschnitts lassen sich wie in Abb.3. zusammenfassen; die Frage der syntaktisch-topologischen Integration bleibt jedoch, wie auch die intonatorischen Aspekte der Subordination, in diesem Schema unbeachtet.

Abb. 3.

NEBENSATZ	HAUPTSATZ
<p>Subordination, Fall A-C</p> <p>Semantisch integriert (direkt oder korrelativ): Argument, Operator, Restriktor; keine eigene Illokution</p>	<p>Subordination, Fall E</p> <p>Semantisch integriert: Argument, Operator; keine eigene Illokution</p>
<p>Subordination, Fall E</p> <p>Semantisch nicht integriert: anknüpfend, parenthetisch; evtl. eigene Illokution</p>	<p>Insubordination</p> <p>Semantisch nicht integriert: anknüpfend, parenthetisch; eigene Illokution</p>

Zentrale, prototypische Varianten der Subordination sind im oberen linken Viereck abgedeckt. Dabei hat allerdings die indirekte, korrelative semantische Integration (Fall C) wohl als weniger zentral zu gelten als Konstruktionen vom Typ A, wo der Nebensatz ohne Korrelat semantisch und topologisch in den Obersatz eingeordnet ist. Das untere linke und das obere rechte Viereck umfassen die deutlich marginalen Varianten der Unterordnung: Nebensätze, die semantisch unintegriert an den Obersatz angeschlossen oder in ihn eingeschoben und dabei eventuell auch als illokutionstragend zu werten sind (Fall D), und Hauptsätze, die semantisch-pragmatisch wie prototypische Nebensätze fungieren (Fall

E). Im unteren rechten Viereck haben wir den Bereich der Subordination verlassen, indem ein Satz mit eigener Illokution – und Intonation – einfach neben einem anderen steht oder parenthetisch in ihn eingeschoben ist. Er mag zwar gleichzeitig auch semantisches Material an den Nachbarsatz liefern; so wird das propositionale Argument von *einprägen* in (31) dem folgenden selbständigen Satz entnommen, und der einleitende Aufforderungssatz in (16), hier als (32a) wiederholt, liefert das Antezedens des den folgenden Hauptsatz einleitenden (konditionalen) Pro-Elements *so*. Man wird jedoch auch in solchen Fällen kaum von einer Subordinationsbeziehung zwischen den beiden Sätzen reden wollen. Den Unterschied zwischen Subordination vom Typ E und unmittelbar vergleichbarer „Insubordination“ zeigen die Satz(sequenz)-Paare in (32) und (33).

- (31) *Ich muß Agathe einprägen: Moral ist Zuordnung jedes Augenblickzustandes unseres Lebens zu einem Dauerzustand.* (M)
- (32) a *Man stelle sich ein Einhörnchen vor, so wird man verstehn, daß ...*
 b **Man stelle sich ein Einhörnchen vor, wird man verstehn, daß ...*
- (33) a *Stellt man sich ein Einhörnchen vor, so wird man verstehn, ...*
 b *Stellt man sich ein Einhörnchen vor, wird man verstehn, daß ...*

4. Zur Klassifizierung und Beschreibung von Nebensätzen⁷

Als formal definierte Einheiten lassen sich Nebensätze isoliert betrachtet nach der Kategorie oder Identität des Einleitewortes und weiteren internen Eigenschaften (z.B. Vorhandensein von bestimmten Partikeln) klassifizieren. Für jeden so bestimmten Nebensatztyp (*daß*-Sätze, *ob*-Sätze, *w*-Sätze etc.) stellen sich dann zwei Fragen: (i) Welche Eigenschaften muß der Obersatz (-klausel) aufweisen, damit die Verknüpfung von Ober- und Nebensatz einen syntaktisch akzeptablen und semantisch sinnvollen komplexen Satz bildet? Hierher gehört auch die Frage, welche Positionen der Nebensatz relativ zum Obersatz einnehmen darf. (ii) Welchen semantisch-pragmatischen Effekt hat die Verknüpfung eines Nebensatzes des betreffenden Typs mit einem angemessenen Obersatz?

⁷ Die folgenden Betrachtungen decken sich weitgehend mit meinen Überlegungen in Fabricius-Hansen (1981, S. 33ff.), auf die die Leser für Einzelheiten verwiesen seien.

Unter diesem Aspekt wären z.B. alle *daß*-Sätze gemeinsam zu behandeln, und es wäre darzulegen, unter welchen Bedingungen ein *daß*-Satz jeweils wo im Verhältnis zum Obersatz stehen kann und welche semantisch-pragmatische Funktion ihm dabei zukommt – ob er etwa das propositionale Argument eines Obersatzprädikats abgibt wie u.a. in (14) (= (34a)), als Sprechaktbegründung dient wie in (6) (= (34b)) oder als sogenannter (restriktiver) Konsekutivsatz zu verstehen ist wie in (34c). In dem Zusammenhang ließe sich auch die Frage nach einem etwaigen gemeinsamen semantisch-pragmatischen Nenner aller *daß*-Sätze sinnvoll stellen.

- (34) a *..., wenn man auch hofft, daß es ihm schlecht gehen werde.*
 b *... die Frage ..., wie dieses Bindemittel eigentlich beschaffen sei, daß es bei anderen nicht versage.*
 c *Sein wissen um die farbe ist aber so groß, daß er in der beschränkung den gleichen reichthum erreicht, den ihm früher die üppigkeit gegeben hat.*
 (Clément/Thümmel 1979, S. 80)

Betrachtet man wiederum Nebensätze – und nebensatzäquivalente Hauptsätze (Fall E oben) – in ihrer Verknüpfung mit anderen Sätzen (Klauseln), d.h. als untergeordnete Bestandteile komplexer Sätze, so lassen sie sich syntaktisch nach ihrer Position relativ zum Obersatz klassifizieren (links herausgestellt, vorangestellt, eingeschoben, nachgestellt etc.) sowie nach der syntaktischen Funktion, die ihnen jeweils zuzusprechen ist, sofern man sie als syntaktisch-hierarchisch eingebettet (s. Abschn. 2.1.) auffassen kann; diese angebliche syntaktische Funktion des Untersatzes – als Subjekt, Objekt, Adverbial, Attribut oder was auch immer – ist allerdings, wie ich annehme, aus der semantischen Funktion des Untersatzes und dem (syntaktisch-)semantischen Typ des Obersatz-Elements abzuleiten, unter das der Untersatz gegebenenfalls direkt als Argument, Operator oder Restriktor eingeordnet ist.

Wie ich in Fabricius-Hansen (1981) angedeutet habe, können nun Paare subordinativ verknüpfter Sätze (Klauseln) semantisch daraufhin betrachtet werden, ob in dem einen eine Variable anzusetzen ist, für deren Interpretation sich der andere Satz als relevant erweist. Unter diesem Aspekt sind mindestens vier Konstruktionstypen zu unterscheiden.

(i) Der Obersatz enthält eine freie Variable – in der Form einer Anapher o.ä. (eines Korrelats) oder einer syntaktischen Leerstelle –, und der Nebensatz legt, ohne im eigenen Einleitewort eine Variable gleichen semantischen Typs zu enthalten, die Deutung der Obersatz-Variablen fest, indem er die Einheit identifiziert, die bei der Interpretation für die Variable einzusetzen ist. In diese Kategorie fallen (direkte wie kor-

relative) Argument-Subordination und wenigstens korrelative Operator-Subordination, d.h. einerseits sog. Ergänzungs- oder Komplementsätze mit und ohne Korrelat und andererseits bestimmte Arten von sog. freien Adverbialsätzen; vgl. z.B. (9) (*ob*), (11) (*daß*) bzw. (10) (*weil*), (12C'-C'') (*wenn*). 'Attributive' *daß*- und Fragesätze, die semantisch ein Argument eines Obersatz-Nomens identifizieren, wie die 'explikativen' (Fabricius-Hansen/Stechow 1989) *daß*- bzw. *wie*-Sätze in (35) (= (6)), gehören gleichfalls hierher.

- (35) *Wer diesen Eindruck erlebt hat, daß ihm seine Person, in einen gewesenen Augenblick der Selbstzufriedenheit gehüllt, aus alten Bildern entgegenblickte, als wäre ein Bindemittel getrocknet oder abgefallen, wird das Gefühl verstehen, mit dem er [Ulrich] sich die Frage vorlegte, wie dieses Bindemittel eigentlich beschaffen sei, daß es bei anderen nicht versage.* (M)

Auch restriktive Konsekutivsätze wie in (34c) können dieser Kategorie zugeordnet werden.⁸ Der Nebensatz liefert zwar keinen eigentlichen Zahlenwert für die im Obersatz enthaltene Gradvariable (*so*) – für den Umfang von Wissen ist ein numerischer Maßstab eben (noch) nicht konventionell festgelegt; er bestimmt den möglichen Wert der Variablen jedoch insofern implizit, als er eine Auswirkung des Wissensumfangs beschreibt, die einen Rückschluß auf das Mindestmaß an Wissen ermöglichen soll.

(ii) Neben- und Obersatz enthalten Variable des gleichen semantischen Typs, die bei der Interpretation gemeinsam gebunden werden; die Nebensatzvariable ist mit dem Einleitewort (Relativpronomen o.ä.) gegeben. Die Obersatzvariable wird entweder (a) mit einem expliziten oder impliziten Quantor (evtl. dem ι -Operator) im Obersatz eingeführt oder (b) durch eine Anapher bzw. durch nichts ausgedrückt. Im ersten Fall (a) werden die beiden Variablen durch den betreffenden Obersatz-Quantor gebunden, und es kann als Funktion eines Nebensatzes angesehen werden, die Domäne des Quantors durch Beschreibung (zusätzlich) einzuschränken. Hierher gehören restriktive Relativsätze im weiteren Sinne, d.h. 'normale' restriktive Relativsätze mit nominalem Bezugswort wie z.B. in (13), (15), (16) oben, restriktive Vergleichssätze wie in (36) sowie 'attributive' restriktive Adverbialsätze wie in (37), falls man den Nebensatz einleitet von Temporalsätzen etc. nicht als eine reine Subjunktion (wie z.B. *weil*), sondern als eine Art Relativum auffaßt (vgl. Fabricius-Hansen 1981, S. 24ff.). Der zweite Fall (b), wo der Obersatz selber keinen Quantor einführt, ist mit dem All-Quantor (bzw. ι -Operator) zu deuten, dessen Domäne der Nebensatz beschreibt. Hierher gehören sog. freie Re-

⁸ Etwas anders Fabricius-Hansen 1981, S. 35.

lativsätze (i.w.S.) wie der *wer*-Satz in (35) (= (6)) und 'Irrelevanzkonditionale' (König/Eisenberg 1983, S. 315), deren *w*-Einleitewort mit einer Anapher im Obersatz korreliert, wie in (38).

(36) *Die Zusammenarbeit der Terrororganisationen reicht nur so weit, wie sie von gemeinsamen Interessen gedeckt wird.*

(37) a *Wir warfen jedesmal, wenn wir Gas brauchten, ein Geldstück in den Schlitz.*

b *Aber ich glaube, daß Fipps von dem Augenblick an begann, es zu hassen, als er seinen Spruch sagen mußte.*

(38) *Was immer ich ihm auch erzähle, er glaubt es nicht.*

(iii) Der Untersatz enthält mit dem Einleitewort (Relativpronomen o.ä.) eine Variable, und der Obersatz identifiziert die Konstante, die bei der Interpretation für die Variable einzusetzen ist. In diese Kategorie gehören nicht-restriktive Relativsätze im weitesten Sinne – anknüpfende Relativsätze mit nominalem Bezugsglied und weiterführende Relativsätze (Satz-Relativsätze) u.ä., wie sie in (25), (26) veranschaulicht wurden. Wir haben es hier mit einer Umkehrung von (i) zu tun, die als atypische Subordination (Fall D im Abschn. 3.) einzustufen ist, insofern der Nebensatz relativ zum Obersatz, wenn man von der kommunikativen Gewichtung und etwaigen Unterschieden der illokutiven Kraft (Präsupposition vs. Behauptung) absieht, die gleiche Funktion hat wie ein Hauptsatz mit Anapher anstelle des Nebensatzeinleiters; vgl. (39) (s. Abschn. 3.4.).

(39) a *In unserer Gymnasialzeit kamen dabei Geschichte und Literatur schlecht weg, was durchaus nicht die Regel sein muß.*

b *In unserer Gymnasialzeit kamen dabei Geschichte und Literatur schlecht weg, das muß aber durchaus nicht die Regel sein.*

(iv) Weder der Obersatz noch der Nebensatz enthalten eine Variable, für deren Deutung der andere (Teil-)Satz in einer der oben angedeuteten Weisen relevant wäre. Diese Restgruppe umfaßt herkömmliche Adverbialsätze ohne Korrelat wie in (12A, B), (14) (*wenn ... auch*), (17) (*falls*), (27), (30a) und (40a), (41a). Der Nebensatz kann dabei eventuell – abhängig von der jeweiligen Subjunktion – semantisch in den Obersatz eingeordnet sein, insofern er im Skopus eines im Obersatz enthaltenen skopusetablierenden Element steht. Oder es kann sich um einen atypischen, semantisch unintegrierten Nebensatz handeln; in dem Fall äquivalent die Verknüpfung von Haupt- und Nebensatz, wenn man von Unterschieden der kommunikativen Gewichtung etc. absieht, mit einer Verknüpfung von zwei Hauptsätzen, deren Bezug aufeinander anhand von Partikeln o.ä. verdeutlicht wird; vgl. (40), (41).

- (40) a *Mehr als die reinen kalten oder die heißen duschen sind auf jeden fall die sogenannten wechselduschen empfehlenswert, da sie eine besonders belebende wirkung haben.*
(Clément/Thümmel 1979, S. 38)
- b *Mehr als die reinen kalten oder die heißen duschen sind auf jeden fall die sogenannten wechselduschen empfehlenswert, denn sie haben eine besonders belebende wirkung.*
- (41) a *Während vom standpunkt der hygiene und des fetthaushaltes der haut das tägliche vollbad nicht ganz unbedenklich ist, läßt sich gegen das tägliche kurze reinigungsduschen nichts einwenden.* (Clément/Thümmel 1979, S. 38)
- b *Vom standpunkt der hygiene und des fetthaushaltes der haut ist das tägliche vollbad zwar nicht ganz unbedenklich, hingegen läßt sich gegen das tägliche kurze reinigungsduschen nichts einwenden.*

Wir sehen, daß Kategorie (i) und (ii) ausschließlich typische und Kategorie (iii) ausschließlich atypische Nebensätze umfassen. Daß die Kategorie (iv) in dieser Hinsicht gemischt erscheint, liegt wahrscheinlich eher an der keineswegs voll entwickelten Semantik und dem ohnehin sehr groben Klassifikationsraster als an der Sache selber. Wie oben angedeutet wurde, wird natürlich auch der semantische Typ des Nebensatzes bzw. der relevanten Variablen eine zusätzliche sinnvolle Klassifikationsgrundlage abgeben. Unter dem Gesichtswinkel würde man z. B. einerseits weiterführende Nebensätze mit adverbialen Relativum (wie *weshalb ...*) und subjunktional eingeleitete 'adverbiale' Nebensätze (wie *so daß ...*), andererseits Argumentsätze mit *daß* und weiterführende Relativsätze mit *was* und *wo(r)-* jeweils unter einen Hut bekommen, was im Hinblick auf die Textfunktion der jeweiligen Klauseltypen durchaus begründet erscheint (Fabricius-Hansen 1981, S. 36). Aus Platzgründen kann diese Fragestellung hier jedoch nicht weiter erörtert werden.

5. Zusammenfassung

Abschließend lassen sich die im Absch. 2. und 3. enthaltenen Kernpunkte meiner Überlegungen wie folgt zusammenfassen:

Neben- und Hauptsätze (-Klauseln) sind formale Kategorien, denen jeweils typische Funktionen zugeordnet sind; typisch für Hauptsätze ist die Konstituierung illokutionstragender Ganzsätze, typisch für Nebensätze die (direkte oder indirekte) Abhängigkeit von einem Hauptsatz als Bestandteile illokutionstragender Ganzsätze.

Atypische Verwendungen von Neben- und Hauptsätzen sind durch bestimmte Aspekte ihrer typischen Verwendungen motiviert.

Subordination im zentralen Sinne liegt vor bei klarer semantischer und pragmatischer Integration des untergeordneten Satzes in den Obersatz sowie Nebensatzform des ersteren.

Subordination im marginalen Sinne weicht entweder in funktionaler oder in formaler Hinsicht von der typischen Subordination ab: (a) entweder es liegt ein semantisch-pragmatisch unintegrierter Nebensatz vor, oder (b) ein Hauptsatz ist semantisch-pragmatisch wie ein Nebensatz in einen Nachbarsatz integriert.

Subordination wird somit nicht primär als satzförmige Realisierung bestimmter syntaktischer Positionen im Satz ('sentence') aufgefaßt, sondern als eine besondere Art der Verknüpfung von 'clauses' (Klauseln) und somit syntaktisch der Koordination oder einfachen Aneinanderreihung von Sätzen vergleichbar. Daß dabei der Hauptsatz, dem der Nebensatz subordiniert wird, isoliert betrachtet u.U. semantisch unselbständig und eventuell auch syntaktisch unvollständig und somit nicht ganzsatzfähig ist, finde ich eigentlich nicht so problematisch. Denn – um mit Robert Musil zu reden – „[a]ußerdem lehrt die Zoologie, daß aus einer Summe von reduzierten Individuen sehr wohl ein geniales Ganzes bestehen kann“.

Literatur

- Admoni, Wladimir (1970): Der deutsche Sprachbau. 3. Auflage. München.
- Blatz, Friedrich (1896): Neuhochdeutsche Grammatik mit Berücksichtigung der historischen Entwicklung Bd. II. Satzlehre. Dritte völlig neubearbeitete Ausgabe. Karlsruhe.
- Boettcher, Wolfgang/Sitta, Horst (1972): Deutsche Grammatik III. Zusammengesetzter Satz und äquivalente Strukturen. Frankfurt a.M.
- Boettcher, Wolfgang (1972): Studien zum zusammengesetzten Satz. Frankfurt a. M.

- Brandt, Margareta (1990): Weiterführende Nebensätze. Stockholm. (Lunder germanistische Forschungen 57.)
- Bußmann, Hadumod (1983): Lexikon der Sprachwissenschaft. Stuttgart.
- Clément, Danièle/Thümmel, Wolf (1975): Grundzüge einer syntax der deutschen standardsprache. Frankfurt a. M.
- Davison, Alice (1979): Some mysteries of subordination. In: Studies in the Linguistic Sciences 9, S. 105-128.
- Fabricius-Hansen, Cathrine (1980): Sogenannte ergänzende *wenn*-Sätze. In: Kopenhagener Beiträge zur Germanistischen Linguistik. Sonderband 1, S. 160-188.
- Fabricius-Hansen, Cathrine (1981): Was ist nun wieder ein Korrelat? Gedanken zur Rehabilitierung eines naiven Nebensatzbegriffs. In: Kopenhagener Beiträge zur Germanistischen Linguistik 18, S. 1-45.
- Fabricius-Hansen, Cathrine/Stechow, Arnim von (1989): Explikative und implikative Nominalerweiterungen im Deutschen. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 8, S. 173-205.
- Geest, W. de/Putseys, Y. (1984) (Hrsgg.): Sentential Complementation. Dordrecht.
- Glinz, Hans (1968): Die innere Form des Deutschen. Fünfte Auflage. Bern/München.
- Hartung, Wolfdietrich (1970): Die zusammengesetzten Sätze des Deutschen. 4. Auflage. Berlin. (Studia Grammatica IV.)
- Heidolph, Karl Erich et al. (1981): Grundzüge einer deutschen Grammatik. Berlin.
- Kneip, Ruth (1978): Der Konsekutivsatz. Folge oder Folgerung? Lund. (Lunder germanistische Forschungen 46.)
- König, Ekkehard/Auwers, Johan van der (1988): Clause integration in German and Dutch conditionals, concessive conditionals, and concessives. In: Haiman, J./ Thompson, S. A. (Hrsgg.): Clause Combining in Grammar and Discourse. Amsterdam, S. 101-133.
- König, Ekkehard/Eisenberg, Peter (1983): Zur Pragmatik von Konzessivsätzen. In: Stickel, Gerhard (Hrsg.): Pragmatik in der Grammatik. Düsseldorf. (Sprache der Gegenwart 60), S. 313-332.

- Lakoff, George (1987): *Women, Fire, and Dangerous Things. What Categories Reveal about the Mind.* Chicago/London.
- Lehmann, Christian (1982): *Nominalisierung: Typisierung von Propositionen.* In: Seiler, Hansjacob /Lehmann, Christian (Hrsgg.): *Apprehension. Das sprachliche Erfassen von Gegenständen.* Teil I: Bereich und Ordnung der Phänomene. Tübingen, S. 66-83.
- Lehmann, Christian (1984): *Der Relativsatz.* Tübingen.
- Lehmann, Christian (1988): *Towards a Typology of clause linkage.* In: Hai-man, J./Thompson S. A. (Hrsgg.): *Clause Combining in Grammar and Discourse.* Amsterdam, S. 181-225.
- Reis, Marga (1985): *Satzeinleitende Strukturen im Deutschen.* In: Abraham, Werner (Hrsg.): *Erklärende Syntax des Deutschen.* Tübingen, S. 272-311.
- Sadock, Jerrold M. (1984): *The pragmatics of subordination.* In: Geest, W. de & Putseys, Y. (1984) (Hrsgg.): *Sentential Complementation.* Dordrecht, S. 205-214.
- Sæbø, Kjell Johan (1984): *Über fakultative Valenz.* In: *Deutsche Sprache,* S. 97-109.

Wortstellung im Deutschen – theoretische Rechtfertigung, empirische Begründung¹

1. Phänomenbereich

Im folgenden sollen 3 Hauptbereiche der deutschen Wortstellung zur Sprache kommen und auch diese nur in kursorischen Übersichten – wiewohl ein elementarisierendes Element der beispielhaften Erklärung und einsichtigen Begründung vorherrschen soll. Diese 3 Bereiche sind:

- (a) Vergleich der Stellungsfelder (Feldertopologie), die in der deutschen Grammatiktradition entwickelt wurde, und der Verschiebungstheorie der Universalgrammatik; deren empirische und methodologischen Meriten.
- (b) Begründung der grundlegenden SOV- bzw. V-Letzt-Typologie des Deutschen.
- (c) diskursfunktional begründete (sog. „stilistische“) Wortstellungsvarianten.

1.1. Deutsche Feldertopologie und die Forderung einer universalgrammatischen Basisabfolge²

Die Feldertopologie geht im Ansatz auf Drach 1937 (²1963) und Boost 1955 zurück.³ Engel (1970, 1972, 1977) und später Haftka (1981, 1982) haben diese Gedanken für die allgemeine Darstellung einer deutschen Grammatik nach dem aktuellen Stand fruchtbar zu machen versucht. Es ist nicht zu bezweifeln, daß dies gelungen ist, ging diese Vorstellung von den festen Stellungsfeldern doch fest in die Dudengrammatik bereits in der Auflage von 1973 (unter der Redaktion von Paul Grebe) ein. Trotz-

¹ Es haben mir die folgenden Kollegen dankenswerterweise Kritik zu Einzelpunkten der Mannheimer Vortragsfassung dieses Aufsatzes zur Verfügung gestellt: Hubert Haider, Joachim Jacobs und Marc van de Velde.

² Ich kann mich hier auf gediegene Vorarbeit stützen, nämlich Höhle 1982, Reis 1980, Olsen 1982, Höhle 1986 sowie Scherpenisse 1986.

³ Dieser wissenschaftsgeschichtliche Hinweis erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. H. Haider (Stuttgart) und T. Höhle (Tübingen) weisen mich unabhängig voneinander in persönlichen Gesprächen darauf hin, daß Drach und Boost hinter bereits im 19. Jahrhundert erreichte Positionen zurückfielen. Die genauen Entwicklungslinien können für diese Zwecke hier nicht genauer nachgezogen werden. Es bleibt gleichwohl uneingeschränkt der Anspruch bestehen, daß die Entwicklung der Stellungsfelder eine Einsicht ist, die in der deutschen Germanistik gefunden wurde.

dem bezweifle ich, daß es ein fruchtbarer Gedanke für die Weiterentwicklung der deutschen Grammatik wurde: Er hat so gut wie keinen Eingang in die Schulgrammatiken gefunden; und es gibt deutliche Anhaltspunkte in der Redeweise der Grammatiker – nicht nur der Schulgrammatiker –, daß das Konzept von festen Stellen für Satzglieder nicht Fuß fassen konnte. Ich werde nach dem folgenden kurzen wissenschaftshistorischen Vergleich die Summe ziehen, daß – so wichtig der Grundgedanke der festen Stellungsfelder war – ein wichtiger Schritt fehlte, der durch die Germanistik, d.h. die Fixierung auf eine einzelsprachliche Grammatik alleine nicht zu leisten war, der vielmehr erst durch eine Sprachwissenschaft entwickelt werden konnte, die Grammatik als eine hochabstrakte geistige Anlage verstand, auf der alle sich aktuell entwickelnden Sprachkompetenzen aufbauten, eine Art „Universalgrammatik“ somit, die nicht die Form einer Einzelgrammatik hat, sondern aus deren abstrakter Form sich alle Einzelsprachen je nach den Reizen aus der Umgebung, die auf das kompetenzaufbauende Kind einwirkten, ergeben. Auch Weisgerbers Muttersprachenkonzept bzw. die Whorf-Sapir-Weisgerbersche Diktion vom spracheigentümlichen Verworten der Welt ist Ergebnis einer oberflächlicheren, vor allem einer lexikalisch-enzyklopädischen Umweltbeeinflussung und keineswegs so tief angelegt wie die sprachkompetenzsichernde, nur zum Teil auf Oberflächenreize angewiesene genetische, universalgrammatische Anlage des Menschen.

Die Feldereinteilung in VORFELD (VF), MITTELFELD (MF) und NACHFELD (NF) und die Zumessung von Satztypen (Satzmodi) ist in der Tabelle in (1) abzulesen. Zu beachten ist, daß es sich hier in der Literatur weiter undiskutiert, offenbar als Problem nicht richtig wahrgenommen (außer bei Höhle 1982), um unmarkierte Abfolgen handelt, die – das will ich als besondere, später abzuhandelnde Thematik hier vorwegnehmen –, eine ganz bestimmte Akzentstruktur haben.

(1)

	(KOORD)	TOPIK(=VF)	1. Verbklammer COMP	MF	2. Verbklammer V-letzt	NF NF
(7)	und/oder	S	ob	sie den Lehrling auch den Löffel <i>DOCH</i>	ärgern würden	heute mittag
(8)	und	es reut ihn	da	es ja eben <i>DOCH</i>	abschlecken	
(9)		Er fragte	wann	es deneigentlich	schneit	
(10)		der Teufel	der	ihm übrigens den Garaus	stattfinde	
(11)				er <i>halt</i>	machte	
(12)		... um so ungeduldiger	je länger		fragt	
(13)	Aber		kann denn	jemand auch	aufpassen	auf die Tiere?
(14)	Und		streiken	die Arbeiter eigentlich		wenn nur 75 DM
(15)			Hättest	auch	gefolgt	zu holen sind?
(16)			Gib	du mir doch		damals!
(17)			Hat	mir doch den Löffel	aufgegessen?	
	(KOORD)	TOPIK	THEMA	MF	V-letzt	
(18)	Aber	dem Greis	dem	niemand	wehtun	Oder?
(19)	Denn	daß es	schneit	wir eigentlich	gerechnet	
(20)	Weil	:-	es	nicht		
(21)			Wie	ja		

Legende der Zeichen („Feldertheorie“):

VF... Vorfeld, MF... Mittelfeld, NF... Nachfeld;

KOORD... hauptsatzverbindende Konjunktion,

COMP... nebensatzverbindende Subjunktion

Bei Olsen (1982, S. 30f.) findet sich die folgende Generalisierung, die die drei Stellungstypen nach (1) nach der Position des finiten Prädikatteils (V-LETZT, V-1, V-2) ordnet und noch stärker in ein Kürzel drängt.

(2) [vgl. Schema (1), (7-12) oben]

V-LETZT („Spannsatz“, „Spannform“, „Gliedsatz“)

	VF	1.VK	MF	(infin V-Teil)+2.VK	NF
a		Konj.		fin. V	
b		0		infin. V	
a'		daß	Mutter	kommen wollen hätte	im M.
b'	versprach			kommen zu wollen	im M.

(3) [vgl. Schema (1), (13)-(17), oben]

V-ERST („Stirnsatz, -form“)

	VF	1.VK	MF	(infin V-Teil)+ 2.VK	NF
a		fin. V			
a'		Hast	du den W.	beladen wollen	mit..?
a''		Einsteigen!			
a'''		Steig		ein!	

(4) [vgl. Schema (1), (18-21), oben]

V-ZWEIT („Kernsatz“)

	VF	1.VK	MF	(infin.V-Teil)+2.VK	NF
a	X	fin. V			
a'	Du	hast	viele Studien	probieren wollen	in..
a''	Feuer	(haben	wir da	gesehen)!	
a'''	Er	schreibt	sich	ein	

Dabei gelten folgende absolute Positionsbeschränkungen:⁴

⁴ Es wurden angesichts dieser festen, unverrückbaren Beschränkungen in der

- (5) *so daß*-Sätze (Reis 1980, S. 69) und *daß*-Ergänzungen zu *scheinen* (Olsen 1981, S. 161f.) können nur im NF, also rechtsextraponiert stehen (nie im VF oder gar MF) – eine Beschränkung, die ja für einfache *daß*-Sätze nicht immer gilt.
- (6) Das VF ist auf eine einzige Konstituente (trad. Grammatik: auf ein Satzglied) beschränkt: [*Aufregend* (*,) *schön*] *finde ich diese Musik*.
- (7) Das NF kann keine regierten Glieder (Argumente in der Relationstheorie) aufnehmen: *Ich möchte* *(*ihn*) *nicht sehen* *(,) *meinen Onkel*.
- (8) Expletives *es* ist auf das VF (Olsen 1982, S. 32) oder eine Enkliseposition (Adjunktion an COMP) beschränkt:
 - a *Es ist ein Unglück, wenn es friert* ... VF
 - b *Ist es ein Unglück, wenn es friert?* ... Enklise an COMP bzw. das finite Verbelement, welches die 1.VK füllt (*ist*).
 - c **Ein Unglück ist heute es, wenn es regnet* ... *MF
- (5) gilt unter einer erweiterten Perspektive insofern genereller, als diskursfunktional nicht immer äquivalent ist, ob ein Nebensatz vor oder nach seinem Matrixsatz steht (Levin 1975).

Diskussion scheinbare Gegenbeispiele angeführt, derart etwa, daß das Vorfeld ([Spez, CP]) sich durch mehr als ein einziges Satzglied (Konstituente) besetzen ließe. Dazu wurde immer wieder – dies auch mehrmals anlässlich anderer Diskussionsbeiträge dieser Tagung – mit Verve, ja oft mit wissenschaftsethischer Empörung gegen den „Selbstsatzfinder“ auf Korpuserscheinungen hingewiesen, mit denen offenbar das Ultimatum an Objektivität, vornehmlich gegen den Status der selbsterfundene Beispiele einzubringen sei.

Es läßt sich folgendes Gegenszenario aufstellen. Angenommen, ich lasse als treuer und strenger Korpuslinguist bei mir selbst ein Tonband mitlaufen, um alle eigenen Äußerungen zu registrieren und damit zu Korpusmaterial zu kommen. Mich selbst werde ich ja als Gewährsmann auf keinen Fall ausschließen wollen – was sollte an Äußerungen Fremder authentischer sein als an eigenen, auf diese Weise spontan aufgezeichneten Äußerungen? Wenn ich dann zur Auswertung schreite, werde ich ohne Zweifel sieben, d.h. nicht jede der Äußerungen als gleich richtig – wenn auch authentisch – zu grammatischen Schlußfolgerungen und Generalisierungen heranziehen. Dieselbe Suche nach Äußerungsfehlern sollte jedoch auch beim Fremdkorpus vorgenommen werden. Es ist eben ein Unterschied zwischen Authentizität und grammatischer Richtigkeit von sprachlichen Auszeichnungen.

Ich glaube, dieses Gedankenexperiment zeigt deutlich, daß man sich mit Korpusstreue aus der hermeneutischen Aporie, die zugegebener Weise existiert, um nichts leichter heraushilft als mit der Prüfung der Eigenkompetenz.

2. Empirische, auf das Deutsche bezogene Gründe, die gegen die Feldertheorie sprechen

Reis (1980, S. 71-74) hat in ihrer Neuevaluierung der Feldertheorie auf Erscheinungen hingewiesen, die nicht ohne weiteres erklärbar sind. So unterscheidet sie von zwei Sorten von Topikalisierung (Verschiebung nach links – nicht unbedingt an die absolute Satzspitze) eine solche, die direkt an die Satzspitze, also in das VF führt, und eine andere, von der ersten sorgfältig zu trennende, die nicht über die linke Verbklammer hinaus, sondern an die linke Grenze des MFs führt. Man vgl. (9)-(11).

- (9) a [_{VF} Verehrt] [_{IVK} hat] er ihn...VF-Topikalisierung
 b *[_{IVK} weil] [_? verehrt] [_{MF} er ihn] hat... *MF-Topikalisierung.
- (10) a In Urlaub ist Karl gefahren ...VF
 b *weil in Urlaub <ist>Karl gefahren <ist>... *MF
- (11) a Ihrem Bruder hat die Frau helfen wollen ...VF
 b *weil ihrem Bruder die Frau hat helfen wollen... *MF
 c weil ihrem Bruder die Kur hat helfen können ...MF

Die jeweiligen Oppositionen, erkennbar in den geringfügigen Stellungsänderungen, aber jeweils unterschiedlichen Akzeptanzen der Sätze, sind innerhalb der Feldertopologie nicht zu erklären. Wir kommen auf diese Distributionen zu dem Zeitpunkt dieser Abhandlung zurück, zu dem Grammatikmechanismen erarbeitet wurden, die diese Distributionen erklären können. Linksversetzung in eine thematischere Position aus einer rechten Basisposition, so müssen wir jetzt sagen, führt nicht auf jeden Fall zu einem akzeptablen Resultat. Die eigentlichen Beschränkungen bietet das Mittelfeld. Dieses MF, so auch Reis, ist das Forschungsgebiet zur Wortstellung par excellence.

Wie in (11) oben erkennbar sind jedoch noch andere Eigenschaften der an den Wortstellungsoppositionen beteiligten Elemente im Spiel und bestimmen die noch nicht bekannten Beschränkungen, der an den Wortstellungsoppositionen beteiligten Elemente.

- (12) a Und ihn hat sie dann auch vorgeschlagen.
 b *Und gestern hat ihn sie dann auch vorgeschlagen.
- (13) a Ihm hat sie leider doch mehr vertraut als angebracht.
 b *Leider hat ihm sie doch mehr vertraut als angebracht.
- (Reis 1980, S. 73)

Zu beachten ist, daß in (12a) *ihn* kontrastbetont stehen kann, *sie* jedoch keinesfalls; in (12b) macht Kontrastbetonung auf einem der beiden Pronomina die Akzeptanz nicht besser. Man beachte weiter, daß aufs erste gar nicht feststeht, was die Eigenschaften sind, die für die asymme-

trischen Stellungsdistributionen verantwortlich zu machen sind: oblique Kasus gegenüber Nominativ? Objekte gegenüber Subjekt? Gehen wir von der Annahme aus, die sich erst später als richtig erweisen wird: Stehen hier Objektkasus und Subjektnominativ in einer grammatisch zu rechtfertigenden Asymmetrie, so läßt sich ebenso leicht zeigen, daß der linke Rand des MFs – oder der rechte Rand der 1.VK; genauer können wir vorerst und mit Mitteln der Stellungsfelder nicht sein! – nicht nur bevorzugtes, sondern sogar ausschließliches Siedlungsgebiet bestimmter Elemente ist: des unbetonten *sich* (also in Mittelkonstruktionen und anderen nichtreferentiellen Verwendungen), des unbetonbaren *es* und anderer enklitischer, unbetonter Pronomina wie *sie* gegenüber *ihn* in (12) und (13). Vgl. (14) und (15):

- (14) a Löwen füttern **sich** nicht risikolos.
 b ***Sich** füttern Löwen nicht risikolos.
 c *Rotkäppchen schämte wegen ihrer Scheu vor dem Wolf **sich**
 (15) ***Es** – Rotkäppchen, nicht der Wolf – war böse.⁵

Innerhalb des MF ist wohl freier Bewegungsraum für Modalpartikel, aber im VF oder NF können diese nie stehen; dasselbe gilt für Parenthesen und verschiebbares *beide*. So viel war eigentlich längst auch bekannt – man beachte jetzt aber die genaueren Verteilungen in (16) und (17).

- (16) a [_{VF}] [_{1VK} Hat] [_{MF} <**denn**> der Mann <**denn**> etwas
 <* **denn**> getan <***denn**>?
 b [_{1VK} daß] [_{MF} <**ja**> der Vater <**ja**> dem Sohn <**ja**> ein Rad
 <* **ja**> geschenkt hat] [_{NF} <* **ja**>] . (Abraham 1991, S. 356)
 (17) a weil <**er**> seinetwegen <* **er**> zweifellos <* **er**> nicht schnell
 <* **er**> laufen kann. (Duden 1973, S. 629)
 b weil <**Peter**> im Hause <**Peter**> herumgelaufen ist

Nach dem Duden (1973, S. 625 bzw. 629) ist *Peter* im MF, *er* in (17a) dagegen im 1. Klammerteil. Vgl. (18) und (19) unten. Wir sprechen heute aufgrund weithin auch in anderen Sprachen beobachteter gleichartiger Erscheinungen von einer Attraktion unbetonter Pronomina an COMP,

⁵ M. van Velde macht mich darauf aufmerksam, daß *es* nicht enklitisch, sondern auch von COMP gelöst im Mittelfeld stehen kann: *Daran zeigt sich, daß im Altersheim des Lebens es Räume gibt, die ...*. Dies stehe zu ähnlichen Fällen wie *Als vor einigen Jahrzehnten man darauf aufmerksam wurde, daß ...* (ein Fund registriert bei Behaghel 1930) oder *Weil mit den Deutschen sich deren Bedürfnisse auswachsen würden ...* (G. Grass). Ich kann dies natürlich angesichts solch massiver Belege nicht leugnen; sie kommen mir nur sehr markiert vor. Genauer: Wollte ich so mit dem Ziel reden, mich bei einer sozialen Gruppe jargonhaft zu identifizieren, würde ich mich sofort selbst ausschließen.

d.h. die 1.VK. Man könnte dies für eine beachtliche Einsicht Grebes 1973 halten – aber, tant pis, es muß sich um ein Versehen handeln: Auf Seite 630 schon wieder wird der atemberaubende Vorgriff auf einen Einsichtstand von 1990 wieder unfreiwillig zurückgegeben und *er* ins MF gerückt. Ähnliches gilt für den Duden (1984, S. 723). Vgl. (18)-(19):

(18) (Duden 1984, S. 723)

Klammer	UA 1a	UA 2	UA 1b	UA 3	UA 4	Klammer
weil (sie)	morgen	wahrscheinlich				kommt
weil (er)	trotz der Operation	vermutlich	immer			(kränzlich) bleibt
weil (er)	wegen des Beinbruchs	zweifelloos		nicht	schnell	laufen kann

(19) (Duden 1984, S. 723)

Klammer	Gruppe II	UA 1a	UA 2	UA 1b	UA 3	UA 4	Gruppe I	Klammer
weil	sie ihm das Buch	gestern				eigenhändig		gegeben hat
weil	der Mann	wegen der Verletzung	wahrscheinlich		nicht	schnell	laufen	kann
daß	er	trotz der Operation	vermutlich	immer			kränzlich	bleibt

Man verstehe mich richtig: Ich bin weit von einer Kritik an Grebe (1973) entfernt. Es geht mir vielmehr darum zu zeigen, daß die Feldertopologie gar keine Entscheidungen leisten kann, da sie nicht die richtigen Fragen bereitzustellen vermag, die Antworten und Entscheidungen gewährleisten.

3. Eine typologische Begründung für die Feldertheorie

Es mag nicht recht verständlich sein, daß bei der bisher verfolgten Stoßrichtung gegen die Feldertheorie einem Argument pro nachgegangen wird. Dies gilt es einsichtig zu machen. Es geht um folgendes. Die Feldertaxonomie ist ein wichtiger, im Grunde richtiger, wenn auch ganz wesentlich zu kurz reichender Vorgriff auf die empirisch-methodischen Forderungen der universalgrammatischen Satzgliederung. Sie bietet andererseits typologisch, d.h. beim Sprachvergleich ganz wichtige Korrelationsmöglichkeiten. Eine solche Korrelation möchte ich kurz vorstellen.

Es ist auffällig, daß das Englische (Panet 1981) und die romanischen Sprachen (Helling 1983) keine Modalpartikelvertretungen in dem Sinne haben, wie sie das Deutsche kennt. Die germanischen skandinavischen

Sprachen andererseits kennen Modalpartikeln in demselben Überfluß wie das Deutsche, Niederländische und Friesische. Ich habe (Abraham 1988, 1991a,b) verschiedentlich die These verfochten, daß MPn auf Sprachen jenes typologischen Baus beschränkt bleiben, die ein weitgehend wortstellungsfreies Mittelfeld haben oder aber gänzlich akonfigural gebaut sind. Für die letztere Annahme scheint das Altgriechische zu sprechen, das ebenfalls MPn kennt (Luraghi 1988). Was aber könnte nach dieser Korrelation die MF-Entsprechung in den inselskandinavischen germanischen Sprachen sein, die ja vom SVO-Typ sind, also – vergleicht man mit dem Englischen und den romanischen Sprachen – kein MF haben können? Sie haben eben doch eines – wenn auch nur ein verschwindend kleines. Man vergleiche die folgende Feldergliederung fürs Dänische (und wohl das gesamte Festlandskandinavische) nach Diderichsen (1962: S. 150ff., S. 161ff.; vgl. schon Abraham 1988, S. 458f., hier wiedergegeben in (21)):

(20)

Felder Satztypen	Vorfeld	Nexusfeld	Inhaltsfeld	Nachfeld
Nebensatz	Konjunktion	n - a - V	V-N-A	x/X
Hauptsatz	x/X	v - n - a		

Die Verbkammer läßt sich im Diderichsenschen Nexusfeld zwischen v am linken Rand des Nexusfeldes und V am rechten erkennen. MPn stehen in „adverbial“, also ausschließlich im Nexusfeld (daneben, jedenfalls im Norwegischen, auch im Nachfeld). Zum Norwegischen vgl. u.a. Askedal (1986, 1987), zum Dänischen Wesemann (1981) und zum Schwedischen Platzack (1986). Man vergleiche (21) (Abraham 1988, S. 458) mit (20), d.h. die festlandskandinavische Feldtopologie mit der deutschen.

(21)

	VORFELD	Nexusfeld	Inhaltsfeld	Nachfeld
<i>Schwedisch: w-QU-S</i>	vem hade	Ø	köpt boken Ø ?	
<i>Rel-S</i>	vem som	Ø	köpt boken Ø Ø	
<i>topikaliserter Spaltsatz Rel-S</i>	det var som gälocherne	Erik	hada glömt Ø hemma	
<i>Dänisch: Ergänzungs- sats</i>	at	han	ville sennt han tilbage	
<i>Norweg.: Hauptsatz</i>	Ø	dog ikke	ha bogen igår	
	den	na engang	vennet seg til a vare hos denne familien	
<i>HS</i>	Jerg	er	veldig	
	Å du	tør sikkert	komme når	
<i>HS</i>	Det	var	godt ut	
		jamen	vi fikk den turen til Oslo	
<i>W-QU-S</i>	Hvordan	så	ut ut	da?
		den laste- bilen til faren ders		
<i>IMP-S</i>	Få		høre	da!

Auf eine nähere Begründung dafür, warum gerade das MF der ausgezeichnete Ort gerade für MPn ist, gehe ich hier nicht näher ein (siehe zu einiger Spekulation Abraham 1988, S. 461 sowie 1991a,b,c passim). Es mag hier folgendes genügen: SVO-Sprachen schaffen eine scharfe Trennung zwischen VP, der Verbalgruppe mit seinen Objekten, und der übrigen Satzstruktur, vornehmlich dem Subjekt und allen Adverbien. Dies geschieht schon rein stellungsmäßig, ganz abgesehen von Distributionsasymmetrien. SOV-Sprachen dagegen haben eine „schwache“ VP – d.h., sie sind unter bestimmten Bedingungen (etwa unter markierter Akzentverteilung; vgl. Abraham 1988, S. 179f.; 1991d, Kap. 9) auch ein Ort für das Subjekt. In Sprachen des SVO-Baus können Subjekte nie innerhalb von VP auftauchen. Eine weitere, empirisch gut begründete Korrelation ist auch, daß SVO-Sprachen zum Unterschied von SOV-Sprachen freie Linksversetzungen („scrambling“) weitgehend beschränken. Dies hat für den OV-Typ zur Folge, daß diskursfunktionalen Eigenschaften der linearen Abfolge viel stärker Folge innerhalb des einfachen Satzverbandes geleistet werden kann, wogegen SVO-Sprachen den einfachen Satzverband sprengen und Zuflucht zu Spaltkonstruktionen nehmen müssen (Abraham 1991e).

So viel zur typologischen Begründung des Mittelfeldbegriffs. Es fehlt wie oben gefordert eine feinere Untergliederung dieses MFs. Dies soll im folgenden Abschnitt geleistet werden.

4. Die empirische Überlegenheit der universalgrammatischen Satzprojektion

Schon die Feldertopologie räumt mit einem Begriff der traditionellen Stellungsgrammatik so gut wie auf: dem der Inversion. Wechselt ein Satzglied aus dem MF in das VF oder NF, so tritt ein Feldwechsel ein. Inversion dagegen ist ein naiver, da nur relativer Ordnungsbegriff. Nur im MF will uns bezüglich dieses Terminus noch keine schärfere Bestimmung gelingen. Aber die Beobachtungen zu den asymmetrischen Stellungenstributionen durch Reis in (9)-(11) oben lassen schon ahnen, daß auch das MF in Unterfelder zu gliedern ist, die allesamt – und das ist die wesentliche Erkenntnis – als *L a n d e p l ä t z e* bei Verschiebungen starke Ausgrenzungen vornehmen. Es gilt nun, die inhaltliche Bestimmung dieser Ausgrenzungen zu erkennen. Dies soll in 3 kurzen Unterabschnitten, 4.1.-4.3. erfolgen.

4.1. „Adverbial“: ein unscharfer Begriff der traditionellen Grammatik

Eine starke lineare „Unruhe“, d.h. geringe Systematisierbarkeit schaffen die Adverbhäufungen im Mittelfeld sowie die unterschiedlichen Skopusbeziehungen der Adverbiale und Adverbien. Dazu steht auch der empirisch richtig erkannte, wenn auch grammatisch-methodisch falsch ausgenützte Befund ihrer Weglaßbarkeit in der Valenztaxonomie. Man vergleiche nun (22):

- (22) a **Wenn/sobald/solange** es friert, ist *(es) ein Unglück.
 b **Daß** es friert, ist (*es) ein Unglück.⁶

(22a) schaltet einen Adverbialsatz vor, (22b) dagegen einen Subjektsatz. Das ist herkömmliches grammatisches Denkparadigma. *Es* im übergeordneten Satz ist kongruenzsicherndes Subjekt, in dieser Satzfunktion aber ein anaphorisches Pronomen. Wenn ein solches Pronomen nun fehlen muß – wie in (b) –, dann können wir mit Fug und Recht dem *daß*-Satz die Subjektrolle im Hauptsatz zuordnen. In (a) dagegen bleibt es auf jeden Fall stehen. Dies ist auch rein semantisch plausibel: Der *daß*-Satz wird durch den Hauptsatz gemäß der Kopula eigenschaftsprädiziert; in (a) liegt keine derartige Beziehung vor. Verwenden wir diesen Test zu folgender Folgerung.

- (23) Die strukturelle (d.h. kategorial und kategorial-projektiv) zu erfassende Feingliederung des MFs muß grundsätzlich zwischen Argumenten/Rektionsgliedern und anderen Satzelementen/Nichtargumenten unterscheiden und zwar in kategorischer Weise (was den Ort der Basiserzeugung ebenso wie den Landeort bei Verschiebung betrifft).

Die Beobachtungen zur Nichtbesetzbarkeit des NFs durch Rektionsglieder – vgl. (7) oben: *Ich möchte nicht sehen meinen Onkel* – veranlassen zur folgenden Rektionsrichtungsfestlegung (Fanselow 1985, 1990; Grewendorf 1989; Bayer 1990; Abraham 1991e).

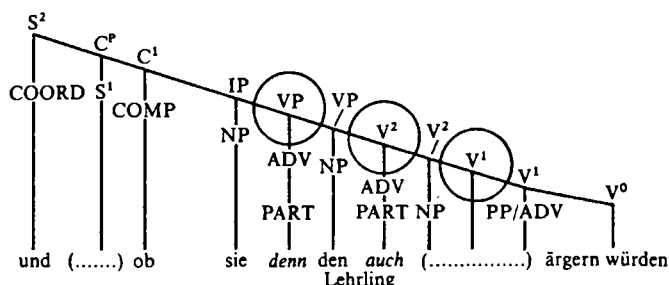
- (24) Verschiebungen von Rektionsgliedern können nur in der kanonischen Rektionsrichtung erfolgen, die vom Regens ausgeht. Im Deutschen ist die Rektionsrichtung folgendermaßen festgelegt:

⁶ Ich sehe natürlich ab von folgendem Fall: *Daß es friert* – ist *es/das* wirklich ein Unglück? Hier handelt es sich ja nicht um einen geschlossenen Satz, der etwa durch Komma zu gliedern wäre! *Ist es/das wirklich ein Unglück?* ist ja zum Unterschied von der phonologischen Entsprechung in (22b) syntaktisch völlig selbständig.

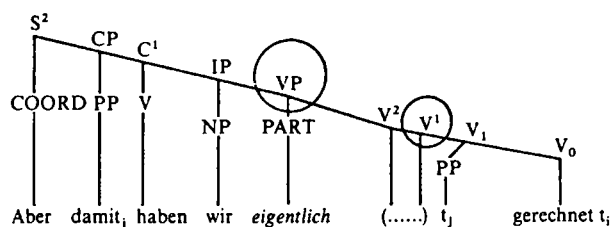
- V mit $[-N, +V]$ = linksregierend (LR)
 N mit $[+N, -V]$ = rechtsregierend (RR)
 A mit $[+N, +V]$ = linksregierend (LR)
 P mit $[-N, -V]$ = rechtsregierend (RR)

Die kategorische Auszeichnung der Adverbialstellung neben den Argumentstellen (Objekte und Subjekt) erfolgt durch den formalen Adjunktionsmechanismus, der eine (maximale) Wortartprojektion projektionshöher kopiert. Vgl. (25)-(27) (die geringelten Satzknotten; aus Abraham 1991c, S. 342).

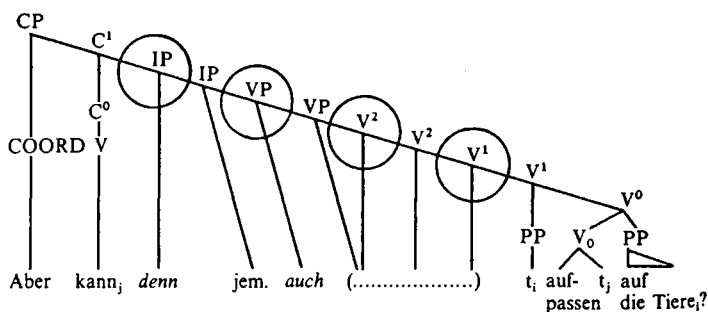
(25) abhängiger Satz; vgl. (1.7.) bzw. (2) oben



(26) unabhängiger Satz; vgl. (1.13.)-(1.17.) bzw. (4) oben



(27) Entscheidungsfragesatz; vgl. (1.15.) bzw. (3a') oben



Wenn wir diese feinere MF-Gliederung mithilfe des Adjunktionsmechanismus auf die Stellungsfelder abbilden und dabei die Stellung der MPn ins Auge fassen, kommt folgendes zustande (Abraham 1988b, S. 459). Man vgl. (28) mit (21) oben. (21) erhält jetzt den nuancierteren, universalgrammatischen Strukturbaum aufgesetzt, der aber nicht wie im Deutschen wegen SOV linksverzweigt – vgl. (25)-(27) –, sondern der die referentiellen Rektionsglieder des Prädikats rechtsregiert (das Skandinavische ist vom SVO-Typus), also den Satz rechtsverzweigend strukturiert. Die 1. VK des deutschen Stellungsfeldes (= COMP nach (1) sowie (25)-(27)) entspricht der „Konjunktion“ im abhängigen Satz bzw. *v* im unabhängigen Satz in der Feldereinteilung Diderichsens, die 2.VK dem Auxiliärverb am Beginn des Diderichschen Inhaltsfeldes. Vgl. (20) oben. Allerdings korrigiert (28) Diderichsens Grenzziehung zwischen dem Vorfeld und Nexusfeld hinsichtlich des strukturellen Ortes der „Konjunktion“.⁷

⁷ Vgl. schon Abraham (1988, S. 460). Platzack (1986) berücksichtigt dieses Detail nicht, ebenso wenig die strengere Generalisierung, daß Adjunktionen (für Satzadverbien, zu denen MPn gehören) nur an Maximalprojektionen vorgenommen werden sollten und weiter, daß das Festlandskandinavische nach neuerem Strukturansatz gar keinen IP-Knoten benötigt, da es – im Unterschied zum Inselkandinavischen – keine Subjekt-Prädikat-Kongruenz aufweist. (Tempus wird ja nach anderen generalisierbaren Einsichten dem Satz über COMP zugeteilt; vgl. den Besten 1985). Wie H. Haider in der Diskussion nach meinem Vortrag zurecht feststellt, sieht die festlandskandinavische Satzstruktur mit dem Wegfall des IP-Knotens entscheidend anders aus (siehe Homberg/Platzack 1991) und zwar so, daß gleichzeitig einer wichtigen Asymmetrie zwischen Haupt- und Nebensatz bezüglich der Stellung der Negationspartikel Rechnung getragen werden kann. Dies unterbaut die universalgrammatischen Strukturüberlegungen eindrucksvoll um ein weiteres Argument.

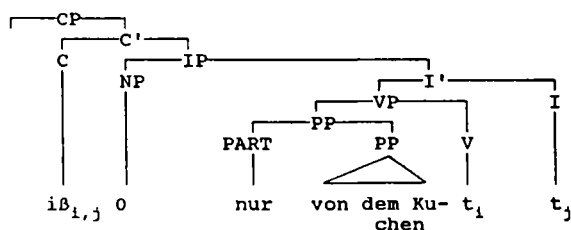
(28)

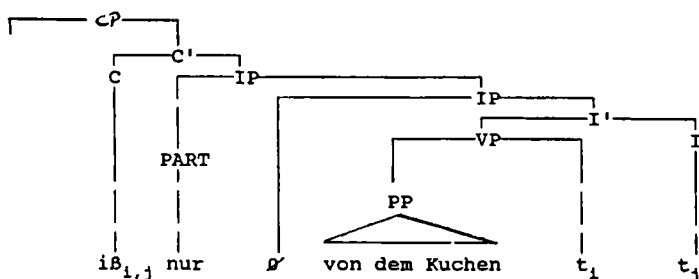
	VORFELD	Nexusfeld	Inhaltsfeld	Nachfeld
		COMP-P = S' (= "Satz") Specifier ("Fundament") COMP INFL-P INFL'	INFL V NP VP (= "Inhaltsfeld") ADV	
Schwedisch: w-QU-a Rel-S	vem hade \emptyset	froligen	köpt boken \emptyset ?	
topikaliserter Spätsatz Rel-S	det var som galecherna	froligen	köpt boken \emptyset	
Dänisch: Ergänzungs- satz	\emptyset	Erik	hade glömt \emptyset hemma	
Norweg.: Hauptsatz	den	at han dog	ville sentt han tilbage	
HS	Jerg	ikke	ha bogen igår	
		hadde	vennet seg til a vare hos denne familien	
		er	veldig	
W-QU-S	Hvordan	så den laste- bilen til faren ders	ut	da?
IMP-S		På	høre	da!

Diese kategoriale und projektive Feingliederung des MFs erlaubt jetzt auch eine grammatisch wichtige Unterscheidung, die auf ganz tiefe genetische und geirnhysiologische zurückgeht. Der Satz in (28a) ist mit dem synkategorematischen *nur* zweideutig: Er hat eine *nur*-Lesart als semantische Fokus- oder Gradpartikel und eine zweite als illokutive, pragmatische MP. Die Skopi der beiden Funktionen sind verschieden: Die pragmatische MP bezieht sich auf den ganzen Satz, die semantische Gradpartikel auf die PP *von dem Kuchen*. Nur die Fokuspartikel erlaubt Fokusakzent auf dem lexikalischen Kopf der PP, *Kuchen*. Die MP-Lesart hat eine prinzipiell andere Akzentverteilung. (28b,c) stellen die strukturell-projektiven Unterschiede dar (nach Bayer 1991, S. 264f.).

(29)a *Ich nur von dem Kuchen!*

(29)b semantische Gradpartikel *nur*:



(29)c pragmatische Modalpartikel *nur*.⁸

nur steht oberflächlich besehen an derselben Stelle im MF, steht aber – beweisbar durch ganz verschiedene Akzentverteilungen und Versetzbarkeiten – in ganz verschiedenen Strukturbindungen sprich: Satzkonstituenzen.

Die tiefere, über die grammatische Rechtfertigung hinausreichende Bedeutung dieser Unterscheidung ist nun die folgende: Wenn die Leistung der sprachlichen Komponente des Gehirns nach pragmatischen und semantischen Aufgaben distinkt modularisiert wäre, dann wäre erwartbar,

⁸ In Abweichung von Bayer (1991, S. 265), der die Partikel unter I' adjungiert. Joachim Jacobs (Wuppertal) macht mich dagegen nach dem Vortrag darauf aufmerksam, daß die Skopusleistung der (pragmatischen, illokutiven) MP formal dadurch legitimiert werden muß, daß der höchste Satzknott die Illokutivoperation der MP durch die c-Kommandierbeziehung sichern muß. Ich folge hier diesem Vorschlag, obwohl damit undeutlich wird, wie man auf dieser Grundlage Abfolgen wie in (i) gerecht werden kann.

- (i) ..., daß **er** **doch** noch zurecht gekommen sei.
 (ii)*..., daß **doch** **er** noch zurecht gekommen sei.

Ebenso von Jacobs stammt der Hinweis darauf, daß mit dieser C-Attraktion zusätzlich einer starken empirisch verfolgbaren Affinität aller Satzadverbien, im besonderen eben der Illokutivadverbien wie der MPn, Rechnung getragen werden kann. Dies stimmt, da sich MPn ebenso wie unbetonte Personalnomina leicht enklitisch an COMP – ob diese 1. VK nur durch das finite Prädikat oder durch eine Konjunktion besetzt ist – bindet. Vgl. (iii).

- (iii) Der hat-**da** (= dir bzw. doch) an Rausch! „Der hat dir einen Rausch!“
 (iv) *Der hat an Rausch **da**!

daß Traumaaphasiker mit unterschiedlichen, deutlich auf diese Module unterschiedenen Läsionen die beiden Lesarten unterschiedlich, d.h. mit verschiedener Kompetenz oder sogar auf geeignete Reize hin asymmetrisch produzieren. Bayer (1991), der dieser Annahme die Nullhypothese gegenüberstellt, wonach sich kein Sprachproduktionsunterschied einstellen sollte, fand nun signifikante Unterschiede, die für die modularisierte, anatomisch differenzierte Leistung des Sprachgehirns spricht: Die systematischere Semantik (Logische Form im Modulaufbau der generativen Grammatik) hat ihr Verarbeitungszentrum in der linken Hälfte des Sprachgehirns, die stärker sozialisierte Pragmatik wird dagegen rechts verarbeitet. Rechtshemisphärische Patienten kämpfen nun im Einklang mit Bayers Hypothese in ihrer Sprachproduktion signifikant mit pragmatischen MPn, Aphasiker (linkshemisphärische Patienten) dagegen mit semantischen GPn. Es ist nicht notwendig, auf die Bedeutung dieser Parallelen zwischen der modernen Sprachtheorie und dem Befund einer klinischen Wissenschaft extra hinzuweisen. Wohl aber lohnt es, einen Augenblick bei dem Gedanken zu verharren, zu welcher Art von experimenteller Forschung die Universalgrammatik überhaupt erst verhilft, die vorher – etwa bei der Feldertaxonomie – noch gar nicht möglich gewesen wäre.

4.2. Die strikte Landeplatztheorie und ihre Versetzungsbeschränkungen

Geht man – was plausibel ist – davon aus, daß Typus und Zahl der semantischen Aktanten/Argumente/thematischen⁹ Rollen direkt und erschöpfend vom Verb ausgelegt werden, muß es eine Beschreibungsebene des Satzes geben, wo alle Argumente unbeschadet ihrer syntaktischen Satzgliedfunktion gleichrangig und prädikat-/verbnah erzeugt und in dieser Charakteristik der semantischen Interpretation zur Verfügung gestellt werden. Gleichgültig ob man dafür ein eigenes Modul (etwa die semantische Logische Form; Chomsky 1981, 1986, 1989) oder die tiefste Darstellungsebene der Syntax (Koster 1981, 1988) vorsieht, sind aus dieser verbnahen Bündelung der Argumente in ihrer thematischen Rollencharakteristik oberflächennähere Repräsentationen abzuleiten. Dabei ist für das Deutsche eben im Unterschied zum Englischen die Doppelposition des finiten Verb charakteristisch. Vg. nochmals (9)-(11) sowie (26)-(28). Wie sind diese Verbpositionen prinzipiengelernt – und nicht ad hoc, willkürlich – zu erreichen? Welche Basisposition hat man anzunehmen?

⁹ nach dem verbeigsten semantischen Rollentypus, *T h e m a*, vergleichbar 'Patiens;' nicht zu verwechseln mit dem diskursfunktionalen *T h e m a* in Opposition zu 'Rhema'.

Und wie natürlich ist diese Basisposition?

Reis (1980, S. 67) schon fiel auf, daß sich am „linken Rand“¹⁰ des MFs ausschließlich folgende Kategorien vorfinden:

- (30) a COMP(LEMENTIZER) mit Tempuskopie des Verbs in V-Letzt: dies ist der normale Nebensatz mit finitem V-Letzt und einer unterordnenden Konjunktion;
 b COMP ohne Tempuskopie: *um/ohne/(an)statt zu kaufen*;
 c unbesetztes COMP bei infinitem Verb, d.h. eingebettete Infinitivkonstruktion (wie in (b)), allerdings ohne Infinitivpräposition);
 d finites, tempusmarkiertes Prädikat im unabhängigen Satz.

Die eigentliche, dem Deutschen (Niederländischen und Westfriesischen) eigene 5. Charakteristik über (30a-d) hinaus ist durch den Umstand gegeben, daß eine distinkte, nämlich komplementäre Distribution zwischen abhängigem Satz und der V-Finit-Besetzung des COMP-Knotens („der 1. Verbkammerposition“) vorliegt: Konjunktion und V-Zweit sind miteinander unverträglich. D.h., es liegt nahe – wieder unabhängig davon, ob man eine Ableitungstheorie aus einer Basisposition vertritt oder eine repräsentative Theorie, die von Ableitungen absieht und sich damit begnügt, neben Basiserzeugungen Verteilungseigentümlichkeiten durch die Natürlichkeit von Klassenbildungen zwischen grammatischen Funktionen vorzusehen (außerhalb der generativen Grammatik die Generalized Phrase Structure Grammar und anverwandte Grammatiktheorien, darunter die meisten Kategorialgrammatiken, darüber hinaus S.C. Diks Functional Grammar, innerhalb des generativen Lagers Koster fürs Niederländische, Haider und Höhle fürs Deutsche) –, es liegt also nahe, entweder V-Letzt aus V-2 abzuleiten oder aber V-2 aus V-Letzt abzuleiten. Beide aus V-Erst abzuleiten, liegt aus Markiertheitsgründen der V-1-Strukturen im Deutschen nicht nahe.

Beide Wege wurden begangen (zu „V-2 zu V-Letzt“ im Deutschen vgl. z.B. Lange 1981). Zu beachten dabei ist, daß auch V1 so „natürlich“¹¹

¹⁰ Man beachte, daß Reis 1980 noch nicht über das scharfe Gliederungsinventar des MFs verfügte, das uns heute zur Verfügung steht. Die Trennung von „linkem MF-Rand“ und 1. Verbkammer (= COMP) war damals noch nicht so scharf zu ziehen. All dies läßt völlig unbeschadet, daß Reis' analytische Beobachtungen zur Verteilung und Kategorialität der MF-Elemente heute ohne Abstriche Bestand haben.

¹¹ „Natürlich“ ist hier kein prätheoretischer, bloß der Intuition überlassener methodischer Terminus, sondern relativ gut verstanden und wohldefiniert. Er meint, daß größere Natürlichkeit dann vorliegt, wenn ein für eine Ableitung oder eine Korepräsentation formalisierbarer Prozeß (a) auf andere

wie möglich mitabzuleiten sein muß. Ich will hier zeigen, daß der Ableitungsweg „V-Letzt zu V-2“ der wahrscheinlichere ist (Bach 1962, Bierwisch 1963, Koster 1975). Dies läßt sich über zwei Wege zeigen: einen ableitungsmethodischen und einen der natürlichen Klassenbildung der beteiligten Kategorienprojektionen.

- (31) ABLEITUNGSMETHODIK: dreiwertiges Verb (2 Objektargumente) 0_e kennzeichnet das künftige (VP-)e(xterne) Verbargument, also das Subjektargument, 0_{in} die beiden (VP-)i(nternen) Argumente.

a LF/tiefste T-Struktur:

[_{CP} Konj [C-- [_{IP}-- [_{VP}=INFL 0_e , 0_{i1} , 0_{i2} V° INFL]]]]

b seichtere syntaktische Struktur:

[_{CP} Konj [C-- [_{IP}NP_e [_{VP}=INFL' t_1 0_{i1} , 0_{i2} V° INFL]]]]

c oberflächennahe Struktur:

[_{CP} Konj [C NP_e [_{IP} t_e [_{VP}=INFL' t_e 0_{i1} , 0_{i2} V° INFL]]]]

In (31b) (Travis 1984) bzw. (31c) (den Besten 1983) hat das Subjekt (im abhängigen Satz) die Stelle nach der Konjunktion erreicht. Schwartz/Tomaselli (1991) meinen aufgrund von Spracherwerbsdaten die Entscheidung zugunsten von (31c) herbeiführen zu können.

Nehmen wir nun einmal an, es gäbe gute Gründe dafür, die Annahme in (31a) – für die ja die Rektionsrichtung und damit Kasuszuweisung sowie die universelle Rektion durch V spricht – aufzugeben und von einer V-2-Basis auszugehen. Dann würden wir folgende Verschiebungsregeln benötigen: eine, um V-Letzt zu erzielen, und eine zweite, um die Verbpartikel in die VP-marginale Stellung zu befördern. Das sind zwei Regeln; die zweite Partikelregel ist zudem sehr willkürlich.

Die Annahme von V-Letzt dagegen sieht nur eine Ableitungsregel vor: nämlich die in (31a-c) skizzierte, die allerdings in gleichgerichteten zwei Schritten abläuft. Daß die trennbare Verbpartikel in Letztposition stehenbleibt, ist ein natürliches Ergebnis der V-Letzt-Typologie für das Deutsche. Gehen wir jedoch von einer V-2-Basis aus, dann sollte (32a,b) möglich sein – (32a,b) sind aber unakzeptabel.

- (32) a *Der Gatte anruft seine Frau nicht.

b *...daß der Ehegatte an seine Frau nicht ruft.

sprachliche Erscheinungen generalisierbar ist, (b) möglichst viele derartige unabhängige Brücken schlägt und (c) über kategoriale oder semantisch-lexikalische Eigenschaften klar umrissene Klassen bildet.

So viel zur methodischen Plausibilität.¹²

Der über (32) hinaus noch stärker an Daten orientierte Nachweis für „V-Letzt zu V-2“ umfaßt eine Reihe von Erscheinungen aus den Dialekten. Die Nachweislogik ist die, daß besonders die durch Normgrammatiker unbeeinflussten, in ihrem Wachstum sich selbst überlassenen Regiolekte Erscheinungen zeitigen können, deren Konsequenzen für das Hochdeutsche gleiche Gültigkeit haben. (33 a-n) zeigen jeweils, daß COMP, die 1. VK und die finite Verbmorphologie starke Affinität besitzen. Dies läßt sich zu dem Schluß auswerten, daß V-Finit aus der Basisletztposition nirgends anderswohin als in den COMP-Knoten aufsteigt (und von dort die Subjekts-NP in [Spec, CP] hinaufdrängt). Vgl. auch Anm. 12.

- (33) a wenn-s-t pro kumms-t
 b wenn-t-s pro kumm-t-s (Bayer 1983/84, S. 233)
- c Du soist song [an wöchn Schuach] -st d(u) wüst
 (Bayer 1983/84, S. 233; hier aufs Wienerische umgesetzt)
- d Du soist song [an wöchn Schuach wo/daß] -st wüst
- e Des Auto, des wo-ts pro kaffd habts, ...
- f [Wia schnai] -ts ihr fahrts! (Bayer 1983/84, S. 235)
- g [Wia gschwind (dos)] -s foats!
- h [Wia gschwind (dos)] -t foast!
- i [CP [Spec Mia [COMP foa-ma]] auf Veit] (eigene Beobachtung: Kärnten, Klagenfurter Becken)
- j Dos mia/du auf Veit foan/foast, ...
- k *Dos mia auf Veit foama, ...
- m *Ob pro nach Minka kummst, ...
- n Ob-st pro nach Minka kummst (Bayer 1983/84, S. 235)
- o Gemma schaun, ob der no spitz is, gemma schaun, ob's an Bartl ham's derschlag'n. (aus dem Volksmusical „Wiener Lust“, Aufführung der Pawlatschenbühne in Hernals. Beleg des Zeitmagazins vom 21.9.1990, S. 62), 4. Spalte)

Alle Elemente in (33), die einen Flexionsteil des finiten V-Letzt enkli-

¹² M. v.d. Velde führt gegen die behauptete absolute Komplementärdistribution von COMP und V-Zweit folgendes Beispiel ins Feld: *er tut so, als wäre er krank*. Dazu lassen sich auch die bekannten Brückenverbkonstruktionen mit Hauptsatzstellung stellen: *Er sagt, er kommt/käme heute am Abend*. Man hat hier wohl nur entgegenzuhalten, daß sich die Beispiele nicht weiter generalisieren lassen und auf hoch lexikalisierte Formen beschränken. Bei den Brückenverbscheinungen handelt es sich wohl um die syntaktische Inkorporation dessen, was ursprünglich eine Form der direkten Rede war – *Er sagt: Er kommt heute abend*.

tisch binden, stehen in COMP (= 1.VK): wenn in (a, b), *an wöchn* „welchen“ bzw. *an wöchn daß* „einen welchen daß“ in (c, d), *wia (daß)* „wie (daß)“ in (e-h) sowie *ob* in (n). Daß eine derartige Kopie nicht auf die Beziehung COMP-V-Letzt beschränkt ist, sondern auch, wie (i) ausweist, auch zwischen [Spec,CP] und COMP besteht, generalisiert die Beobachtung nur. (m, n) zeigen, daß diese Kopie absolut notwendig ist. Nach (j,k) schließlich gilt die Kopie – und damit die Knotenaffinität – nur für COMP und V-Letzt, nicht jedoch für einen Knoten unter CP, also [Spec,IP] wie in (k). Es muß in jedem Fall COMP (= 1.VK) beteiligt sein.

Daß sich diese Affinitätskopien nur bei der 2. Person finden, sollte den Wert der Beobachtung und den Wert der Schlußfolgerung nicht einschränken.

Der folgende Testtyp stammt von den Besten (1983, S. 62) und ist in (35) aufs Deutsche übertragen worden.

- (34) a [[_{VF} Een platen] [_{1VK} **heeft**] die] ! „Eine Platte hat der!“
 b [[_{VF} Een platen] [_{1VK} **dat**] die heeft] !
 (35) a [[Aufreizend gelacht] [**hat**] der] !
 b [[Aufreizend gelacht] [**wenn/daß**] er hat: Das kann ich nicht ausstehen]
 c [[Aufreizend gelacht] [**wie**] der hat] !

Wie (33) zeigen (34)-(35) eine klare Stellungsaffinität zwischen Konjunktionen und V-Zweit – hier nicht aufgrund enklitischer, also morphologisch attrahierter Formen wie in (33), keineswegs regiostratisch beschränkt, klar die 1.VK nach dem VF-Glied besetzend.

Dies beschließt den Nachweiszyklus zur Basisannahme des Deutschen als V-Letzt-Sprache, aus der alle anderen Verbstellungen abgeleitet werden bzw. zu welcher in einer repräsentativen Grammatik andere V-Positionen als parametrisch sekundäre zu rechtfertigen sind. Es bleibt im Sinne der selbstgestellten Rechtfertigungsreihe die dritte Aufgabe, nämlich – bei aller generellen Legitimität der Feldertaxonomie und ihrem Fortschrittstatus gegenüber der „naiven Vor-Felder-Grammatiktradition“ – der Nachweis, daß es darüber hinaus gilt, größere Generalitäten nachzuweisen und empirisch zu rechtfertigen. Dies geschieht im folgenden Kapitel.

4.3. Globale Harmonie: die Projektionstheorie für jede Wortart und ihre Projektionen.

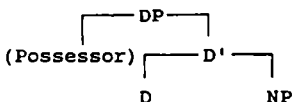
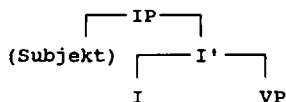
Ich möchte dem folgenden nicht dasselbe Gewicht zumessen wie den Argumenten in 2.1. und 2.2. Trotzdem erhält die Feingliederung des MFs ein konkretes methodologisches und empirisches Profil, das es konkreter und angreifbarer macht. Hier gilt also stärkere Vorläufigkeit als bei Vorangehendem.

Es geht darum, die Gültigkeit solcher grammatisch-funktionaler Knoten wie I(nflexions)P(hrase) über VP zu begründen. Wir haben die Notwendigkeit eingesehen, CP und COMP anzusetzen, zumindest für das Deutsche – zu IP, das stillschweigend eingeführt wurde, ist aber noch keine Begründung geliefert worden. Darüber hinaus soll gezeigt werden, was Argumente dafür sein können, auch IP noch weiter unterzugliedern und wie genau und mit welchen Argumenten dies geschehen könnte. Dabei soll immer im Auge behalten werden, daß diese Lösung nicht über das Deutsche hinaus für andere Sprachen ebenso Gültigkeit zu haben braucht.

Das erste Argument macht Gebrauch von einer stärkeren Verallgemeinerung der Projektionstheorie und zwar insofern, als IP dann wahrscheinlicher ist, wenn es sich auch bei anderen Wortartprojektionen als brauchbar oder nötig erweist. Seit Abney (1987) denkt man sich die Nominalgruppe mit Artikelform ebenso strukturiert wie den Satz mit der verbalen Flexionskonstituente, IP, nämlich mit einer funktionalen (=nicht lexikalischen) Kategorie. Die Parallele zwischen der Satzstruktur und der nominalen Struktur ist in (36) dargestellt.

(36) a Satz

b NP



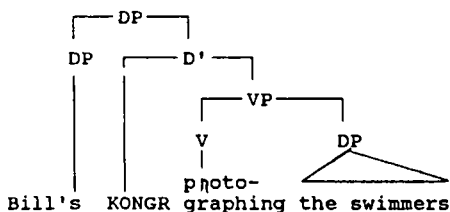
Es gibt zwei Hauptargumente direkt empirischer Zugänglichkeit für diese Parallele. Einmal gibt es Sprachen wie das Ungarische, in denen ein Possessor mit dem Besitznamen kongruiert, genau so, wie das Subjekt mit dem Prädikat kongruiert. Da nach Standardannahmen innerhalb der GB der Subjektnominativ durch den Kongruenzknoten, einen Subknoten von INFL, zugewiesen wird, läßt sich der ungarische Possessornominativ (im Deutschen der Possessorgenetiv) ebenfalls durch KONGR unter INFL zuweisen.

Ein zweites Argument widmet sich der komplexen Possessivgerundialkonstituente im Englischen. Man vergleiche (37).

- (37) a [NP Bill's [VP photographing the swimmers]]
 b [NP Josefs [VP den Nomina Kasus zuweisen]]

Die Schwierigkeit liefert die Kategorienkonverse in (37) zwischen der äußeren NP-Struktur und der eingebetteten VP-Struktur, eine Inkongruenz, die innerhalb der X-Projektionstheorie zu keiner Lösung führt und Anlaß zu semantischen formalen Lösungen war (Abraham 1989). In der Abneyschen Syntaxparallele aber läßt sich eine rein syntaktische Lösung insofern finden, als eine Gerundialkonstituente wie (35) als DP betrachtet werden kann, deren funktionaler Knoten, D, nicht eine NP, sondern ein VP als Ergänzung (Komplement) „formal regiert“. Vgl. (38).

- (38)a [DP Bill's [VP photographing [v' [DP the swimmers]]]]

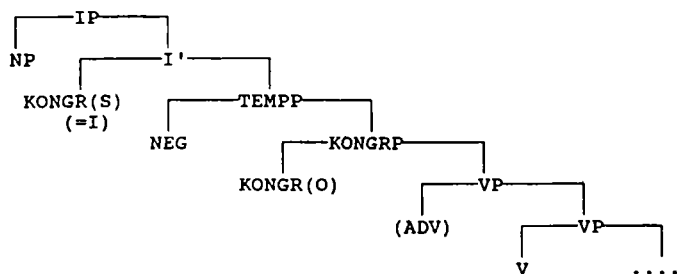


Der KONGR(uenz)-Knoten weist den Kasus des Besitzernomens zu; VP ist Komplement zum funktionalen Knoten D. Artikelformen (Determinierer) stellen sich als Klasse der unabhängigen Wörter der Kategorie D neben AUX-Wörter und Modalverben als Elemente der Kategorie INFL und Konjunktionen (genauer: Komplementierer) der Kategorie COMP. Damit sei eine Generalisierung über Wortarten hinweg geschaffen, die formale Beziehungen kategorienunabhängig, d.h. ausschließlich empfindlich für hierarchische Konfigurationen mache. Wie die anderen funktionalen Kategorien bilden sie keine Konstituenten mit eigenen thematischen Argumenten (semantischen Valenzrollen).

Ich habe mich angesichts dieses Argumentkreises vorsichtiger ausgedrückt als vorher. Vielleicht ist hier der Ort, einige spezifische Vorbehalte anzubringen. Weder ist es nötig, ja aufgrund empirischer Befunde wünschenswert, eine ebensolche Satzstruktur anzunehmen, wie dies für das Englische angemessen erscheint: Nicht umsonst ist die VP im Deutschen subjektzugänglich, d.h. die gesamte deutsche VP-Spanne ist größer, nämlich das Subjekt miteinbeziehend (ein Argument, das z.B. alle Arbeiten Haiders durchzieht). Zum zweiten ist ebensowenig ausgemacht, daß INFL im Deutschen einen eigenen, hierarchisch über VP zu stellenden Knoten darstellt, der den Subjektsnominativ zuweist. Dazu hat das Deutsche zu wenig lexikalische Auxiliarität und AUX-Vertretungen für die VP, wie das im Englischen hingegen sehr wohl der Fall ist. Wir nehmen also (mit Reuland/Kosmeijer 1988), eine V° syntaktisch mitbegleitende oder (mit Bayer 1990) sogar eine V° morphologisch-flektiv mitbegleitende INFL an. Alle diese Annahmen tun nicht nur der universellen Annahme Abneys Abbruch, sondern sie zerstören auch die strukturelle Globalharmonie, das methodologische Hauptargument Abneys. Es ist wohl sinnvoller, im Sinne von Chomskys Parameterkonzept auch spezifische, jeweils natürlich wohlbegründete X-projektive Unterschiede zwischen den einzelnen Sprachen der Art in Erwägung zu ziehen, wie dies Haider, Bayer und Reuland/Kosmeijer tun.

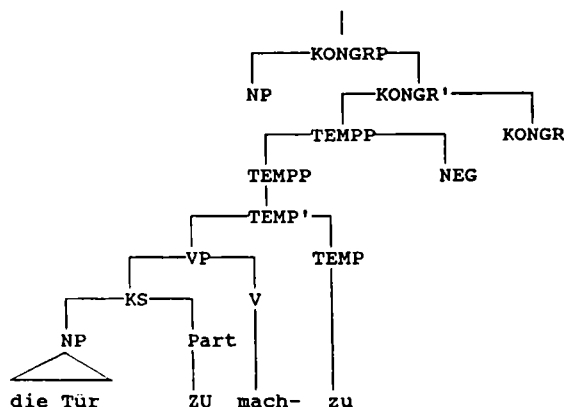
Nur zur Vervollständigung des Zieles dieses Kapitels stelle ich noch eine der empirisch begründbaren weiteren Feingliederungen des MFs vor: zuerst fürs Englische in (39) („Kongruenz“ = „Agr(eement)“), nachzulesen bei Pollock (1989) oder Chomsky (1989), und in (40) fürs Deutsche (Grewendorf 1990, S. 58; 81 sowie 103).

(39)



KONGR(S) sichert formal die Kongruenz zwischen Subjekt und Prädikat, KONGR(O) die zwischen Objekt und Prädikat – wie im Ungarischen.

(40) D-Struktur von: *daß Peter die Türe nicht ZUzumachen versprach*



(40) ist vereinbar mit der noch zu besprechenden Satzstruktur fürs Deutsche in (52) unten. Allerdings trifft Grewendorf eine andere Annahme bezüglich der Tempuszuweisung, die nach den Besten (1985) in COMP (=1.VK) erfolgt. Zu beachten ist, daß es sich bei den Tempuskategorien in (40) eigentlich um Aspektkategorien handelt, da die trennbare Verbpartikel *zu* für die perfektivische Lesart verantwortlich ist.¹³

¹³ Die Stellung der lesartverändernden Verbpartikel *zu* v o r dem Verbstamm

Dies schließt das Kapitel zur Begründung, daß das Mittelfeldkonzept der Feldertheorie aus empirischen Gründen unzureichend ist und einer wohlbegründeten Feingliederung zu unterziehen ist. Ich gehe hier nicht weiter auf prinzipielle Einschränkungen der Wanderungen der Kategorien von der Basisabfolge in ihre Oberflächenpositionen ein (Kopfsprinzip für (Zwischen-)Landeplätze, Barrieren, A- und A'-Landeplätze). Vgl. dazu z.B. Sternefeld (1990) oder Grewendorf/Sternefeld (Hg.) (1990). Es mag zum Abschluß genügen, innerhalb des neu organisierten MFs die Gründe dafür zu nennen, daß die Versetzungen von Reis (1980), Beispiele (b) in (9) und (10), unmöglich sind: *verehrt* und *in Urlaub* finden zwischen [_{CP} [_{COMP} weil] und [_{IP} [_{SPEC} er/ist]] keine Landestelle, die ein Satzargument einnehmen kann. Die Erklärung von (11b) gegenüber (11c) ist komplizierter; man beachte jedoch, daß *die Frau* AGENS zu *helfen* ist, *die Kur* dagegen THEMA/MEDIUM, daß es sich somit um zwei verschiedene Verben („Tätigkeitsverb“ bzw. „Eigenschaftsverb“) handelt, deren Subjekte an unterschiedlichen Stellen in der Satzhierarchie stehen.

Diese Beispiele gehören jedoch als Abfolgevarianten zu anderen Oberflächenabfolgen bereits in die Thematik des nächsten Kapitels. Hinzuweisen bleibt noch darauf, daß eine Erscheinung im Deutschen, die Abfolge der verbalen Endkette in (11), zu den großen ungelösten Problemen gehört. Um der Anschaulichkeit willen verlängere ich diese Endkette noch ein wenig in (41) (in die Beispielreihe (11) gehörig).

- (41) =(11d) weil die Kur ihrem Bruder **versprochen hat geholfen haben zu können/*zu haben können**.

Man beachte die „falsche“ Position von *zu* in (41): *haben* operiert als Tempusfunktör über *können*, nicht über *geholfen*!

5. Abfolgevarianten unter diskursfunktionalen Bedingungen

Abschnitt 2 war solchen Abfolgeerscheinungen gewidmet, die sich aus der Frage ergaben, wie V-2, V-1 und V-Letzt systematisch und empirisch gut begründbar miteinander zusammenhängen. Dabei sind eine Reihe von verborgenen Versetzungen zur Diskussion gekommen, die zur Herstellung der beobachtbaren und unmarkierten Abfolgen notwendig sind. Der folgende Abschnitt behandelt einen anderen Typus von Versetzung bzw. repräsentativen „Inversionen“, nämlich Oberflächenvarianten und

führt uns allerdings in eine Aporie insofern, als das Deutsche sonst durchgehend und ohne Ausnahme rechtsköpfige Wortstrukturen zeigt. Ein Lesartwechsel zwischen Durativität und Terminativität (*machen* ≠ *zumachen*); ausgelöst durch ein linksmarginale Wortmorphem; ist aber in klarem Widerspruch zur sonst beobachteten Rechtsköpfigkeit. Vgl. Abraham (1991e, Kap. 3 zu einem weiten Areal, das zu dieser Problematik gehört).

zwar mit und ohne Fokussierung, d.h. mit und ohne diskursfunktionale Folgen.

5.1. Versetzungen ohne Fokusänderung

Es folgen einige Beobachtungen zu jenen Abfolgeänderungen, die die Akzentverteilungsgrundannahmen unbeschadet lassen. Ich beschränke mich hier auf Matrixstrukturen (mit V-2), da freie Mittelfeldverschiebung (mit V-2 u n d V-Letzt) durch Abschnitt 3.2. abgedeckt ist.

Topikalisierungen von Konstituenten nehmen etwaigen Fokus mit. mit. (GA: Grammatischer, unmarkierter Akzent, – KA: Kontrastakzent).

- (41) Ich kann das nicht VERKAUFEN ... GA
 (42) VERKAUFEN_i kann ich das NICHT ti ... KA
 (43) VERKAUFEN_i KANN ich das nicht ti ... KA
 (44) *VERKAUFEN kann ich das nicht
 (nur mit Kontrastfortsetzung akzeptabel
 bzw. kontextgrammatisch): ..., nur einfach
 VERSCHENKEN. ... KA

Selbst wenn noch ein anderes Element KA trägt, muß der Satznegator GA-betont bleiben.

- (45) VERKAUFEN kann ich das NICHT

Es ist nicht ganz klar, was hier die Fokusverteilung regelt. Der Satznegator muß offenbar immer Akzentträger sein. Außerdem spielt stark Intonationsmelodie mit, die möglicherweise für die Akzentverteilung mitbestimmend ist. Nur so viel verraten die Beispiele offenbar: einmal, daß mit der Fokusverschiebung in die Satzspitzenposition GA zu KA wechselt – dies ist aber trivial, denn dazu dient Topikalisierung ja gerade; nicht trivial dagegen ist, daß bei stark negiertem Satz eine zweite Fokusposition nötig ist. Vgl. (45) oben. Es sieht so aus, als lägen zwei Fokuspositionen vor: eine diskursfunktionale, die durch Topikalisierung fixiert ist, und eine satzstrukturelle, die unabhängig von der Topikalisierungsposition erfüllt sein muß. Wenn diese Beobachtung überhaupt faktisch stimmt, so bleibt im Moment völlig dunkel, was dahinter steckt.

Extraposition („Rechtsversetzung“):

- (46) a Er hat [_{VP} [_{PO} ti] gesprochen] [über Broder Carstensens Wort
 des MONATS]_i
 b Es hat über B. C.s Wort des MONATS gesprochen

Wie bei Topikalisierung nimmt das extraponierte Element den Fokus in die abgeleitete Position mit. Im Unterschied zur Topikalisierung aller-

dings wechselt dabei der Markierheitstypus nicht. Dies wäre auch nicht zu erwarten gewesen, erfüllt die Rechtsversetzung doch keine neuen, erweiterten Kontextvoraussetzungen wie etwa Topikalisierung. Bei Topikalisierung vereinen sich strukturelle GA-Bedingungen mit diskursstrukturellen KA-Bedingungen; bei der Rechtsversetzung dagegen bleiben die rhematischen Aussagevoraussetzungen unbeschnitten, ohne daß neue KA-Bedingungen hinzukommen.

KA ist kodiert durch Abweichung vom Akzentmuster *in situ* oder aber durch Verschiebung aus den D-strukturellen Positionen durch Verschiebungstypen wie Topikalisierung, Extraposition unter Schwerebedingungen (3. Behaghelsches Gesetz), freie Verschiebung („scrambling“) im Mittelfeld, Linksversetzung über die Satzgrenze hinaus (Thema *pendens*; „left-dislocation“). Vgl. (42)-(44) zu Topikalisierung und Extraposition. Betrachten wir kurz die freie Satzverschiebung im Mittelfeld, soweit sie den oben skizzierten Positionskanons für Fokus/Rhema entspricht.

5.2. Freie Mittelfeldverschiebung („Scrambling“) unter dem Positionskanon für Rhemata

Die wesentlichste Aufgabe unter dem hier gestellten Lösungshorizont ist es, die allgemeine Regel der Funktionalen Satzperspektive „Rhematische Elemente tendieren nach rechts, thematische nach links“ (in diesem Sinne allerdings bereits lange vor der Entwicklung der Funktionalen Satzperspektive bei Behagel 1928, Band 3) von der rein linearen Bedingung zu lösen. Diese hat keine Bedeutung, solange Linearität ein relativer Begriff der lexikalischen Elemente untereinander ist. Diesen Linearitätsbegriff hat die deutsche Grammatik bereits mit der Satztypologie (zur Geschichte vgl. Höhle 1983) überwunden und zwar damit, daß Nähe bzw. Abstand der lexikalischen Satzglieder quasistrukturell (konkret: in typologischen Satzfeldern) ausgedrückt wurden. Erst mit der kategorialen, hierarchischen Identifikation dieser Satzfelder sowie der Entwicklung der Spuretheorie zur Legitimierung von Verschiebungen innerhalb einer solchen Felderlehre war allerdings der letzte Lösungsschritt zu empirisch ergiebigen Beschreibungen getan. Die kanonische Lösung innerhalb des universalgrammatischen Ansatzes ist Adjunktion, beschränkt auf Maximalprojektionen (fürs Deutsche, übrigens durchaus ohne Abweichung zu den für das Englische entworfenen Lösungen bei Thiersch 1982, Fanselow 1987 u.a.). Die allgemeine Thema-Rhema-Regel auf die Grundwortstellungen mit den Kasusrealisierungen bezogen ergibt dann folgende legitimierte und unerlaubte Abfolgen (vgl. Czepluch 1990, S. 170).

- (47) a ... [_{VP} NP₂ [_{V'} NP₁ V]] ... GA, d.h. unmarkierte
-RH +RH Akzentsetzung im Satz
- b ... [_{VP} NP₁ [_{VP} NP₂ [V, e₁ V]]] = VP-Adjunktion
-RH +RH mit Refokussierung

(47a) steht z.B. für eine kanonische Dativ-Akkusativ-Abfolge. Ausgeschlossen sind dagegen (47c, d) unten.

- (47) c * ...[_{VP} e₂ [_{V'} NP₁ NP₂ V]]
 +RH -RH
 d * ...[_{VP} e₂ [_{V'} NP₁ [_V NP₂ V]]
 +RH -RH

Nichtlegitimen Strukturen wie in (47c,d) ist aber weiter keine so große Bedeutung zuzumessen, da wir ihnen keine direkte Oberflächenerscheinung zuordnen können. Die Strukturen sind aus Gründen, die mit der Bindungstheorie und den Beschränkungen zur Kettenbildung zu tun haben, auszuschließen. Czepluch (1990, S. 170) kommt angesichts dieses Ergebnisses zu dem Schluß, daß alle 4 potentiellen Argumentpositionen im Satz für die Realisierung der beiden internen Verbargumente (Dativ- und Akkusativobjekt) zur Verfügung stehen. Theoretisch böten sich von vornherein keine Gründe zu einer Entscheidung an.

- (48) WEM hat die Frau das Buch gegeben?
a Sie hat dem JUNGEN das Buch gegeben.
+RH -RH
b Dem JUNGEN hat sie das Buch gegeben.
+RH -RH
c Sie hat das Buch dem JUNGEN gegeben.
-RH +RH

Angesichts solcher Fakten und theoretischer Entscheidungsdefizite lassen sich nur zwei Schlußfolgerungen ziehen: Entweder ist die Theorie zu schärfen, um Entscheidungen herbeizuführen – sofern dies auch sprachlichen Intuitionen entspricht –, oder es muß an außersyntaktische Eigenschaften appelliert werden. Gerade den zweiten Schritt wollen wir jedoch so lange wie irgend möglich hinauszögern.

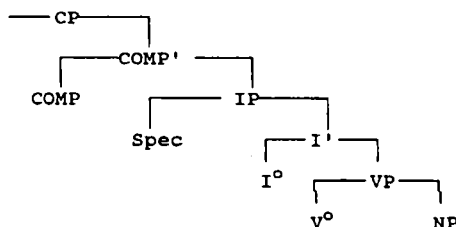
In Abraham (1990) werden 4 Typen von Abweichungen andiskutiert, die sich einer einfachen Erklärung mit der bisher vorgestellten Mittelfeldstruktur widersetzen. Es betrifft: die unterschiedlichen Abfolgen von Pronomina und referentiellen NPs im MF bzw. enklitische Häufungen, Adverbpositionen im Deutschen, Definitheitserscheinungen, sowie schließlich Präsentativprädikate bzw. individuenbezogene, sog.

„essentielle“ Prädikate. Ich belasse es hier bei diesem Verweis. Das Wesentliche ist, daß Thema und Rhema, die diskursfunktionale Strukturierung der Äußerung, keineswegs, wie bisher durchweg angenommen, eine autonome, satzstrukturell nicht zu leistende Gliederung des Satzes in bezug auf seinen Ort im Text ist. Thema und Rhema können vielmehr direkt aus Annahmen zur universalgrammatischen Satzstruktur legitimiert werden und zwar über den Ort, der dem grammatischen Satzakkzent (Satzfokus) zugeteilt wird.

5.3. Parametrisierte Satzstruktur unter typologischer Sicht

Im wesentlichen unkontrovers ist die Satzstruktur des Englischen in (49).

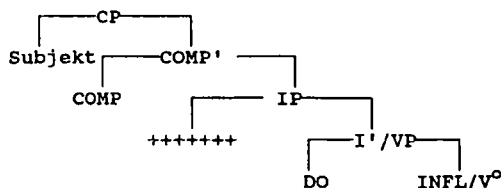
(49) Englisch: SVO, somit rechtsverzweigend



Das Englische ist in einem ganz wesentlichen Maße strukturell auxiliärbestimmt: Es muß bei Satzverneinung und Kontrastfokus in topikalisierter Position *do* einführen, und es ersetzt in der Nachziehfrage die gesamte VP einschließlich Tempus durch die entsprechende *do*-Form. Damit geht eine deutliche Subjekt-Objekt-Asymmetrie derart einher, daß das Subjekt in der Verbalkonstituente (VP) ausgeschlossen ist. Das Deutsche kennt diese beiden Charakteristiken nicht.

Für das Niederländische (und Deutsche) ist in Abweichung, von (49) durch Reuland/Kosmeijer 1988, S. 107 (50) die Struktur von (51). Das Subjekt *iemand* steht in [Spec,CP], erreicht dies über + + + +, [Spec, IP], in welches es aus der VP-Basisposition gelangt. Vgl. (31a-c) oben.

(50)

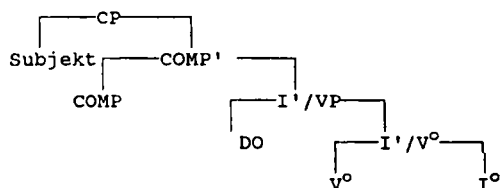


(51) (Ik denk) dat iemand de boeken gepakt heeft

Die Fusion der Flexionskategorie INFL mit dem lexikalischen Verb und seinen Projektionen bis VP setzt voraus, daß die Konstituenz des flektierten Verbs in der syntaktischen S-Struktur zu legitimieren ist und daß diese Fusion zwischen Flexion und Lexem durch die allgemeinen Prinzipien der Kategorienprojektionstheorie gewährleistet wird.

Besonders Erscheinungen der freien Linksversetzung („scrambling“) im Mittelfeld des Deutschen – die, das haben Bayer/Kornfilt (1991, S. 22ff)) nicht gezeigt, z.T. im Niederländischen keine Entsprechung haben, d.h. die Versetzungsfreiheiten im Deutschen sind größer als im Niederländischen – haben Bayer (1990) und Bayer/ Kornfilt (1991) zu einer von (50) abweichenden Annahme, nämlich zu (52) geführt.

(52)



Wir registrieren den entscheidenden Unterschied zwischen der Satzstruktur des Niederländischen und Deutschen in der Kategorienfusion: im Ndl. $[V^{\circ}/I^{\circ}]$ in (50), im Deutschen dagegen $[X^{\circ}/I^{\circ}]$ in (52). D.h., das flektierte V ist im Deutschen morphologisch eine X° -Kategorie, allerdings eine komplexe, da sie neben V° auch I° -kategoriale Eigenschaften hat.

Hat also der deutsche formale I-Kopf einmal sein „lexikalisches“ Komplement an sich gezogen, dann ist er kein syntaktisches Primitiv mehr. Da das Deutsche über kein spezielles AUX-Vokabular verfügt und INFL den Status eines Flexionsmorphems hat, also eines grammatischen Morphems hat, muß sein Komplement, V^0 , eine Kategorie unter Wortniveau sein. Sowohl V als auch I regieren nach links, weisen also Rektionskasus in gleicher Weise zu.¹⁴

Die Logik hinter dem Bayerischen Vorschlag zum Deutschen (der wohl- gemerkt der kanonischen Ableitungslogik der Chomskyschen Barrierentheorie zuwiderläuft!) ist folgende: Im Deutschen gibt es im Unterschied zum Englischen keinen zwingenden Grund zur Annahme, daß das nominativische Subjekt nur außerhalb der VP lizenziert werden kann. Selbst das Niederländische kennt hierbei stärkere Beschränkungen als das Deutsche. Dies folgt aus der Tatsache, daß sich INFL im Deutschen prinzipiell als morphologische Kategorie an V anhängt, also kein eigenes Auxiliar für strukturelle Zwecke wie das Englische benötigt.¹⁵ Das Englische dagegen kennt INFL auch – und zwar in ganz systematischen Distributionen („do-support“) – als selbständiges AUX-Wort, welches

¹⁴ Es ist nicht auszuschließen, daß fürs Niederländische dieselbe Argumentation wie fürs Deutsche zu führen und von den Erscheinungen und Distributionsverhältnissen her zu belegen ist. Dies wäre, sollte ein solcher Nachweis glücken, das erste Mal in der Wissenschaftsgeschichte der modernen Linguistik, daß nicht Einsichten eines niederländischen Linguisten auf das Deutsche zu übertragen wären, sondern umgekehrt die eines deutschen Forschers auch für das Ndl. Gültigkeit hätten.

¹⁵ Ausnahmen gibt es allerdings weiterhin und in erstaunlicher Distributions-tiefe im Substandard des Deutschen mit den *tun*-Auxiliarisierungen – wobei ich völlig vom morphologischen *würde*-Ersatz durch *täte* – absehe. Man vergleiche.

- (i) Was **tust** du machen?
- (ii) **Tust** du mir helfen?
- (iii) Der **tut** mir jetzt helfen.
- (iv) Dem **tun** wir jetzt eine geben.

Wenn meine Beobachtungen richtig sind, ergibt sich dabei allerdings keine Subjekt-Objekt-Asymmetrie, die das Englische charakterisiert. Vgl. Haider/Prinzhorn (1985). Ich habe öfters schon die These vertreten, daß diese *tun*-Erscheinung im Gegensatz zum Englischen nur die Aufgabe hat, die rhetorisch typische Fokusposition am Ende des Satzes zu sichern. Demgemäß wäre zu erwarten, daß dieses AUX in Nebensätzen mit V-Letzt sowie in der Periphrase nicht vorkommt. Diese Erwartung bestätigt sich.

- (v) *..., weil er mir nix geben **tut**
- (vi) ..., weil – er **tut** mir nix geben
- (vii) *Er hat nicht eingekauft gehabt **getan**

VP zum Komplement hat. V läßt sich im Deutschen somit als semantischer Kopf des Satzes betrachten, I dagegen als formaler Kopf des Satzes. D.h., V läßt sich als Kopf des Satzes auffassen, ohne daß daraus zu folgen hat, daß S die f o r m a l e Projektion von V ist. I ist somit die Schwester zu V in der m o r p h o l o g i s c h e n Struktur mit I als Kopf der sich ergebenden Einheit, nicht jedoch Schwester zu VP in der syntaktischen Struktur. Letzteres gilt fürs Englische und für die Romania. Vgl. (49). Im Deutschen stehen V und I somit gemeinsam im Mutterknoten wie in (52), im Englischen dagegen sind sie so lange getrennt, bis V aus seiner Position in VP zu I rückt.

5. Schluß

Es wurde anhand zweier wissenschaftsgeschichtlicher Entwicklungsschritte in der deutschen Grammatikforschung gezeigt, daß erstens die Entwicklung der Stellungsfelder ein wichtiger und empirisch richtiger Schritt war, daß zweitens die Richtigkeit dieses Schrittes sich auch im typologischen Vergleich („Mittelfeld“ im Festlandskandinavischen und die MP-Korrelation) nachweisen ließ und daß drittens empirische Beobachtungen uns dazu zwingen, über die Feldgliederung hinauszugehen und viertens V-Letzt als Basis sowie COMP als Landestelle für V-Zweit zu betrachten. Erst wenn dies wohlverstanden und akzeptiert ist, kann – so ist meine Überzeugung – man zu dem Teil kommen, der vielleicht am meisten interessiert hätte, nämlich der Frage, welchen diskursfunktionalen Stellungsvarianten im Mittelfeld welche der vorgestellten, immer noch relativ spekulativen zugrundeliegenden Satzstrukturen Rechnung tragen können. Diese Frage ist nur sehr relativ abgehandelt worden und im besonderen ohne Bezug darauf, welchen Einfluß diese Überlegungen auf die grammatische Rechtfertigung von Thema und Rhema haben. Es konnte hier nur auf weiterführende und materialreiche Abhandlungen verwiesen werden, die im Moment im Druck sind (Abraham 1991c, Bayer/Kornfilt 1991).

Was letztlich auch aus meinen Erörterungen hervorgehen sollte, ist, daß die deutsche Germanistik mit ihrer majorisierten, mehr oder weniger immanenten Kritik an der modernen (und speziell generativen) Syntax an einer einmaligen Chance vorübergeht, nämlich der einmaligen Aufgabe, vermittels der komplizierten Mittelfeldsyntax des Deutschen weit-aus mehr für die Universalgrammatik zu leisten als bisher geschehen ist und ausgehend vom Englischen, das kein Mittelfeld besitzt, geschehen konnte. Diese immanente Kritik orientiert sich an den falschen, nämlich veralteten Orientierungspunkten, die zum Zeitpunkt ihrer Entstehung Mitte der 70er Jahre noch nicht jenes Selbstbewußtsein ihrer deutschen

Autoren haben konnten, sich aus einer kopierenden Eklektik der englischen generativen Grammatik zu lösen und eigene, dem Deutschen und seiner Grammatiktradition nähere Konzeptionen zu entwickeln. Ich habe dies mit (49)-(52) sowie der Diskussion der VP-Reichweite, der Subjektdurchlässigkeit der VP im Deutschen und dem Status der Flexionskategorie INFL im Unterschied zum Englischen anzudeuten versucht. Gerade diese Fragen, aus der generativen Grammatik her auf das Deutsche gerichtet, sind imstande, die Frage, ob Elementbesetzbarkeit im deutschen Mittelfeld oder alternativ Basiserzeugung vorliegt, entscheidend weiterzubringen. Daran nämlich geht die Kritik eines Jean-Marie Zemb oder eines Eugenio Coseriu, so scharf und berechtigt deren Kritik auch im grundsätzlichen sein mag, völlig vorbei. Was man braucht, sind Kritiken im Detail und unter Kenntnis der Fragestellungen und der Antwortmöglichkeiten. Zu Kritik aus Unwissenheit oder naiver Voreingenommenheit sollte sich die Germanistik aus wissenschaftsethischen Gründen zu gut sein, aus empirischen Gründen sollte sie sich zu schade sein, möglicherweise an einer Jahrhundertchance ahnungslos vorbeizugleiten.

Auch wo genau die Schwerpunkte des germanistischen Grammatikbetriebs heute liegen – sofern man überhaupt noch Grammatik betreibt –, ist heute besser denn je zuvor auszumachen: Die (präjacobssche; vgl. Jacobs (1991, in diesem Band)) Valenzbetrieblichkeit ist eingeschränkt auf taxonomische lexikalische Fragen, die etwa zur Wortstellungssyntax, zur Kasusyntax, zur Theorie der semantischen Valenz (Thetatheorie) nichts beizutragen hat. Sie behandelt sozusagen den innersten Klammerteil in (31a), ohne Orientierung auf den Rest in (31a), geschweige denn (29b,c). Die Dependenzgrammatik versteht sich als Syntax zur Valenztaxonomie, kommt aber, da ihr die wesentlichen Theorieelemente zur Kategorienprojektion, zur Kasuszuweisung und Lizenzierung der semantischen Valenzrollen (thematischen Rollen) fehlen, eigentlich noch weniger weit. Man vgl. nochmals (31a-c). Von den interdisziplinären Chancen, die eine formale Grammatik auf der Grundlage einer cartesischen Sprachtheorie bietet, ist im laufenden Linguistikbetrieb in der BRD kaum etwas (ich sehe von Düsseldorf und Hamburg sowie Einzelkämpfern wie J. Bayer ab) zu sehen. Dies ist anderswo besser.¹⁶ Ausschreibungstexte zu Lehrstuhlberufungen wie „modell- und systemübergreifend“ als Qualifikationsvoraussetzungen der Bewerber oder die „Kognitivansprüche“ an die Orientierung der Bewerber lassen noch Schlimmeres, nämlich grenzenlose Sichtlosigkeit dafür erschließen, was heute in der Sprachwissenschaft in-

¹⁶ Siehe Abraham (1991f.) zur Beurteilung des niederländischen Beitrags zur Universalgrammatik.

teressant, weiterbringend und machbar ist bzw. was unhinterfragte Mode und bloße Illusion ist.¹⁷

Literatur:

- Abney, Stephen (1987): *The English noun phrase in its sentential aspect*. Doktorarbeit M.I.T. Cambridge, Massachusetts.
- Abraham, Werner (1988a): „Vorbemerkungen zur Modalpartikelsyntax im Deutschen.“ In: *Linguistische Berichte* 118, S. 443-465.
- Abraham, Werner (1988b): *Ergative Subjekte, die Partitivlösung und die DP/NP-Frage*. In: *GAGL* 29, S. 161-189.
- Abraham, Werner (1989): „Verbal substantives in German“. In: *Syntactic phrase structure phenomena in noun phrases and sentences*. Hg. v. Chr. Bhatt/E. Löbel/Ci. Schmidt. Amsterdam, S. 79-98.
- Abraham, Werner (1990): „Überlegungen zur universalgrammatischen Begründung von Thema und Rhema.“ Referat in der Arbeitstagung „Thema und Rhema“ anlässlich der Jahrestagung der Societas Linguistica Europaea.
- Abraham, Werner (1991b): „Discourse particles in German: how does their illocutive force come about?“. In: *Discourse Particles*. Hg. v. W. Abraham. (Linguistics and Beyond. New Series). Amsterdam, S. 203-252.
- Abraham, Werner (1991c): „The grammaticization of the German modal particles.“ In: *Towards a theory of grammaticalization*. Hg. von E. Closs Traugott und B. Heine. Amsterdam, S. 331-380.
- Abraham, Werner (1991d): *Rektion im Deutschen. (Studien zur deutschen Grammatik)*. Tübingen.

¹⁷ Die Verlegenheit, in der sich die Betreuer der germanistischen akademischen Forschung heute befinden, dokumentiert sich am besten in folgenden Titeln, die wahllos aus zwei Verlagsübersichten zur neuesten Produktion herausgegriffen sind: „Alltag in der Ambulanz“; „Einstellungsgespräche“; „Untersuchungen zur Grammatik appositionsverdächtiger Einheiten im Deutschen“; „Verbal interaction in small-group activities“; „Beratungsgespräche – Analyse asymmetrischer Dialoge“; „Die Schwellensteher. Sprachliche Präsenz und sozialer Austausch in einem Kiosk“; „Scherzkommunikation unter Orchestermusikern“. Es ist gar nicht auszudenken, was die Germanistik tun wird, wenn sich dieser enzyklopädische Themenkreis einmal erschöpft haben wird.

- Abraham, Werner (1991e): „Überlegungen zur universalgrammatischen Begründung von Thema und Rhema.“ Themaband: New Perspectives on the Sentential Structure of Theme and Rheme. Hg. v. W. Abraham. *Folia Linguistica Europaea* (im Druck).
- Abraham, Werner (1991f): „The Dutch contribution to Universal Grammar.“ In: GAGL 33, S. 128-147. (Erscheint auch in einem Sammelband hg. v. Charles Otero, Dordrecht).
- Bayer, Josef (1983/84): „Comp in Bavarian syntax.“ *The Linguistic Review* 3, S. 209-274.
- Bayer, Josef (1990): Directionality of government and Logical Form: a study of focusing particles and wh-scope. Habilitationsschrift Univ. Konstanz.
- Bayer, Josef (1991): „German particles in modular grammar: neurolinguistic evidence.“ In: *Discourse Particles*. Hg. v. W. Abraham. (Pragmatics and Beyond. New Series). Amsterdam, S. 253-302.
- Bayer, Josef/Kornfilt, Jaklin (1991): „Against scrambling as an instance of move- α .“ Erscheint in den Akten der Tilburger Tagung über Scrambling, Tilburg 1990.
- Behagel, Otto (1928): *Deutsche Syntax. Eine geschichtliche Darstellung*. Heidelberg.
- Besten, Hans den (1977): „On the interaction of root transformations and lexical deletive rules.“ In: GAGL 20, S. i-iii+1-78 (Wiederabdruck in *Formale Syntax der Westgermania*. Hg. v. W. Abraham. (Linguistik Aktuell 3) Amsterdam, S. 47-132.)
- Besten, Hans den (1985): „The ergative hypothesis and free word order in Dutch and German.“ In: Jindrich Toman (Hg.): *Studies in German grammar*. Dordrecht.
- Bierwisch, Manfred (1963): *Grammatik des deutschen Verbs*. Berlin (O).
- Boost, Karl (1955): *Neue Untersuchungen zum Wesen und zur Struktur des deutschen Satzes. Der Satz als Spannungsfeld*. Berlin (O).
- Czepluch, Hartmut (1991): „Word order variation in a configurational language: against a uniform scrambling account in German.“ In: *Issues in Germanic syntax*. Hg. v. W. Abraham/W. Kosmeijer/E. Reuland. Berlin, S. 161-191.
- Diderichsen, Paul (1962): *Elementær Dansk Grammatik*. Kopenhagen.

- Drach, Erich (1937): *Grundgedanken der deutschen Satzlehre*. Frankfurt/M.
- Duden. *Grammatik der deutschen Gegenwartssprache*. Hg. von P. Grebe u.a., Mannheim 1973.
- Duden. *Grammatik der deutschen Gegenwartssprache*. Hg. von G. Drosdowski u.a., Mannheim 1984.
- Engel, Ulrich (1970): *Regeln zur Wortstellung*. (Forschungsbericht des Instituts für deutsche Sprache 5) Mannheim, S. 7-148.
- Engel, Ulrich (1972): „Regeln zur 'Satzgliedfolge'. Zur Stellung der Elemente im einfachen Satz.“ *Linguistische Studien I*. Düsseldorf, S. 17-75. (Sprache der Gegenwart 19)
- Grewendorf, Günther (1990): „Verbbewegung und Negation im Deutschen.“ In: *GAGL* 30, S. 57-125.
- Grewendorf, Günther/Wolfgang Sternefeld (Hg.) (1990): *Scrambling*. (Linguistik Aktuell 5). Amsterdam.
- Haftka, Brigitte (1981): „Reihenfolgebeziehungen im Satz (Topologie).“ Kap. 4. In: *Grundzüge einer deutschen Grammatik*. Hg. v. K. E. Heidolph, W. Flämig u. W. Motsch. Berlin, S. 702-764.
- Haftka, Brigitte (1982): „Thesen zu Prinzipien der deutschen In: Wortstellung.“ In: *DaF* 19, S. 192-202.
- Höhle, Tilman (1982): „Explikationen für 'normale Betonung' und 'normale Wortstellung'.“ In: W. Abraham (Hg.): *Satzglieder im Deutschen*. (Studien zur deutschen Grammatik 15) Tübingen, S. 75-154.
- Höhle, Tilman (1986): „Der Begriff 'Mittelfeld'. Anmerkungen über die Theorie der topologischen Felder.“ In: *Kontroversen, alte und neue*. (Akten des VII. Internat. Germanistenkongresses Göttingen. Band 3, S. 329-341. Tübingen.
- Holmberg, Anders/Christer Platzack (1991): „On the role of inflection in Scandinavian syntax.“ In: Werner Abraham/ Wim Kosmeijer/Erik Reuland (Hg.): *Issues in Germanic syntax* (Trends in Linguistics. Studies and Monographs 44). Berlin/New York, S. 93-118.
- Lange, Klaus-Peter (1981): „Warum Ersatzinfinitiv?“ In: *GAGL* 19.
- Lenerz, Jürgen (1977): *Zur Abfolge nominaler Satzglieder im Deutschen*. (Studien zur deutschen Grammatik 5). Tübingen.

- Levin, Jurij L. (1975): „Über eine Gruppe von Konjunktionen im Russischen.“ Syntaktische und semantische Studien zur Koordination. (Studien zur deutschen Grammatik 2). Tübingen, S. 63-103.
- Olsen, Susan (1982): „On the syntactic description of German: Topological Fields versus X'-Theory.“ In: Festschrift für Alfred Wollmann zum 60. Geburtstag: Sprachtheorie und angewandte Linguistik. Hg. von W. Welte. Tübingen, S. 29-45.
- Platzack, Christer (1986): „Diderichsens positionsschema och generativ transformationsgrammatik.“ NYS (= Nydanske studier & almen kommunikationsteori) 16/17, S. 161-170.
- Reis, Marga (1980): „On justifying topological frames: 'positional field' and the order of non-verbal constituents in German.“ In: Des ordres en linguistique. DRLAV 22/23 (hg. v. D. Clémant/B.-N. Grunig), S. 59-85.
- Reuland, Eric, Kosmeijer, Wim (1988): „Projected Inflected Verbs“. In: GAGL 29, S. 88-113.
- Rizzi, Luigi (1990): „Speculations on verb second.“ In: J. Mascaró/M. Nespor (Hg.): Grammar in Progress. GLOW Essays for Henk van Riemsdijk. (Studies in Generative Grammar 36). Dordrecht, S. 375-386.
- Scherpenisse, Wim (1985): „Die Satzstrukturen des Deutschen und Niederländischen im Rahmen der GB-Theorie. Eine Reaktion auf Marga Reis' Doppelkopfkritik.“ In: Erklärende Syntax des Deutschen. Hg. v. W. Abraham. (Studien zur deutschen Grammatik). Tübingen, S. 311-322.
- Scherpenisse, Wim (1986): The connection between base structure and linearization restrictions in German and Dutch. Frankfurt/M.
- Schwartz, Bonnie/Alessandra Tomaselli (1991): „Some implications from an analysis of German word order.“ In: Issues in Germanic syntax. Hg. v. W. Abraham/W. Kosmeijer/E. Reuland. Berlin/New York, S. 251-275.
- Sternefeld, Wolfgang (1990): Syntaktische Grenzen. Eine kritische Darstellung der Barrierentheorie Chomskys. In: GAGL 31. Groningen. Neudruck unter demselben Titel: Opladen 1991.
- Thiersch, Craig (1978): Topics in German syntax. Dissertation M.I.T., Cambridge, Mass.
- Travis, Lisa (1984): Parameters and effects of word order variation. Dissertation M.I.T., Cambridge, Mass.

Zur Wortstellung im komplexen deutschen Satz¹

1. Zum Ansatz der Arbeit

Im folgenden sollen einige markante Positionen des deutschen Satzbaus funktional bestimmt werden. „Funktional“ bedeutet, kategorial von der Rolle des Satzes im sprachlichen Handeln auszugehen. Unter dieser Absicht – die ich als funktional-pragmatisch verstehe – werde ich den Satzbau radikal sprachpsychologisch auf die Hörertätigkeit zu beziehen versuchen. Die Satzbau und Hörertätigkeit vermittelnde Kategorie wird die 'sprachlich-mentale Prozedur' unterschiedlichen Typs sein. Ich werde also zu zeigen versuchen, daß bestimmte sprachlich-mentale Prozeduren die „Stellung der Wörter“² regulieren. Der Ansatz ist handlungstheoretisch insofern, als einige strukturell gesicherte Positionen des Satzes auf der Basis von 'Handlungsschema' und 'Handlungsplan' bzw. deren Charakteristika interpretiert werden.

¹ Daß sich zum Thema Wortstellung kaum ein Sprachwissenschaftler nicht geäußert habe, ist weder Übertreibung noch Apologie. Schon 1844 erschien die Monographie von Weil, in der viel Grundlegendes auch in typologischer Perspektive vermerkt wurde. S. dann auch umfassend z.B. Wunderlich/Reis 1924, Behagel 1932, historisch-rekonstruktiv Scaglione 1981 sowie die referierende Bibliographie von Etzensperger 1979; Hinweise auf weitere Forschungsliteratur gibt Braunmüller 1982, S. 114. Vorsorglich möchte ich um Vergebung bitten, wenn im folgenden viele Namen nicht genannt werden – und wenn trotz gegenteiliger Absicht am Ende auch nichts Neues herausgekommen sollte.

² Bereits Georg von der Gabelentz hatte 1875 in der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft die Aufgliederung des Satzes nach Wortstellungsfeldern mit folgenden Überlegungen vorbereitet: „Ich möchte den deutschen Satz einem Schranke mit drei Fächern vergleichen. Was das erste Fach enthalten kann, haben wir [...] gesehen, nämlich grammatisches Subjekt, direktes oder indirektes Objekt des Hauptverbs oder verbales Objekt des Hauptverbs eines Hilfsverbs, Adverb oder Äquivalent, Prädikatsnomen. Das zweite, engste, enthält ein für allemal das verbum finitum. Das dritte ist das geräumigste, denn dahin muß Alles, was noch nicht untergebracht ist.“ (Zitiert nach Etzensperger 1979, S. 14) In den von der Gabelentzschen Ausführungen scheint sich eine Einordnung der Satzglieder in umfassendere Klassen anzudeuten, die aber noch nicht mit 'Wortstellungsfeldern' identisch sind; diese sind erst bei Drach Positionen, die von unterschiedlichen Satzgliedern eingenommen werden können. Die Kategorie der Wortart spielt jedoch weder bei von der Gabelentz noch bei Drach eine Rolle.

2. Der Zweck des Deklarativsatzes: Wissenstransfer vom Sprecher an den Hörer

Im folgenden wird in der Hauptsache die Wortstellung im Deklarativsatz untersucht. Mit dem Deklarativsatz behauptet der Sprecher gegenüber dem Hörer, daß etwas wahr oder falsch ist; der Deklarativsatz stellt – nach Aristoteles, Bühler 1918, S. 7³ – einen Sachverhalt als richtig oder falsch dar (die 'Proposition' nach Aristoteles) und füllt so ein Wissensdefizit des Hörers (die 'Darstellung' bei Bühler). Der Zweck des Deklarativsatzes ist aber nicht nur die Übermittlung von Wissen (daß/über/von usw.) an den Hörer:⁴ Der Sprecher kennzeichnet auch für den Hörer ein Wissen als Gewußtes und nimmt damit eine durch sein Wissen gedeckte Bewertung der im propositionalen Gehalt versprochenen Information vor (siehe 7. zum Satzmodus). Aus dieser Konstellation ergibt sich als Aufgabe der Wortstellung im Deklarativsatz, das Hörerwissen zu gliedern und so bewertbar zu machen.⁵

3. Die topologische Struktur des deutschen Deklarativsatzes

Für die folgende Diskussion ist zwischen dem topologischen Struktur-Schema und der Ebene der Satzglieder (Konstituenten)⁶ klar zu unter-

³ Nach Bühler 1918, S. 9 sollte es „nicht Aussage-, sondern Darstellungssatz“ heißen. Der normale Aussagesatz gebe außerdem eine Überzeugung des Sprechers kund. „Sätze sind Zweckgebilde, erfüllen bestimmte Leistungen.“ (S. 15) „Sätze sind die einfachen selbständigen, in sich abgeschlossenen Leistungseinheiten oder kurz Sinneinheiten der Rede“ (S. 18). „Sinn“ wird von Bühler interessanterweise auch „Sprachzweck“ (S. 18) genannt.

⁴ Das sprachliche Handlungsmuster der Assertion wird in Ehlich/Rehbein 1979 analysiert; dessen theoretisches Verhältnis zur assertiven Satzform (Deklarativsatz) ist grob so zu verstehen, daß ein Teil des Musters der Assertion prozedural durch die Deklarativsatzform prozessierbar ist, so daß die Zwecke des Gesamtmusters interaktional umgesetzt werden. Die Erörterung des Verhältnisses von Muster und Satzform im einzelnen muß einer späteren Arbeit vorbehalten bleiben.

⁵ Entsprechend der Funktionalen Pragmatik wird terminologisch unterschieden: Das Wissen des Sprechers (Π_S), das Wissen des Hörers (Π_H), der Sachverhalt (P) (in der Wirklichkeit/Vorstellung) sowie das im propositionalen Gehalt versprochene Wissen (p) (siehe Rehbein 1977, Ehlich/Rehbein 1986). Elemente des Wissens werden mit ' π ' bezeichnet.

⁶ Der Terminus 'Satzglied' hat eine über 200jährige Geschichte (siehe Forsgren 1985). Ich werde im folgenden unterschiedslos von 'Satzglied' und 'Konstituente' sprechen, wohl wissend, daß grundlegend verschiedene Sprachkonzeptionen hinter diesen Begriffen stecken, die herauszuarbeiten hier der Ort aber nicht sein kann.

scheiden. Im topologischen Schema (siehe unter anderem Drach 1937, Engel 1970, 1972, 1988, Grundzüge 1981, Duden 1984, Askedal 1986, Höhle 1986, Eisenberg 1989, S. 411f. u.v.a.) werden von den Satzgliedern zwar charakteristische Positionen eingenommen, jedoch zeigt die Ausfüllbarkeit etwa der Position (1) vor dem finiten Verb mit unterschiedlichen Satzgliedern, daß oberflächengrammatisch schwerlich von einer Grundwortstellung des Deutschen (etwa SVO) gesprochen werden kann.⁷

⁷ In der Literatur gibt es einen über 100jährigen Streit über die Grundwortstellung des Germanischen, siehe Braunmüller 1982. – Pointiert gesprochen, betrifft die Grundwortstellung im Deutschen lediglich die (in Haupt- und Nebensatz charakteristisch unterschiedlichen) Positionen der Elemente der 'Verbklammer', also von VF und V-IN einer einzigen Konstituente, die Stellung des Subjekts ist demgegenüber relativ variabel.

	SAR	1	2	2+1			Verbklam	SER	
	Satz- an- fangs- rah- men (SAR)	Vorfeld: Stelle vor dem finiten Verb (Prä-V2)	Verbum finitum (VF) in Verb- zwei- stellung (V2)				Satz-End (2. Teil der Verb- klammer); wird ge- gebenen- falls durch in- finite Verbteile (V-IN) einge- nommen	Satz- end- rah- men (SER) wird durch Inter- punk- tion mar- kiert	Nach- feld
					Mittelfeld (MF)				
				Post-V2		Prä-Satz-End			
(B1)		Herbert	kam		nach Hause			,	müde.
(B2)	Und	daß sie lachte,	konnte	ihn		kaum	erschüt- tern	,	
(B3)		Ihm	war	eine Ge- schich- te			einge- fallen	,	die er erzäh- len mußte.
(B4)		Aber Rita	hatte	ihm	auch ein Buch		geschenkt	,	
(B5)		Zu Hause besuchen	wollte	sie	ihn		nicht	,	
(B6)		Weg	schickte	er	den Brief	nie		,	
(B7)	Denn	auch sie	rief	ihn		nicht mehr	an	,	
(B8)		Rita	hat	das Sei- dentuch		zugesteckt	bekom- men	,	oder so.
(B9)		Die Sonne	scheint					,	
(B10)		Als er ihn in Höhe der Gast- stätte "Bauern- stube" erreicht hatte,	schlug	er	mit einer Holzlatte, die er auf einer na- hegelege- nen Bau- stelle auf- gehoben haben will,	grundlos auf den Zeugen	ein	,	
(B11)		Aus wei- ter Ferne auf Jahr- hundert- schwin- gen	kam	ein gro- ßes Tier			geflogen	,	
(B12)		Es	kamen	drei Studen- ten		zu der Veranstal- tung		,	

Figur 1a: *Topologisches Schema des deutschen Deklarativsatzes mit verschiedenen Ausfüllungsmöglichkeiten*

Im folgenden werden einige Elemente von Haupt- und Nebensatz (oder, nach Mackenzie 1984, der Subordination) im Deutschen diskutiert, um eine Folie für die Analyse einiger komplexer Sätze zu erhalten. Zu diesem Zweck wird versucht, syntaktische Operationen unter der Hypothese auf die Positionen des topologischen Schemas zu beziehen, daß dieses eine Tiefenmatrix mit funktionalen Kategorien ist.⁸

(i) Satzrahmen (SAR, SER)

Eine Pause (bzw. schriftlich: Punkt und Großschreibung) gliedert den Satz aus dem Diskurs bzw. Text aus. Die Zäsurierung an der Anfangsposition des Satzrahmens (R) ist für den Hörer die Ankündigung der sprachlichen (Neu-)Etablierung eines Wissens. Der Satzanfangsrahmen (SAR) ist offenbar als eine zweifach zerlegbare Position zu verstehen. Ist sie satzintern besetzt, wird *v o r* dem gesamten Satz durch bestimmte Wörter eine Neuorientierung gegenüber dem Kontext gegeben: So etwa durch die Hauptsatzeinleitenden (nebenordnenden) Konjunktionen wie *denn, doch, weil* (mit Pause), *aber* (mit Pause), *obwohl* (mit Pause), *nur* (mit Pause). Satzextern ist sie durch herausgestellte Elemente, Parenthesen bzw. andere Elemente im Vorvorfeld besetzt (siehe Thim-Mabrey 1988; vgl. Beispiele (B31)(B32) unten); sie stehen systematisch *v o r* dem syntaktischen Gefüge, haben also oft keine Kasuszuweisung⁹, jedoch *n a c h* dem Endrahmen der vorhergehenden Äußerung. Bei Vorvorfeldbesetzung stehen keine Hauptsatzeinleitenden Konjunktionen.

(ii) Verbklammer: Position des finiten Verbs (VF) in V2-Stellung und der infiniten Verbsanteile (V-IN) am Satz-Ende (S-end)

Das finite Verb hat eine bzw. zwei lexikalische Komponenten und eine morphologische Komponente; diese bilden im deutschen Hauptsatz die

⁸ Im topologischen Schema sind die Positionen 0, Prä-Satz-End, Nachfeld, die Complementizer-Positionen u.a. zwar funktional zirkumskript, d.h., sie umreißen Wortarten-Paradigmen, werden jedoch keineswegs durch Konstituenten ausgefüllt. Daher ist das topologische Schema keine Konstituenten- bzw. Satzglied-Anordnung. Eintragungen, die die Ausfüllungen paradigmatisch mit Konstituenten gleichsetzen, wie etwa Olson 1982 dies tut, verkennen den funktionalen Stellenwert der Positionen im topologischen Schema.

⁹ Durch die Neuorientierung am Satzanfangsrahmen wird mit einer Hauptsatzkonstruktion im Deutschen der dem propositionalen Gehalt entsprechende Wissensraum neu etabliert. Eine solche Neuorientierung findet beim Nebensatz nicht statt; steht der Nebensatz vor dem Hauptsatz, ist die mit dem Nebensatz scheinbar stattfindende Neuorientierung dem Hauptsatz geschuldet. Die funktionale Position am Satzanfangsrahmen gilt auch in anderen Sprachen, z.B. im Türkischen (*fakat, ama, çünkü* usw.), wenngleich man dort nicht von nebenordnenden Konjunktionen spricht (siehe Talmy 1978).

Verbkammer;¹⁰ die lexikalische ergibt mit der morphologischen Komponente das finite Verb (VF), das im Hauptsatz in Zweitstellung-(V2)-Stellung steht, der (gegebenenfalls vorhandene) infinite Verbeil (V-IN) nimmt die Stelle am Ende des Hauptsatzes (Send) ein. Betrachten wir die einzelnen Komponenten nach ihrer Funktion in den Stellungen.

(a) VF in V2-Stellung

Mit dem finiten Verb (d.h. mit Tempus-, Personal-, Verbmodus-, Numerus-Morphemen; ggfs. Stammänderungen; in (älterer) generativer Terminologie abgekürzt 'INFL') verankert der Sprecher etwas (die lexikalische Komponente des Verbs, einen Symbolfeldausdruck¹¹) im Wissen des Hörers. Die Stellung ist die Position 2 des (unabhängigen) Satzes und für den (deutschen) Deklarativsatz nicht nur charakteristisch, sondern konstitutiv. Mit der Verankerung vollzieht der Sprecher eine Anbindung des zu verbalisierenden Wissens an das Hörerwissen (in mental unterschiedlichen Dimensionen; siehe Redder 1992). Sprachpsychologisch vollzieht sich mit der durch die Setzung von INFL vorgenommenen Verankerung im Hörerwissen die Ablösung der Sprache vom Zeigfeld, die Bühler 1918 und 1934 als zentral für den Satz bestimmt.¹²

Träger von INFL ist die lexikalische Komponente des (finiten) Verbs. Durch INFL wird die lexikalische Verb-Komponente im Hörerwissen als Anteil des Sprechzeitraums verankert. Gleichzeitig wird in der Affigierung von INFL an die lexikalische Komponente das Agens/Patiens im Nominativ festgelegt (dieser Kasus wird im Deutschen bekanntlich nicht immer oberflächenstrukturell realisiert). Der lexikalische Verbeil (die Symbolfeldkomponente des Verbs) trägt damit das Wissen über das Geschehens-, Handlungs-, Vorgangs-, etc. -schema für die Rest-Satzelemente, so die Valenzen (generativ: die Theta-Rollen), ohne daß

¹⁰ Von den Westgermanischen Sprachen haben das Niederländische, Friesische, Afrikaans und das Deutsche im Hauptsatz Verbkammer sowie Endposition des finiten Verbs in Complementizer-eingeleiteten Nebensätzen, das Englische und das Jiddische demgegenüber V2-Stellung für alle Verbeile in Haupt- und Nebensätzen (siehe unten die daraus sich ergebende Argumentation über den – zumindest historischen – Zusammenhang beider Positionstypen). – Die in der im generativen Format abgefaßten Arbeit von Weerman 1988 präsentierten Fakten widersprechen der hier vorgetragenen Argumentation m.E. nicht.

¹¹ „Symbolfeld“ bezeichnet nach Bühler 1934 die Nennfunktion von Wörtern; siehe auch Bühler 1918, S. 18f. Siehe unten Anmerkung 16.

¹² Boost 1956, S. 21/22 – der sich im übrigen häufig auf Bühler 1934 bezieht – spricht von der Aufhebung der Isolierung eines sprachlichen Elements durch den Hörer, wenn durch ein Prädikat ein Einzelwort (isolierter Ausdruck) „verortet“ wird.

diese (vor der Ausfüllung/dem Leerbleiben von V-IN in Satz-End) festgelegt seien.

Zentral für den Deklarativsatz¹³ ist die Ausfüllung der V2-Stellung, durch die die Verankerung des Wissens als Wissen im Hörer vollzogen wird. Anders gesagt: Die V2-Stellung kennzeichnet eine hinsichtlich des Wissens neue Integration ins Wissen des Hörers, denn der Sprecher bewertet das Wissen neu. Damit ist die Füllung der V2-Stellung zugleich die Realisierung des Deklarativ-Modus (siehe unten § 7. dieser Arbeit).

(b) V-IN in Satz-End-Stellung:

Durch INFL in 2-Position des Satzes wird im Deutschen für den infiniten Teil des Verbkomplexes (Infinitive bei Modalverben, Präfixe, Partizip, nominaler Teil in Funktionsverbgefügen usw.) eine mögliche Position unmittelbar vor dem Satzendraht (SER) festgelegt (Satz-End/Send). Diese zweite zentrale Stellung, die durch das Verb bestimmt wird, ist die klassische Verbkammer¹⁴ im deutschen Deklarativsatz. V2-Stellung und Satz-End-Stellung werden beide durch dasselbe Satzglied (dieselbe Konstituente) „Verb“ gefüllt (so z.B. Eisenberg 1989, S. 406). Die lexikalische Komponente des deutschen Verbs¹⁵ ist also durch die Topologie des Deklarativsatzes zweigeteilt.

¹³ Nach den obigen Ausführungen ist klar, daß der Deklarativsatz nicht als maximale Projektion von Comp (CP), sondern allenfalls des (finiten) Verbs aufgefaßt werden kann.

¹⁴ Gegen 'Trennbarkeit' polemisierend hat Drach 1937 den interessanten Gedanken vorgebracht, daß die trennbaren Verben aus Adverbien in Endposition entstanden sind, die im Zuge des Sprachwandels vom Verb attrahiert und mit diesem verschmolzen, jedoch etymologisch noch als zwei Teile empfunden werden. Zwar ist dem (historischen und noch andauernden) Prozeß der Genese zuzustimmen, jedoch sind sie eher aus dem Umstand zu erklären, daß Adverbien und Adverbiale in der Stellung vor dem Satzende (Prä-Satz-End) – in der sie die infiniten Verbteile im Skopus haben; siehe unten – die Satz-End-Stellung sozusagen stellvertretend für V-IN eingenommen haben, wenn die Satz-End-Stellung durch fehlende infinite Verbteile unbesetzt war. Wird die stellvertretende Besetzung von Prä-Satz-End für Satz-End für ein Adverbial lexikalisiert, so wird die Position Satz-End verbsemantisch produktiv. Aus diesem Grund erscheint der Ausdruck 'Verbkammer' entstehungsgeschichtlich sinnvoll. – Die V-IN-Position ist im komplexen (mündlichen und schriftlichen) Deutsch heute nicht immer in Satz-End.

¹⁵ Im Englischen besteht keine Verbkammer, sondern wegen der Kontaktstellung Kontinuität zwischen den Verbteilen in Haupt- und Nebensatz; so auch im Jiddischen etwa bei Akkusativ-Komplementen, während z.B. Deiktika, Anaphern, Adverbien u.a. zwischen VF (in V2) und V-IN treten können (siehe G. Reershemius 1992).

Folgende Elemente des Deklarativsatzes werden also durch die Stellungenregeln des topologischen Schemas festgelegt:

(a) der finite Endungsträger des Verbs wird in V2-Stellung positioniert (=Verankerung),

(b) die Valenzen (Theta-Rollen) des übrigen Satzgefüges werden mit der lexikalischen Komponente des Verbs (in dessen Symbolfeldausdruck) festgelegt;

(c) die nominative Agens-/Patiens-Valenz ist nicht-abtrennbar in der lexikalischen Trägerkomponente von VF und damit stets durch die Füllung des topologischen Schemas mit VF gegeben.

(iii) Prä-V2-Stellung (Vorfeld)

Die Stellung vor dem finiten Verb (VF) wird in der Valenz-Theorie als „Vorfeld“ bezeichnet (siehe Engel 1970, 1972). In der Prä-V2-Position sind allgemein Fokussierungsprozeduren und Wissensetablierungsprozeduren lokalisiert. Entweder wird Bezug auf ein im Diskurs/Text versprochenes Wissen bzw. ein Sprecher und Hörer als bekannt zu unterstellendes Wissen Bezug genommen oder ein Symbolfeld wird (durch Symbolfeld-Ausdrücke) als gemeinsam etabliert. Aus dieser Funktion erklären sich die unterschiedlichen sprachlichen Feldern zugehörigen nominalen (Symbolfeld) und/oder anaphorischen (operatives Feld)/deiktischen (Zeigfeld) Ausdrücke und die mit ihnen verbundenen unterschiedlichen sprachlichen Prozeduren an dieser Position.¹⁶ In der Prä-V2-Position stehen damit Ausdrücke, mit denen aus dem (für S und H) gemeinsamen Diskurs- bzw. Textwissen ein (bestimmtes) Wissen aufgegriffen¹⁷ wird. Das aufgegriffene Wissen wird unmittelbar vor

¹⁶ Der Terminus 'Feld' wird in dieser Arbeit im Sinne Bühlers 1934 benutzt, dessen Felderlehre ('Symbolfeld, Zeigfeld') von Ehlich 1986 grundlegend erweitert wurde (so unter anderen um das 'operative Feld'). Der Bühlersche Feld-Begriff steht mit den Begriffen 'Vorfeld, Mittelfeld, Nachfeld' des topologischen Schemas der Wortstellungs-Lehre in keinerlei Zusammenhang. - Zur Rolle des 'Fokus' in der (Sprech-)Handlungsplanung, siehe Rehbein 1977, §§ 5, 6.

¹⁷ Den Terminus des 'Aufgreifens' als zusammenfassenden Begriff für die mit der Prä-V2-Position verbundenen Prozeduren verdanke ich W. Griefhaber (mündliche Mitteilung). Terminologisch ist selbstverständlich zwischen dem aufgegriffenen Wissen in Prä-V2-Position als 'Ausgangspunkt' (: 'Thema') der Äußerung und der 'Verankerung' des (in p) verbalisierten Wissens im Hörerwissen mittels INFL in der V2-Position streng zu unterscheiden. 'Ausgangspunkt' und 'Verankerung' sind beides allerdings sprachpsychologische Konzepte.

dem verankernden INFL-Träger sprachlich präsentiert.¹⁸ Anders gesagt: Die aufgegriffenen II-Elemente werden mittels Positionierung in Prä-V2 sprachlich als für S und H gemeinsames Wissen des Sprechzeitraums gekennzeichnet und damit als thematische Elemente des propositionalen Gehalts p des Deklarativsatzes etabliert.

Wie angedeutet, braucht die Prä-V2-Position im Deutschen nicht durch einen Nominativ, also das Subjekt (das im übrigen bei Personaldeixis bzw. Anapher in Kontakt mit INFL in VF enklitisch ist), ausgefüllt zu werden.¹⁹ Zwar ist Prä-V2 eine (und nur eine) Satzgliedposition,²⁰ jedoch nicht allein durch kasustragende Konstituenten, sondern durch Satzglieder verschiedenen Typs ausfüllbar: Adverbien/Adverbiale, Präpositionalangaben, Adjektive, Subjekte, Subjekt-Ankündigungen (expletives *es*; siehe oben Beispiel (B11)), Nebensätze u.a.. Das Aufgegriffene steht also unmittelbar vor V2.

¹⁸ Haftka 1980, 1982 hat in weiterführenden Arbeiten gezeigt, daß die Prä-V2-Position – als eine für das Deutsche spezifische Thema-Position – eine ausgezeichnete Stelle für das ist, was der Sprecher bei der Verbalisierung des Satzes für Sprecher und Hörer als gemeinsam „präsent gemacht“ setzt. Aus dieser sprachpsychologischen Funktion heraus sind die in dieser Position verwendeten unterschiedlichen Wortarten (siehe oben) einleuchtend zu erklären. Ich komme auf Haftkas Einsichten weiter unten (§ 6.) zurück.

¹⁹ Vgl. die Beispiele (B1) – (B10) oben. Eine Standard- bzw. Normalreihenfolge der Satzglieder (Konstituenten) – etwa – anzunehmen, erscheint mir empirisch nicht berechtigt; demgegenüber sind Verschiebungen aus der Satz-hierarchie zu berücksichtigen (siehe unten § 9. Topikalisierung).

²⁰ So auch z.T. Mode 1987, S. 97, Dürscheid 1989; über mehrfache Vorfeldbesetzungen siehe Van de Velde 1978. Eine mehrfache Vorfeldbesetzung (siehe z.B. Beispiel (B10)) ist meist nur scheinbar, da sich bei genauerer Analyse zumeist eine Hierarchisierung (z.B. ein Determinationsverhältnis) zwischen den einzelnen Satzgliedern herausstellt (siehe etwa die hypertrophe Vorfeldbesetzung in der Schriftlichkeit in (B25) unten.) – Das Vorvorfeld entsteht aufgrund der Zerlegung der Position des Satzanfangsrahmens (SAR), die durch nebenordnende Konjunktionen, Adverbiale und Adverbialsätze, Ergänzungssätze bis hin zu Matrix-Konstruktionen gefüllt sein kann (siehe Thim-Mabrey 1988 unter Bezug auf Bußmann 1983). Die Erforschung dieser Position unter dem Aspekt eines Zusammenspiels von Grammatik und Diskurs bleibt weiterhin sehr interessant. – Linksherausstellungen (left dislocations) (siehe auch Altmann 1981) werden vor den linken Satzrahmen positioniert, tragen (oft) keine Kasusmarkierungen und werden deshalb durch ein kasustragendes Element innerhalb des Satzes syntaktisch reintegriert („wiederaufgenommen“) (siehe unten § 14.). – Kasusfreie Nominele in Prä-V2-Position, die im gesprochenen Deutsch angetroffen werden – Indikatoren eines Sprachwandels? –, entstehen m.E. aus einem komplexen Zusammenspiel von Linksherausstellung, Vorvorfeldbesetzung, assertiver Verbspitzenstellung (siehe unten) und Thema-Position. – Braune 1894 hat bei der Diskussion der 'freien Wortstellung' im Germanischen bereits auf die Satztypcharakterisierung der Anfangsposition im Satz hingewiesen.

Genau genommen wird Prä-V2 also nicht durch die Besetzbarkeit mit verschiedenen Satzgliedern charakterisiert, sondern durch die in den verschiedenen Wortarten enthaltenen Prozeduren (siehe unten § 4; vgl. Boost 1956, S. 27), durch die das im Deklarativsatz zu verbalisierende Wissen in einen Kontext gestellt wird.²¹

(iv) Mittelfeld (MF) zwischen V2 und Satz-End

Auf der Basis des Verankerten wird etwas, d.h. der Rest-Satz (ohne übrige Verbteile) mit Objekten (Ergänzungen) und Angaben zu den Umständen des wiedergegeben Geschehens, ausgesagt. So steht der Akkusativ (Ca) wegen der Transitivitätsrelation INFL-nahe, andere Komplemente (Cd usw.) nahe am Valenzträger, also an der lexikalischen Verbkomponente.²² Insgesamt enthält das Mittelfeld das Rhema (durch die Verbalisierung als neu gekennzeichnetes Wissen: Prädikat). Viele Positionen innerhalb der Verbklammer, im Mittelfeld also, sind weitgehend nach Sprechabsicht zu ordnen; dafür kann auch das Mittel der Intonation eingesetzt werden (siehe z.B. Altmann 1987). Nach generativer Auffassung wird die MF-Stellung der Satzglieder durch Scrambling²³ geregelt.

(v) Prä-Satz-End (Prä-V-IN) und Post-V2

Beide Positionen gehören zum Mittelfeld, sind aber besonders gekennzeichnet; so ergibt sich für „pronominale“ Subjekte und Objekte häufig die Prä-Send-Position und die (enklitische) Post-V2-Position. Insbesondere Prä-Send vor den infiniten Verbteilen der Verbklammer (V-IN) ist in spezifischer Weise als eine „Skopus“-Position zu bezeichnen, in der im Deutschen vorzugsweise das Rhema steht. Viele Adverbien, auch die Negation etwa, haben ihre Position nicht in Satz-End-Stellung, sondern vor V-IN in Prä-Send. Diese Position wird also keineswegs allein von Satzgliedern ausgefüllt.

²¹ Auch W-Fragewörter stehen in Prä-V2-Stellung; anders natürlich in Echo-Fragen (Reis 1987), wo Stellung und Emphase nur unter Bezug auf die Vorgängeräußerung(en) erklärbar ist.

²² Siehe hierzu Abraham 1985, 1986; zu einzelnen Positionen im Mittelfeld siehe Höhle 1986, Reis 1980, Lenerz 1987, Abraham 1985, 1986. – Die Variabilität der Stellungen im Mittelfeld haben andernorts die Meinung aufgenommen lassen, das Deutsche verfüge über eine freie Wortstellung; die Arbeiten von Höhle, Reis, Lenerz, Abraham haben hier – unter Bezug auf unterschiedliche Erklärungsansätze und zum Teil unterschiedliche Fakten – jedoch Gesetzmäßigkeiten aufgedeckt, so daß ein derartiges Theorem nicht mehr haltbar ist. Mehr und mehr scheint sich im übrigen die Auffassung von der Konfigurationsalität des Deutschen durchzusetzen (siehe Fanselow 1987, Haider 1986).

²³ Siehe Stechow/Sternefeld 1988; terminologisch bereits Ross 1970.

(vi) Nachfeld

Nach V-IN in Satz-End steht der Satzendrahn (SER), nach diesem das Nachfeld. SER ist dissoziierbar, je nachdem, ob ein selbständiger Nebensatz beginnt (klassische Nachfeldposition) oder das sprachliche Element nach Satz-End noch zum Hauptsatz zählt (etwa bei Sprechhandlungsaugmenten). Das Nachfeld erscheint ähnlich wie das Vorfeld im Zusammenhang mit SR zweifach zerlegbar. Insgesamt stehen im Nachfeld extraponierte Satzglieder (ebenso durch Elemente innerhalb des Satzrahmens angekündigt wie im Nachfeld stehende Nebensätze durch Korrelate).²⁴ Anders Nachträge, die charakteristischerweise nicht angekündigt, sondern frei adjungiert sind (Nicht-Koinzidenz von Planung und syntaktischer Umsetzung; siehe unten (B29) und (B30)). Ein dritter Typ sind Sprechhandlungsaugmente (Rehbein 1979; siehe Beispiel (B8)), die, nachgestellt, keinen eigenen Satzgliedcharakter aufweisen. Die Elemente im Nachfeld und die Verfahren ihrer Anbindung an die vorhergehende Syntax sind in der gesprochenen Sprache bei der Verbalisierung komplexer Syntax von erheblicher Bedeutung und weiter zu erforschen.

4. Wortarten – Prozeduren

Neben den Symbolfeldausdrücken (Verben, Adjektive/Adverbien und Nomen) gibt es einige Wortarten²⁵, die bei der Ausgestaltung des topologischen Schemas eine wichtige Rolle spielen (dies ist der Rest, von dem von der Gabelentz spricht). Genau besehen werden nicht die Ausdrücke als Wortarten klassifiziert, sondern die Prozeduren, die mit ihnen systematisch verbunden sind. Die Prozeduren leiten sich von der Feldzugehörigkeit²⁶ der Ausdrücke ab. Wir werden bei der Analyse der komplexen Sätze mit der Kategorie der 'Prozedur' die Rolle der syntaktischen Operationen im Wissenbezug herauszuarbeiten versuchen.

– Deiktische Ausdrücke: Sie enthalten eine Prozedur des Refokussierens des Hörers.

– Anaphorische Ausdrücke: Eine den Fokus des Hörers fortführende Pro-

²⁴ Nach Reis 1980 stehen mit *so da* eingeleitete Nebensätze lediglich im Nachfeld.

²⁵ Auf die Literatur zu dieser Thematik kann hier nicht einmal hingewiesen werden. Zum Verhältnis von „Wortarten und Satzgliedern“ (vor allem der Symbolfeldausdrücke) unter sprachwissenschaftsgeschichtlichem Aspekt siehe Knobloch 1990.

²⁶ Siehe Ehlich 1986.

zedur;²⁷

– Zusammengesetzte Verweiswörter: Wörter wie *deshalb*, *darum*, *dabei*, *deswegen* usw. werden z.T. als Konjunktionen, zum Teil als Pronominaladverbien klassifiziert, um sie im Satzgliedschema unterzubringen. Zusammengesetzte Verweiswörter²⁸ sind aber prozedural zu analysieren: Sie verschmelzen eine deiktische mit einer relationierenden Prozedur (letztere ist in der Präposition enthalten²⁹). Durch die relationierende Prozedur haben die zusammengesetzten Verweiswörter jeweils einen Skopus auf das ihnen folgende Satzglied, durch die deiktische refokussieren sie Diskurs-/Textwissen.

Die genannten Ausdrücke dienen – wegen ihres retrozipierenden Wissensbezugs – bevorzugt der Prozessierung des Themas.

– Partikeln, Adverbien: Partikeln sind unterschiedlicher sprachhistorischer Herkunft und operieren auch auf den verschiedenen Satzgliedern. Einer der Unterschiede ist ihre Vorfeldfähigkeit; so sind z.B. *erfreulicherweise*, *eigentlich* usw. vorfeldfähig, Wörter wie *ja*, *nicht*, *eben* (als Partikel, nicht als Temporaldeixis) sind kaum vorfeldfähig, da sie den Gesamtsatz im Skopus haben.

– Konjunktionen: Vorwegnehmend sei gesagt, daß Konjunktionen³⁰ das wesentliche Scharnier der Verknüpfung von Haupt- und Nebensatz darstellen. Sie werden von Chomsky 1981 unter Kategorie des Complementizers (abgekürzt: COMP bzw. Cp) behandelt. Zur Kategorie des Complementizers werden gerechnet: subordinierende Konjunktionen, Relativa, *daß*, indirekte Interrogativa, *ob*, u.ä., jedoch nicht koordinierende Konjunktionen.³¹

²⁷ Siehe zu den Prozeduren von Deixis und Anapher die Arbeiten von Ehlich, insbesondere 1979.

²⁸ Siehe Rehbein 1990.

²⁹ Siehe Grieshaber 1991.

³⁰ Die folgenden Bemerkungen zu Struktur und Funktion der Konjunktionen verdanken der bahnbrechenden Arbeit von A. Redder über „Grammatik-Theorie und sprachliches Handeln“ (1990), die die Argumente an den Konjunktionen *denn*, *da* und *weil* entwickelt, viele Einsichten. Mit Bezug auf eine funktional-pragmatische Analyse hat Redder Konjunktionen als operative Prozeduren bestimmt, die sich aus der Verschmelzung einer anadeiktischen und einer katadeiktischen Prozedur und ihrer sprachgeschichtlichen Funktionalisierung für syntaktische Operationen herleiten; um die syntaktische Aufgabe der Konjunktion einer Integration des Nebensatzes in den Hauptsatz zu charakterisieren, wurde von Redder der Ausdruck 'Kopplung' (des Nebensatzes in den Hauptsatz) verwendet.

³¹ Ohne ins einzelne gehen zu können, erscheint es aus oberflächengramma-

Es ist hier nicht der Ort, um auszuführen, weshalb in der gesprochenen (nichtinstitutionellen) Alltagskommunikation relativ wenig Konjunktionalsätze verwendet werden. – Da es sich um eine exemplarisch-kurze Diskussion handelt, soll im folgenden nur eine ausgewählte Konjunktion aus dem temporalen Bereich besprochen werden, nämlich *als*; allein der temporale Bereich umfaßt eine große Zahl verschiedener Konjunktionen, wie: *als, bis, ehe/bevor, indem/wobei, kaum daß, nachdem, sobald/sowie, solange, während/wobei, sooft/(jedesmal)wenn, wie*.

- (B10) Tatwiedergabe aus dem schriftlichen Urteilstext gegen einen wegen Körperverletzung angeklagten Taxifahrer (aus: Rehbein 1989):

Er stellte sein Fahrzeug in eine Tankstelle am Hermannplatz ab, stieg aus und verfolgte den Zeugen. Als er ihn in Höhe der Gaststätte „Bauernstube“ erreicht hatte, schlug er mit einer Holzlatte, die er auf einer nahegelegenen Baustelle aufgehoben haben will, grundlos auf den Zeugen ein.

Zum Zweck einer exemplarischen funktionalen Analyse von *als* ist eine dekompositionelle Bedeutungsanalyse (in tendenziell-sprachhistorischer Orientierung) vorzunehmen.

als

Das Wort *als* entstand aus mhd. 'also' und hat zwei Wurzeln, die im Ahd./Mhd. noch getrennt waren, nämlich „al“ (: alles) und „sô“ (: so), und hat die Bedeutung 'verstärktes so'. Erst im Nhd. wurde *als* in temporaler Funktion (ohne Korrelat) verwendet (Rieck 1977, S. 53f). Interessant ist die Deixis *so*³² als Bestandteil von *als* (noch erkennbar an dem *s*). Auf diese Weise läßt sich *als* etymologisch eine Verweisrolle zuschreiben. Die in *als* enthaltene Verweis-Funktion hat zwei Richtungen: Die eine verweist auf das Geschehen im Hauptsatz, die andere (in toto) auf das Geschehen im Nebensatz. Es handelt sich aber nicht mehr um eine deiktische Verweisung im ursprünglichen Sinn, da keine direkte Refokussierung mehr nachzuweisen ist. Vielmehr ist die deiktische Verweisung in eine Prozedur umfunktioniert, die das Wissen über das

tischer Perspektive bislang kaum begründbar, die Kategorie des Complementizers – wie teilweise in der generativen Theorie unterstellt – als Funktionsträger kategorial völlig differenter Bewegungen anzunehmen, nämlich einerseits als durch Konjunktionen besetzbar, andererseits als Landeplatz für I(NFL) (siehe Chomsky 1985, S. 3). Thiersch 1978 geht jedenfalls in seiner Darstellung des Deutschen nicht so weit. Haider 1986, 1986a zielt – zum Teil in Beantwortung der Kritik von Reis 1985 – bereits zurecht eine Trennung mittels einer alternativen Besetzung von COMP' an.

³² Siehe hierzu ausführlich Ehlich 1988, Redder 1987; zu Form und Funktion von *also* siehe Redder 1989, Rehbein 1989.

Geschehen im Hauptsatz durch das Wissen über das Geschehen im Nebensatz spezifiziert, etwa im Sinn von >zu dem Zeitpunkt, an dem etwas ein einziges Mal in der Vergangenheit geschehen ist, ist das Folgende/soeben Gesagte (im Hauptsatz) geschehen<. (Die Aktionsart der Verben ist selbstverständlich zu berücksichtigen). *Als* als relationale Prozedur präsentiert den Hauptsatz 'als ganzen'. In der engen Verbindung (: Koagulation) von relationaler Prozedur *als* und deiktischer Prozedur wurde die deiktische Funktion in eine operative umgewandelt. *Als* bezieht das Geschehen im Hauptsatz auf den Zeitablauf eines Geschehens im Nebensatz, genauer, das Geschehen im Hauptsatz wird als sich zeitlich berührend mit dem Geschehen im Nebensatz modifiziert. Dabei erhält der Nebensatz die Funktion einer (temporalen) Explikation des Hauptsatzes in der Vergangenheit.

Verallgemeinernd läßt sich feststellen, daß die genannten (temporalen) Konjunktionen zum einen ein relationales Element enthalten, das sprachhistorisch zumeist der Wortart der Präposition zugehörte und durch das das Geschehen im Hauptsatz durch das Geschehen im Nebensatz modifiziert und spezifiziert wird (genauere Zeitpunkt-Explikation, Nachzeitigkeit/Folgerung, Instrumental-Gleichzeitigkeit usw.). Diese Relationierung ist eine sprachliche Prozedur (siehe Grieffhaber 1991). Zum zweiten eine ursprünglich deiktische Prozedur, die zwei Verweisrichtungen hat, zum einen auf die Proposition im Hauptsatz, zum anderen auf den Nebensatz (so drücken sich in ähnlicher Weise die Korrelate aus, etwa *so ... daß, dadurch ... daß, indem* usw.). Häufig werden Kasus-, Genus- und Numerussuffixe deiktischer Ausdrücke mit relationierenden Ausdrücken verschmolzen. Durch diese Verweisrichtung wird der Nebensatz als ganzer im Bezugsrahmen des Hauptsatzes an einer für den Nebensatz als Eintrag vorgesehenen Stelle einer Angabe (keineswegs nur im Vor- oder Nachfeld) explizit repräsentiert.

Vermutlich löst die ursprünglich deiktische Prozedur die Endstellung des finiten Verbs aus, indem eine Globalposition des Verbs als Objekt der Refokussierungsprozedur zur Verfügung gestellt wird (kein splitting wie im Hauptsatz).

Ein Betonungstest, den Reis 1985 mit Bezug auf (die später veröffentlichte Arbeit von) Höhle 1986 angibt, spricht für eine Zerlegung der Konjunktion in zwei unterschiedliche Komponenten. Dies läßt sich an der unterschiedlichen Betonung von *trotzdem* mit Haupt- oder Nebensatz-Wortstellung ebenso zeigen wie an der unterschiedlichen Betonung von also vs. also.

Beide Prozeduren werden zu einer einzigen funktionalen Prozedur koaguliert, die so beschaffen ist, daß sie 1. den Gehalt des Nebensatzes in den des Hauptsatzes integriert, und 2. auf das am Ende des Nebensatzes positionierte finite Verb verweist. Die funktionale Prozedur setzt eine syntaktische Operation um (komplexe Prozedur). Diese Prozeduren sind – mit einem Ausdruck von Ehlich

1986 – 'paraoperativ', wie Redder 1990 für die Konjunktionen *denn*, *weil*, *da* nachgewiesen hat. – Eine solche Operation scheint mir dafür verantwortlich, daß im Nebensatz eine V2-Position als Träger des Deklarativmodus eliminiert werden kann, wenn eine solche Position im Gesamtschema des Satzes bereits gefüllt ist.

5. Zur Wortstellung im deutschen Nebensatz

Prinzipiell wird der Nebensatz an der systematischen Position eines Satzglieds „angelagert“, entweder attributiv (adnominal als Relativum bzw. Interrogativum) oder statt eines Präpositionalobjektes bzw. einer Ergänzung, jedoch nicht statt des finiten Verbs. Welche Rolle spielt nun die Wortstellung im Nebensatz?

Der Nebensatz kann vor oder nach VF stehen, also eine Funktion als Aufgegriffenes haben oder nicht. Anders gesagt: Nebensätze können Thema- oder Rhema-Funktion ausüben (siehe unten). Nur VF/INFL in V2-Position hat die Funktion der Verankerung (bzw. Neuverankerung), VF/INFL in Satz-End-Position nicht; VF in Satz-End hat vielmehr die Funktion, die Ankoppelung (siehe Redder 1990) an eine übergeordnete Verankerung zu indizieren. Entscheidend ist, daß der subordinierende Komplementierer den mit der V2-Position verbundenen Deklarativmodus eliminiert.³³

³³ Bereits Weil 1844, engl. 1887, formuliert: "What is the difference between a principal and a subordinate sentence? The principal sentence expresses a thought; it affirms. The subordinate sentence contains only a part of the idea expressed in the principal; it does not affirm... The verb placed in the middle of the sentence in order to separate it and to bind together at the same time its two principal parts gives the proposition the form of a judgment which our modern languages show a tendency to claim for it. The sign of affirmation serves as a copula. Now, every time the verb is separated into constituent parts it is not the attributive but the abstract part which contains the affirmation. .. In subordinate sentences the copula gives up its characteristic position in order to indicate that these sentences do not embody a judgment which we utter in the instant of their enunciation, but at most a judgment expressed at some previous time.

We believe then that wherever the verb occupies the middle place it is for the purpose of indicating that the whole thought contained in the entire proposition has been separated into two ideas, expressed by two groups of words, confusion between which is prevented by the interposed verb, and which are declared equal by an act of our judgment. Languages which put back the verb to the end of the sentence do not bring out so prominently the dicotomy and affirmative character of the proposition; the Romance languages impress this character upon all kinds of propositions; the German obliterates it in subordinate propositions." (S. 58/59) – Interessanterweise zieht Weil für die Konfrontation mit Sprachen mit Verbendstellung bevorzugt das Türkische heran.

- (i) Der Nebensatz wird in das Schema des finiten Verbs im Hauptsatz durch eine Konjunktion angekoppelt, d.h. durch einen Ausdruck mit folgenden Prozeduren:
- zwei Verweisrichtungen
 - Relationierung des Gehalts von Nebensatz zu Hauptsatz
 - Junktur zwischen Haupt- und Nebensatz. Die Überbrückung der Junktur geschieht häufig durch Ankündigung (Korrelate im Hauptsatz) bzw. Wiederaufnahme (siehe unten).
- (ii) Da im Gesamtsatz VF die Stelle V2 mit INFL bereits besetzt hat, ist von vornherein für das finite Verb im Nebensatz keine V2-Position möglich³⁴, vielmehr nimmt INFL am Verb die Position von V-IN am Satz-Ende ein (= Verb-Restposition). Damit wird die Verbklammer realisiert und der Nebensatz als ganzer integriert.
- (iii) Durch die Endstellung von VF ergibt sich für den Nebensatz keine eigene Illokution, sondern eine Subordination in die Gesamtillokution.

Ausgehend von dem topologischen Schema der Wortstellung auf funktionaler Grundlage ist festzustellen, daß ein systematischer und ein historischer Zusammenhang zwischen der Verbklammerstellung im Hauptsatz (mit VF in V2 und V-IN in Satz-End) und der Satz-Endstellung von VF in Satz-End in dem mit Komplementierer eingeleiteten Nebensatz anzunehmen ist. Anders gesagt: Bei Anwesenheit eines Komplementierers am Beginn nimmt das finite Verb im Nebensatz jene Stelle ein, die in der Hauptsatz-Konstruktion für die nicht-finiten Verbs Teile (V-IN) vorgesehen ist. Dies ist die eigentliche Funktion der deutschen Verbklammer.³⁵

³⁴ Eine Bewegung von INFL in die Endposition (etwa aus V2) wäre ebenso wenig plausibel, da dann lediglich von einer Hauptsatzwortstellung ausgegangen würde. – Im Fall der Redewiedergabe wird durch die Semantik des Matrix-Verbs die eigene Illokution der transportierten Äußerung eliminiert und der Hauptsatzdeklaration subordiniert.

³⁵ Im Protoindogermanischen war die OV-Stellung offenbar wahrscheinlich (Delbrück 1911, Lehmann 1972). Eine Reihe indogermanischer Sprachen haben die Endstellung bis heute bewahrt (siehe die Diskussion in Ross 1970, Vennemann 1974). Im Zuge der Sprachentwicklung wurde für den Deklarativsatz in fast allen germanischen Sprachen die Zweitstellung aller Verbs Teile erreicht, lediglich das Niederländische, Deutsche, Afrikaans und das Friesische bewahrten noch teilweise die Endstellung. Im Althochdeutschen, mehr noch im Angelsächsischen, „finden wir noch manche Spuren der frühen Endstellung des Zeitworts“ (Wunderlich/Reis 1924, S. 89f); vom Protogermanischen sei eine allgemeine „Bewegung des Zeitworts nach dem Satzanfang zu“ zu konstatieren (ebd., S. 99/100). Braunnüller 1982 nimmt in den „Syntaxtypologischen Studien zum Germanischen“ typologische und kommunikative Prinzipien sowie textuelle Aspekte für die Herausbildung einer Wortstellungsnorm in Anspruch (ebd., S. 106; siehe auch Braunnüller 1986): Diesem Ansatz ist generell zuzustimmen. Siehe auch Weber 1990. –

6. Thema-Rhema und propositionaler Gehalt

Die Wortstellung gliedert das Hörerwissen – dies ist die allgemeine These des Papiers. Analyse und Diskussion im folgenden soll darüber hinaus zeigen, daß die 'Prozedur' als hörerbezugene Kategorie die sprachlichen Tätigkeiten bei dieser Gliederung leitet, gleichzeitig ist sie das Verbindungsstück zwischen 'Syntax' und 'Diskurs'/'Text'.

Im folgenden ist an komplexen Fällen zu zeigen, wie die Wortstellung zur Einteilung der Äußerung nach Thema-Rhema beiträgt und umgekehrt die Thema-Rhema-Verteilung die Wortstellung beeinflusst, wie der propositionale Gehalt über Thema-Rhema-Kategorie mit der Wortstellung vermittelt wird und daß die traditionellen Wortarten für die syntaktische Organisation des propositionalen Gehaltes eingesetzt werden. Dabei müßte die Kategorie der (syntaktisch-semantischen) Abhängigkeit mit beschrieben werden. Auch sind die komplexen Einbettungsstrukturen zu berücksichtigen.

Wegener 1885 hat den 'Satz' kategorial durch zwei Elemente charakterisiert: Unter dem Terminus 'Exposition' hat er das Wissen gefaßt, von dem der Sprecher ausgeht, oder auch das logische Subjekt (das „Bekannte“), jedoch ist es in seiner Analyse auch bereits auf verschiedene Satzglieder verteilbar. Das andere Element ist das 'logische Prädikat', das Neue: Dies kann auf verschiedene Satzglieder verteilt sein – auf jeden Fall hat das Verb (aber auch die anderen Satzglieder) einen Anteil an der Vervollständigung der Ausgangsinformation. – Bühler 1934 nimmt Wegeners Unterscheidung mit seiner Formulierung vom „Satz ohne Zeigfeld“ und der „Situationsentbindung der Sprache im Satz“ auf.³⁶

Die Kategorien 'Thema' und 'Rhema' wurden bekanntlich von der Prager Schule unter dem Namen 'Funktionale Satzperspektive' entwickelt (siehe z.B. Beneš 1964; weiter auch Lötscher 1984). Es ist das Verdienst von Haftka 1980, 1982 und Eroms 1986, diese Überlegungen mit der Satz-

Im Türkischen sind die vergleichbaren Satzpositionen grundlegend von der Endstellung des superordinierten Verbs her organisiert.

³⁶ 'Unabhängigkeit von der Sprechsituation' ist als Beginn einer genuin pragmatischen Satzkonzeption zu verstehen – „genuin“ deshalb, weil in der Linguistik „Pragmatik“ häufig etwas von außen zu einem Satz Hinzukommendes ist; 'Wissen' ist jedoch als Kategorie hinzuzunehmen. M.E. steht auch Biener in der Wegener-Bühler-Linie, wenn er unter Bezug auf Braune formuliert: „die anordnung der wörter richtete sich im ugerm. nicht nach ihrer eigenschaft als satzglieder, das verb als verb konnte an einer beliebigen stelle des satzes stehn, unterlag aber als ausdruck einer vorstellung (!) eben den regeln, die dieser vorstellung ihren platz in der vorstellungsreihe anwiesen.“ (Biener 1922, S. 129; zitiert nach Braunmüller 1982, S. 115).

gliedlehre in einen Zusammenhang gebracht zu haben (wobei allerdings von einer Normal-Abfolge (Grundstellung) Subjekt-Verb-Ergänzungen ausgegangen wird). Wichtig für Eroms und Haftka ist, daß das Thema nicht nur auf den Prä-VF-Platz beschränkt bleibt, sondern auf verschiedene Satzglieder verteilt sein kann. Ähnliches gilt für das Rhema. Die Betonungsverhältnisse sind konkret mit zu berücksichtigen (siehe z.B. Jacobs 1984, Haueis 1985).

Sicherlich wird das Thema von referierenden Ausdrücken (Deixis, Anaphern usw.) bzw. von Nominalen (Symbolfeldausdrücken) mit bestimmtem Artikel (Eroms 1986, S. 50-52; so auch Haftka 1979, die verschiedene Affinitäten von Satzgliedern und Thema/Rhema-Verteilung herausarbeitet) bevorzugt.

Ludger Hoffmann 1991 geht einen entscheidenden Schritt weiter, indem er 'Thema' und 'Rhema' als diskurs- und textanalytische Kategorien faßt: „Unter einem THEMA verstehen wir den kommunikativ konstituierten Gegenstand oder Sachverhalt, über den in einem Diskurs oder Text(-teil) fortlaufend etwas gesagt wird. ... Unter einem RHEMA verstehen wir das, was charakterisierend über ein Thema gesagt wird.“ (Hoffmann 1991, S.3/4). Entsprechend führen anaphorische Ausdrücke das Thema weiter, indem sie auf der gesamten Vorgängerstruktur operieren: „Die Fortführung mit einer Anapher läuft über eine komplexe Interpretation, die sich auf die Einheit als Redegegenstand, nicht als Objekt der Welt bezieht“ (ebd., S.12/13).³⁷

Die Thema-Rhema-Unterteilung (der Funktionalen Satzperspektive) und die aus der Pragmatik stammende Kennzeichnung des propositionalen Akts mit Referenzakt und Prädikationsakt (Searle 1969) sind nicht deckgleich. Vielmehr stellt die Thema-Rhema-Konstruktion eine Vermittlung zwischen der syntaktischen Satzgliedkomponente und dem sprechhandlungsbedingten Gehalt einer Äußerung, oder besser: deren theoretische Vermittlungsmöglichkeit dar.

Auf die von Haftka 1980, 1982 und Eroms 1986 postulierte Unterscheidung von bekannt vs. unbekannt gegenüber alt vs. neu ist hinzuweisen. Relevant für die Thema-Rhema-Gliederung ist die sich speziell auf den Satz beziehende alt-neu-Unterscheidung. Dabei ist „alt“ im Sinne von „(durch den Sprecher) gesetzt“ zu verstehen; daher kann „unbekanntes Wissen“ etwa auch „gesetzt“, „bekanntes Wissen“ neu eingeführt und zum Rhema gemacht werden. Von Haftka wird eine scharfe Trennung

³⁷ Dies ist jedoch einzelsprachlich unterschiedlich: In PRO-DROP-Sprachen (wie etwa im Türkischen) kann das Thema auch im Verb allein präsentiert und transportiert werden.

zwischen präsentem Wissen und neuem Wissen gemacht; dabei sind verschiedene Wissensarten zu berücksichtigen: Diskurswissen, Präsuppositionen, allgemeines Wissen usw. Hervorzuheben ist, daß es sich bei Thema und Rhema um sprachlich etablierte Formen von Wissen handelt.

Bei Haftka, Eroms und Hoffmann kann ein Satz verschiedene Rhemata und Themata haben, die stellungsmäßig ineinander verschränkt sein können.

7. Deklarativmodus

In pragmatischer Orientierung findet in der Assertion eine Zerlegung des Wissens (II-Bereichs) in der Verbalisierung des propositionalen Gehalts (p) statt: In der Exposition hauptsächlich vor dem finiten Verb im Hauptsatz wird ein als gemeinsam gekennzeichnetes Wissen gesetzt (= Ausgangspunkt), das aus dem diskursiv vorausgegangenen Wissen (Diskurswissen) aufgegriffen oder aus dem allgemeinen Wissen eingeführt wird. Mit dem finiten Verb kommt die neue Information, die die einzelnen Positionen des Restsatzes vorstrukturiert. Durch die Zweitstellung wird von dem Sprecher kenntlich gemacht, daß er eine Bewertung darüber hat, daß das neue Wissen dem gesetzten Wissen zukommt. Anders formuliert: S gibt eine Bewertung darüber, daß das Rhema dem Thema zukommt. Für die Verbalisierung dieser Bewertung beansprucht S die Zweitstellung des finiten Verbs; dies ist der Deklarativmodus (den ich im folgenden mit Delta (Δ) bezeichne). Somit stellt die Position des finiten Verbs das sprachlich-formbezogene Handlungs- bzw. Ereignisschema (im Sinn von Rehbein 1977, § 5.) und den sprachlichen Plan für das im Deklarativsatz mitgeteilte Wissen dar.

Darstellungsmäßig zeigt sich, daß die einfache Oberflächenmatrix des topologischen Schemas (wie sie in Fig. 1a, § 3 oben gegeben wurde) für eine Erfassung der Wortstellungsregularitäten nicht ausreicht. Vielmehr sind neben dem topologischen Schema und den Satzgliedern als weitere Dimensionen Thema-Rhema-Beziehungen, propositionaler Gehalt und insbesondere die verschiedenen Prozeduren mit zu berücksichtigen. Dies wird in den folgenden Figuren 2-6 versucht.

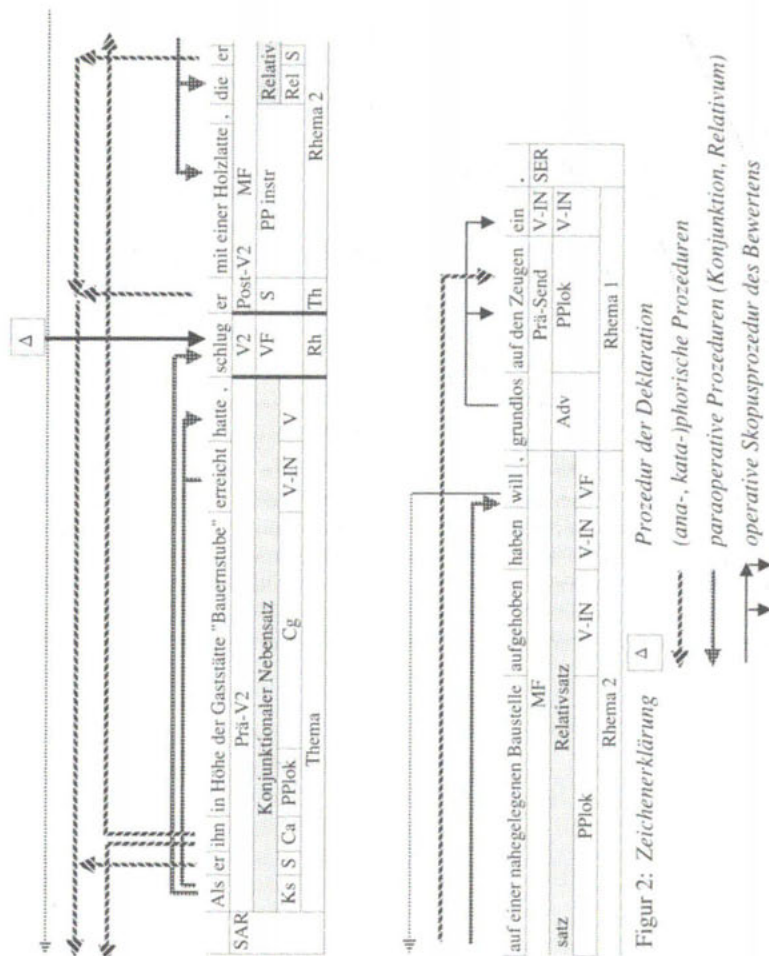
(B10') ((Tatwiedergabe aus dem schriftlichen Urteilstext gegen einen wegen Körperverletzung angeklagten Taxisfahrer)):

Er stellte sein Fahrzeug in eine Tankstelle am Hermannplatz ab, stieg aus und verfolgte den Zeugen. *Als er ihn in Höhe der Gaststätte „Bauernstube“ erreicht hatte, schlug er mit einer Holzlatte, die er auf einer nahegelegenen Baustelle aufgehoben haben*

will, grundlos auf den Zeugen ein. (Aus: Rehbein 1989) (Für die folgende Diskussion orientiere sich der Leser bitte an Figur 2).

Durch welches Element setzt der Sprecher bzw. der Schreiber die Deklaration um? Die Antwort ist einfach: Durch das Flexions-Element am finiten Verb, durch VF der Hauptsatzkonstruktion (durch das leere Element *schluss* sowie die präteritale Stammänderung). Dies ist die sprachliche Realisierung des Deklarativmodus Δ . Durch dieses Element nimmt der Schreiber/Sprecher nicht allein eine Prädikation über das Thema vor; dies würde notfalls auch ohne ein finites Element gehen (wie die Kindersprache zeigt). Vielmehr tut er kund, daß er weiß bzw. Gründe für sein Wissen hat, ob bzw. daß der mit der und durch die Prädikation ausgedrückte Sachverhalt zutrifft: Dies teilt er durch das Deklarativ-Element dem Hörer mit. Anders gesagt: S verankert das mit p versprachlichte Wissen π im Wissen des Hörers (Π_H). Diese Verankerung macht das illokutive Kennzeichen der Behauptung aus.

Eisenberg 1989 (S. 88-94) diskutiert faktive Verben (*verba sentiendi*) und die von ihnen abhängigen *daß*-Sätze: Entsprechend macht ein Sprecher durch den Gebrauch solcher Verben deutlich, daß er das behauptete Wissen reflektiert – ein Fall, der in der einfachen Mitteilung (Assertion) nicht vorliegt. D.h., in einfachen Deklarativsätzen wird das Wissen des Sprechers nicht infrage gestellt, allerdings werden durch Modus und Tempus des Verbs unterschiedliche Dimensionen des Geschehens im Wissen des Hörers als gemeinsam verankert.



Weitere Elemente spezifizieren die illokutionäre Kraft der Äußerung: Zunächst das Adverb *grundlos* im Zusammenspiel mit V-IN *einschlagen*, eine institutionsspezifische Bewertung der im propositionalen Gehalt dargestellten Handlung ausdrückend (*grundlos einschlagen* kennzeichnet die Handlung als Nicht-Notwehr). Durch diese Spezifizierung wird die dargestellte Handlung als beurteilte in das kodifizierte Recht eingeordnet und klassifiziert. *Grundlos* modifiziert also im Propositions-

bezug die illokutionäre Kraft des Urteils. Die beiden modifizierenden, am propositionalen Gehalt ansetzenden Prozeduren etikettiere ich mit $\delta 1$ und $\delta 2$.

Auch die Kennzeichnung des Handlungsinstruments *Holzlatte* durch den Relativsatz, in dem VF indiziert, daß es sich um die Wiedergabe einer Äußerung des Angeklagten handelt, die entsprechend „modalisiert“ wird (*aufgehoben haben will*), modifiziert die Illokution. Damit wird einerseits auf eine vor dem Satz liegende Äußerung des Angeklagten Bezug genommen, andererseits der Deklarativmodus insofern spezifiziert, als die Gültigkeit des Wissens des Schreibenden als in diesem Punkt eingeschränkt betrachtet wird. Durch eine solcherart widersprüchliche Bewertung wird die Gesamthandlung illokutiv depotenziert. Ich bezeichne diese subordinierte Bewertung mit $\delta 3$.

Konkret stellt der propositionale Akt im obigen Beispiel eine komplexe Handlung dar, die die Ergebnisse der verschiedenen Gerichtsverhandlungen dahingehend zusammenfaßt und einschätzt, >daß der Angeklagte an einem bestimmten Ort auf den Zeugen mit einer Holzlatte grundlos eingeschlagen hat<. Der propositionale Gehalt p weist, bezogen auf das in ihm versprachlichte Wissen π , eine paraphrastische Struktur auf; er ist also als eine Prädikation über ein versprachlichtes Objekt des Wissens (= Redegegenstand) darstellbar. Thema und Rhema tragen zu der Konstitution des propositionalen Gehalts bei, ohne mit ihm identisch zu sein.

8. Verbspitzenstellungen

Betrachten wir einige Satztypen mit VF in Spitzenstellung.³⁸ Nach der obigen Funktionsbestimmung von Prä-V2 als Fokusposition läßt sich die These aufstellen, daß die VF-Spitzenstellung durch den Bezug auf die Sprecher-Hörer-Situation und den sprachlichen Zweck des jeweiligen Satztyps relativ einfach zu klären ist. Dabei wird deutlich, daß die

³⁸ Verbspitzenstellung in Deklarativsätzen ist im Deutschen keineswegs ein idiosynkratischer Einzelfall, sondern ein verbreitetes Phänomen. Sie läßt sich z.B. in einem Corpus von 150 Arzt-Patienten-Gesprächen unseres Projektes bei verschiedenen Ärzten und Patienten nachweisen, manchmal mit über 10 Vorkommen pro Gespräch. Da die Verbspitzenstellung in Sprechhandlungssequenzen und unvorbereitet vorkommt, läßt sie sich auch nicht als stilistische Besonderheit abtun. In Verkettungen (Texten) ist Verbspitzenstellung schon früher bekannt; so weisen Wunderlich/Reis 1924, S. 101, auf den Gebrauch in althochdeutschen Texten und häufiger dann bei Luther hin. Hoffmann 1991 erinnert unter Bezug auf das Phänomen in Texten an den rhetorischen Terminus „Analepse“ und sagt, daß sie funktioniere, „solange die betreffenden thematischen Elemente noch im Fokus sind.“ (ebd., S. 8).

Positionierung des finiten Verbs für den Modus eines Satzes mitentscheidend ist. In diesem Sinn hat Jacobs 1984 (unter Bezug auf Zaefferer 1984) gefordert, daß die (logische) Beschreibung eines Satzes auch dessen jeweiligen Modus angeben sollte. Der Satzmodus ist aber auch als die Art und Weise zu verstehen, in der der Hörer handlungstheoretisch-sprachpsychologisch adressiert wird. D.h. der Hörer hat je nach Modus unterschiedliche Prozeduren auszuführen. In Radikalisierung der Fragestellung ist somit der 'Hörer' als Kategorie auch in die formalen Aspekte der Wortstellungsverhältnisse systematisch einzubringen. In dieser Hinsicht ist die Verbspitzenstellung mit Deklarativmodus von jener mit Nicht-Deklarativmodus zu unterscheiden.

8.1. Verbspitzenstellung mit Deklarativmodus: Fokus-Supplementierung

Durch die Positionierung des finiten Verbs in V2-Stellung wird die Prä-V2-Position mitgesetzt, in der – wie gezeigt – Diskurs-/Textwissen bzw. allgemeines, beiden Partizipanten (aus Präsuppositionen bzw. als neuer Ausgangspunkt) verfügbares Wissen (durch verschiedene Satzglieder) aufgegriffen, versprachlicht und damit für Sprecher und Hörer präsent gemacht wird (nach Haftka 1980).

8.1.1. Verbspitzenstellung in Sequenzen

Verbspitzenstellung kann im folgenden mit und ohne Subjekt vorkommen:

(B11) Ein Arzt (A) untersucht den Patienten (P):

- (1) A: .. Und hier ist die Wirbelsäule auch sehr steil, also sehr/weniger gerundet, ne?
- (2) P: Hm.
- (3) A: Weniger gerundet; vielmehr ist sie steil gestellt.
- (4) *Hängt mit Verspannungen links und rechts zusammen.*
(APK-061289/Ri/05)

In (4) erläutert der Arzt einen Sachverhalt, den er in (1) und (2) als Redegegenstand unter Bezug auf die äußere Wirklichkeit (des untersuchten Körpers) sprachlich etabliert hat. Man kann sagen, in (1) und (2) wird die Vorstellung des Sachverhalts erzeugt, die in (4) als ganze als gemeinsamer Fokus der Assertion supplementiert wird. Die Ellipse eines in einer hypostasierten Tiefenstruktur angenommenen Subjekts (etwa >dies<) läßt sich m.E. nicht nachweisen.

- (B12) (1) A: Aber das bedeutet ja nich, daß Sie sich nich vielleicht mit dem Medikament subjektiv besser fühlen oder daß doch irgendwo was dran ist.
 (2) Ich bin ja nicht die Wissenschaft selber.
 (3) P: *Kommt jetzt wahrscheinlich dazu, daß es die Kasse gar nich mehr bezahlt.*
 ((APK-200290/RA/14))
- (B13) (1) P: .. Ich war doch zum Blutabnehmen hier.
 (2) Unten die blonde Schwester, wie heißt die denn mit dem Pony, die hat mir das doch abgenommen.
 (3) A: *Steht nichts da.*
 (4) *Muß gleich mal hören.*
 ((APK-090889/E/01))

In den Äußerungen (3) und (4) von (B13) mit Verbspitzenstellung fehlt jeweils der Nominativ, wenngleich ein Aktantenwechsel klar gegeben ist; dieser ist nur durch den Bezug auf die Sprechsituation ergänzbar. Die Prä-V2-Position beinhaltet in sich eine Bezugnahme, die auch dann funktioniert, wenn sie nicht durch ein sprachliches Element explizit gefüllt ist. Die Füllung nimmt der Hörer aus dem bereits verbalisierten Wissen, aus dem Redegegenstand (also aus p). Während A in (3) ein vor ihm liegendes Papier kommentiert (Bezugnahme auf eine Vorstellung aus dem gemeinsamen Wahrnehmungsraum), verbalisiert er in (4) die Umsetzung eines Entschlusses (Bezugnahme auf eine mentale Dimension des eigenen Wissens). (3) und (4) lassen sich als assertive Exothesen beschreiben und sind deshalb nicht als Exklamativsätze (siehe unten) einzuordnen.

(B14) Arzt zur Arzthelferin:

- (1) A: Warum ist die Akte. unten äh bei Ihnen, wenn da nur ne Blutentnahme gemacht werden soll?
 (2) .. *Versteh ich jetzt nicht.*
 ((APK-090889/E/01))

Die fehlende Prä-V2 bezieht sich auf die in (1) formulierte Vorstellung, die in der voranstehenden Pause von A (sozusagen als innere Frage) rethematisiert wird; sie wird durch H aus dem aufgebauten Kontextwissen supplementiert.

- (B15) (1) A: Wahrscheinlich . müssen Sie s ja lebenslang nehmen, ja, die Tabletten.
 (2) *Wurde Ihnen sicher gesagt.*

- (3) P: Hñ.
((APK-010889/E/01))

(B16) Interview mit einem Patienten:

- (1) I: Ja, so ne allgemeine Frage, die wir Patienten gern stellen wollten, was für Sie Beschwerden sind.

...

- (2) P: ((1s)) Beschwerden sind, wenn ich Schmerzen hab, ne?

- (3) Würd ich sagen.
((PN-090889/E/01))

In beiden Fällen handelt es sich um einen Kommentar zum vorgängig Formulierten, das als gemeinsamer Redegegenstand zugrundegelegt wird. Auch hier besteht ein enger Zusammenhang zu dem, was sich vor der Äußerung von VF (also in Prä-VF) in der mentalen Dimension im Kopf des Sprechers abgespielt hat, das als Gemeinsamkeit präsuppositiv behandelt wird und daher lediglich exothetisiert zu werden braucht.

Verbspitzenstellungen in sequentiellen Verwendungen sind Aufforderungen an den Hörer, Supplementierungen aus dem gemeinsamen Wissen (einschließlich Wahrnehmungsraum und Wissensraum des Sprechers) vorzunehmen. Offenbar kommt dabei der Ausfüllung der Position V-IN (Verbkammer) eine wichtige Rolle zu. Denn Verbspitzen-Assertionen richten den Hörer erheblich stärker entweder auf VF selbst (z.B. in (B14), (B15), (B16)) oder auf die Endposition (Satz-End), genauer, sie heben das dort positionierte Rhema auf eine zweite Stufe, die in besonderer Weise die Qualifizierung der Aussage, also eine besondere Bewertung (Deklaration) des Geschehens, trägt.

8.1.2. Verbspitzenstellung beim Erzählen (in Verkettungen)

Sowohl zur Einleitung als auch zur Verkettung sprachlicher Handlungen beim Erzählen von Geschichten und Witzen werden Deklarativsätze mit Verbspitzenstellung verwendet:

- (B17) ((Ein Verkäufer erzählt, wie er einem Kunden vom Kauf zweier Anzüge abrät:))
(23) Jetzt behält er ... den schwarzen an.
(25) So.
(26) ... Kommt der n nächsten Tag wieder und will den schwarzen umtauschen.
(27) Das is zu eng.
((Aus: Rehbein 1983))

(B18) ((Ein fiktives Beispiel:))

- (a) Peter ist in der Zwickmühle: Ohne Geld kein Essen.
Er geht in die nächste Tür.
Da steht aber ein Uniformierter.
vs.
- (b) Peter ist in der Zwickmühle: Ohne Geld kein Essen.
Geht er in die nächste Tür.
Da steht aber ein Uniformierter.

In der Assertion mit Verbspitzenstellung beim Erzählen wird der Hörer „gezwungen“, den vorhergehenden Kontext als thematisches Wissen selbst zu etablieren; sie erscheint als unmittelbare Folge der vorhergehenden Assertion und lenkt den Hörer auf das, was im Anschluß an das Rhema kommt: Der Erzählsatz mit Verbspitzenstellung führt also nicht nur fort, sondern baut eine Erwartung auf, ist direkt nach Satz-End verschoben. Auf diese Weise macht der Hörer zwei Prozeduren des Abhängigmachens der Assertion: Retrograd von der unmittelbar vorausgehenden Assertion, progredierend die folgende erwartend. So wird eine dichte Assertionsverkettung vom Hörer selbst vollzogen. Damit werden S und H in eine gemeinsame Origo versetzt – ein Charakteristikum der Diskursart Erzählen (siehe Rehbein 1989).

Es wäre falsch, für die assertive Verbspitzenstellung eine Ellipse anzunehmen, die durch ein sprachliches Element (mit entsprechenden Kasus-Eigenschaften) ersetzt werden könnte. Durch eine solche Annahme gerät die prozedurale Leistung dieser Wortstellungsposition aus dem Blick, daß nämlich die Funktion der Wissenspräsentation in Prä-V2 nicht sprachlich geschieht, sondern der Hörer den Redegegenstand aus dem gemeinsamen Präsuppositionsbestand supplementiert. Dabei ist das mit p versprachlichte Wissen (der Redegegenstand) Bezugsobjekt; Bezugnahme ist eine operativ-fortführende Prozedur, die aus dem Redegegenstand das Thema supplementiert. Durch Supplementierung wird also der Redegegenstand (p) aus dem gemeinsamen Wissen Ausgangspunkt der Deklaration, und die Verbzweitstellung wird insofern eingehalten, als der Kontext tatsächlich thematisch fortgeführt wird.

Ich gebe über die assertive Verbspitzenstellung einen Überblick durch die Eintragungen der Beispiele in das topologische Schema (Figur 1b).

	0	1	2	2+1			Verbkla mm		
	SAR	Prä-V2 Kon-text-wissen	V2 wird einge-nom-men durch VF	Mittelfeld (MF)			V-IN Satz-End (2. Teil der Verbkla mm-er); wird gegebenen-falls einge-nom-men durch infinite Verpteile	SER	Nachfeld
				Post-V2		Prä-Satz-End			
(B11)			Hängt		mit Ver-span-nungen	links und rechts davon	zusammen	*	
(B12)			Kommt			jetzt wahr-scheinlich	dazu	*	daß es die Kasse gar nicht zahlt.
(B14)			Steht	nichts			da	*	
(B15)			Muß			gleich mal	hören.	*	
(B16)			Versteh	ich		jetzt	nicht	*	
(B17)			Wurde	Ihnen		sicher	gesagt	*	
(B18)			Würd	ich			sagen	*	
(B19)			Kommt	der		n nächsten Tag	wieder		
(B19)	und		will	den schwar-zen			umtauschen	*	
(B20)			Geht	er		in die nächste Tür		*	

Figur 1b: *Topologisches Schema des deutschen Deklarativsatzes in assertiven Äußerungen mit Verbspitzenstellung und Supplementierungs-prozeduren des Hörers in der Position Prä-V2*

8.2. Verbspitzenstellung mit Nicht-Deklarativmodus

In den folgenden Fällen trägt der durch die Verbspitzenstellung gegenüber dem Deklarativmodus veränderte Satzmodus zu einer veränderten Illokution der Äußerung bei. Dies liegt daran, daß vom Sprecher kein *versprachlichtes* Wissen als Thema seiner Äußerung gesetzt wird, sondern die Bezugsgröße nichtsprachlich ist. Eine Fokussupplementierung durch H findet nicht statt, weil im folgenden ein Fokuswechsel impliziert ist.

8.2.1. Fragesatz (Satz-Frage)

- (B21) (1) S: Hat ihn das gewundert?
 (2) H: Ihn hat das gewundert.
 (2') H: Ihn hat das nicht gewundert.
 (2'') H: Vielleicht.
 usw.

Durch die Spitzenstellung von VF wird von H die Ergänzung der fehlenden Bewertung des präsentierten „Diskurswissens“ angefordert: H muß sich auf sein eigenes Wissen richten, denn das von S in p verbalisierte „Wissen“ wird erst zu einem für Sprecher und Hörer relevanten Wissen, wenn es (positiv, negativ oder „irgendwie“) durch H bewertet wird. Die hörerseitige Bewertung ist nichtsprachlich.

8.2.2. Imperativ-/Wunsch-Modus

- (B22) Macht die Tür auf! (Befehl)
 (B23) Mag er doch ruhig ein Geschenk für sie kaufen! (Modus:
 Wunsch)
 (B24) Käme doch das Glück auf leisen Sohlen auch mal zu mir!
 (Wunsch)

Hier geht eine für den Sprecher defiziente Wahrnehmungssituation voraus, die nur durch den Vollzug der in VF geforderten Handlung durch den (oder die) Hörer geändert werden kann – ebenfalls Fokusänderung durch Höreradressierung und Bezug auf nichtsprachliche Objekte. In Wunschsätzen (optativischer Konjunktiv) wendet sich der Sprecher an einen abwesenden und/oder fiktiven Adressaten, der den Wunsch nichtsprachlich realisieren soll. Bisweilen wird der Imperativ durch V2-Position ausgedrückt, wenn in der Personaldeixis die Höreradressierung und durch die Verbsemantik eine Handlung (des Hörers) verbalisiert wird, z.B. 'Du bleibst nachher noch hier!', 'Du gehst jetzt!' (Vgl. Näf 1984, S. 27).

8.2.3. Konditionalsatz

Der Tatbestand, daß ein konditionaler Nebensatz mit Verbspitzenstellung eingeleitet werden kann, könnte damit erklärt werden, daß der Sprecher nicht selbst über ein sicheres Wissen verfügt, sondern eine Bedingung angibt, unter der der Hörer in seinem eigenen Wissen suchen soll, unter der das Gesagte gilt. Durch die Spitzenstellung von VF wird also vom Hörer eine Wissensprozedur verlangt, die der Sprecher selbst nicht durchführen kann.

8.2.4. Ausruf (Exklamativ-Modus)

(B25) War n ganz sympathischer Mann!

(B26) Ist die aber beleidigt!

Im Fall des Ausrufs wird der Hörer auf einen außersprachlichen, positiv oder negativ einzuschätzenden Sachverhalt gelenkt. Auch hier wird die Bezugsgröße also nicht versprachlicht. Diese Funktion wird ohne propositionalen Gehalt von Interjektionen erfüllt (siehe Ehlich 1986a).

(B27) (1) A: Warum haben Sie denn das Rauchen aufgegeben?

(2) Hat das n besonderen Grund gehabt?

(3) P: Ich hab ne starke Bronchitis gehabt.

(4) A: Hm.

(5) P: Und äh das hat ein wenig weh getan.

(6) Hab ich dadurch drei Tage nicht geraucht.

(7) Und da hab ich hinterher gedacht, ich/es ging ganz gut, versuch s einfach mal weiter, ne?

(8) A: Jä'm, das war sehr gut.

(9) ((4,5s)) So, und fangen Se s nur nicht wieder an!

(10) P: ((1,5s)) *Hab ich eigentlich auch nicht vor!*

((APK-010889))

Insgesamt zeigt sich, daß die Verbspitzenstellung des Deklarativsatzes in Sequenzen und Verkettungen sowie anderer Satzmodi eine Hörerbezogene Prozedur beinhaltet, während die Verbzweitstellung den Sprecherbezug der Proposition herstellt.

9. Topikalisierung

Auf der Basis des Gesagten läßt sich m. E. das Phänomen der Topikalisierung erklären. Nehmen wir ein Beispiel:

(B5') Zu Hause besuchen wollte sie ihn nicht.

Hier wird ein Ausdruck (*zu Hause besuchen*) aus der hierarchischen Bindung in der Verbalphrase (Satz-End) herausgerissen (Abraham 1985) und in eine Prä-V2-Position, d.h. in eine klassische Thema-Position, gebracht wird. Damit wird es aus einer Rhema-Stellung bewegt und wird so zu einem betonten Thema: Topikalisierung. Die Topikalisierung ist syntaktisch basiert. Es kann auch Verschiebungen aus anderen Positionen der Satzhierarchie geben.

10. Rhematisierung des Subjekts, Kontrollkonstruktion und Expanderung der Infinitivgruppe

(B28) ((Das Beispiel stammt aus einer kulturkritischen Zeitungsglosse:))

Eide, Ehrenworte, Wahlversprechen – nur Kenner wissen das zu schätzen

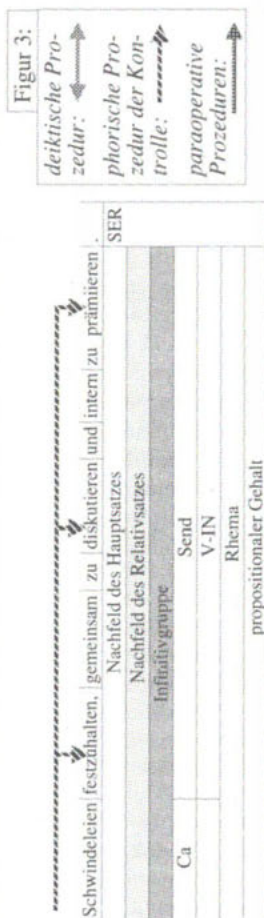
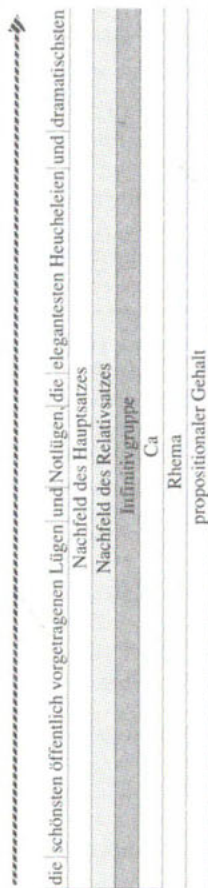
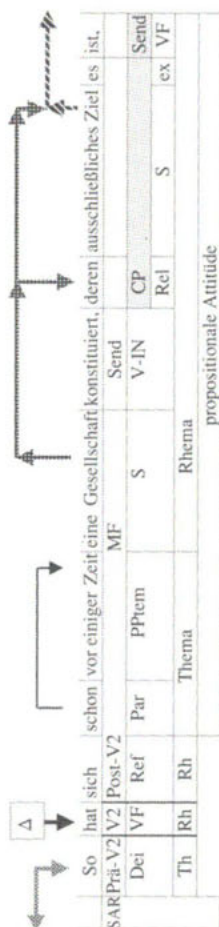
Schöner lügen ...

„Mord als eine Schöne Kunst betrachtet“, ist diese kleine Informationschrift de Quinceys überschrieben, die uns einige der hinreißendsten Tötungsdelikte seiner Zeit auf das Sachkompetenteste erläutert und nachschmecken läßt und Mitbürgern hiezulande Anlaß gab, unseren eigenen, in vielerlei Hinsicht provinziellbundesrepublikanischen Kunst- und Kulturgenuß ein wenig zu mondänisieren. *So hat sich schon vor einiger Zeit eine Gesellschaft konstituiert, deren ausschließliches Ziel es ist, die schönsten öffentlich vorgetragenen Lügen und Notlügen, die elegantesten Heucheleien und dramatischsten Schwindeleien festzuhalten, gemeinsam zu diskutieren und intern zu prämiieren.* (Aus: DIE ZEIT-Nr. 11-8.3.1991, S. 61; Artikel von Benedikt Erenz). (Vgl. für die folgende Diskussion die schematische Übersicht in Figur 3)

Hinsichtlich der Satzglieder umfaßt der Verb-Komplex im Hauptsatz-Satz das Reflexivum, das Subjekt *eine Gesellschaft* steht mit dem Partizip Perfekt (Verb-IN) in Kontakt, so daß es durch diese Position in eine Rhema-Stellung gerückt wird. Seine Rolle als Rhema wird durch den unbestimmten Artikel *eine* unterstützt. Demgegenüber ist die temporale Präpositionalangabe *vor einiger Zeit* mit der relationierenden Prozedur *vor*, die im Skopus von *schon* (Partikel) liegt, der Thema-Komponente des Satzes zuzuschlagen, da sie innerhalb des Satzes ein bekanntes Wissen verbalisiert. Hauptkomponente des Themas ist allerdings die in Prä-VF stehende deiktische Prozedur *so*, durch die Aspekte am im vorhergehenden Text Gewußten als für den Hörer zu vergleichende zusammenfassend refokussiert werden (zu *so* vgl. Ehlich 1987). *So ... schon vor einiger Zeit* bildet damit das Thema, über das das neue Wissen in einer komplexen Konstruktion prozessiert wird: Dem rhematischen Subjekt *eine Gesellschaft* wird in abhängigen Teilsätzen weiteres neues Wissen attribuiert.

Durch seine Positionierung in Verb-Kontakt übernimmt das Subjekt *eine Gesellschaft* die Rolle eines Korrelats, also einer satzinternen „Ankündigung“, des Relativsatz-Attributs: Das Relativum im Genetiv spielt die Rolle des Komplementierers, dem die Satz-Endstellung entspricht und

bezieht sich attributiv auf das Subjekt *Gesellschaft* im Hauptsatz und bestimmt als Genetiv-Attribut die Subjekts-NP *ausschließliches Ziel* des Relativsatzes.



Figur 3:

deiktische Prozedur: \longleftrightarrow
 phorische Prozedur der Kontrolle: \dashrightarrow
 paraoperative Prozeduren: \dashrightarrow

Die Elaborierung des Rhemas wird im Mittelfeld des Relativsatzes durch ein expletives *es* angekündigt. – Die anschließenden Infinitivgruppen sind über eine Kontroll-Konstruktion mit *ausschließliches Ziel* als kontrollierendem Subjekt verbunden ('jds. Ziel sein' ist ein Funktionsverbgefüge mit Kontrollverbqualitäten; siehe die Diskussion der Kontrollverben in Eisenberg 1989, S. 376ff; siehe auch Chomsky 1981). Die „innere Verfassung“ des Ausdrucks *ausschließliches Ziel*, d.h. die durch diesen Symbolfeldausdruck benannte mentale Dimension – über das Relativum *deren* der *Gesellschaft* attribuiert –, wird durch die kontrollierten Infinitivgruppen in Serie ausgefaltet. (Der Argumentation von Eisenberg folgend, spreche ich bewußt nicht von 'Infinitivsatz'.) Die Kontrolle wird durch eine in der Tiefe wirkende phorische Prozedur, durch die das Subjekt kontinuiert wird, ermöglicht. Genau genommen kontrolliert jedoch *eine Gesellschaft* über die Rolle des Relativums als Genetivus subjectivus (!) des Relativsatzsubjekts *ausschließliches Ziel* die abhängigen Infinitivgruppen.

Die Infinitiv-Gruppen bestehen aus symbolischen Ausdrücken (Nomina, Adjektiven, Adverbien) mit nennenden Prozeduren, die einander widersprechende Qualifizierungen (Bewertungen) enthalten. Im einzelnen ist sowohl das Akkusativ-Komplement (Ca) als auch die Infinitiv-Komponente mehrfach (parallel) expandiert und auch serialisiert. Mittels der einander widersprechenden Symbolfeldausdrücke wird (durch Qualifizierungen des propositionalen Gehalts) im Rhema Ironie erzeugt, auf der illokutiven Ebene Spott.

Der propositionale Gehalt der Äußerung läßt sich grob dahingehend zusammenfassen, >daß die vor einiger Zeit konstituierte Gesellschaft ausschließlich die schönsten öffentlich vorgetragenen Lügen und Notlügen etc. festhalten, gemeinsam diskutieren und intern prämiieren will<.

An Beispiel (B28) werden Charakteristika von Schriftlichkeit im allgemeinen und der Textart 'politische Glosse' im besonderen deutlich. Einerseits wird der Gegenstand der Prädikation *die Gesellschaft* selbst als neues Wissen gekennzeichnet, d.h. rhematisiert. Andererseits wird lediglich durch *so* ein gemeinsames Wissen refokussiert und als refokussiertes präsent gemacht.

Prozeduren, die die Prozessierung des propositionalen Gehalts innerhalb einer Konstruktion (:Kontrollkonstruktion) regeln, sind phorisch, nicht deiktisch. Die Elemente der kontrollierten Infinitiv-Gruppe werden nicht etwa auf Hauptsatzebene verkettet (wie in der mündlichen Rede; siehe nächstes und übernächstes Beispiel (B29), (B30)), sondern unter ein und derselben Konstituentenkategorie expandiert. Dadurch nehmen die Sym-

bolfeldausdrücke gegensätzliche Bewertungen auf und tragen zur Prozessierung der Illokution bei. Die in dieser Expandierung der Infinitiv-Gruppe ermöglichte Generierung der Illokution im Kontrollverbereich scheint ein Charakteristikum der Textart der politischen Glosse mit kaleidoskopischer, panoramahafter Sachverhaltsdarstellung zu sein.

11. Matrix-Konstruktion („propositionale Attitüde“)

Der propositionale Gehalt des Deklarativsatzes (Assertion) wird zwar durch Thema und Rhema „konstituiert“, geht jedoch in diesen nicht auf, sondern ist als Ergebnis der Verbalisierung von Wissen anzusehen. Diese Überlegung ist am Fall einer mündlichen Sprachproduktion zu entwickeln. (Vgl. im folgenden die schematische Darstellung in Figur 4).

(B29) Aus der biographischen Schilderung einer Studentin:

- (1) St: Damit hatt' ich immer noch keine Methode, wie ich denn meine Ergebnisse äh begründen.
- (2) H: Hm.
- (3) St: *Und dann kriegte ich noch zu hören, von diesem Prüfer, der war eigentlich sehr gut, indem er sagte, achtzig Prozent der Literaturwissenschaft sei Projektion.*
(Aus: Rehbein 1989, S. 200)

Hinsichtlich Äußerung (3) liegt ein Einbettungsverhältnis (:Matrixkonstruktion) vor, ausgehend von Teilsatz 1 über eine Parenthese zu Teilsatz 2. – Ich analysiere zunächst Teilsatz 2, der den propositionalen Gehalt trägt:

achtzig Prozent der Literaturwissenschaft sei Projektion.

Hier wird (mit finitem Verb in V2-Position) eine Rede wiedergegeben. Von seiner syntaktischen Rolle her ist dieser Teilsatz ein Ergänzungssatz, durch den ein Akkusativ-Komplement eines Verbum sentiendi (*kriegte ... zu hören*) und eines Verbum dicendi (*sagte*) ausgefüllt wird: In beiden gibt es für das Akkusativ-Komplement eine Leerstelle. Die Redewiedergabe enthält mit dem angestrebten propositionalen Gehalt das Ziel der gesamten Äußerung. Dieses Ziel wird über Stufen prozessiert, die die syntaktischen Strukturen beim Reden im Zuge der mündlichen sprachlichen Handlung zeigen. Der propositionale Gehalt wird als ganzer angezielt und während der Äußerung geplant; mit ihm wird ein Skandalon ausgesagt (es wird von einem Prüfer berichtet, der der Studentin gegenüber den eigenen Prüfungsstoff negativ qualifiziert).

Im ersten Teilsatz: *Und dann kriegte ich noch zu hören, von diesem Prüfer ist ich* als Subjekt Rezipient der Handlung, das Agens steht epiphrastisch im Präpositionalobjekt und kontrolliert den Infinitiv mit *zu hören* (Eisenberg, S. 378f). *kriegte ... zu hören von x* ist eine Passiv-ähnliche Konstruktion mit einem faktiven Verb, das das im propositionalen Gehalt verbalisierte Geschehen voraussetzt. In diesem Äußerungsteil wird mit der Infinitivgruppe ein Rhema eröffnet, jedoch durch die Leerstelle des Akkusativ-Komplements (Ca) nicht zuende geführt. Die im Nachfeld stehende Präpositionalangabe über die Autorschaft der Handlung (*von diesem Prüfer*) ist keine Rechtsherausstellung, da der Matrixsatz kein Vertreterelement enthält. Vielmehr wird durch eine nachholende Reparatur ein thematisches Element präzisiert. Der Charakter eines thematischen Nachtrags wird insbesondere durch die deiktische Prozedur in attributiver Rolle (*diesem Prüfer*) deutlich, durch die im Diskurs etabliertes gemeinsames Wissen als altes refokussiert wird. Die koordinierende Konjunktion am Satzanfangsrahmen (*und*) setzt den vorausgehenden Satz fort, mit der Temporaldeixis *dann* wird die Äußerung in Prä-V2-Stellung im Diskurs verankert. Der Standort der Sprechsituation ist somit im „Damals“ und erneuert den der vorhergehenden Äußerung.

Die Parenthese (Ausdruck aktueller Planung) *der war eigentlich sehr gut* wird durch die deiktische Prozedur *der* eingeleitet, die *Prüfer* refokussiert. Die Parenthese ist nach Thema-Rhema aufgebaut: Rhema ist *sehr gut*, das durch die vorangestellte Partikel *eigentlich* modifiziert wird.³⁹ Der propositionale Gehalt drückt eine Einschätzung aus, die Illokution wird durch *eigentlich* hereingebracht. Die Parenthese richtet sich direkt an einen aktuellen Hörer, genauer, an den Sprecher selbst als den aktuellen Hörer und enthält deshalb einen Perspektiven-Wechsel in einen inneren Monolog in der Vorstellung.

In der Matrix *indem er sagte* (ein nicht-faktives Verb, durch das der propositionale Gehalt erst gesetzt wird) wird durch die instrumentale Konjunktion (Komplementierer Cp) *indem* ein nicht-notwendiger Anschluß hergestellt: *Indem* ist, wie oben erwähnt, als Konjunktion ebenfalls aus einer deiktischen Prozedur abgeleitet, jedoch paraoperativ insofern, als ein Verhältnis zum vorhergehenden Satz explizit hergestellt und damit ein syntaktisches Verhältnis als Operation einer Integration in das im ersten Teilsatz syntaktisch unmittelbar vorausgehende sprachliche Wissen dargestellt wird. – Im Nachfeld 3 steht der subordinierte Satz, der den propositionalen Gehalt trägt.

Insgesamt sind die Stufen der sukzessiven Prozessierung folgendermaßen zu sehen: Ein thematisches Element wird unangekündigt nachgetragen, daran schließt durch Deixis eine bewertende Parenthese, die an den Sprecher selbst gerichtet ist, an, an diese wiederum eine Matrixkonstruktion in doppelter Abhängigkeit; erst am Ende wird der propositionale Gehalt der Gesamtkonstruktion verbalisiert. Durch die zunehmende Einbettung ergibt sich eine Kaskadenkonstruktion, in der im Vorwärtsverbalisieren eine wachsende Rückbezüglichkeit entsteht. – Vom Beginn bis *indem er sagte* erstreckt sich eine Matrix-Konstruktion, in der während der Verbalisierung durch Prozesse der Antizipation, des Nachtrags usw. die Wissensintegration des propositionalen Gehalts „vorbereitet“ wird; diesen Vorgang habe ich global als „propositionale Attitüde“ etikettiert.

Die Sprecherin prozessiert die eigene Wahrnehmung und Einschätzung des zu verbalisierenden propositionalen Gehalts. Die Matrix-Konstruktion enthält die propositionale Attitüde und drückt illokutiv Empörung/Kritik aus. Genauer wird die Illokution der Äußerung durch folgende Prozeduren gesteuert: 1. durch die Partikel *noch* sowie 2. die Epiphrase *von diesem Prüfer* und die in der Epiphrase enthaltene Deixis (*diesem*).

³⁹ Diese Partikel ist bekanntlich vorfeldfähig, d.h. sie kann selbst Träger eines propositionalen Teilelements sein; siehe Hentschel 1984.

12. *sondern*

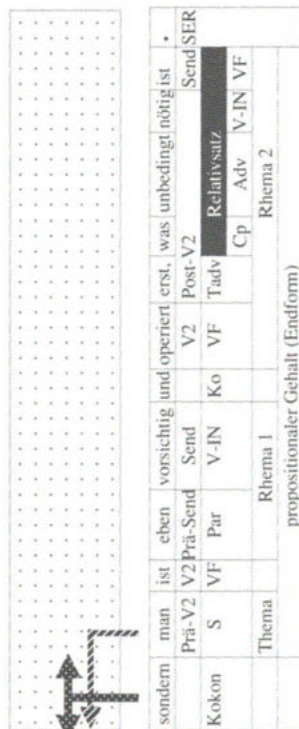
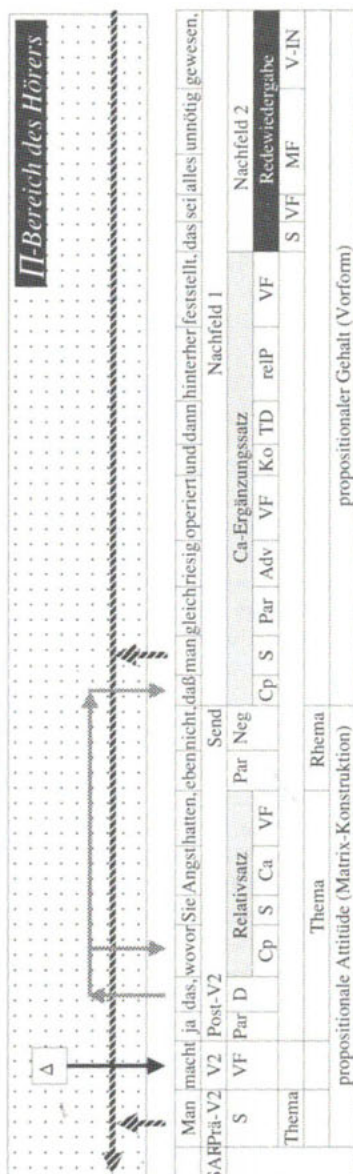
Die Gesamtäußerung ist systematisch als Vorgang zwischen Sprecher und Hörer zu analysieren. Das Aussageziel wird über eine Reihe wichtiger Stationen, Entscheidungsknoten für sprachlich-mentale Prozeduren, hinweg von der Sprecherin angesteuert. (Vgl. im folgenden die Satztablelle in Figur 5).

- (B30) Eine Patientin äußert dem Arzt gegenüber Zweifel, ob eine bei ihr stattgefundene Nachoperation überhaupt notwendig gewesen ist:
- (1) A: Und wann war diese Nachoperation?
 - (2) P: Am neunzehnten Januar.
 - (3) A: Am neunzehnten Januar.
 - (4) Danke schön!
 - (5) P: Und nun weiß ich nicht, was jetzt richtiger war.
 - (6) Aber vielleicht ist/
 - (7) A: Hm.
 - (8) P: Man is ja doch/
 - (9) A: Man ist dann schon vorsichtig.
 - (10) P: Vorsichtig!
 - (11) A: *Man macht ja das, wovor Sie Angst hatten, eben nicht, daß man gleich riesig operiert und dann hinterher feststellt, das sei alles unnötig gewesen, sondern man ist eben vorsichtig und operiert erst, was unbedingt nötig ist.*
 - (12) Und wenn man dann weiß, was das Problem ist, dann geht man wieder dem nach.
(APK-050988, S. 87ff)

Um herauszufinden, in welchen Elementen der propositionale Gehalt der Äußerung (11) steckt, bilden wir eine Paraphrase des wichtigsten Inhalts: >man operiert nicht sofort und stellt erst hinterher fest, daß die Operation unnötig gewesen ist, sondern man operiert erst, wenn es/was unbedingt nötig ist<. Dieser sprachlich elaborierte Gehalt läßt sich auf einen propositionalen Kern weiter reduzieren: >man operiert nur, was nötig ist<. Ein solcher propositionaler Kern „entspricht“ dem zugrundeliegenden Wissen des Sprechers, das dieser im Zuge des komplexen Satzes prozessiert, d.h. bearbeitet. A gibt eine Antwort, indem er den propositionalen Gehalt antizipierend an das Hörerwissen adaptiert. Dieser Prozeß wird durch die Syntax unterstützt. Im einzelnen liegt eine komplexe Konstruktion mit vier Teilsätzen unterschiedlichen Abhängigkeitsgrades (: Einbettungsgrades) vor, deren zwei letzte den propositionalen Gehalt als Zielgröße „tragen“.

In dem ersten Teilsatz *Man macht ja das, wovor Sie Angst hatten, eben nicht* liegt die Emphase auf der Negation des finiten Verbs, das eine transitive Konstruktion trägt. Das finite Verb (*macht*) hat ein Akkusativ-Komplement, das einerseits einen Relativ-Satz (*das, wovor Sie Angst hatten*), andererseits einen Ergänzungssatz (*daß man gleich riesig operiert und dann hinterher feststellt, das sei alles unnötig gewesen*) katadeiktisch ankündigt. Das katadeiktische Element *das* präfokussiert den Relativsatz, so daß eine explizite Prozedur angegeben wird, durch die ein Teilsatz als zwar im Nachfeld des Matrix-Satz-Verbs stehend eingestuft, jedoch durch ein deiktisches Element im Matrix-Satz vertreten wird. Eine derartige Katadeixis, über die der nachfolgende Ergänzungssatz vom Matrix-Satz (*daß man gleich ... operiert und ... feststellt*) dominiert wird, ist für die mündliche Satz-Prozessierung charakteristisch, denn die transitive Konstruktion rephrasiert⁴⁰ die Worte des Hörers (der Patientin) (*wovor Sie Angst hatten*) und negiert sie. Auf diese Weise wird auf dem Hörerwissen gearbeitet.

⁴⁰ Das Rephrasieren wird im einzelnen von Bührig 1991 untersucht.



Figur 5: Zeichenerklärung

- Prozeder der Deklaration
 anaphorische Prozedur
 paraoperative Prozeduren
 (Konjunktion, Relativum)

 deiktische Prozedur
 Kontrastive Umorientie-
 rung (Kokon)

Genauer ist zu sagen, die transitive Konstruktion wird negiert, denn Verb und Ergänzung (*das*) bilden eine Einheit und fallen daher als ganze in den Skopus der Negation.⁴¹ In dem anschließenden *daß*-Gefüge wird der propositionale Gehalt in positiver Form präsentiert, jedoch eben insgesamt von einem negierten Matrix-Satz dominiert. Deshalb fällt der gesamte koordinierte Teilsatz (einschließlich der eingebetteten indirekten Phrase) in den Skopus der Negation des Matrix-Satzes.

Die Prozedur, die in *sondern* steckt, triggert die gesamte Konstruktion. Bis *sondern* wird das Hörerwissen rephrasiert, mittels *sondern* dann eine Prozedur der kontrastierenden Umorientierung (KoKon) auf den vom Sprecher selbst geplanten propositionalen Gehalt vorgenommen (Hauptsatz-Wortstellung mit Subjektsrepetition). Im prädikativen Adverb *vorsichtig* wird ein gegensätzliches propositionales Element gebracht (als Rhema). Erst nach der Koordination erscheint in Form einer rhematischen Struktur der entscheidende propositionale Ziel-Gehalt: *man operiert erst, was unbedingt nötig ist*. Eine Ankündigung des Relativsatzes (*was unbedingt nötig ist*) erfolgt nicht (z.B. durch *das* oder *dann*). Dies bedeutet, daß das Rhema als Einheit geplant ist. Bei *nicht, daß ... unnötig gewesen* handelt es sich um eine Vorform des propositionalen Gehalts, die im Verlauf der Verbalisierung auf den zweiten Teil der Äußerung nach *sondern* kopiert wird. – Illokutiv dürfte eine Beschwichtigung bzw. Beruhigung durch das Ausräumen von Ängsten und durch die vom Sprecher positiv bewerteten Prädikate vorliegen.

13. Vorfeldelaborierung als Kennzeichen von Schriftlichkeit

(B31) Zu entdecken: Der Erzähler Hermann Ungar: Jammer, Unglück und Verzweiflung. Ein Konkurrenzunternehmen: Zwei Werkausgaben Ungars warten auf den Leser/ Von Karl-Markus Gauß:

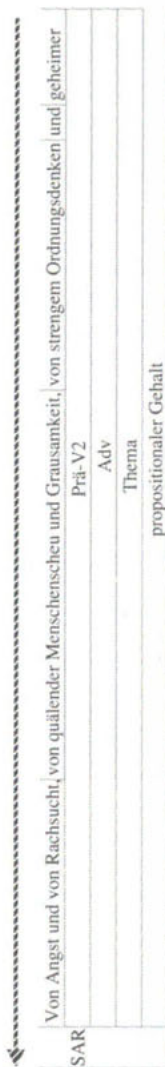
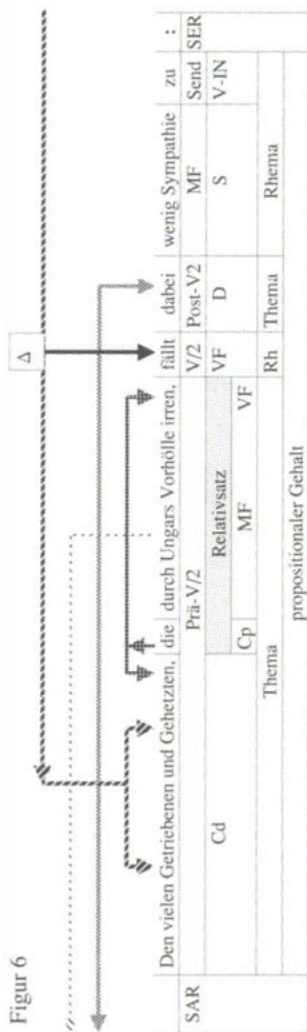
Die Welt, wie Ungar sie in seinen besten Werken entwarf, ist kaum einmal von einem Schimmer Hoffnung erhellt, und fast nie wird in ihr der Kreislauf von Demütigung, seelischer Kälte und Rache durchbrochen. Alle schneidende Energie des Autors scheint für die Auslotung menschlicher Abgründe aufgebraucht, für die Untersuchung unauflöslicher seelischer Verknötungen. *Den vielen Getriebenen und Gehetzten, die durch Ungars Vorkölle irren, fällt dabei wenig Sympathie zu: Von Angst und von Rachsucht, von quälender Menschenscheu und Grausamkeit, von strengem Ordnungsdenken und geheimer Sehnsucht nach anarchistischer Überschreitung*

⁴¹ Für die Negation von VF gilt – sofern kein infinitives Verbteil folgt – die Position am Satzende, sonst treten negierte Satzteile unmittelbar hinter *nicht* (so auch V-IN); siehe Aksoy/Grieffhaber/Kolcu-Zengin/Rehbein 1992.

beherrscht, sind sie schon in den fahlen Vorschein des Faschismus getaucht. ((Aus einer Literaturbesprechung in DIE ZEIT-Nr. 11 - 8.3.1991, S. 73. Für die Diskussion siehe Figur 6))

An diesem Textbeispiel wird deutlich, daß mehrere Präpositionalangaben (relationierende Prozeduren) in Serie im Vorfeld von *sind* stehen und zusammen mit der anaphorischen Prozedur *sie* (Subjekt) das Thema bilden. Die Präpositionalangaben im Vorfeld haben insgesamt den Status eines Adverbials (genauer: eines freien Adjunkts einer Partizipialkonstruktion) und werden deshalb durch Komma abgetrennt. Auch in diesem schriftlichen Beispiel wird die Vorfeldbesetzung mit Symbolfeldausdrücken elaboriert. Daran zeigt sich, wieviel stärker Symbolfeldausdrücke für Textzwecke eingesetzt werden, wieviel weniger im Thema eines Textes zuvor versprochenes Wissen durch Fokussierung bzw. Refokussierung präsent gemacht, sondern wieviel neues Wissen als Ausgangspunkt für die Prädikation zugrundegelegt wird.

Figur 6



In (B31) wird der folgende Satz durch Doppelpunkt (eine die Indizierung einer Matrix-Konstruktion ersetzende Interpunktion) angekündigt. Auch nach dem Doppelpunkt wird das Thema nicht aus dem im vorhergehenden Text entwickelten Wissen aufgegriffen, sondern durch Symbolfeldausdrücke gesetzt. Daß dieses Wissen etwas mit dem alten zu tun hat, wird durch *Ungars* und durch das zusammengesetzte Verweiswort *dabei* im Thema deutlich. Der erste Satz wird durch den folgenden erläutert (illokutiv). Der zweite ist von dem ersten Satz über eine explizite Illokutionseliminierung verknüpft, nicht über eine Konjunktion. Allerdings wird der Doppelpunkt intonatorisch/perzeptiv umgesetzt und gibt auf diese Weise die Serialisierungsbeziehung an.

14. Anadeiktische Diskursverankerung im Vorfeld als Kennzeichen von Mündlichkeit

(B32) Biographische Schilderung einer Studentin:

- (1) St: Und das ham wir dann auch so hingekriegt, mit der Gabi, daß wir diskutieren, aber daß es meine Arbeit bleibt,
- (2) H: Jà.
- (3) St: daß ich schreibe un daß es meine Ergebnisse sind.
- (4) Sie sagt zwar was, né, aber . ich ich verantworte das, né.
- (5) Denn ich muß es eh schreiben,
- (6) und ich kann nur schreiben, was ich verstanden habe, né.
- (7) *Jà, und da hab ich so seit/ nach Weihnachten fing das eigentlich erst an, Januar, da hab ich n paar andere Erfahrungen gemacht mit mir, né, daß ich plötzlich n anderes Textverständnis hab, daß ich begreife, ähm was da ästhetisch gemacht wird.*

H: Jà.

((Aus: Rehbein 1989))

In Äußerung (7) ist (das zweite) *da* von Interesse, weil es im scheinbar besetzten Vorfeld steht. *da* ist eine anadeiktische Prozedur und refokussiert den Vorstellungsraum, der im ersten Teil des Satzes errichtet wurde, nämlich den spezifischen Zeitraum, der in mehreren Verbalisierungsversuchen durch *so seit/ nach Weihnachten fing das eigentlich erst an, Januar* von der Sprecherin angestrebt wird. Mit *da* in Prä-V2-Position wird der Vorstellungszeitraum als ganzer refokussiert und zum Ausgangspunkt des gemeinsamen (Diskurs-)Wissens gemacht. Wichtig ist, daß diese Prozedur nicht operativ ist, also kein sprachliches Merkmal

des vorausgehenden Gesagten fortschreibt und keine syntaktische Strukturierung im Wissen des Hörers vornimmt, sondern die Aufmerksamkeit des Hörers auf die vorangegangene Verbalisierung als Vorstellung richtet. Die deiktische Prozedur in Prä-V2-Position erscheint damit als geeignet, Diskurswissen zu refokussieren und als Thema der Äußerung zu etablieren. Dadurch gelingt es der Sprecherin, den folgenden Äußerungsteil von dem vorhergehenden abzugliedern, im Diskurs zu verankern und das vorhergehende Diskurswissen für die laufenden Äußerungszwecke zu aktualisieren: Kennzeichen der Mündlichkeit.⁴² Ist der vorangegangene Diskurs für S und H präsent, ist eine Refokussierung im Vorfeld unökonomisch.

Interessant ist auch, daß die Elemente außerhalb des linken Satzrahmens keine Kasuszuweisung (*Januar*) bzw. keine syntaktische Anbindung erhalten⁴³ und insofern *freies Thema* sind, als die Thema-Setzung erst durch Refokussierung innerhalb des Satzrahmens gesondert erfolgt. Dieses Phänomen ist insofern weiter zu erforschen, als hier die Koinzidenz von Kasusfreiheit und Thema-Rolle als Charakteristikum der gesprochenen Sprache einem (möglichen) Sprachwandel vorgreift.

15. Zusammenfassung

1. Im topologischen Schema des deutschen Satzbaus ist das syntaktische Wissen sprachtypologisch organisiert. Handlungstheoretisch gesprochen stellt das topologische Schema eine Struktur für die Gliederung des Hörerwissens durch die Syntax bereit.

2. Das topologische Schema des Satzbaus wird von den Satzgliedern (Konstituenten) nach teilweise noch zu klärenden und zu erforschenden Merkmalen ausgefüllt; die Ordnung der Satzglieder ist teilweise hierarchisch organisiert. Die Position eines Satzglieds (Konstituente) in der Satzhierarchie und dessen mögliche Verschiebung an einen anderen Ort der Satzhierarchie bei Beibehaltung der ursprünglichen Hierarchiestellung aber Änderung der Thema-Rhema-Struktur nennt man 'Topikalisierung'.

3. Die Ausfüllung des topologischen Schemas wird durch die Wortarten-zugehörigkeit der sprachlichen Elemente, der Wörter, organisiert; diese

⁴² Die von Hoffmann 1991 konstatierte Präferenzhierarchie *Anadeixis* > *Anapher* dürfte in der Schriftlichkeit umgekehrt sein, da der Leser wegen der simultanen Präsenz des Vortextes nicht einzelne Elemente zu refokussieren braucht.

⁴³ Bisweilen steht auch der Akkusativ (mit bestimmten Artikel).

sind als sprachlich-mentale Prozeduren zu verstehen und zu analysieren. Ein Satz enthält mehr Elemente, die verschiedenen Wortarten zugehören, die nicht in dem topologischen Schema unterkommen (insbesondere Partikeln). Es zeigt sich, daß die Prozeduren den Zusammenhalt (Bezug) der Satzglieder untereinander, von Teilelementen sowie mit dem sprachlichen Kontext bewirken. Sie strukturieren das Hörerwissen. Speziell aufgrund sprachlich-mentaler Prozeduren erweist sich die Wortstellung funktional als Gliederung des Hörerwissens.

4. Die Zuordnung der Satzglieder zu einer Position im topologischen Schema erfolgt durch ihre Zugehörigkeit zu bestimmten in den Wortarten niedergelegten Prozeduren und daraufhin eine Zweiteilung der Satzglieder nach Thema- und Rhematragend.

5. Eine weitere Dimension ist in der (mündlichen) Rede die Intonation, durch die insbesondere im Mittelfeld bestimmte Satzglieder als Rhema hervorgehoben werden können. Des weiteren wird durch die Stellung von VF der Modus des Satzes mitbestimmt. Im Extremfall der assertiven Verbspitzenstellung vollzieht der Hörer die operative Prozedur einer Fokussupplementierung.

6. Die Prozessierung des propositionalen und des illokutionären Akts einer sprachlichen Handlung bezüglich der Wortstellung geschieht im Zusammenspiel mit verschiedenen Prozeduren bei der Verbalisierung. In Texten (schriftlich) stimmt der propositionale Gehalt weitgehend mit der Thema-Rhema-Organisation überein, im Mündlichen (Diskurs) wird der propositionale Gehalt sukzessive über die Konstruktion hinweg „nach rechts“ verbalisiert (vgl. in (B29),(B30) die Kaskadenkonstruktionen). Die Anbindung des propositionalen Gehalts an die Syntax erfolgt über die Kategorien von 'Plan' und 'Schema', in der Schriftlichkeit antizipierend, in der Mündlichkeit retrozipierend. Die Expandierung hierarchisch tiefer eingebetteter Positionen durch Symbolfeldausdrücke erscheint als Kennzeichen von Schriftlichkeit, Refokussierung im Vorfeld als eines von Mündlichkeit. Handlungsschema und Handlungsplan werden im Hörer also durch die Wortstellung in Gang gesetzt: Insofern gliedert die Wortstellung das Hörerwissen.

Literaturverzeichnis

- Abraham, Werner (1985): Wortstellung und das Mittelfeld im Deutschen. In: Abraham, W. (Hrsg.): *Erklärende Syntax des Deutschen*. Tübingen: Narr, S. 27-52.
- Abraham, Werner (1986): Word Order in the Middle Field of the German Sentence. In: Abraham, W./de Meij, S. (eds.) S. 15-38.

- Abraham, Werner/de Meij, Sjaak (eds.) (1986): *Topic, Focus, and Configurationality*. Amsterdam: Benjamins.
- Aksoy, Aydan/Grißhaber, Wilhelm/Kolcu-Zengin, Serpil/Rehbein, Jochen (1992): *Lehrbuch Deutsch für Türken. Türkler için ders kitabı. Eine praktische Grammatik in zwei Sprachen. İki Dilli Uygulamalı Almanca*. Hamburg: Signum.
- Altmann, Hans (1981): „Formen der Herausstellung im Deutschen.“ *Rechtsversetzung, Linksversetzung, Freies Thema und verwandte Konstruktionen*. Tübingen: Niemeyer.
- Altmann, Hans (1987): Zur Problematik der Konstitution von Satzmodi als Formtypen. In: Meibauer, J. (Hrsg.): *Satzmodus zwischen Grammatik und Pragmatik*. Tübingen: Niemeyer, S. 22-56.
- Askedal, John Ole (1986): Über 'Stellungsfelder' und 'Satztypen' im Deutschen. In: *Deutsche Sprache* 14, S. 193-223.
- Behagel, Otto (1932): *Deutsche Syntax. Eine geschichtliche Darstellung. Band IV: Wortstellung. Periodenbau*. Heidelberg: Winter.
- Beneš, Eduard (1964): Die Verbstellung im Deutschen, von der Mitteilungsperspektive her betrachtet. In: *Muttersprache* 1964, S. - .
- Bienert, Clemens (1922): Wie ist die nhd. regel über die stellung des verbüms entstanden? In: *Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur* 59, S. 165-179.
- Boost, Karl (1956): *Neue Untersuchungen zum Wesen und zur Struktur des deutschen Satzes. Der Satz als Spannungsfeld*. Berlin: Akademie.
- Braune, Wilhelm (1894): Zur Lehre von der deutschen Wortstellung. In: *Forschungen zur deutschen Philologie*. Leipzig: Veit & Co., S. 34-51.
- Braunmüller, Kurt (1982): *Syntaxtypologische Studien zum Germanischen*. Tübingen: Narr.
- Braunmüller, Kurt (1986): Prinzipien der deutschen Wortstellung: Typologisch festgelegte Muster oder kontextabhängige Strategien? In: Weiss, W./Wiegand, H.E./Reis, M. (Hrsg.): *Textlinguistik kontra Stilistik? – Wortschatz und Wörterbuch – Grammatische oder pragmatische Organisation der Rede?* Tübingen: Niemeyer, S. 304-313.
- Bühler, Karl (1918): Kritische Musterung der neueren Theorien des Satzes. In: *Indogermanisches Jahrbuch* 6, S. 1-20.

- Bühler, Karl (1934): *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache.* Jena: Fischer (1978 Frankfurt/M.: Ullstein).
- Bühlig, Kristin (1991): *Die sprachliche Verarbeitung von Patientenäußerungen in der Arzt-Patienten-Kommunikation.* Universität Hamburg, Fachbereich Sprachwissenschaften (MA-Arbeit).
- Bußman (1983): *Lexikon der Sprachwissenschaft.* Stuttgart: Kröner.
- Chomsky, Noam (1981/4): *Lectures on Government and Binding. The Pisa Lectures.* Dordrecht: Foris.
- Chomsky, Noam (1986): *Barriers.* (Linguistic inquiry monographs 13). Cambridge, Mass.: MIT Press.
- Delbrück, Berthold (1911): *Germanische Syntax II: Zur Stellung des Verbums.* Leipzig: Teubner.
- Drach, Erich (1937) (1963): *Grundgedanken der deutschen Satzlehre.* Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Duden (1984): *Grammatik der deutschen Gegenwartssprache.* Hrsg. und bearb. v. Augst, G./Gelhaus, H./Gipper, H./Mangold, M./Sitta, H./Wellmann H. u. Winkler, C.. 4. Auflage. Mannheim: Dudenverlag.
- Dürscheid, Christa (1989): *Zur Vorfeldbesetzung in deutschen Verbzweit-Strukturen.* Trier: Wissenschaftlicher Verlag.
- Ehlich, Konrad (1979): *Verwendungen der Deixis beim sprachlichen Handeln. Linguistisch-philologische Untersuchungen zum hebräischen deiktischen System.* Frankfurt/M.: Lang.
- Ehlich, Konrad (1986): *Funktional-pragmatische Diskursanalyse – Ziele und Verfahren.* In: Hartung, W. (Hrsg.): *Untersuchungen zur Kommunikation.* Berlin: Akademie der Wissenschaften der DDR, Zentralinstitut für Sprachwissenschaft (Linguistische Studien A, Nr. 149). Jetzt in: Flader, D. (Hrsg.) (1991): *Verbale Interaktion. Studien zur Empirie und Methodologie der Pragmatik.* Stuttgart: Metzler, S. 127-143.
- Ehlich, Konrad (1986): *Interjektionen.* Tübingen: Niemeyer.
- Ehlich, Konrad (1987): *so – Überlegungen zum Verhältnis sprachlicher Formen und sprachlichen Handelns, allgemein und an einem widerspenstigen Beispiel.* In: Rosengren, Inger (Hrsg.): *Sprache und Pragmatik.* Stockholm: Almqvist & Wiksell, S. 279-298.

- Ehlich, Konrad/Rehbein, Jochen (1979): Sprachliche Handlungsmuster. In: Soeffner, Hans-Georg (Hrsg.): Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften. Stuttgart: Metzler, S. 243-274.
- Ehlich, Konrad/Rehbein, Jochen (1986): Muster und Institution. Untersuchungen zur schulischen Kommunikation. Tübingen: Narr.
- Eisenberg, Peter (1989): Grundriß der deutschen Grammatik. 2. Auflage. Stuttgart: Metzler.
- Engel, Ulrich (1970): Regeln zur Wortstellung. In: Engel, U. (Hrsg.): Forschungsberichte des Instituts für deutsche Sprache 5. Tübingen: Narr, S. 7-148.
- Engel, Ulrich (1972): Regeln zur „Satzgliedfolge“. Zur Stellung der Elemente im einfachen Verbalsatz. In: Linguistische Studien I. Schriften des Instituts für deutsche Sprache 19. Düsseldorf: Schwann, S. 17-75.
- Engel, Ulrich (1988): Deutsche Grammatik. Heidelberg: Groos.
- Eroms, Hans-Werner (1986): Funktionale Satzperspektive. Tübingen: Niemeyer.
- Etzensperger, Jürg (1979): Die Wortstellung der deutschen Gegenwartssprache als Forschungsobjekt. Berlin usw.: de Gruyter.
- Fanselow, Gisbert (1987): Konfiguralität. Untersuchungen zur Universalgrammatik am Beispiel des Deutschen. Tübingen: Narr.
- Forsgren, Kjell-Åke (1985): Die deutsche Satzgliedlehre 1780-1830. Zur Entwicklung der traditionellen Syntax im Spiegel einiger allgemeiner und deutscher Grammatiken. Göteborg: Acta universitatis Gothoburgensis.
- Gabelentz, Georg von der (1875): Weiteres zur vergleichenden Syntax. Wort- und Satzstellung. In: Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft 8, S. 129-165, S. 300-338.
- Grieffhaber, Wilhelm (1991): Die relationierende Prozedur im Deutschen. Zur Grammatik und Pragmatik lokaler Präpositionen und ihrem Gebrauch durch türkische Deutschlerner. Hamburg: Germanisches Seminar (unveröff. Habilitationsschrift).
- Haftka, Brigitta (1980): Bewußtseinspräsenz und aktuelle Gliederung von Äußerungen. In: Linguistische Studien, Reihe A, AB 68. Berlin: Akademie der Wissenschaften der DDR (ZiSW), S. 1-94.

- Haftka, Brigitta (1982): Thesen zu Prinzipien der deutschen Wortstellung. In: Deutsch als Fremdsprache 4/19, S. 193-202.
- Haider, Hubert (1986): Configurationality in Disguise: Word Order and the V-2 Property. In: Abraham, W./de Meij, S. (eds.) S. 39-64.
- Haider, Hubert (1986): V-Second in German. In: Haider, H./Prinzhorn, M. (eds.): Verb Second Phenomena in Germanic Languages. Dordrecht: Foris, S. 49-75.
- Haueis, Eduard (1985): Tongruppe, Informationseinheit und Thema-Rhema-Gliederung: Aspekte der kommunikativ-pragmatischen Struktur des Satzes. In: Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 30, S. 13-30.
- Hentschel, Elke (1986): Funktion und Geschichte deutscher Partikeln: ‚Ja‘, ‚doch‘, ‚halt‘ und ‚eben‘. Tübingen: Niemeyer.
- Hoberg, Ursula (1981): Die Wortstellung in der geschriebenen deutschen Gegenwartssprache. München: Hueber.
- Hoffmann, Ludger (1992): Thema und Rhema. In: Folia Linguistica (im Druck).
- Höhle, Tilman N. (1986): Der Begriff 'Mittelfeld'. Anmerkungen über die Theorie der topologischen Felder. In: Weiss, W./Wiegand, H. E./Reis, M. (Hrsg.): Textlinguistik contra Stilistik? – Wortschatz und Wörterbuch – Grammatische oder pragmatische Organisation der Rede? Tübingen: Niemeyer, S. 329-340.
- Jacobs, Joachim (1984): Funktionale Satzperspektive und Illokutionssemantik. In: Linguistische Berichte 91, S. 25-58.
- Knobloch, Clemens (1990): Wortarten und Satzglieder. Theoretische Überlegungen zu einem alten Problem. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur. Band 112, Heft 2, 1990, S. 173-199.
- Lehmann, Winfred P. (1972): Proto-Germanic syntax. In: van Coetsem, F./Kufner, H. L. (eds.): Toward a Grammar of Proto-Germanic. Tübingen: Niemeyer, S. 239-268.
- Lenerz, Jürgen (1977): Zur Abfolge nominaler Satzglieder im Deutschen. Tübingen: Narr.
- Lenerz, Jürgen (1987): Zur Rolle der Grammatik bei der Wortstellung im Deutschen. In: Rosengren, I. (Hrsg.): Sprache und Pragmatik. Lunder Symposium 1986. Stockholm: Almqvist & Wiksell, S. 179-196.

- Lötscher, Andreas (1984): Satzgliedstellung und funktionale Satzperspektive. In: Stickel, G. (Hrsg.): *Pragmatik in der Grammatik*. Düsseldorf: Schwann, S. 118-151.
- Mackenzie, J. Lachlan (1984): Communicative functions of subordination. In: Mackenzie, J. Lachlan/Wekker, H. (eds.): *English Language Research: The Dutch Contribution 1*. Amsterdam: Vrije Uni Press, S. 67-84.
- Mode, Donatien (1987): *Syntax des Vorfeldes. Zur Systematik und Didaktik der deutschen Wortstellung*. Tübingen: Niemeyer.
- Näf, Anton (1984): Satzarten und Äußerungsarten im Deutschen. Vorschläge zur Begriffsfassung und Terminologie. In: *ZGL 12*, S. 21-44.
- Olsen, Susan (1982): On the Syntactic Description of German: Topological Fields vs. \bar{X} Theory. In: Welte, W. (Hrsg.): *Sprachtheorie und Angewandte Linguistik*. Tübingen: Narr, S. 29-45.
- Redder, Angelika (1987): *wenn...*, *so*. Zur Korrelatfunktion von *so*. In: Rosengren, Inger (Hrsg.): *Sprache und Pragmatik*. Stockholm: Almqvist & Wiksell, S. 315-326.
- Redder, Angelika (1989): Konjunktionen, Partikeln und Modalverben als Sequenzierungsmittel im Unterrichtsdiskurs. In: Weigand, Edda/Hundsnurscher, Fritz (Hrsg.): *Dialoganalyse 2. Band II*. Tübingen: Niemeyer. S. 393-407.
- Redder, Angelika (1990): Grammatiktheorie und sprachliches Handeln: „denn“ und „da“. Tübingen: Niemeyer.
- Redder, Angelika (1992): Funktional-grammatischer Aufbau des Verb-Systems im Deutschen. In diesem Band, S. 128-154.
- Rehbein, Jochen (1977): *Komplexes Handeln. Elemente zur Handlungstheorie der Sprache*. Stuttgart: Metzler.
- Rehbein, Jochen (1979): Sprechhandlungsaugmente. Zur Organisation der Hörersteuerung. In: Weydt, H. (Hrsg.): *Die Partikeln der deutschen Sprache*. Berlin: de Gruyter, S. 58-79.
- Rehbein, Jochen (1984): Beschreiben, Berichten und Erzählen. In: Ehlich, K. (Hrsg.): *Erzählen in der Schule*. Tübingen: Narr, S. 67-124.
- Rehbein, Jochen (1989): Biographiefragmente. Nicht-erzählende rekonstruktive Diskursformen in der Hochschulkommunikation. In: Kokemohr, R./Marotzki, W. (Hrsg.): *Biographie in komplexen Institutionen*. Frankfurt/M.: Lang, S. 163-254.

- Rehbein, Jochen (1990): *Zusammengesetzte Verweiswörter*. Universität Hamburg: Germanisches Seminar (mimeo).
- Reis, Marga (1980): On justifying topological frames: 'Positional Field' and the order of nonverbal constituents in German. In: *DRLAV (Revue de linguistique)* 22/23, S. 59-85.
- Reis, Marga (1985): *Satzeinleitende Strukturen im Deutschen. Über COMP, Haupt- und Nebensätze, w-Bewegung und die Doppelkopfanalyse*. In: Abraham, W. (Hrsg.): *Erklärende Syntax des Deutschen*. Tübingen: Narr, S. 272-311.
- Reis, Marga (1987): Die Stellung der Verbargumente im Deutschen. Stilübungen zum Grammatik: Pragmatik-Verhältnis. In: Rosengren, I. (Hrsg.): *Sprache und Pragmatik. Lunder Symposium 1986*. Stockholm: Almqvist/Wiksell, S. 139-177.
- Reis, Marga (1990): Zur Grammatik und Pragmatik von Echo-w-Fragen. In: *Sprache und Pragmatik* 20, S. 1-72.
- Rieck, S. (1977): *Untersuchungen zu Bestand und Varianz der Konjunktionen im Frühneuhochdeutschen unter Berücksichtigung der Systementwicklung zur heutigen Norm*. Heidelberg: Winter.
- Ross, John Robert (1970): Gapping and the order of constituents. In: Bierwisch, M./Heidolph, K.E. (Hrsg.): *Progress in Linguistics. A Collection of Papers*. The Hague: Mouton, S. 249-259.
- Scaglione, Aldo (1981): *Komponierte Prosa von der Antike bis zur Gegenwart*. Band 2. Die Theorie der Wortstellung im Deutschen. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Scherpenisse, Wim (1986): Topic, Theme and the German Initial Field. In: Abraham, W./de Meij, S. (eds.), S. 277-293.
- Searle, John R. (1969): *Speech Acts. An Essay in the Philosophy of Language*. Cambridge: University Press.
- Stechow, Arnim von/Sternefeld, Wolfgang (1988): *Bausteine syntaktischen Wissens. Ein Lehrbuch der generativen Grammatik*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Talmy, Leonard (1978): Relations between subordination and coordination. In: Greenberg, J. (ed.): *Universals of Human Language*. Volume 4: Syntax. Stanford: University Press, S. 487-513.

- Thiersch, C. L. (1978): *Topics in German Syntax*. Cambridge, Mass.: MIT (PhDDiss.).
- Thim-Mabrey, Christiane (1988): Satzadverbialia und andere Ausdrücke im Vorvorfeld. In: *Deutsche Sprache* 16, S. 52-67.
- Van de Velde, Marc (1978): Zur mehrfachen Vorfeldbesetzung im Deutschen. In: Conte, M.-E./Ramat, A. G./Ramat, P. (Hrsg.): *Wortstellung und Bedeutung*. Tübingen: Niemeyer, S. 131-154.
- Vennemann, Theo (1974): Zur Theorie der Wortstellungsveränderung: Von SXV zu SVX über TVX. In: Dinser, G. (Hrsg.): *Zur Theorie der Sprachveränderung*. Kronberg/Ts.: Scriptor, 265-314.
- Weber, Heinrich (1990): Typologische Zusammenhänge zwischen Wortstellung und analytischer Morphologie im Deutschen. In: *ZGL* 18, S. 13-30.
- Weerman, Fred (1989): *The V2 Conspiracy. A synchronic and a diachronic analysis of verbal positions in Germanic languages*. Dordrecht: Foris.
- Wegener, Philipp (1885): *Untersuchungen über die Grundfragen des Sprachlebens*. Halle: Niemeyer.
- Weil, Henri (1844): *De l'ordre des mots dans les langues anciennes comparées aux langues modernes*. Paris: Joubert. Zitiert nach der engl. Übers. (1887) *The Order of Words in the Ancient Languages compared with That of the Modern Languages*. New edition: A. Scaglione (ed.) (1978). Amsterdam: Benjamins.
- Wunderlich, Hermann/Reis, Hans (1924): *Der deutsche Satzbau. Erster Band*. Stuttgart, Berlin: Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.
- Zaefferer, Dietmar (1984): *Frageausdrücke und Fragen im Deutschen. Zu ihrer Syntax, Semantik und Pragmatik*. München: Fink.

Das Institut für deutsche Sprache im Jahre 1991

0. Allgemeines

1. Arbeiten der Abteilungen
2. Tagungen, Kolloquien, Kommissionssitzungen und Vorträge externer Wissenschaftler
3. Kontakte zu anderen Institutionen, Lehraufträge und Vorträge außerhalb des Instituts
4. Studienaufenthalte und Besuche in- und ausländischer Wissenschaftler am IDS
5. Gremien und Mitarbeiter des Instituts für deutsche Sprache
6. Besondere Nachrichten
7. Personalstärke, Anschriften, finanzielle Angaben
8. Veröffentlichungen im Jahre 1991

0. Allgemeines

Der Jahresbericht informiert über die laufenden Arbeiten des Instituts für deutsche Sprache (IDS) im Jahre 1991.

Abschnitt 1 informiert über die Arbeit in den vier Abteilungen des IDS, Grammatik, Lexik, Sprache und Gesellschaft, Wissenschaftliche Dienste sowie im Referat für Öffentlichkeitsarbeit, Abschnitt 2 über Tagungen, Kolloquien, Vorträge und die Kommissionsarbeit, Abschnitt 3 über die Außenkontakte des IDS (Institutionelle Kontakte, Lehr- und Vortragstätigkeiten von IDS-Mitarbeitern), Abschnitt 4 über Forschungsaufenthalte in- und ausländischer Gastwissenschaftler am IDS. In den Abschnitten 5 bis 7 finden sich Verzeichnisse der Mitarbeiter und Gremienmitglieder sowie Angaben zum Haushalt 1991. Abschnitt 8 stellt schließlich die im Berichtsjahr erschienenen und in Druck gegangenen Publikationen aus dem IDS zusammen. (Eine Gesamtliste der Publikationen sowie Satzung und Richtlinien für die wissenschaftliche Arbeit des IDS finden sich in der Broschüre „Institut für deutsche Sprache – 25 Jahre“. Sie kann beim Referat für Öffentlichkeitsarbeit angefordert werden und wird an Interessenten kostenlos abgegeben.)

Auch für das IDS war das Jahr 1991 geprägt durch die Konsequenzen, die sich aus der Vereinigung Deutschlands ergeben haben. Insbesondere galt es, konstruktiv auf die infolge der Auflösung der Ost-Berliner Akademie der Wissenschaften entstandenen Probleme der „Abwicklung“ der Akademie-Institute bzw. deren Überführung in neue Strukturen ein-

zugehen. Dabei hat das IDS in erster Linie auf den Erhalt der Gesamtkapazität zur Dokumentation und Erforschung der Landessprache in einem vereinten Deutschland hinzuwirken versucht. Seine Auffassung, daß dies am besten in enger Kooperation zwischen dem IDS und den germanistisch-linguistischen Arbeitsgruppen des Zentralinstituts für Sprachwissenschaft in Berlin bei gleichzeitigem Erhalt der beiden Standorte Berlin und Mannheim möglich sei, hat das IDS nach ersten Gesprächen mit dem Bundesministerium für Forschung und Technologie (BmFT) im Herbst 1990 mehrfach bekräftigt (so z.B. bei einer Anhörung des Wissenschaftsrats und in einer anläßlich der Jahrestagung 1991 der Presse übergebenen Entschließung des Kuratoriums). An der durch den Wissenschaftsrat vorgenommenen Evaluation der Akademie-Institute ist das IDS bzw. das Kuratorium jedoch nicht unmittelbar beteiligt worden.

Der Wissenschaftsrat ist in seiner „Stellungnahme zu den außeruniversitären Forschungseinrichtungen der ehemaligen Akademie der Wissenschaften der DDR auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften“ vom 5.7.1991 zwar zu dem Ergebnis gekommen, daß die „Zahl der hochqualifizierten, unbedingt förderungswürdigen Arbeitsgruppen, Projekte und Wissenschaftler im Zentralinstitut für Sprachwissenschaft besonders hoch“ ist, hat sich jedoch „gegen die Gründung einer Berliner Forschungsstelle für deutsche Sprache als Zweig des IDS“ ausgesprochen.

Damit sah sich das IDS vor die Aufgabe gestellt, die Empfehlung, ca. 20-25 Wissenschaftler des Zentralinstituts an das IDS zu übernehmen, organisatorisch umzusetzen und in Verhandlungen mit den Ministerien die finanziellen Voraussetzungen für eine Übernahme ab dem 1. Januar 1992 zu schaffen. Das Ergebnis: Ab dem 1. Januar 1992 werden 22 zusätzliche Planstellen für Wissenschaftler sowie weitere 3 Stellen für Schreibkräfte (und weitere 3 Stellen für technische Angestellte ab 1993) ausgewiesen. Das Haushaltsvolumen des IDS wird sich dadurch ab 1992 um 3,2 Millionen erhöhen.

Die in der „Gesamtdeutschen Korpusinitiative“ bereits im Herbst 1990 begonnene Kooperation mit dem Zentralinstitut wurde im Jahr 1991 fortgesetzt. Die Erfassung von rund 4 Millionen Textwörtern konnte in Berlin und in Mannheim weitgehend abgeschlossen werden, die geplante textlinguistische und lexikographische Auswertung des Korpus kann nun gemeinsam mit den beteiligten Berliner Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern am IDS durchgeführt werden.

1. Arbeiten der Abteilungen

1.1. Abteilung Grammatik

Leitung: Gisela Zifonun

1.1.1. Grammatik des heutigen Deutsch

Mitarbeiter: Joachim Ballweg, Ulrich Engel, Helmut Frosch, Ursula Hoberg, Ludger Hoffmann, Bruno Strecker, Klaus Vorderwülbecke, Gisela Zifonun

Die Arbeit an der Grammatik des heutigen Deutsch wurde fortgesetzt. Bis Ende 1991 wurden die für die erste Version noch ausstehenden Kapitel im wesentlichen fertiggestellt. Im ersten Halbjahr 1992 kann mit der redaktionellen Arbeit begonnen werden.

Wichtige Anregungen erfuhr die grammatische Arbeit im Berichtsjahr durch die Jahrestagung des IDS zum Thema „Deutsche Syntax: Ansichten und Aussichten“.

Im einzelnen wurden folgende Grammatikkapitel erarbeitet:

Im Rahmen des Schwerpunktthemas 'Grammatik von Text und Diskurs' (Kapitel C): Textdeixis. Turn-Organisation (Sprecherwechsel).

Im Rahmen des Schwerpunktthemas 'Funktionale Analyse von kommunikativen Minimaleinheiten' (Kapitel D): Aufbauende funktionale Einheiten. (Modifikation unterschiedlicher Aspekte kommunikativer Minimaleinheiten.) Festlegungen und Verpflichtungen. Im Rahmen des Schwerpunktthemas 'Kompositionaler Aufbau kommunikativer Minimaleinheiten' (Kapitel E): Komplementsätze. Topologie des Mittelfeldes: Abfolgeregeln für Supplemente, Komplemente und Supplemente im Mittelfeld.

Zu Kapitel G (nicht-verbale Phrasen): Die erweiterte Nominalphrase: Komplemente und Supplemente zum Nomen.

Zu Kapitel H (satzförmige Teile kommunikativer Einheiten): Subordination. Koordination.

1.1.2. Grammatik-Bibliographie

Bearbeiterin: Brigitte Hilgendorf

Die bibliographische Erfassung grammatischer Literatur wurde im Berichtszeitraum kontinuierlich fortgesetzt. Die bereits verfügbare Datei neuerer grammatischer Literatur wurde sowohl von IDS-Mitarbeitern als auch von externen Wissenschaftlern zur Literatur-Recherche genutzt.

Außerdem war die Bearbeiterin noch mit Abschlußarbeiten an der Bibliographie 'Enzyklopädien und Lexika' sowie am Gesamtkatalog des Deutschen Spracharchivs befaßt.

1.1.3. Deutsch-rumänische kontrastive Grammatik

Leitung: Ulrich Engel und Mihai Isbăşescu, Bukarest

Durch den Ausfall einer Mitarbeiterin haben sich die Abschlußarbeiten weiter verzögert. Durchsicht und letzte Korrekturen werden von einer rumänischen Mitarbeiterin zusammen mit Ulrich Engel vorgenommen. Diese Arbeiten werden Anfang 1992 abgeschlossen sein. Die Erstellung des druckfertigen Manuskripts wird darüberhinaus noch einige Zeit in Anspruch nehmen.

1.1.4. Deutsch-polnische kontrastive Grammatik

Leitung: Ulrich Engel

Im Jahr 1991 wurden die 2. und 3. Projektsitzung durchgeführt. Zu allen Teilen der Grammatik liegen partielle Ausarbeitungen vor. Nach der jetzt gültigen, von den Mitarbeitern akzeptierten Planung wird Anfang 1992 das Gesamtmanuskript zu 90% vorliegen. Homogenisierung und sonstige redaktionelle Arbeiten werden aber mindestens ein weiteres Jahr beanspruchen.

1.2. Abteilung Lexik

Leitung: Gisela Harras

1.2.1. Nachfolgepublikation zum Lexikon „Brisante Wörter von Agitation bis Zeitgeist“

Die Arbeiten an der Nachfolgepublikation zum Lexikon „Brisante Wörter von Agitation bis Zeitgeist“ (Berlin: de Gruyter 1989) wurden noch 1990 abgeschlossen. Der Band ist 1991 erschienen:

Gisela Harras/Ulrike Haß/Gerhard Strauß: Wortbedeutungen und ihre Darstellung im Wörterbuch. Berlin/New York: de Gruyter 1991 (Schriften des Instituts für deutsche Sprache 3)

1.2.2. Erklärende Synonymik kommunikativer Ausdrücke des Deutschen

Mitarbeiter: Gisela Harras, N.N.

Im Berichtsjahr wurde ein erstes Konzept zu einer erklärenden Synonymik kommunikativer Ausdrücke des Deutschen erarbeitet. Darin wird Synonymie als ein Phänomen der individuellen Sprachverwendung be-

stimmt. Die Geltung je einzelner synonymenfestlegender Gebrauchsanweisungen wird mit Rekurs auf (lexikalische) Systemeigenschaften erklärt. Diese werden durch prototypische Kommunikationssituationen modelliert und dargestellt. Auf dem Hintergrund solcher Situationsmodelle wird gezeigt, wie jeweils durch Fokussierung und/oder Ausblendung bestimmter Situationselemente die Austauschbarkeit zweier (oder mehrerer) Ausdrücke für einen Sprecher/Schreiber in einem bestimmten sprachlichen Kontext möglich wird. Dies soll an Textbeispielen – vorwiegend aus dem noch zu erweiternden Handbuchkorpus – dargestellt werden.

Es ist beabsichtigt, die Überlegungen zum Synonymikkonzept demnächst in den Forschungsberichten des Instituts zu publizieren.

1.2.3. Lexikon zur deutschen Lehnwortbildung

Mitarbeiter: Gabriele Hoppe, Michael Kinne, Elisabeth Link, Isolde Nortmeyer, Günter Dietrich Schmidt

Koordination: Elisabeth Link

Die synchrone und diachrone Untersuchung von prinzipiell gebundenen entlehnten Wortbildungseinheiten (=Lehnkombineme) der deutschen Gegenwartssprache und ihrer Wortbildungsmuster und -regularitäten wurde fortgesetzt. Die Mikrostruktur der einzelnen Darstellungen wurde dabei aufgrund der nunmehr vorliegenden größeren Datenmengen und der praktischen Beschreibungserfahrungen noch einmal einer stärkeren Modifikation und Ergänzung unterzogen.

Die im Rahmen des Projekts durchgeführte Feinsortierung der Buchstaben A, B, D-H sowie P des Schulz-Baslischen Wortarchivs wurde abgeschlossen, Stichwortlisten wurden erstellt, und das gesamte Material wurde in vereinheitlichter Form zugänglich gemacht.

Es ist vorgesehen, bis Ende 1992 eine Publikation vorzubereiten, die Präfixe und Konfixe enthalten und diesen Ausschnitt der Lehnwortbildung im Deutschen exemplarisch dokumentieren soll.

1.2.4. Deutsches Fremdwörterbuch (Neubearbeitung)

Mitarbeiter: Elke Donalies, Gerhard Strauß

Koordination: Gerhard Strauß

Im Berichtsjahr wurden Wörterbuchartikel zur Alphabetstrecke Ab - Ag verfaßt. Daneben wurde die Primärdatenbasis durch den (aus Drittmitteln finanzierten) Ankauf und die Auswertung wichtiger Textquellen gezielt ergänzt und damit die Beleglage insgesamt erheblich verbessert.

1.2.5. Ost-West-Wortschatz, „Wende“-Wortschatz

Mitarbeiter: Manfred W. Hellmann

Die vorbereitenden Arbeiten zur lexikographischen Untersuchung des „wende“bedingten Sprachwandels und zur Auswertung des inzwischen weitgehend aufgenommenen „Wende“korpus wurden fortgesetzt. In Arbeit befindet sich eine Auswertung der zum Thema „wendebedingter Sprachwandel“ bisher erschienen Literatur sowie eine Probeauswertung von Zeitungstexten vom Oktober 1989.

1.2.6. Verbvalenz

Mitarbeiter: Aloys M. Hagspihl (ab 28.5.91), Jacqueline Kubczak, Helmut Schumacher; Dokumentar: Ulrich Wetz

Koordination: Helmut Schumacher

Die Neubearbeitung des „Kleinen Valenzlexikons deutscher Verben“ (KVL) wurde fortgesetzt. Die Verben des Grundwortschatzes werden in dem neuen Wörterbuch mit ihrer spezifischen Umgebung semantisch und syntaktisch beschrieben. Nach Erscheinen der Neuauflage des Zertifikats Deutsch als Fremdsprache konnte die endgültige Stichwortliste zusammengestellt werden. Im Zuge der Umstellung der Datentechnik auf UNIX-Systeme wurden die früher verfaßten Wortartikel teilweise überarbeitet und mit dem Textsystem HIT erfaßt. Weitere Wortartikel wurden verfaßt zu Verben aus den Bereichen der alltäglichen Verrichtungen wie Körperpflege, Reinigung u.ä. und des Verkehrswesens. Mit der Ausarbeitung von Artikeln zu den Verben der Fortbewegung wurde begonnen.

Die Zusammenarbeit mit Auslandsgermanisten, die auf der Grundlage der Neubearbeitung des KVL zweisprachige Valenzwörterbücher planen (deutsch-chinesisch, deutsch-koreanisch, deutsch-slowakisch) wurde durch Arbeitsbesuche intensiviert. Mit dem Datentransfer an die Partnerinstitute wurde begonnen.

1.2.7. Arbeitsstelle „Orthographieforschung“

Mitarbeiter: Wolfgang Mentrup

Im Mittelpunkt der Arbeit stand in diesem Jahr die Koordination der Arbeitsgänge zur Fertigstellung sowie (zusammen mit Gerhard Augst, Siegen) die redaktionelle Endbearbeitung des internationalen Vorschlags zur Neuregelung der deutschen Rechtschreibung, d.h. seines Regelteils. Die Koordination betraf dabei insbesondere die Arbeit der vier beteiligten Arbeitsgruppen, d.h. der Forschungsgruppe Orthographie der Universität Rostock und des Zentralinstituts für Sprachwissenschaft Berlin,

der Kommission für Rechtschreibfragen des IDS (Mannheim), der Wissenschaftlichen Arbeitsgruppe des Koordinationskomitees für Orthographie beim Bundesministerium für Unterricht und Kunst (Wien) sowie der Arbeitsgruppe Rechtschreibreform der schweizerischen Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren (Bern/Zürich).

Bis Mitte des Jahres wurde eine Vorlage fertiggestellt, die auf der 9. internationalen wissenschaftlichen Arbeitstagung „Probleme der Rechtschreibung und ihre Neuregelung“ (30. September bis 4. Oktober in Rorschach/Schweiz) nach einer Schlußlesung verabschiedet wurde.

Die Ergebnisse der 9. Arbeitstagung wurden in der Endbearbeitung berücksichtigt, die bis Ende des Jahres abgeschlossen wurde. Der somit fertige Regelteil wird – zusammen mit kommentierenden Anlagen – Anfang 1992 den Teilnehmerstaaten der amtlichen „Wiener Gespräche zu Fragen der Rechtschreibreform“ zur „Prüfung durch die zuständigen staatlichen Stellen“ (Abschlußerklärung 1990) zugestellt. Die Prüfung dient der Vorbereitung der 3. amtlichen „Wiener Gespräche“, die im Jahre 1993 stattfinden.

Für die Erarbeitung des Wörterverzeichnisses, des zweiten Bestandteils des Vorschlags, wurden aufgrund einer Vorlage der Arbeitsstelle während der 9. Arbeitstagung die Grundsätze festgelegt. Hergestellt wird das Wörterverzeichnis in Abstimmung mit den vier Arbeitsgruppen in der Arbeitsstelle.

Auch im Berichtsjahr setzte sich die öffentliche Diskussion des Themas „Rechtschreibreform“ fort. Daran war die Arbeitsstelle durch Vorträge und Aufsätze mit recht unterschiedlichen Adressatengruppen sowie durch Beiträge im Rundfunk und Fernsehen beteiligt.

1.3. Abteilung Sprache und Gesellschaft

Leitung: Werner Kallmeyer

1.3.1. Schlichtung – Gesprächs- und Interaktionsanalyse eines Verfahrens zur Lösung sozialer Konflikte

Mitarbeiter: Wolfgang Klein, Werner Nothdurft, Ulrich Reitemeier, Peter Schröder

Leitung: Werner Nothdurft

Zum Druck vorbereitet wurden 1991 unter dem Titel „Streit schlichten“ eine Darstellung zu ausgewählten Institutionen des Streit-Schlichtens (Güteverhandlung in der Vergleichsbehörde, Gütetermin im Arbeitsgericht, Verhandlungen in Handwerkskammern und Schiedsstellen bei

Gebrauchtwagen-Streitigkeiten) sowie eine Monographie zur Konfliktbehandlung mit dem Titel „Konfliktstoff“. Ein Textband mit Transkriptionen von Schlichtungsgesprächen wird 1992 fertiggestellt.

Ziel des Projekts war es, das interaktive Geschehen beim Schlichten zu dokumentieren und die Kommunikationsstrukturen, die diesem Geschehen zugrundeliegen, aufzudecken. Insbesondere wurden Ablaufstruktur und Interaktionsdynamik von Schlichtungsgesprächen rekonstruiert, der Einsatz sprachlicher Muster und Figuren bestimmt sowie die Handlungsstrategien und Wirklichkeitsauffassungen der Beteiligten herausgearbeitet.

1.3.2. Kommunikation in der Stadt

Mitarbeiter: Karl-Heinz Bausch, Werner Kallmeyer, Inken Keim, Johannes Schwitalla

Leitung: Werner Kallmeyer

Im Laufe des Jahres wurden die Manuskripte zu folgenden drei Bänden zur Publikation vorbereitet: „Exemplarische Analysen des Sprachverhaltens in Mannheim“, „Ethnographien von Mannheimer Stadtteilen“ und „Kommunikative Stilik städtischer Sozialwelten“. Der vorgesehene Band „Auskünfte über Mannheim – Texte ethnographischer Interviews“ wird 1992 abgeschlossen.

Auf der Grundlage eingehender ethnographischer Beobachtungen in vier Mannheimer Stadtteilen mit unterschiedlichen sozialen Gegebenheiten wurden ausgewählte Gruppen von Bewohnern auf die sprachlichen Verfahren der Gruppenbildung und der Identitätsbestimmung hin untersucht. Dabei wurden die wesentlichen Eigenschaften ihres sozialen Stils vergleichend beschrieben und ihre Zuordnungen zur lokalen Welt und zu anderen sozialen Bezugsrahmen analysiert.

1.3.3. Initiative Reaktionen

Mitarbeiter: Wolfgang Klein, Reinhold Schmitt, Dorothea Wilk

Leitung: Werner Kallmeyer

Im Rahmen des Sonderforschungsbereichs 245 der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) „Sprechen und Sprachverstehen im sozialen Kontext“ wird ein Projekt zu rhetorischen Verfahren im Gespräch durchgeführt. Anhand von Äußerungen an Schaltstellen des Gesprächs werden Formulierungsverfahren untersucht, die als Elemente von Überzeugungs- und Darstellungsstrategien eine zentrale Rolle spielen.

Es ist vorgesehen, diese Untersuchung in den Rahmen eines Projekts

„Rhetorik der Problem- und Konfliktbearbeitung“ zu integrieren, das sich in der Planung und Vorbereitung befindet.

1.4. Wissenschaftliche Dienste

Leitung: Wolfgang Teubert

1.4.1. Information und Dokumentation

Mitarbeiter: Aloys M. Hagspühl, Susanne Fritz (bis 31.1.91), Konrad Plastwich

Die IuD-Stelle erbringt Informationsdienste im Bereich der germanistischen Sprachwissenschaft, betreut das Presseauschnitt-Archiv, unterstützt Dokumentationen, die im Zusammenhang mit Forschungsvorhaben am IDS stehen, führt Recherchen zu wissenschaftlichen Anfragen durch und beantwortet in Zusammenarbeit mit dem Referat für Öffentlichkeitsarbeit Anfragen aus interessierten Bevölkerungskreisen.

Die IuD-Stelle wird auch bei der organisatorischen Betreuung von Gastwissenschaftlern beansprucht.

Im Berichtszeitraum wurde die Erhebung für die Dokumentation sprachwissenschaftlicher Forschungsvorhaben abgeschlossen. Erstmals konnten die Daten aus der ehemaligen DDR durch die Beteiligung des Zentralinstituts für Sprachwissenschaft (Berlin) erfaßt werden.

Zusammen mit dem Referat für Öffentlichkeitsarbeit und der Arbeitsstelle Linguistische Datenverarbeitung wurde eine DV-gestützte allgemeine Adreßverwaltung für das IDS betreut. Das Lexik-Projekt „Fremdwörterbuch“ wurde bei der Belegsuche in den Mannheimer Textkorpora unterstützt. Ein Mitarbeiter der IuD-Stelle ist längerfristig an den Arbeiten des Projekts Verbalenz beteiligt.

1.4.2. Arbeitsstelle „Deutsch im Kontakt“

Mitarbeiterin: Sylvia Dickgießer

Die im Mai 1990 begonnenen Recherchen nach Materialsammlungen und Informationsstellen im Arbeitsbereich „Deutschsprachige Minderheiten“ wurden bis Mitte des Jahres 1991 fortgesetzt. Im Anschluß an die schriftliche Umfrage wurden die gesammelten Informationsmaterialien ausgewertet. Erhebung und Materialauswertung sind in Form eines Arbeitsberichtes dokumentiert: „Deutschsprachige Minderheiten – Forschungs- und Dokumentationseinrichtungen in der BR Deutschland und Österreich“. Die Informationssammlung wird im Hinblick auf eine für 1992

geplante Veröffentlichung fortgeführt. Externe Interessenten mit Fragen zu bestimmten deutschsprachigen Gruppen können jetzt gezielt auch an entsprechende Einrichtungen verwiesen werden.

Die kontinuierliche Dokumentation von Materialsammlungen und Informationsstellen diene auch als Grundlage für weitere Planungsarbeiten der Arbeitsstelle. Künftiger Schwerpunkt wird die gezielte Erhebung von Daten im bisher unterrepräsentierten lateinamerikanischen Raum sein.

Die Arbeitsstelle betreut auch die Schriftenreihe „Deutsche Sprache in Europa und Übersee“. Im April erschien Band 17: „Studienmotive und Deutschenbild australischer Deutschstudenten und -studentinnen“ von Ulrich Ammon.

Projekt „Eurotexte“

Mitarbeiter: Joachim Born, Wilfried Schütte

Am 1.7.1991 wurde die Arbeit am DFG-Projekt „Entstehung von Verwaltungstexten: Mehrsprachigkeit in der EG-Kommission“ (Kurztitel „Eurotexte“) in Brüssel aufgenommen. Im Rahmen dieses Forschungsvorhabens soll vor allem in Brüssel, in kleinerem Umfang auch in Luxemburg und in Straßburg die typische Genese rechtsverbindlicher Texte von den ersten Formulierungsversuchen bis zu endgültigen – in alle Sprachen zu übersetzenden – Fassungen beobachtet und analysiert werden. Verschiedene Methoden – Fragebogen, Interviews und teilnehmende Beobachtung – sollen Aufschlüsse darüber geben, inwieweit Selbsteinschätzung der Brüsseler „Eurokraten“ und Realität auseinanderklaffen. Darüber hinaus sollen die Arbeiten Erkenntnisse über die Einflüsse von multikulturellem und plurilinguaalem Hintergrund auf den Textaushandlungsprozeß liefern.

1.4.3. Deutsches Spracharchiv

Mitarbeiter: Peter Wagener, Ulrike Kiefer, Nina Berend

Aufgabe des Deutschen Spracharchivs ist die Erforschung und Dokumentation des gesprochenen Deutsch. Aufgrund seiner reichhaltigen Bestände ist das DSAv auch eine zentrale Clearing- und Servicestelle. Die Arbeitsstelle verfügt über das größte Schallarchiv gesprochener deutscher Sprache, wobei in der Regel Tonbänder als Schallträger dienen. Insgesamt sind über 10.000 Aufnahmen mit einer Abspieldauer von ca. 2.500 Stunden vorhanden. Sie haben einen Umfang von rund 15 Millionen Wörtern.

Im März 1991 wurde ein „Expertengespräch“ mit Teilnehmern aus Kuratorium und Wissenschaftlichem Rat durchgeführt, um die Planungen zum Ausbau des DSAv zur zentralen Forschungs- und Dokumentationsstelle für gesprochenes Deutsch zu diskutieren. Im Anschluß an den 1992 vorliegenden Gesamtkatalog des DSAv (3 PHONAI-Bände, Koordination: Brigitte Hilgendorf) wird eine „Dokumentation von Tonaufnahmen des gesprochenen Deutsch“ erarbeitet, die einen Überblick über die verstreut archivierten größeren Bestände einmal erhobener Daten gesprochener Sprache geben soll.

Für eine Studie zum Wandel des gesprochenen Deutsch ist mit Vorarbeiten begonnen worden. Als Gewährspersonen wurden Informanten der jüngeren Generation der DSAv-Aufnahmeaktion von 1955/60 ausgewählt; das so zu erhebende Material verspricht eine einzigartige Basis zur Untersuchung der Gesetzmäßigkeit von Wandel und Variation, da hier auf eine größere Anzahl von Gewährspersonen zurückgegriffen werden kann, die über ihre Sprachbiographie und ihre Einstellungen, über Sprachformenwechsel, Dialektgebrauch und -abbau Auskunft geben können und für die eine 30 Jahre alte Probe ihrer dialektalen oder umgangssprachlichen Kompetenz vorliegt. In einer Pilotstudie geht es zunächst um die Erprobung eines vielseitigen erhebungsmethodischen Instrumentariums.

Die im Februar 1990 begonnene Arbeit am DFG-Projekt „Jiddische Dialektaufnahmen“ (Leitung: Dr. W. Teubert, Prof. Dr. Erika Timm (Trier), Prof. Dr. R. Wimmer) wurden von U. Kiefer planmäßig fortgeführt. Gegenstand des Projekts ist eine auszugsweise Edition der im Spracharchiv vorliegenden jiddischen Tonbandaufnahmen und Kommentierung der darin repräsentierten Dialektvarietäten. Mit der Veröffentlichung in Textform sollen diese Sprachmaterialien Germanisten wie Jiddisten für Forschungs- und Unterrichtszwecke zugänglich gemacht werden.

Im November 1990 hat N. Berend die Arbeit an dem vom Ministerium für Bildung und Wissenschaft geförderten Projekt zum „Sprachverhalten der Rußlanddeutschen in der Bundesrepublik Deutschland“ begonnen. Im Rahmen des Projekts werden Kompetenzen, Sprachverhaltensmuster und Einstellungen der rußlanddeutschen Sprecher in ihren wechselseitigen Bezügen untersucht. Neben der Beschreibung der sozial-kommunikativen Situation der Rußlanddeutschen sollen Konsequenzen für ihre sprachliche Integration, z.B. für den Sprachunterricht, aufgezeigt werden.

1.4.4. Bibliothek

Mitarbeiterinnen: Lucia Berst, Ines Klose, Eva Teubert

Leitung: Eva Teubert

Die Bibliothek wurde im Berichtsjahr einerseits entsprechend den unmittelbaren Bedürfnissen der IDS-Arbeitsvorhaben erweitert, andererseits auch – soweit möglich – durch Anschaffungen im weiteren Spektrum der Linguistik (z.B. Sprachphilosophie, Sprachpsychologie). Dies ist im Hinblick auf die zentrale Funktion des IDS und seiner Bibliothek erforderlich. Ein Schwerpunkt bei der Beschaffung sprachwissenschaftlicher Literatur liegt neuerdings auch darin, vermehrt sog. „graue Literatur“, hauptsächlich Dissertationen, zu beschaffen. Mit finanzieller Unterstützung durch die Thyssen-Stiftung konnte auch Literatur des 17.–19. Jahrhunderts angeschafft werden, die als Quellenmaterial für die Neubearbeitung des Deutschen Fremdwörterbuchs benötigt wird (s. 1.2.4.). Die monographischen Bestände und Neueingänge der Bibliothek werden in einer Datenbank erfaßt.

Die Bibliothek besorgt auch die Fernleihe, den Verkehr mit den Universitätsbibliotheken sowie den Bücheraustausch mit anderen Institutionen. Sie berät Mitarbeiter und Gastwissenschaftler in bibliographischen Fragen, beantwortet bibliographische Anfragen und erstellt regelmäßig Verzeichnisse der neu eingegangenen Literatur, die auch an externe Interessenten verschickt werden.

Darüber hinaus wurden wiederum zahlreiche Gastwissenschaftler und Besucher beraten, Besuchergruppen erhielten Führungen durch die Bibliothek.

1.4.5. Arbeitsstelle Linguistische Datenverarbeitung (LDV)

Mitarbeiter: Cyril Belica, Sylvia Dickgießer, Rainer Krauß, Peter Mückenmüller, Robert Neumann, Ingrid Schellhammer, Wolfgang Scheurer, Anton Schlatter, Rudolf Schmidt (beurlaubt), Uwe Sommer

Leitung: Robert Neumann

Zu den Aufgaben der LDV gehören:

- Bereitstellung von Datenverarbeitungskapazität für das Institut und für den externen Service
- Service bei speziellen Datenverarbeitungsproblemen in Projekten des IDS
- Bereitstellung und Entwicklung von Software zur Erschließung der Mannheimer Korpora

- Bereitstellung einer Textverarbeitung vom Manuskript bis hin zum fertigen Typoskript

Die Nachfrage nach DV-Kapazität ist im Berichtsjahr weiter gewachsen. Alle Wissenschaftler haben jetzt von ihrem Schreibtisch aus Zugang zum Rechner. Neben dem Textsuchsystem REFER, das internen und externen Nutzern der LDV weiterhin zur Verfügung stand, wurde der Probebetrieb mit dem Nachfolgesystem COSMAS (Corpus Storage Maintenance and Access System) aufgenommen.

Der Ausbau der grammatischen Datenbank (GRADAT) wurde beschleunigt, um bei Stilllegung des jetzigen Computersystems (BS 2000) über möglichst viele syntaktische und morphologische Informationen zu den Mannheimer Korpora zu verfügen.

Die Datenbankkomponente der Diskursdatenbank wird z.Zt. noch erprobt. Die partitursorientierte Erfassung und Ausgabe von Gesprächstranskripten ist bereits möglich. Das Projekt „Interaktives Dokumentationssystem für Spracharchive (IDOSSA)“, das die Digitalisierung von Tonaufnahmen, die optoelektronische Speicherung und die datenbankmäßige Verwaltung ermöglichen soll, wurde in einen Forschungsverbund „Innovative Medientechnik“ der Länder Rheinland-Pfalz und Baden-Württemberg eingebracht. Der Beginn der Finanzierung ist auf November 1992 festgesetzt.

Im Zuge der Umstellung auf UNIX-Computer der mittleren Datentechnik wurden Vorbereitungen getroffen, um auch unter UNIX über die vorhandenen Datenbestände verfügen zu können. Für die informationelle Infrastruktur im neuen Gebäude des IDS wurde ein Konzept entwickelt und ein entsprechender Auftrag vergeben.

Neben den internen Service-Aufträgen und speziellen Programmierungen für einzelne Forschungsprojekte wurden auch zahlreiche externe Service-Aufträge durchgeführt (Koordination: Sylvia Dickgeiser).

Im Rahmen der Linguistischen Datenverarbeitung werden außerdem die Projekte „Bilinguales Substantivlexikon (BISUVALEX)“ und „EUROPEAN CORPORA NETWORK“ in Kooperation mit ausländischen Partnern durchgeführt:

Bilinguales Substantivlexikon (BISUVALEX)

Mitarbeiter am IDS: Jacqueline Kubczak, Sylvie Costatino (abgeordnet aus Aix-en-Provence)

Leitung: Wolfgang Teubert

Die Arbeiten zum Projekt BISUVALEX wurden fortgeführt. Im Mittelpunkt stand die Präzisierung der Artikelstruktur in Hinblick auf die geplante Einrichtung einer multilingualen lexikalischen Datenbank auf der Grundlage ausgewählter Probeartikel. Arbeitstreffen mit den externen Kooperationspartnern fanden in Mannheim, Budapest, Paris und Aix-en-Provence statt. Das Projekt beabsichtigt die Integration dreier lexikographischer Projekte:

- a) Serbokroatisch-deutsch. Leitung in Jugoslawien: Prof. Dr. Zoran Žiletić, Belgrad (z.Zt. suspendiert)
- b) Ungarisch-deutsch. Leitung in Ungarn: Dozent Dr. Peter Bassola, Budapest/Szeged
- c) Französisch-deutsch. Leitung in Frankreich: Prof. Dr. Maurice Gross, Paris.

Für die Teilprojekte stehen in geringem Umfang Drittmittel zur Verfügung.

EUROPEAN CORPORA NETWORK

Leitung: Wolfgang Teubert

Das Projekt, das die Erstellung einer Machbarkeitsstudie für eine europäische Infrastruktur zum Austausch von Korpora und korpusbezogener Software zum Gegenstand hat, wird seit Anfang 1991 unter finanzieller Beteiligung der Kommission der Europäischen Gemeinschaft mit Partnerinstituten in Birmingham, Leiden, Malaga, Paris und Pisa durchgeführt. In Mannheim wurden im Berichtszeitraum Daten über Benutzerbedürfnisse gesammelt, eine Korpus-Bibliographie erstellt und ein umfassender Fragebogen erarbeitet.

1.4.6. Arbeitsstelle Maschinenlesbare Textkorpora

Mitarbeiterin: Monika Kolvenbach

Das Zeitungskorpus HBK wurde um insgesamt 675.000 Wortformen erweitert (davon 250.000 „Stern“ und 425.000 „Mannheimer Morgen“). Das Grammatik-Korpus wurde um 150.000 Wortformen (Trivallliteratur) ergänzt. Das Marx-Korpus (in Zusammenarbeit mit den Universitäten Rom und Urbino) wurde um 725.000 Wortformen aufgestockt; es umfaßt z.Zt. ca. 1 Mill. Wortformen.

Zu weiteren Arbeiten siehe 1.4.7.

1.4.7. Gesamtdeutsche Korpusinitiative (GKI)

Leitung: Gerhard Stickel, Dieter Herberg (Berlin)

Mitarbeiter: Monika Kolvenbach, Pantelis Nikitopoulos, Konrad Plastwisch (bis 15.9.91) und mehrere Mitarbeiter des Zentralinstituts für Sprachwissenschaft (ZISW) Berlin

Die Archivierung und dokumentarische Aufbereitung der in das Korpus zur GKI aufzunehmenden Subdokumente wurden sowohl in Berlin als auch in Mannheim abgeschlossen. In Mannheim wurde zusätzlich die Sicherung sämtlicher die „Wende“ betreffenden Artikel aus den ausgewählten Zeitungen und Zeitschriften beendet.

Für die Texte aus den alten Bundesländern wurden seit Aufnahme der Arbeiten 1.6 Mill. Wortformen maschinenlesbar gemacht, von denen seit Juli 1991 ca. 500.000 Wortformen an das Korpus-Retrieval-System REFER und das Nachfolgesystem COSMAS angeschlossen sind.

Für die Texte aus den neuen Bundesländern wurden in Berlin ca. 1.2 Mill. Wortformen maschinenlesbar gemacht, von denen ca. 500.000 Wortformen an COSMAS angeschlossen sind.

1.4.8. Arbeitsstelle für Publikationswesen

Mitarbeiter: Franz Josef Berens; DV-Unterstützung: Claus Hoffmann

Die Arbeitsstelle für Publikationswesen ist zuständig für Redaktion und Lektorat von Manuskripten, die in den IDS-Reihen veröffentlicht werden, sowie für deren Druckaufbereitung. Im Berichtsjahr wurden neben der Satzerstellung für verschiedene Publikationen erste Schritte zur Gewinnung und Einhaltung einheitlicher Typographie- und Layoutstandards unternommen; hier galt und gilt es, die Autoren möglichst früh zu beraten. Weiter wurde die DV-Umsetzung von mit anderen Textverarbeitungsprogrammen erstellten Manuskripten erprobt und verbessert.

1.5. Referat für Öffentlichkeitsarbeit

Mitarbeiter: Bernd Ulrich Biere

Das Referat für Öffentlichkeitsarbeit führte im Berichtsjahr die laufende Pressearbeit durch, erarbeitete Textbeiträge für verschiedene Medien, betreute verantwortlich den Sprachreport und die Eigenverlagspublikationen, organisierte die Gäste- und Besucherbetreuung sowie den technischen Ablauf der Jahrestagung, vermittelte Interviews, verschickte Informationsmaterial und gab Sprachauskünfte.

Das Referat betreute IDS-Informationsstände bei verschiedenen Fach-

tagungen (Buchausstellung), in der Universität Mannheim sowie bei einer Vorstellung der Blaue-Liste-Institute in Bonn und beteiligte sich am Programm eines Volontärsseminars in der Europäischen Akademie Otzenhausen. Ferner war das Referat an der organisatorischen Vorbereitung der Arbeits- und Strukturplanung im Hinblick auf die personelle Erweiterung des IDS durch Mitarbeiter des Zentralinstituts für Sprachwissenschaft beteiligt.

Im Hinblick auf die „Ereignisse“ des Jahres 1992 (neue Mitarbeiter, Umzug) wurde auch die Pressearbeit für 1992 geplant sowie eine neue Konzeption für die Öffentlichkeitsarbeit am IDS erarbeitet. Das „Presse-Echo 1991“ wird Anfang 1992 vorliegen.

2. Tagungen, Kolloquien und Vorträge externer Wissenschaftler im IDS

2.1. Jahrestagung 1991 „Deutsche Syntax“

Die Jahrestagung 1991 des Instituts für deutsche Sprache, an der mehr als 300 Sprachwissenschaftler aus dem In- und Ausland teilnahmen, beschäftigte sich mit Fragen der deutschen Grammatik und Syntax. Anlaß waren die rapiden Entwicklungen in der internationalen Forschung der letzten Jahre, die zu diskutieren und im Blick auf ihre Konsequenzen für die Beschreibung des Deutschen zu betrachten waren, auch im Hinblick auf die derzeit am IDS erarbeitete Grammatik des heutigen Deutsch (s. auch 1.1.1.).

Die Tagung gab einen Einblick in die interessantesten aktuellen Entwicklungen traditioneller, funktionaler und generativer Linguistik, sie erlaubte es, veränderte Erklärungsansprüche und Beschreibungsformen konkret zu diskutieren und über neue Perspektiven nachzudenken.

Im Zentrum standen neben stärker theoretisch ausgerichteten Beiträgen Analysen zu den meistdiskutierten Bereichen der deutschen Syntax: zur Rolle von Verben, Verbgruppen (Infinitiv und Passiv) und Adverbialia, zum Aufbau und zur Funktion von Nominalgruppen, zu Wortstellung, Satzmodus, Subordination u.a.m. Berücksichtigt wurden auch Sprachvergleich und Computermodellierung. Die Tagung wurde abgerundet durch ein Podiumsgespräch zum Satzbegriff, das den Anschluß an die großen Diskussionen bis zum ersten Drittel des Jahrhunderts herstellen und den gegenwärtigen theoretischen Stellenwert des Satzbegriffs beleuchten sollte.

2.2. Kommission für Fragen der Sprachentwicklung

Das derzeitige Schwerpunktthema der Kommission, „Sprachgeschichte nach 1945“, wurde mit einem Kolloquium „Medientexte – gestern und heute“ fortgesetzt (21. und 22.6.1991). In den Referaten wurden textsortengeschichtliche Fragen ebenso wie einzelne Textsorten und Fragen der Textgenese sowie der Medienpädagogik diskutiert. Die Vortragstexte sollen in den geplanten Sammelband zusammen mit den Vorträgen von 1990 aufgenommen werden, so daß dieser Band nunmehr erst 1992 erscheinen wird (Tübingen: Niemeyer; Reihe Germanistische Linguistik).

In der Sitzung der Kommission am 22.6.1991 wurde Prof. Dr. Rudolf Hoberg (Darmstadt) zum neuen Vorsitzenden gewählt.

Das Kolloquium 1992 (26. und 27.6.1992) wird sich mit „Bewertungskriterien für Sprachberatung“ beschäftigen. An der Planung ist auch die Gesellschaft für deutsche Sprache, Wiesbaden, beteiligt.

2.3. Kommission für Rechtschreibfragen

Das Hauptthema der diesjährigen Sitzung der Kommission am 15. und 16. März war die abschließende Lesung des gesamten Regelteils des Vorschlags zur Neuregelung der deutschen Rechtschreibung. Dazu lagen die über die Jahre hin erarbeiteten Regelungsvorschläge zu den Teilbereichen Laut-Buchstaben-Zuordnungen (einschließlich Fremdwortschreibung), Getrennt- und Zusammenschreibung, Worttrennung am Zeilenende, Schreibung mit Bindestrich, Groß- und Kleinschreibung, Zeichensetzung sowie Worttrennung am Zeilenende in einer von Wolfgang Mentrup und Gerhard Augst überarbeiteten und abgestimmten Fassung vor. Entsprechend dem Auftrag der 2. amtlichen „Wiener Gespräche zu Fragen der Rechtschreibreform“ vom Mai 1990, für den Teilbereich der Groß- und Kleinschreibung Regelungsvarianten vorzulegen, wurde eine Kleinarbeitsgruppe (Gerhard Augst, Gisela Harras, Horst H. Munske, Hermann Zabel) eingerichtet mit dem Auftrag, neben der bereits vorliegenden Regelung im Sinne der Substantivkleinschreibung eine Variante im Sinne einer modifizierten Großschreibung der Substantive zu erarbeiten.

Insgesamt diente die Kommissionssitzung der inhaltlichen Vorbereitung der 9. internationalen Arbeitstagung „Probleme der Rechtschreibung und ihrer Neuregelung“, die vom 30. September bis 4. Oktober in Rorschach/Schweiz stattfand und an der als Vertreter der Kommission Gerhard Augst, Wolfgang Mentrup, Horst H. Munske, Burkhard Schaefer und Hermann Zabel teilnahmen (vgl. Abschnitt 1.2.7.).

2.4. Vorträge externer Wissenschaftler im IDS

- 04.02.1991 Prof. Dr. Rudi Keller (Düsseldorf)
Zur Theorie des sogenannten natürlichen Wandels
- 12.04.1991 Prof. Dr. Dr. h.c. Wolfgang Fleischer (Leipzig)
Infigierung und Interfigierung im Deutschen
- 16.05.1991 Dr. František Sticha (Prag/ČSFR)
Die lexikalische Unbesetztheit des Objektkomplements
im englischen, französischen, deutschen und tschechi-
schen Satz
- 13.06.1991 Dr. Helmut Schönfeld (Berlin)
Alltagssprache in einer zeitweilig geteilten Stadt. Berli-
nisch in Berlin
- 18.06.1991 Prof. Dr. Jarmo Korhonen (Oulu/Finnland)
Idiome als Lexikoneinheiten
- 18.07.1991 Prof. Dr. H.J. Heringer (Augsburg)
Distributionelle Semantik
- 25.09.1991 Prof. Dr. Manfred Uessler (Magdeburg)
Perspektiven für eine soziolinguistische Forschung inner-
halb der Sprachwissenschaft der neunziger Jahre
- 24.10.1991 Dr. Ludmilla Slavgorodskaja (St. Petersburg/UdSSR)
Der Dialog in der Wissenschaft
- 12.12.1991 Prof. Dr. Jürgen Kunze (Berlin)
Zum Komitativ im Deutschen

**3. Kontakte zu anderen Institutionen, Lehraufträge und Vor-
träge außerhalb des Instituts****3.1. Kontakte zu anderen Institutionen**

- Alexander-von-Humboldt-Stiftung
- Arbeitskreis „Dänisch-deutsche kontrastive Grammatik“, Kopen-
hagen
- Arbeitskreis der Sprachzentren, Sprachlehrinstitute und Fremd-
spracheninstitute
- Arbeitskreis Deutsch als Fremdsprache beim DAAD, Bonn
- Arbeitskreis „Deutsch-serbokroatische kontrastive Grammatik“
- Arbeitsstelle Deutsches Wörterbuch, Göttingen

- Centre de Recherches Sémiologiques, Universität II Lyon
- Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG), Bonn
- Deutsche Gesellschaft für Sprachwissenschaft (DGfS)
- Deutscher Akademischer Austauschdienst (DAAD), Bonn
- Deutscher Sprachatlas, Marburg
- DIN-Normenausschuß Terminologie, Berlin
- Dudenredaktion des Bibliographischen Instituts, Mannheim
- EURALEX, European Association for Lexicography, Exeter
- Europarat: Arbeitskreis 'The Language Industries', Straßburg
- Fachverband Moderne Fremdsprachen
- Forschungsstelle für Mehrsprachigkeit (UFSAL), Brüssel
- Fremdsprachenhochschule Tianjin, China
- Fritz-Thyssen-Stiftung
- GLDV, Verein zur Förderung der wissenschaftlichen Datenverarbeitung e.V., Frankfurt
- Gesellschaft für angewandte Linguistik e.V., Trier
- Gesellschaft für deutsche Sprache (GfdS), Wiesbaden
- Gesellschaft für Mathematik und Datenverarbeitung mbH, Bonn
- Goethe-Institut, München
- Hugo Moser Stiftung im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft, Essen
- Institut für Auslandsbeziehungen, Stuttgart
- Inter Nationes, Bonn
- LADL, Laboratoire d'Automatique Documentaire et Linguistique, Paris
- Max-Planck-Institut für Psycholinguistik, Nijmegen
- Robert-Bosch-Stiftung, Stuttgart
- Stiftung Volkswagenwerk, Hannover
- Zentralinstitut für Sprachwissenschaft, Berlin
- Universitäten Mannheim und Heidelberg sowie zahlreiche weitere germanistische und sprachwissenschaftliche Institute an Universitäten und Hochschulen im In- und Ausland

3.2. Lehraufträge von IDS-Mitarbeitern

- Priv.-Doz. Dr. Joachim Ballweg: SS 1991, Verbwörterbücher des Deutschen, Proseminar, Universität Stuttgart
 Kategorialgrammatik, Hauptseminar, Universität Stuttgart
 WS 1991/92, Diskussion der Rechtschreibreform, Proseminar, Universität Stuttgart
 Quine: Word and Object, Hauptseminar, Universität Stuttgart.

- Dr. Karl-Heinz Bausch: SS 1991, Einführung in die synchrone Linguistik, Proseminar, Universität Mannheim
- Dr. Nina Berend: WS 1991/92, Die deutschen Inseldialekte in der UdSSR, Proseminar, Universität Heidelberg
- Priv.Do. Dr. Bernd Ulrich Biere: SS 1991, Theorie und Praxis der Textbearbeitung, Hauptseminar, RWTH Aachen
Texte für Leser. Konzepte der Verständlichkeit, Hauptseminar, PH Heidelberg
WS 1991/92, Wissenschaftsjournalismus, Hauptseminar, RWTH Aachen
- Prof. Dr. Ulrich Engel: SS 1991, Grammatik der deutschen Gegenwartssprache, Vorlesung, Universität Bonn
Wortstellung im Deutschen, Hauptseminar, Universität Bonn
WS 1991/92, Angewandte Linguistik, Vorlesung, Universität Bonn
Einführung in die Semantik, Proseminar, Universität Bonn
- Prof. Dr. Gisela Harras: SS 1991, Einführung in die Linguistik, Proseminar, Universität Karlsruhe
WS 1991/92, Satzmodus zwischen Grammatik und Pragmatik, Hauptseminar, Universität Mannheim
- Prof. Dr. Ludger Hoffmann: SS 1991, Thema und Rhema, Hauptseminar, Universität Münster
- Prof. Dr. Werner Kallmeyer: SS 1991, Formulierungsverfahren, Hauptseminar, Universität Mannheim
WS 1991/92, Sprachliche Verfahren der Verständigungssicherung, Hauptseminar, Universität Mannheim
- Dr. Ulrike Kiefer: SS 1991, Struktur des Jiddischen, Proseminar, Universität Heidelberg
- Robert Neumann: WS 1991/92, Computative Erschließung von Spracharchiven, Kompaktseminar, Columbia University New York, N.Y.
- Dipl.rer.pol. Pantelis Nikitopoulos: SS 1991 u. WS 1991/92, Probleme der interethnischen Kommunikation und des Deutschunterrichts für ausländische Kinder, Seminar, PH Heidelberg
- Dipl.Psych. Dr. Werner Nothdurft: WS 1991/92, Verstehenstheorien, Seminar, GHS Essen
- Prof. Dr. Johannes Schwitalla: SS 1991, Prophetenerzählungen, Hauptseminar, Universität Freiburg (zus. mit Prof. Dr. L. Ruppert)
WS 1991/92, Semantiktheorien, Hauptseminar, Universität Freiburg
- Prof. Dr. Gerhard Stickel: SS 1991, Wortbildung in Texten, Hauptseminar, Universität Mannheim
WS 1991/92, Grammatik der deutschen Gegenwartssprache,

Hauptseminar, Universität Mannheim

Priv.Do. Dr. Bruno Strecker: SS 1991, Kreatives Schreiben, Hauptseminar, Universität Augsburg

WS 1991/92, Satzmodifikation, Hauptseminar, Universität Augsburg

Examensvorbereitung, Kolloquium, Universität Augsburg

Dr. Peter Wagener: WS 1991/92, Methoden der Areallinguistik, Hauptseminar, Universität Mannheim

Prof. Dr. Rainer Wimmer: SS 1991, Zur Fachsprache des Rechts, Hauptseminar, Universität Heidelberg

WS 1991/92, Neuhochdeutsche Syntax, Proseminar, Universität Heidelberg

Dr. Gisela Zifonun: SS 1991, Ausgewählte Probleme der Grammatik, Proseminar, TH Darmstadt

WS 1991/92, Syntax der deutschen Sprache. Proseminar, TH Darmstadt

3.3. Kurse und Kurzseminare von IDS-Mitarbeitern

Dr. Karl-Heinz Bausch: SS 1991, Deutsch für Ausländer, Stufe IV und V, Abendakademie Mannheim

27.9.1991, Entwicklungstendenzen im gesprochenen Deutsch.

Fremdsprachen-Universität Xi'an/VR China

7.-12.10.1991, Grammatik und Stilistik des Konjunktivs im Deutschen, Fortbildungsseminar für chinesische Deutschdozenten, Fremdsprachenhochschule Tianjin/VR China

15.10.-18.10.1991, Fachsprache und Gemeinsprache, Fremdsprachenhochschule Tianjin/VR China

22.10.-25.10.1991, Schriftsprache und gesprochene Sprache, Fremdsprachenhochschule Tianjin/VR China

22.10.-25.10.1991, Modalität und Konjunktivgebrauch, Fremdsprachenhochschule Tianjin/VR China

15.10.-29.10.1991, Textanalyse an Werbetexten, Fremdsprachenhochschule Tianjin/VR China

Priv.Do. Dr. Bernd Ulrich Biere: 28.3.1991, Journalistische Texte und Verständlichkeit für den Leser. Volontärsseminar des Verbands der Zeitungsverleger in Rheinland-Pfalz und im Saarland, „Journalistische Praxis und Sprache“, Europäische Akademie Otzenhausen

1.9.-27.9.1991: Texte für die Öffentlichkeit, Seminar, Internationaler Sommerkurs für deutsche Sprache und Kultur, Universität Mannheim

Dr. Joachim Born: 16.9.-17.9.1991, Deutschsprachige Minderheiten in

der Welt. Die deutsche Sprache in den Institutionen der EG, Internationaler Sommerkurs für deutsche Sprache und Kultur, Universität Mannheim

Sylvia Dickgießer: 30.9.-4.10.1991, Deutschsprachige Minderheiten, Seminar für Studenten der Pädagogischen Hochschule 'Gyula Juhász' (Szeged/Ungarn), Haus St. Ulrich, Augsburg

Dr. Elke Donalies: 23.9.-24.9.1991, Vom Umgang mit „Fremdwörtern“, Internationaler Sommerkurs für deutsche Sprache und Kultur, Universität Mannheim

Dr. Manfred W. Hellmann: 7.3.1991, Wende in der Sprache – Sprache der Wende. Veränderungen im Sprachgebrauch in West- und Ostdeutschland, Goethe-Institut Lyon/Lehrerbildungsakademie Clermont-Ferrand/Frankreich

Dipl. Psych. Dr. Werner Nothdurft: 15.5.1991, Konflikt-Kommunikation, Psychologisches Institut, Universität Heidelberg
14.10.-16.10.1991 und 4.12.-6.12.1991, Risikokommunikation mit der Bevölkerung und verfahrensrechtliche Probleme bei der Durchführung von Erörterungsterminen, Fortbildungsseminar des Ministers für Umwelt, Raumordnung und Landwirtschaft NRW, Kronenburg

Dipl. Soz. Ulrich Reitemeier: Soziologie für Logopäden und Ergotherapeuten, Deuser-Schule, Ludwigshafen.

Helmuth Schumacher: 9.9.-13.9.1991, Verbvalenz: Wortschatzarbeit mit fortgeschrittenen Lernern, Internationaler Sommerkurs für deutsche Sprache und Kultur, Universität Mannheim

Klaus Vorderwülbecke: 23.3.-20.4.1991, Ausspracheschulung und Vortraining für Studenten im 3. Studienjahr / Stadtprospekt-Projekt für 4. Studienjahr / Didaktik-Seminar für chinesische Deutsch-Dozenten, Fremdsprachenhochschule Tianjin/VR China

3.4. Vorträge von IDS-Mitarbeitern

Dr. Karl-Heinz Bausch: 16.4.1991, Mannheim-Neckarau. Eine sprachsoziologische Untersuchung, Abendakademie Mannheim

12.8.1991, Fachsprache in der Werbung, Internationaler Ferienkurs, Universität Bochum

16.9.1991, Formeln der Höflichkeit. Ein deutsch-chinesischer Vergleich. V. Jahrestagung der Gesellschaft für kontrastive Linguistik Chinesisch-Deutsch, Zhejiang Universität, Hangzhou/VR China

25.9.1991, Entwicklungstendenzen im Konjunktivgebrauch, Fremdsprachen-Universität, Xi'an/VR China

26.9.1991, Zur Übersetzung fachsprachlicher Daten in die Gemeinsprache, Fremdsprachen-Universität, Xi'an/VR China

- 27.9.1991, Zur Grammatik der gesprochenen Alltagssprache, Fremdsprachen-Universität, Xi'an/VR China
- 29.9.1991, Die Entwicklung der deutschen Standardsprache seit dem 19. Jh., Zweite Fremdsprachenhochschule, Beijing/VR China
- 15.10.1991, Stilistische Unterschiede zwischen Fach- und Gemeinsprache, Fremdsprachenhochschule, Tianjin/VR China
- 22.10.1991, Der Konjunktivgebrauch in der gesprochenen Sprache, Fremdsprachenhochschule, Tianjin/VR China
- 23.10.1991, Grammatische Unterschiede zwischen Schriftsprache und gesprochener Sprache, Fremdsprachenhochschule, Tianjin/VR China
- 29.10.1991, Die Entwicklung der deutschen Hochsprache, Fremdsprachenhochschule, Tianjin/VR China
- 6.11.1991, Zur Arbeit mit Texten im DaF-Unterricht, Goethe-Institut, Beijing/VR China
- Dr. Nina Berend: 27.9.1991, Sprachdrill oder kommunikative Integration. Zur Situation der Rußlanddeutschen in der Bundesrepublik, Jahrestagung der Gesellschaft für Angewandte Linguistik (GAL), Mainz
- 1.10.1991, Deutsch als Muttersprache in der UdSSR, Seminar für Studenten der Pädagogischen Hochschule 'Gyula Juhász' (Szeged/Ungarn), Haus St. Ulrich, Augsburg
- 14.1.1991, Das Sprachverhalten der Rußlanddeutschen in der Bundesrepublik, Universität Oldenburg
- 5.12.1991, Über die soziolinguistischen Voraussetzungen der gesellschaftlichen Integration der Deutschen aus der Sowjetunion in der Bundesrepublik, Tagung der Arbeitsgemeinschaft der Aussiedler- und Flüchtlingshilfe, Mannheim
- Priv.Do. Dr. Bernd Ulrich Biere: 14.05.1991, Deutsche Sprache im Wandel, Deutscher Kommunikationsverband (BDW), Mannheim
- 3.6.1991, „Wir über uns“ – Sprachliche Strategien der Selbstdarstellung, Hochschule der Künste, Berlin
- 19.9.1991, Öffentlichkeitsarbeit als Spracharbeit, Linguistisches Kolloquium, Universität Poznań/Polen
- 27.9.1991, Presseinformation – Agenturmeldung – Nachricht. Textkonstitution als Bearbeitungsprozeß, Jahrestagung der Gesellschaft für Angewandte Linguistik (GAL), Mainz
- 28.9.1991, Wo steht das IDS in der Sprachberatungslandschaft? Kurzreferat, Arbeitskreis 'Sprachberatung', Jahrestagung der Gesellschaft für Angewandte Linguistik (GAL), Mainz
- 2.10.1991, Sprachliche Strategien der Selbstdarstellung, II. Internationaler Hamburger Kongreß für Wirtschaftskommunikation,

Universität Hamburg

7.10.1991, Neue Studiengänge und Berufsperspektiven für Germanisten/Linguisten, Forum, Deutscher Germanistentag, Augsburg

Dr. Joachim Born: 3.2.1991, The European Community and the linguistic minorities: The state of codification of Aranese, a case study, Symposium on Language Standardization, Unesco-Institute for Education, Hamburg

9.8.1991, Deutsch als Minderheitensprache in Westeuropa, Deutschlandkundliches Informationsseminar für Deutschlehrer aus Schlesien/Polen, Institut für Auslandsbeziehungen, Stuttgart; im Unterfränkischen Volkshochschulheim Bad Königshofen i.Gr., Sambachshof

9.8.1991, Deutsch in der Konkurrenz zu anderen Sprachen in den Ländern und Institutionen der Europäischen Gemeinschaft, Deutschlandkundliches Informationsseminar für Deutschlehrer aus Schlesien/Polen, Institut für Auslandsbeziehungen, Stuttgart; im Unterfränkischen Volkshochschulheim Bad Königshofen i.Gr., Sambachshof

30.9.1991, Mehrsprachigkeit in Italien – der Sonderfall Südtirol, Seminar für Studenten der Pädagogischen Hochschule 'Gyula Juhász' (Szeged/Ungarn), Haus St. Ulrich, Augsburg

Prof. Dr. Ulrich Engel: 14.1.1991, Partikeln im Text, Fremdsprachenkolleg Walbrzyck/Waldenburg (Polen)

18.1.1991, Partikeln im Text, Fremdsprachenkolleg Legnica/Liegnitz (Polen)

8.3.1991, Partikeln im Kontext, Universität Budapest/Ungarn

Aloys M. Hagspiel: 15.5.1991, Wissenschaftliche Information und Dokumentation für die Internationale Germanistische Linguistik, Zentralinstitut für Sprachwissenschaft, Berlin

Prof. Dr. Gisela Harras: 31.1.1991, Gratwanderungen zwischen Intentionalismus und Konventionalismus, Universität Jena

29.5.1991, Synonymie – Zur Problematik eines lexikologischen Begriffs, Universität Jena

26.6.1991, Zur Semantik von Personenkonzepten, GHS-Universität Siegen

29.7.1991, Lexikalische Feldstruktur und kommunikatives Hintergrundwissen. Tagung „Wortfeldtheorie“, Universität München

Dez. 1991, Zur Feldstruktur kommunikativer Verben im Deutschen, Universität Leipzig

Dr. Manfred W. Hellmann: 22.1.1991, Aus der Zweisprachigkeit ins Mißverstehen? Zu den sprachlichen Folgen der Wende in der DDR, Bildungswerk/Volkshochschule Bremerhaven

- 8.5.1991, Aktueller Sprachwandel im heutigen Deutsch: Die 'Wende' in der Sprache, Deutsches Seminar, Universität Genf
- 19.7.1991, Gesellschaftlicher Wandel und Sprachwandel in der ehemaligen DDR, Internat. Seminar „Literatur und Gesellschaft in der deutschen Nachkriegsgeschichte“, Ostkolleg Köln
- 12.9.1991, Die Leipziger Volkszeitung vom 27. Oktober 1989 – eine Zeitung im Umbruch, Sprachwissenschaftliche Konferenz „Sprachgebrauch im Zeichen von Hammer, Zirkel und Ährenkranz“, Pädag. Hochschule Zwickau
- 19.9.1991, Gesellschaft und Sprache im vereinigten Deutschland – Die deutsche Sprache nach der Wende, Internat. Sommerkurs Deutsche Sprache, Universität Mannheim
- Prof. Dr. Ludger Hoffmann: 6.6.1991, Anakoluth, sprachliches Wissen und Zweitsprache Deutsch, Universität Hamburg
- 9.10.1991, Grammatik – falsche Erwartungen, neue Perspektiven, Deutscher Germanistentag, Augsburg
- Prof. Dr. Werner Kallmeyer: 7.2.1991, Gesprächsanalyse, Zentrum für interdisziplinäre Forschung, Universität Bielefeld
- 12.2.1991, Opposition und Aushandlung, Universität Bielefeld
- 27.2.1991, Zur sequenziellen Struktur von Äußerungen mit interner Fokusopposition, Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Sprachwissenschaft, Aachen
- 10.5.1991, Worum geht es eigentlich? Zur linguistischen Analyse von Thema und Fokus, Universität Kassel
- 9.7.1991, Formulierungsverfahren am Beispiel von Äußerungen mit interner Fokusopposition, Universität Bielefeld
- Dr. Inken Keim-Zingelmann: 8.10.1991, Formen der Höflichkeit – Merkmale sozialen Stils, Deutscher Germanistentag, Augsburg (zus. mit Johannes Schwitalla)
- Dr. Ulrike Kiefer: 28.2.1991, Das Tempussystem im Jiddischen, Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Sprachwissenschaft, Aachen
- Dr. Wolfgang Klein: 27.2.1991, Sprachliche Sequenzierung und interaktive Ordnung, Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Sprachwissenschaft, Aachen
- Dr. Wolfgang Mentrup: 31.1.1991, Reform der deutschen Rechtschreibung – ein Anschlag auf Schreibtradition und Sprachkultur? Volkshochschule Köln
- 19.2.1991, Bruch in der Schreibtradition? Zu den Bemühungen um eine Reform der deutschen Rechtschreibung, Kulturkreis und Volkshochschule Ilvesheim/Mannheim
- Dipl. rer. pol. Pantelis Nikitopoulos: 7.4.1991, Sprache verbindet – Sprache trennt. Wer spricht, bringt sich in Schwierigkeiten – von al-

ten und neuen Wörtern, Matinee im Stadthaus, Abendakademie Mannheim

Dipl. Psych. Dr. Werner Nothdurft: 16.1.1991, Gesprächsanalyse und Kommunikationssemantik. Germanistisches Seminar, Universität Jena

8.2.1991, Gütekriterien gesprächsanalytischer Arbeiten. Psychologisches Institut, Universität Münster

27.2.1991, Laute Überlegungen über die Rolle der Sprache beim Sprechen. Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Sprachwissenschaft, Aachen

5.3.1991, Wahrnehmung als Denkmuster für Verstehen in der Sprachtheorie Karl Bühlers. Colloquium „Die Aktualität des Verdrängten“, Akademie der Wissenschaften, Berlin

20.6.1991, Bedeutungskonstitution im Dialog. Vortrag im Rahmen der Begehung des Sonderforschungsbereichs 245 „Sprechen und Sprachverstehen im sozialen Kontext“, Heidelberg

29.6.1991, Muddling through to settlement. How mediators reach consensus, Law & Society Conference, Amsterdam

7.10.1991, Gezänk und Gezeter. Über verbißenes Streiten von Nachbarn, Deutscher Germanistentag, Augsburg

13.11.1991, Vorbereitende Überlegungen zu einer Theorie des Gesprächsprozesses, Fakultät für Literaturwissenschaft und Linguistik, Universität Bielefeld

Dr. Reinhold Schmitt: 18.2.1991, Initiative Reaktionen. Darstellung eines Forschungsprojekts, Universität Bielefeld

9.7.1991, Inszenieren und andeutendes Enaktieren als Aktivitäten des Formulierens, Universität Bielefeld

Dr. Wilfried Schütte: 30.1.1991, Verantwortung und Verdrängung: Deutsche Rüstungsexporte und der Golfkrieg, Kolloquium „Methoden der Gesprächsanalyse“, Zentrum für interdisziplinäre Forschung, Bielefeld

Prof. Dr. Johannes Schwitalla: 28.2.1991, Was heißt: gemeinsam sprechen? Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Sprachwissenschaft, Aachen

11.4.1991, Sozialstilistische Unterschiede beim Sprechen – dargestellt am Sprachverhalten zweier Frauengruppen, Werkstattgespräch „Merkmale mündlicher Kommunikation in finnisch-deutschen Kontaktsituationen, Tampere/Finnland

12.4.1991, Methoden zur Untersuchung gesprochener Sprache, Weiterbildungsseminar „Kommunikationstraining im fachsprachlichen Unterricht“, Tampere/Finnland

26.9.1991, Interkulturelle Kommunikation, Export-Akademie Ba-

den-Württemberg

8.10.1991, Höflichkeit kontrastiv – dargestellt an Aufforderungen und Komplimenten zweier Frauengruppen, Deutscher Germanistentag, Augsburg (zus. mit Inken Keim-Zingelmann)

18.10.1991, Der soziolinguistische Blick auf Sprache und Kommunikation, Bundesarbeitsgemeinschaft „Sprachen an Fachhochschulen“, Wiesbaden

Prof. Dr. Gerhard Stickel: 26.8.1991, Forschungseinrichtungen für deutsche Sprache: Kleine Institutionenkunde, Ostasiatisches Germanistentreffen, Berlin

16.11.1991, Ist die deutsche Sprache noch zu retten? Akademie forum masonicum, Darmstadt

Dr. Wolfgang Teubert: 15.5.1991, Sprachwandel als Konzeptgeschichte, Linguistische Anmerkungen zur Abwicklung der DDR, Tagung „Dynamik und Statik im deutschen Wortschatz“, Debrecen/Ungarn

8.6.1991, Context-Sensitive Disambiguation of Word Senses. A Formal Approach, Tagung „Multilingual Dictionary Project“, Birmingham/Großbritannien

12.10.1991, Über Nation und Nationalität, Tagung „Der Diskurs des Rassismus“, Düsseldorf

15.11.1991, Zum Angabestatus bestimmter Präpositionalattribute, Institut für Linguistik an der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, Budapest

Klaus Vorderwülbecke: 24.4.1991, Die Bundesrepublik nach der Wende, Hangzhou/VR China

23.5.1991, Projektunterricht im In- und Ausland, Jahrestagung Deutsch als Fremdsprache, Berlin

5.8.1991, Textarbeit, Lehrerfortbildungskurs, Päd. Hochschule, Dresden

Dr. Peter Wagener: 22.4.1991, Zur Entwicklung des gesprochenen Deutsch, Slowakische Akademie der Wissenschaften, Institut für Sprachwissenschaft, Bratislava/ČSFR

23.4.1991, Deutsche Umgangssprache im kommunikativen DaF-Unterricht, Hochschule für Ökonomie, Institut für fremde Sprachen, Bratislava/ČSFR

25.3.1991, Zur Methodik der empirischen Linguistik, Slowakische Linguistengesellschaft, Bratislava/ČSFR

11.9.1991, Wie reden die Leute wirklich? – Anmerkungen zum gesprochenen Deutsch, Internationaler Sommerkurs für deutsche Sprache und Kultur, Universität Mannheim

18.10.1991, Anglizismen in der gesprochenen Sprache, Bundesar-

beitsgemeinschaft „Sprachen an Fachhochschulen“, Wiesbaden
22.10.1991, Künftige Aufgaben des Deutschen Spracharchivs, Tagung der Deutschen Sektion der International Association of Sound Archives, Köln

Prof. Dr. Rainer Wimmer: 7.3.1991, Sprachnorm und Sprachkritik, Universität Budapest/Ungarn

1.10.1991, Historische Semantik und Sprachwandel anhand aktueller Beispiele aus dem Gegenwartsdeutsch, Universität Oslo/Norwegen (Gleicher Vortrag 3.10.1991 an der Universität Bergen und am 7.10.1991 an der Universität Trondheim)

2.10.1991, Textsortendifferenzen im Unterricht Deutsch als Fremdsprache, Goethe-Institut Bergen/Norwegen

7.10.1991, Differenzierungen in Wissenschaftsstilistik und -textsorten, auch interkulturell, Universität Trondheim/Norwegen

9.10.1991, Positionen einer linguistisch begründeten Sprachkritik, Universität Tromsø/Norwegen

4. Studienaufenthalte und Besuche in- und ausländischer Wissenschaftler am IDS

Auch im Jahr 1991 besuchten zahlreiche Wissenschaftler aus dem In- und Ausland das IDS. Sie verbrachten zum großen Teil längere Forschungsaufenthalte am IDS, um ihre Diplom- oder Doktorarbeiten vorzubereiten oder um empirische Daten für linguistische Forschungsprojekte zu erheben. Neben der Nutzung der Bibliothek wurden auch zahlreiche Recherchen in den maschinenlesbaren IDS-Korpora durchgeführt. Mitarbeiter des IDS standen den Gastwissenschaftlern als Gesprächspartner betreuend und beratend zur Seite.

Ute Assmann, Venezia, Italien – Dr. Emilia Baschewa, Sofia, Bulgarien – Doz. Dr. Rudolf Baumbach, Olomouc, ČSFR – Katharina Baumgartner-Hauth, Szekszád, Ungarn – Milagros Beltrán Gandullo, Madrid, Spanien – Dr. Indu Bahve, Varanasi, Indien – Hamlet Bezhani, Tirana, Albanien – Dr. Vladimir Benko, Bratislava, ČSFR – Dr. Maria Teresa Bianco, Napoli, Italien – Prof. Dr. Inessa Bim, Moskau, UdSSR – Prof. Dr. Daniel Bresson, Aix-en-Provence, Frankreich – Doz. Dr. Martine Dalmas, Aix-en-Provence, Frankreich – Dr. Ali Dhrimo, Tirana, Albanien – Lisbeth Fallet, Halden, Norwegen – Dr. Peter Ďurčo, Bratislava, ČSFR – Eliana Fischer, São Paulo, Brasilien – Klaus Fischer, London, Großbritannien – Prof. Dr. Gaston Gross, Paris, Frankreich – Prof. Dr. Boris Gorodetzky, Moskau, UdSSR – Alexander Grigorov, Kursk, UdSSR – Prof. Wanheng Han, Tianjin, VR China – Dr. Karl-Erich Heidolph, Berlin – Dr. Edmund Hölzen, Nagoya, Japan – Dr. Agnes Huszár, Budapest, Ungarn

– Jesus Irsula, La Habana, Kuba, z.Zt. Leipzig – Marja Järventausta, Lic. Phil. Jyväskylä, Finnland – Dipl. Phil. Alina Jurasz, Wrocław, Polen – Dr. Gerhard Konnerth, Sibiu, Rumänien – Elzbieta Kucharska, Wrocław, Polen – Prof. Kwang-Sook Lie, Seoul, Korea – Doz. Dr. Ivone Lucuța, Timișoara, Rumänien – Simone Mahgoub, Leipzig – Prof. Ichiro Marui, Matsuyama, Japan – Marianna Medve, Nyiregyháza, Ungarn – Beata Mikolajczyk, Poznań, Polen – Dr. Claudio di Meola, Roma, Italien – Meinolf Merten, Jaipur, Indien – Prof. Toyoo Miyasaka, Osaka, Japan – Helge Omdal, Kristiansand, Norwegen – Dr. Slavo Ondrejović, Bratislava, ČSFR – Prof. Dr. Iefim Passow, Lipetsk, UdSSR – Dr. Galina Pawlowa, Sofia, Bulgarien – Dr. Eleonora Peceová, Bratislava, ČSFR – Prof. Dr. Minru Quian, Beijing, VR China – Dr. Danuta Rytel-Kuc, Warszawa, Polen – Musa Yaşar Sağlam, Ankara, Türkei – Prof. Dr. Laurits Saltveit, Haugesund, Schweden – Kerstin Schöbe, Leipzig – Mathias Schulze, Leipzig – Dr. Margita Šnel-Živanović, Osijek, Jugoslawien – Doz. Dr. Speranța Stănescu, Bukarest, Rumänien – Dr. Renate Steinitz, Berlin – Patrick Stevenson, Southampton, Großbritannien – Dr. František Štícha, Prag, ČSFR – Joanna Stoicescu, Bukarest, Rumänien – Pawan Surana, Jaipur, Indien – Dr. Ildikó Szoboszlai, Szeged, Ungarn – Michael Townson, Birmingham, Großbritannien – Dr. Rodica-Christina Turcanu, Baia Mare, Rumänien – Prof. Yongchang Wei, Beijing, VR China – José Francisco Vales, La Habana, Kuba – Swetlana Volina, Moskau, UdSSR – Dr. Olga Zarkova, Lipetsk, UdSSR

5. Gremien und Mitarbeiter des Instituts für deutsche Sprache

(Stand: 1.11.1991)

5.1. Kuratorium

Vorsitzender: Prof. Dr. Siegfried Grosse, Bochum

Stellvertreter: Prof. Dr. Horst Sitta, Zürich

Prof. Dr. Friedhelm Debus, Kiel – Prof. Dr. Walther Dieckmann, Berlin – Prof. Dr. Gerhard Helbig, Leipzig – Prof. Dr. Ludger Hoffmann, IDS – Dr. Inken Keim-Zingelmann, IDS – Prof. Dr. Heinrich Löffler, Basel – Dipl. Psych. Dr. Werner Nothdurft, IDS – Prof. Dr. Barbara Sandig, Saarbrücken – Helmut Schumacher, IDS – Prof. Dr. Herbert E. Wiegand, Heidelberg – Prof. Dr. Peter Wiesinger, Wien – Bürgermeister Lothar Mark als Vertreter der Stadt Mannheim – Ministerialrat Dr. Herberger und Ltd. Ministerialrat Egbert H. Müller als Vertreter des Ministeriums für Wissenschaft und Kunst Baden-Württemberg – Regiergungsdirektor Dr. Manfred Pusch als Vertreter des Bundesministeriums für Forschung und Technologie – Uta Mayer-Schalburg, VLR, als Ver-

treterin des Auswärtigen Amts – Peter Roschy als Vertreter des Vereins der Freunde des Instituts für deutsche Sprache

5.2. Vorstand

Direktoren: Prof. Dr. Gerhard Stickel – Prof. Dr. Rainer Wimmer

5.3. Institutsrat

Direktoren: Prof. Dr. Gerhard Stickel – Prof. Dr. Rainer Wimmer; Abteilungsleiter: Prof. Dr. Gisela Harras (Lexik) – Prof. Dr. Werner Kallmeyer (Sprache und Gesellschaft) – Dr. Wolfgang Teubert (Wissenschaftliche Dienste) – Dr. Gisela Zifonun (Grammatik); Mitarbeitervertreter: Dr. Karl-Heinz Bausch – Sylvia Dickgießer, M.A. – Dr. Manfred W. Hellmann – Dr. Wolfgang Klein – Priv.Doiz. Dr. Bruno Strecker

5.4. Mitarbeiter/innen des Instituts

Referat für Öffentlichkeitsarbeit: Priv.Doiz. Dr. Bernd Ulrich Biere

Abteilung Grammatik

Abteilungsleiterin: Dr. Gisela Zifonun; Wissenschaftliche Mitarbeiter: Priv.Doiz. Dr. Joachim Ballweg – Prof. Dr. Ulrich Engel – Helmut Frosch – Brigitte Hilgendorf, M.A. – Ursula Hoberg – Prof. Dr. Ludger Hoffmann – Priv.Doiz. Dr. Bruno Strecker – Klaus Vorderwülbecke; Sekretärinnen: Marlies Dachselt – Erna Kähler – Ruth Maurer

Abteilung Lexik

Abteilungsleiterin: Prof. Dr. Gisela Harras; Wissenschaftliche Mitarbeiter: Dr. Elke Donalies – Dr. Ulrike Haß (beurlaubt) – Dr. Manfred W. Hellmann – Gabriele Hoppe – Dr. Michael Kinne – Jacqueline Kubczak – Dr. Elisabeth Link – Dr. Wolfgang Mentrup – Isolde Nortmeyer – Dr. Günter Dietrich Schmidt – Helmut Schumacher – Dr. Gerhard Strauß; Dokumentar: Ulrich Wetz
Sekretärin: Karin Laton

Abteilung Sprache und Gesellschaft

Abteilungsleiter: Prof. Dr. Werner Kallmeyer; Wissenschaftliche Mitarbeiter: Dr. Karl-Heinz Bausch – Dr. Inken Keim-Zingelmann – Dr. Wolfgang Klein, M.A. – Dipl. Psych. Dr. Werner Nothdurft, M.A. – Dipl. Soz. Ulrich Reitemeier – Dr. Reinhold Schmitt, M.A. – Dr. Peter Schröder – Prof. Dr. Johannes Schwitalla – Dipl. Psych. Dorothea Wilk; Sekretärinnen: Karin Herrmann – Hanni Kohlhaselt – Ria Schiel (beurlaubt) – Christina Zahn

Abteilung Wissenschaftliche Dienste

Abteilungsleiter: Dr. Wolfgang Teubert; Leiter der Arbeitsstelle Linguistische Datenverarbeitung: Robert Neumann; Wissenschaftliche Mitarbeiter: Dipl.Ing. Cyril Belica – Dr. Nina Berend – Franz Josef Berens – Dr. Joachim Born, M.A. – Sylvia Dickgießer, M.A. – Aloys M. Hagspühl – Gerhard Jakob (beurlaubt) – Dr. Ulrike Kiefer – Monika Kolvenbach, M.A. – Dipl.rer.pol. Pantelis Nikitopoulos – Dipl. Math. Dr. Rudolf Schmidt (beurlaubt) – Dr. Wilfried Schütte – Dr. Peter Wagener; Dokumentar: Konrad Plastwich; Mitarbeiter in der Datenverarbeitung: Claus Hoffmann – Rainer Krauß – Peter Mückenmüller – Ingrid Schellhammer – Wolfgang Scheurer – Anton Schlatter – Eva Sievers – Uwe Sommer; Texterfassung: Gerda Beck – Ursula Blum – Silvia Kaufmann; Bibliothekarinnen: Lucia Berst – Ines Klose – Dipl.Bibl. Eva Teubert; Sekretärin: Ingrid Karlsson

Verwaltung und Vorstandssekretariat

Verwaltungsleiter: Harald Forschner; Verwaltungsangestellte: Monika Buchmüller – Annemarie Eisinger – Hildegard Magis – Gerd Piroth – Marianne Wardein – Hannelore Wittmann; Sekretariat: Doris Gerstel – Cornelia Pfützer-König; Telefonistin: Isolde Wetz; Hausmeister: Uwe Zipf; Reinigungsdienst: Lisa Bläß

5.5. Wissenschaftlicher Rat

Ehrenmitglieder

Prof. Dr. Johannes Erben, Bonn – Prof. Dr. Hans Glinz, Wädenswil – Prof. Dr. Heinz Rupp, Basel

Ordentliche Mitglieder

Prof. Dr. Hans Altmann, München – Prof. Dr. Gerhard Augst, Siegen – Prof. Dr. Karl-Richard Bausch, Bochum – Prof. Dr. Hermann Bausinger, Tübingen – Prof. Dr. Werner Besch, Bonn – Prof. Dr. Anne Betten, Eichstätt – Prof. Dr. Klaus Brinker, Hamburg – Prof. Dr. Karl-Dieter Bunting, Essen – Prof. Dr. Harald Burger, Zürich – Prof. Dr. Dieter Cherubim, Göttingen – Prof. Dr. Günther Drosdowski, Mannheim – Prof. Dr. Hans-Werner Eroms, Passau – Prof. Dr. Hellmut Geißner, Landau – Prof. Dr. Jan Goossens, Münster – Prof. Dr. Elisabeth Gülich, Bielefeld – Prof. Dr. Walter Haas, Freiburg/Schweiz – Prof. Dr. Franz Josef Hausmann, Erlangen – Prof. Dr. Klaus Heger, Heidelberg – Prof. Dr. Helmut Henne, Braunschweig – Prof. Dr. Hans Jürgen Heringer, Augsburg – Prof. Dr. Rudolf Hoberg, Darmstadt – Prof. Dr. Werner Hoffmann, Mannheim – Prof. Dr. Klaus-Jürgen Hut-

terer, Graz – Prof. Dr. Ludwig Jäger, Aachen – Gerhard Kaufmann, München – Prof. Dr. Dieter Krallmann, Essen – Prof. Dr. Theodor Lewandowski, Köln – Prof. Dr. Hans Moser, Innsbruck – Prof. Dr. Horst Munske, Erlangen – Prof. Dr. Günter Neumann, Würzburg – Prof. Dr. Gerhard Nickel, Stuttgart – Dr.h.c. Otto Nüssler, Wiesbaden – Prof. Dr. Els Oksaar, Hamburg – Prof. Dr. Uwe Pörksen, Freiburg – Prof. Dr. Peter von Polenz, Trier – Prof. Dr. Rainer Rath, Saarbrücken – Prof. Dr. Oskar Reichmann, Heidelberg – Prof. Dr. Marga Reis, Tübingen – Prof. Dr. Gert Rickheit, Bielefeld – Prof. Dr. Lutz Röhrich, Freiburg – Prof. Dr. Helmut Schnelle, Bochum – Prof. Dr. Albrecht Schöne, Göttingen – Prof. Dr. Rudolf Schützeichel, Münster – Prof. Dr. Stefan Sonderegger, Uetikon – Prof. Dr. Hugo Steger, Freiburg – Prof. Dr. Dieter Stellmacher, Göttingen – Prof. Dr. Georg Stötzel, Düsseldorf – Prof. Dr. Erich Straßner, Tübingen – Prof. Dr. Heinz Vater, Köln – Prof. Dr. Harald Weinrich, München – Prof. Dr. Walter Weiss, Salzburg – Prof. Dr. Hans Wellmann, Augsburg – Prof. Dr. Otmar Werner, Freiburg – Prof. Dr. Sigurd Wichter, Münster – Prof. Dr. Werner Winter, Kiel – Prof. Dr. Norbert Richard Wolf, Würzburg – Prof. Dr. Dieter Wunderlich, Düsseldorf

Emeritiert: Prof. Dr. Klaus Baumgärtner, Stuttgart – Prof. Dr. Hennig Brinkmann, Münster – Prof. Dr. Dr. h.c. Eugenio Coseriu, Tübingen – Prof. Dr. Helmut Gipper, Wolbeck – Prof. Dr. Gerhard Heilfurth, Marburg – Prof. Dr. Blanka Horáček, Wien – Prof. Dr. Johann Knobloch, Bonn – Prof. Dr. Ludwig Erich Schmitt, Marburg – Prof. Dr. Hansjakob Seiler, Köln – Prof. Dr. Mario Wandruszka, Anif – Prof. Dr. Paul Zinsli, Bern

Korrespondierende Mitglieder in Europa

Prof. Dr. Werner Abraham, Groningen, Niederlande – Prof. Dr. Wladimir Admoni, Leningrad, UdSSR – Prof. Dr. Pierre Bange, Lyon, Frankreich – Prof. Dr. Andrzej Z. Bzdega, Poznań, Polen – Prof. Dr. Jan Czocharlski, Warszawa, Polen – Prof. Dr. Jean David, Metz, Frankreich – Prof. Dr. Jovan Djukanović, Belgrad, Jugoslawien – Prof. Dr. Martin Durrell, London, Großbritannien – Doz.Lic. Phil. Mogens Dyhr, Kopenhagen, Dänemark – Prof. Dr. Cathrine Fabricius-Hansen, Oslo, Norwegen – Prof. Dr. Franciszek Grucza, Warszawa, Polen – Prof. Dr. Fernand Hoffmann, Luxemburg – Prof. Dr. William Jones, London, Großbritannien – Prof. Dr. Wolfgang Klein, Nijmegen, Niederlande – Prof. Dr. Gottfried Kolde, Genf, Schweiz – Prof. Dr. Jarmo Korhonen, Oulu, Finnland – Prof. Dr. Hans-Peter Kromann, Kopenhagen, Dänemark – Prof. Dr. Jacques Lerot, Louvain-la-Neuve, Belgien – Prof. Dr. Odo Leys, Leuven, Belgien – Prof. Dr. Zdeněk Masařík, Brno, ČSFR –

Prof. Dr. S. Mironoff, Moskau, UdSSR – Prof. Dr. Norbert Morciniec, Wrocław, Polen – Prof. Dr. Pavica Mrazović, Novi Sad, Jugoslawien – Prof. Dr. Kurt Nyholm, Åbo, Finnland – Prof. Dr. Pavel Petkov, Sofia, Bulgarien – Prof. Dr. Marthe Philipp, Straßburg, Frankreich – Prof. Dr. Inger Rosengren, Lund, Schweden – Prof. Dr. Carlo Serra-Borneto, Rom, Italien – Prof. Dr. Emil Skála, Prag, ČSFR – Prof. Dr. Anthony William Stanforth, Edinburgh, Großbritannien – Prof. Dr. Birgit Stolt, Stockholm, Schweden – Prof. Dr. Aleksander Szulc, Kraków, Polen – Prof. Dr. Kalevi Tarvainen, Jyväskylä, Finnland – Prof. Dr. Bjarne Ulvestad, Bergen, Norwegen – Prof. Dr. Paul Valentin, Paris, Frankreich – Prof. Dr. R.A. Wisbey, London, Großbritannien – Prof. Dr. Jean-Marie Zemb, Paris, Frankreich – Prof. Dr. Stanislav Žepić, Zagreb, Jugoslawien – Prof. Dr. Zoran Žiletić, Novi Beograd, Jugoslawien

Emeritiert: Prof. Dr. Eduard Beneš, Prag, ČSFR – Prof. Dr. Torsten Dahlberg, Göteborg, Schweden – Prof. Dr. Erik Erämetsä, Turku, Finnland – Prof. Dr. Jean Fourquet, Fresnes, Frankreich – Prof. Dr. K. Hyldgaard-Jensen, Göteborg, Schweden – Prof. Dr. Mihai Isbăşescu, Bukarest, Rumänien – Prof. Dr. Rudolf E. Keller, Manchester, Großbritannien – Prof. Dr. Gustav Korlén, Nacka, Schweden – Prof. Dr. Kai B. Lindgren, Espoo, Finnland – Prof. Dr. Karl Mollay, Budapest, Ungarn – Prof. Dr. Pavica Mrazović, Novi Sad, Jugoslawien – Prof. Dr. Hanna Popadić, Sarajevo, Jugoslawien – Prof. Dr. Laurits Saltveit, Haugesund, Norwegen – Prof. Dr. Dr.h.c. Gilbert de Smet, Gent, Belgien – Prof. Dr. C. Soeteman, Oegstgeest, Niederlande

Korrespondierende Mitglieder in Übersee

Prof. Dr. Elmer H. Antonsen, Urbana, Ill., USA – Prof. Dr. Emmon Bach, Austin, Texas, USA – Prof. Dr. Michael Clyne, Clayton, Victoria, Australien – Prof. Dr. F. van Coetsem, Ithaca, N.Y., USA – Prof. Dr. Jürgen Eichhoff, Madison, Wisconsin, USA – Prof. Dr. Marvin Folsom, Provo, Utah, USA – Prof. Dr. Tozo Hayakawa, Tokyo, Japan – Prof. Ei-jiro Iwasaki, Kamakura, Japan – Prof. Dr. Robert D. King, Austin, Texas, USA – Prof. Dr. Byron J. Koekkoek, Buffalo, N.Y., USA – Prof. Dr. Herbert Kufner, Ithaca, N.Y., USA – Prof. Dr. Hans Kuhn, Canberra, Australien – Prof. Dr. W.P. Lehmann, Austin, Texas, USA – Prof. Dr. Albert L. Lloyd, Philadelphia, Pennsylvania, USA

Emeritiert: Prof. Dr. Einar Haugen, Cambridge, Mass., USA – Prof. Dr. Georg Metcalf, Sacramento, California, USA – Prof. Dr. William G. Moulton, Bristol, Rhode Island – Prof. Dr. Herbert Penzl, Berkeley, Calif., USA – Prof. Dr. Erwin Theodor Rosenthal, São Paulo, Brasilien – Prof. Dr. Otto Springer, Philadelphia, Pennsylvania, USA

5.6. Kommissionen

Kommission für Rechtschreibfragen

Prof. Dr. Hans Glinz, Wädenswil, Schweiz (Vorsitzender) – Prof. Dr. Günther Drosdowski, Mannheim (Stellvertr. Vorsitzender) – Prof. Dr. Gerhard Augst, Siegen – Prof. Dr. Peter Eisenberg, Berlin – Prof. Dr. Gisela Harras, IDS – Prof. Dr. Johann Knobloch, Bonn – Prof. Dr. Manfred Kohrt, Berlin – Dr. Wolfgang Mentrup, IDS – Prof. Dr. Horst Munske, Erlangen – Dr. Burkhard Schaefer, Siegen – Prof. Dr. Horst Sitta, Zürich – Prof. Dr. Hermann Zabel, Dortmund

Kommission für Fragen der Sprachentwicklung

Prof. Dr. Rudolf Hoberg, Darmstadt (Vorsitzender) – Priv. Doz. Dr. Bernd Ulrich Biere, IDS (Stellvertr. Vorsitzender) – Prof. Dr. Dieter Cherubim, Göttingen – Prof. Dr. Walther Dieckmann, Berlin – Prof. Dr. Helmut Henne, Braunschweig – Priv. Doz. Dr. Werner Holly, Trier – Prof. Dr. Heinrich Löffler, Basel – Reg. Dir. Walter Otto, Würzburg – Prof. Dr. Barbara Sandig, Saarbrücken – Dr. Werner Scholze-Stubenrecht, Mannheim – Prof. Dr. Hugo Steger, Freiburg – Dr. Gisela Zifonun, IDS

5.7. Beiräte

Beirat „Lexikon der Lehnwortbildung“

Prof. Dr. Johannes Erben, Bonn – Prof. Dr. Manfred Höfler, Düsseldorf – Prof. Dr. Horst Munske, Erlangen – Prof. Dr. Peter von Polenz, Trier

Beirat „Deutsches Fremdwörterbuch“

Prof. Dr. Oskar Reichmann, Heidelberg – Prof. Dr. Michael Schläefer, Göttingen – Prof. Dr. Hartmut Schmidt, Berlin – Dr. Heino Speer, Heidelberg

Beirat „Grammatik des heutigen Deutsch“

Prof. Dr. Hans-Werner Eroms, Passau – Prof. Dr. Barbara Sandig, Saarbrücken – Prof. Dr. Horst Sitta, Zürich

6. Besondere Nachrichten

Verstorben sind die Mitglieder des Wissenschaftlichen Rats Prof. Dr. János Juhász, Budapest – Dr. Karl Korn, Bad Homburg – Prof. Dr. Herbert Kolb, München – Prof. Dr. Reinhold Olesch, Köln – Prof. Dr. Leslie Seiffert, Oxford

7. Personalstärke, Anschriften, finanzielle Angaben**7.1. Personalstärke (Stand: 1.11.1991)**

Mitarbeiter (einschl. Teilzeit- und Projektmitarbeiter):

wissenschaftliche Angestellte	44
(davon beurlaubt: 3)	
Verwaltungs-/technische Angestellte	36
(davon beurlaubt: 1)	
Arbeiter	1
Projekt-Mitarbeiter	6
	87

7.2. Anschrift

Institut für deutsche Sprache

Friedrich-Karl-Straße 12

Postfach 101621

6800 Mannheim 1

Telefon (0621) 44010

Telefax (0621) 4401200

7.3. Haushalte des Instituts im Berichtsjahr

Einnahmen:

Ministerium für Wissenschaft und Kunst	
Baden-Württemberg	DM 4.240.500,-
Bundesministerium für Forschung	
und Technologie	DM 4.240.500,-
Stadt Mannheim	DM 5.100,-
eigene Einnahmen	DM 105.000,-
	<u>DM 8.591.100,-</u>

Ausgaben:

Personalausgaben	DM 6.598.600,-
Sachausgaben	DM 1.737.500,-
Investitionen	DM 255.000,-
	<u>DM 8.591.100,-</u>

Projektmittel:**Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG), Bonn****Projekt „Dialektaufnahmen Ostjiddisch“**

Personalmittel	DM	90.200,-
Sachmittel	DM	6.900,-
	DM	<u>97.100,-</u>

Projekt „Initiative Reaktionen“ (SFB 245)

Personalmittel	DM	135.000,-
Sachmittel	DM	10.000,-
	DM	<u>145.000,-</u>

Projekt „Lehnwortbildung“

Personalmittel	DM	23.300,-
----------------	----	----------

Projekt „POLKON“

Personalmittel	DM	3.000,-
----------------	----	---------

Projekt „Eurotexte“

Personalmittel	DM	86.200,-
Sachmittel	DM	13.850,-
	DM	<u>100.050,-</u>

Stiftung Volkswagenwerk**„Deutsch-Zentrum Tianjin/China“**

Personalmittel	DM	30.000,-
Sachmittel	DM	98.000,-
	DM	<u>128.000,-</u>

Deutscher Akademischer**Austauschdienst (DAAD), Bonn****Projekt „Procope“**

Sachmittel	DM	6.500,-
------------	----	---------

Kommission der EG**Projekt „European Corpora Network“**

Sachmittel	DM	28.200,-
------------	----	----------

**Bundesministerium für Forschung
und Technologie, Bonn**

„Gesamtdeutsche Korpusinitiative“

Sachmittel	DM	98.700,-
------------	----	----------

**Bundesministerium für Wissenschaft
und Bildung, Bonn**

Wirtschaftliche Sicherung außerhalb
der Bundesrepublik Deutschland
tätig gewesener deutscher Wissenschaftler
Personalmittel

DM	85.000,-
----	----------

Summe der Projektmittel

DM	714.850,-
----	-----------

Ordentlicher Haushalt

DM	8.591.100,-
----	-------------

DM	9.305.950,-
----	-------------

8. Veröffentlichungen im Jahre 1991

SCHRIFTEN DES INSTITUTS FÜR DEUTSCHE SPRACHE

Herausgegeben von Gisela Harras, Gerhard Stickel, Bruno Strecker

Verlag Walter de Gruyter, Berlin/New York

Band 3: Gisela Harras/Ulrike Haß/Gerhard Strauß,
Wortbedeutungen und ihre Darstellung im Wörterbuch
1991.

JAHRBÜCHER DES INSTITUTS FÜR DEUTSCHE SPRACHE

Verlag Walter de Gruyter, Berlin/New York

Redaktion: Sylvia Dickgießer

Rainer Wimmer (Hrsg.), Das 19. Jahrhundert. Sprachgeschichtliche
Wurzeln des heutigen Deutsch. Jahrbuch 1990 des Instituts für deut-
sche Sprache. 1991

Rainer Wimmer (Hrsg.), Wortbildung und Phraseologie. Jahrbuch 1988
des Instituts für deutsche Sprache (im Druck).

SPRACHE DER GEGENWART

Herausgegeben im Auftrag des Instituts für deutsche Sprache von
Joachim Ballweg, Inken Keim-Zingelmann, Hugo Steger, Rainer
Wimmer

Verlag Walter de Gruyter, Berlin/New York

Band 79: Deutsche Wortbildung. Vierter Hauptteil:
Substantivkomposita (Komposita und kompositionsähnliche
Strukturen 1), von Lorelies Ortner, Elgin Müller-Bollagen,
Hanspeter Ortner, Hans Wellmann, Maria Pümpel-Mder,
Hildegard Gärtner. 1991.

(Band 80 zu Adjektivkomposita/Partizipialbildungen wird 1992 erscheinen. Danach wird die Reihe 'Sprache der Gegenwart' eingestellt.

DEUTSCH IM KONTRAST

Im Auftrag des Instituts für deutsche Sprache herausgegeben von Ulrich
Engel und Klaus Vorderwülbecke

Julius Groos Verlag, Heidelberg

**Band 11: G. Gregor-Chiriță, Das Lautsystem des Deutschen
und des Rumänischen. 1991**

DEUTSCHE SPRACHE IN EUROPA UND ÜBERSEE

Im Auftrag des Instituts für deutsche Sprache, Mannheim und des
Goethe-Instituts, München herausgegeben von Sylvia Dickgießer Bernd
Kast, Gottfried Kolde, Dieter Strauss

Franz Steiner Verlag, Stuttgart

**Band 14: Ulrich Ammon, Studienmotive und Deutschenbild
australischer Deutschstudenten und -studentinnen. 1991**

STUDIENBIBLIOGRAPHIEN SPRACHWISSENSCHAFT

Im Auftrag des Instituts für deutsche Sprache herausgegeben von Udo
Hoffmann

Julius Groos Verlag, Heidelberg

Band 2: Bernd Ulrich Biere, Textverstehen und Textverständlichkeit. 1991

**FORSCHUNGSBERICHTE DES INSTITUTS FÜR DEUTSCHE
SPRACHE**

Herausgegeben von Rainer Wimmer, Bruno Strecker und Gisela Zifonun
Gunter Narr Verlag, Tübingen

Band 67: Wilfried Schütte, Scherzkommunikation unter
Orchestermusikern. 1991

Band 68: Reinhold Schmitt, Die Schwellensteher. Sprachliche
Präsenz und sozialer Austausch in einem Kiosk. 1992

DEUTSCHE SPRACHE

Zeitschrift für Theorie, Praxis, Dokumentation

Im Auftrag des Instituts für deutsche Sprache herausgegeben von Siegfried Grosse (Geschäftsführung), Odo Leys, Johannes Schwitalla, Gerhard Stickel

Redaktion: Franz Josef Berens

Erich Schmidt Verlag, Berlin

Jahrgang 1991: 4 Hefte

VERÖFFENTLICHUNGEN IM EIGENVERLAG

Institut für deutsche Sprache – 25 Jahre.
2., korrigierte Aufl. 1991

SPRACHREPORT. Informationen und Meinungen zur deutschen Sprache. Herausgegeben vom Institut für deutsche Sprache

Redaktion: Bernd Ulrich Biere (Leitung), Dieter Herberg, Bruno Strecker, Eva Teubert
Jahrgang 1991: 4 Hefte

(Das Gesamtverzeichnis der IDS-Publikationen bis Ende 1990 findet sich in der Broschüre „Institut für deutsche Sprache – 25 Jahre“, 2. Aufl. 1991.)



Walter de Gruyter
Berlin · New York

SPRACHE DER GEGENWART

Herausgegeben vom Institut für deutsche Sprache

Deutsche Wortbildung

Typen und Tendenzen in der Gegenwartssprache

Eine Bestandsaufnahme des Instituts für deutsche Sprache

Forschungsstelle Innsbruck

BAND 29, 1. HAUPTTEIL:

Das Verb

Oktav. 375 Seiten. 1973. Ganzleinen DM 152,- ISBN 3 11 012494 7

BAND 32, 2. HAUPTTEIL:

Das Substantiv

Oktav. 500 Seiten. 1975. Ganzleinen DM 204,- ISBN 3 11 012497 1

BAND 43, 3. HAUPTTEIL:

Das Adjektiv

Oktav. 536 Seiten. 1978. Ganzleinen DM 218,- ISBN 3 11 012503 X

BAND 62:

Morphem- und Sachregister zu Band I-III

Oktav. 111 Seiten. 1984. Ganzleinen DM 65,- ISBN 3 11 012522 6

BAND 79, 4. HAUPTTEIL:

Substantivkomposita

Oktav. XLII, 863 Seiten. 1991. Ganzleinen DM 420,-
ISBN 3 11 012444 4

BAND 80, 5. HAUPTTEIL:

Adjektivkomposita/Partizipialbildungen

Oktav. XX, 340 Seiten. 1992. Ganzleinen DM 178,-
ISBN 3 11 012445 9

Preisänderungen vorbehalten